



Die Gesellschaft

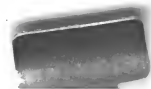
1894/1895

AP30

.G4

v.12

pt.2



Die Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.



neunster Jahrgang 1896. neunster

Zweites Quartal.



INDUSTRIE-GESELLSCHAFT

Leipzig.

Verlag von Hans Merian.

310144

AP30

.G4

v.12

pt. 2

YIP YAU ANGI
YIP YAU

S. L. F. (German)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Usenijeff, Elsa, Männermitleid</u>	790
<u>Bartolomäus, R., Erziehung und Volkstum</u>	437
<u>Bienenstein, Karl, M. E. delle Grazie Gedichte</u>	669
<u>Bodman, Emanuel von, Garnichtel</u>	620
<u>Calebow, J., Eine Kellnerin</u>	479
<u>Carrara, Dr. Mario, Giacomo Leopardi und die moderne positive Kritik</u>	775
<u>Dehmel, Richard, Les chansons de Bilitis von Pierre Louys</u>	453
<u>Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Hans Benzmann, Karl Bienenstein, Otto Julius Bierbaum, Emanuel von Bodman, Arthur Bornstein, Cäsar Flaischlen, Albert Geiger, Ladislaus Gumpłowicz, Walter Harlan, Kurt Heinrich, Johanna M. Kanfau, Willy Lentrodt, Theodor Lessing, Oscar Linke, Carl Maria, Kurt Martens, Guy de Maupassant, Arthur Pfungst, Emil Reclert, Heinrich von Reder, Gottlieb Steger, Edgar Steiger.</u>	462, 601, 746
<u>Eller, George, Englische Maler (III)</u>	673
<u>Ernst, Hugo, Bureaokratismus und Größenwahn</u>	501
<u>Eulenstein, Bernhard, Der Bund der nützlichen Berufe</u>	576
<u>Flaischlen, Cäsar, Der Künstler</u>	657
<u>Gaulke, Johannes, Über amerikanische Kunstzustände</u>	519
<u>Harlan, Walter, Der neue Pan-Bedafter</u>	658
<u>Hartwig, J. J., Breslauer Theaterbrief</u>	683
<u>Heilborn, Paul, Kohlenstizzen</u>	516
<u>Hirschberg, Rudolf, Dummheit</u>	787
<u>Hofacker, Dr. Albert, Die Kausalbeziehungen des Seelenlebens</u>	529
<u>Kritik: Bibliographie: S. 570, 707, 843. — Dramen: S. 549, 693, 827. — Englische Litteratur: S. 700. — Französische Litteratur: S. 565, 834. — Italienische Litteratur: S. 839. — Litteraturgeschichte: S. 832. — Lyrik und Epos: S. 546, 690, 825. — Portugiesische Litteratur: S. 568. — Rechts- und Staatswissenschaften: S. 697. — Romane und Novellen: S. 539, 686, 822. — Soziale Litteratur: S. 551, 829. — Spanische Litteratur: S. 702. — Theologie und Philosophie: S. 550. — Vermischte Schriften: S. 563, 699, 833. — Vermischtes: S. 840.</u>	
<u>Eener, P., Zur Entwicklungsgeschichte der Gottesidee</u>	504
<u>Eindner, Anton, Kunst und Polizei</u>	800
<u>Martens, Kurt, Die späten Zeiten</u>	471
<u>Walter Harlan</u>	740

N. 100

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>May, Max, Die klagenden Stände</u>	445
<u>Merian, Hans, Panoptikum</u>	573
Die Saison 1895/96 der „Litterarischen Gesellschaft“ in Leipzig	804
<u>Moeller-Bruß, Arthur, „De profundis“</u>	664
<u>Nisle, Charlotte, Am Wehr</u>	757
<u>Oswald, Dr. Eugen, Londoner Brief</u>	817
<u>Posselt, Friedrich, Vom Deutschen Landestheater in Prag</u>	815
<u>Reisner, Victor von, Der Beileidsbrief</u>	649
<u>Saint-froid, Jules, Noch einmal „De profundis“</u>	781
<u>Schifowski, Dr. John, Aus dem Berliner Kunstleben</u>	534, 679, 810
<u>Schultheiß, Dr. fr. Guntram, Arbeit am Volkstum</u>	587
<u>Sigl, Franz, Ein Wort zur Frühjahrsausstellung der „Sezession“ in München</u>	795
<u>Starckenburg, Heinz, Der Tod</u>	616
Die Entstehung des modernen Großkapitalismus und der sozialen Frage in Frankreich	709
<u>Stona, M., Die beglückte Stadt</u>	768
<u>Troll-Boroßváni, Irma von, Die Enquête über Frauenarbeit in Wien</u>	730

Porträts:

Pierre Louys.
César Flaischlen.
Walter Harlan.





Pierre Louÿs. -

April 1896.

Erziehung und Volkstum in Deutschland.

Von R. Bartolomäus.

(Schmügel.)

Rin Fremder, dem das deutsche Leben in Haus und Schule so vorgezeigt würde, wie es wirklich ist, und nicht nur in Paradesimmern, Paradekleidung und Paradehaltung, würde erstaunen über das Maß von Erziehung, welches von seiten der Eltern den Kindern, von seiten des Mannes seiner Frau, der Herrschaft dem Gesinde, des Lehrers den Schülern zugewandt wird. Ein unaufhörliches „laß das!“, „laß' nicht so albern!“, „sprich nicht so dummes Zeug!“, „siß' gerade!“ unterbricht das Beisammenleben; der Fremde würde gewiß den Eindruck mitnehmen, daß Menschen, die in unablässiger, so energischer Erziehung aufgewachsen sind, ihren Mann im Leben stehen werden, besonders, wenn er noch hinzurechnet, daß Frau und Gesinde ihre Schule besucht haben. Namentlich würde er glauben, daß ihm nicht der einzige Stoff der Erziehung bekannt geworden sei, daß jenes nur die Außenseite der eigentlichen Erziehung gewesen sei.

Indes, er würde erstaunen — mehr noch als zuvor, — wenn er wahrnehme, daß jene Befehle, neben Ernährung, Wohnung, Kleidung und Überhören, Abfragen, Durchsicht der Lernaufgaben, wirklich die einzige Erziehung waren, und daß daher die Erziehung mit dem Austritt der Kinder aus dem Hause, der Schule in das Leben, also mindestens mit dem vierten Teile des ganzen Lebens, durchaus noch nicht beendet ist. —

Der Geist, der Inhalt eines Menschen, eines Buches duldet nur Ein Urteil; an der Form beider versucht jeder das Seine. Mit dem Geist eines Gedankens kann man erfüllt sein und doch der Form nach dem

Urteil der Menge unterliegen; Friedrich des Großen Grenadiere mußten oft die Wahrnehmung machen, daß ihr König sich nicht vorschriftsmäßig hielt, nicht vorschriftsmäßig angezogen sei. Erziehen im wahren Sinne wird man nur einmal und für immer; umhergezogen kann man sein ganzes Leben werden. —

Nur die Form für Haus und Schule war bisher Gegenstand der Erziehung; jetzt kommt die Form für das Zusammenleben mit Alters- und Standesgenossen an die Reihe.

Daher die Mädchen in das Pensionat, die Jungen in eine Studentenverbindung oder ins Regiment! Beschäftigte sich jene erste Zeit der Erziehung mit Gewöhnung an Anstand und Gehorsam, d. h. mit Gewöhnung an augenblickliche Befriedigung des jeweiligen Gewalthabers in diesen Dingen, so hat die zweite Zeit zur Aufgabe, die Gewöhnung an Direktion, d. h. an die Neigung, seinen Standes- und Altersgenossen in seinem Auftreten stets genug zu thun. Sie ist zwar im Grunde genommen dieselbe Erziehung wie die erste, nämlich eine ausschließlich auf das Äußere und Außerliche gerichtete; aber sie ist insofern verschieden von der ersten, als sie dem Zögling die Augen darüber öffnet, was seine Eltern ihm schuldig sind, und was seine Lehrer ihm schuldig gewesen wären.

Er stürmt zwar nicht „ins Leben wild hinaus“ — das würde den hohen Ansprüchen, die er und andere auf ihn und seine Lebenshaltung haben, durchaus nicht entsprechen; — aber er kehrt nicht minder fremd „heim ins Vaterhaus“ als jener Glockenjüngling. Früh- und unreif findet er dort alles langweilig, abgeschmakt und veraltet; das ganze Haus ist hinter dem Fortschritt der neuern Zeit, der sich namentlich in seinen Mitschwestern und Mitbrüdern kundthut, so erheblich zurückgeblieben, daß es ein wahres Wunder scheint, diesen Verhältnissen sei er selbst der Existenz und der Erscheinung nach zu verdanken. Ihm ist die Heimat, das Haus seiner Eltern unzerreißbar mit dem Begriff peinlicher und kleinlicher Unterordnung verknüpft, und es ekelt ihn vor der ewigen Kleinmeistererei, mit der inzwischen in gewohnter Art fortgefahren ist; er vergißt, daß er selbst noch ein ihrer Opfer ist und fortfahren wird, es zu sein.

Ein Gährungsprozeß beginnt, dessen titanische oder vulkanische Kräfte das ganze Zusammenleben zerstören würden, wenn nicht zur rechten Zeit der Prometheus an den Felsen der Heirat oder Anstellung oder eines Amtes angeschmiebet würde, auf dem er dann genug zu thun hat, sich seiner Eingeweide zu wehren, anstatt an die Befuerung anderer zu denken. Beide Teile sind die Trennung zufrieden, und für die ausscheidenden Kinder beginnt eine neue, die letzte Periode der Erziehung durch Ehemann oder Vorgesetzte.

War die vorige Schöpfungsperiode verhängnisvoll, brachte sie dem werdenden ein Bewußtsein von Selbständigkeit, für alles außerhalb ihres zweiten Erziehungskreises belegene wenigstens, bei, das für unsere Gesellschaftsentwicklung notwendig eines Dämpfers bedarf, so wird dieser nun aufgesetzt und wirkt verähnlichend fort und fort, bis aus dem Erzogenen ein Erzieher wird, der den ihm gewordenen Unterricht in allen Einzelheiten andern angeeignet lassen kann, und oft noch darüber hinaus; im letzteren Falle wird er außerhalb seines Hauses weiter erzogen und erzieht innerhalb selber. —

Man sage nicht: das ist Karikatur! oder: das ist überall so! Weber Karikatur, noch überall! Nur dort ist das möglich, wo die äußere Welt ewig in einem ungelösten Widerspruche steht mit dem einzelnen Menschen, wo man niemand nur schützend und schonend aufwachsen läßt, wo der Mensch ewig gezwungen wird, seine Außenseite beständig und überall nach dem Wunsche anderer zu gestalten, Fremdes sich anzueignen im Ausdruck seines Wesens, wo, mit diesem Zwange zufrieden, nicht der einzelne Mensch allein, sondern das ganze Volk ewig nach Fremdem strebt, wo stets der einzelne Mensch ganz anders ist, wie er scheint (wenn auch oft nichts, obwohl er viel scheint), ganz anders, wie er durch den gewohnten Zwang genötigt ist, zu scheinen. Nur dort ist es möglich, wo schon die Sprache etwas Lästiges, Feinliches mit einem unvorbereiteten Besuch im Heim, einer „Heimsuchung“ bezeichnet, also einer Art Gewaltthat, durch die man wider Willen genötigt wird, sein Heim unaufgeräumt preiszugeben.

Es giebt Völker, die das sind, was sie zu sein gezwungen worden sind, wie Russen, Türken, Chinesen. Es giebt Völker, die ihre Zustände gezwungen haben, so zu sein, wie es ihnen selbst gefällt, wie Franzosen, Engländer, Amerikaner. Nur das Volk der Heimsuchung, das deutsche Volk, ist damit heimgesucht, kein eigentliches Heim, einen Ort zu haben, wo es allein Herr ist, sondern sich äußerlich einem Zwange der Verhältnisse zu unterwerfen, ohne Hoffnung, jemals zu sein, was es eigentlich sein sollte.

Kein Wunder daher, daß der Einzelne eine Doppelercheinung ist; das ganze Volk ist es nicht minder.

Das römische Kaiserthum ist dem deutschen Volk aufgezwungen; die römische Religion, das römische Recht sind ihm aufgezwungen mit nicht geringerer Gewalt, wenn auch letzteres nicht mit offener Waffengewalt. Die Kunst der Römer, dann der Griechen, schließlich der Franzosen ist ihm aufgedrängt worden von Leuten, die lieber in fremden Gärten ernten, als im eigenen Acker arbeiten wollten.

Zur ältesten Geschichte der deutschen Völker fühlt sich jeder Deutsche hingezogen; von der Geschichte ihres Mittelalters wenden sich alle — der

ehrwürdige Leopold von Ranke selbst von ihrer glänzendsten Seite — unbefriedigt ab. Jene zeigt das Volk in seinem Naturleben, diese eine fortlaufende Reihe von Erziehungsversuchen in der römischen Staatsidee, der römischen Religion, der römischen Kunst- und Rechtsanschauung. Gern möchte sich unser Mitgefühl den hervorragenden Männern dieser Zeit weihen; es vermag es aber nicht, weil sie nicht eigentlich deutsch-vollstümlich dachten, weil sie zwar Deutsche waren, aber ihre großen Kräfte nicht der Fortentwicklung ihres Volkes widmeten. In der ganzen Geschichte des Mittelalters giebt es keine mächtigere Gestalt als Karl den Großen, keinen geistig bedeutenderen Fürsten als Friedrich II. von Hohenstaufen. Ihre Namen leben im Volke fort; aber von den Segnungen ihrer Regierung weiß es nichts, denn Karl vernichtete die deutsche Volksselbstregierung, Friedrich jede selbständige geistige Regung außerhalb der Kreise seiner Politik, soweit sie es vermochten.

Erziehung war das Feldgeschrei, unter dem noch nach dem Ausgang des Mittelalters deutsche Männer ihre Streitkräfte musterten, Luther mit religiöser, Friedrich der Große mit staatlicher, Schiller mit ästhetischer Erziehung. Alles wollte erziehen, jeder da erziehen, wo das Volk seinen Ansichten nicht entsprach. Sehr boshaft, aber nicht ohne richtige Empfindung rufen daher Manzo und Dyl in ihren „Segengeschenken an die Sudelköße in Jena und Weimar“ (1797) Schiller zu:

„Wie? teutonisches Volk, so weit ist's mit Dir gekommen,
Daß sich Tritschchen sogar Dich zu erziehen erlehnt?“

hatten doch Schiller und Goethe selbst (Kenien, 177) die allgemeine Erziehungsmut verspottet:

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!“ So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stoc nicht einen Augenblick ruhn?“

Im allgemeinen gingen aber alle diese Versuche nicht tief. Das Volk verhielt sich ihnen gegenüber meist wie die Zuhörerschaft in einem Schauspiel. Es klatschte Beifall, zischte Mißfallen, nahm von Zeit zu Zeit handgreiflich Partei und ging nach Hause, um bald den ganzen Vorgang zu vergessen; nur die Galerienbevölkerung setzte den Streit, den sie während des Spiels auf Kosten ihrer Haut mitgefochten, oft noch auf der Straße fort.

Das deutsche Volk war kein Volk, das sich romanisieren ließ wie einst die Franken, Longobarden, Gothen unter dem Druck einer von römischer oder romanisierter Priesterschaft geleiteten oder beeinflussten Staatsmacht. Das Volk der Sachsen, das kein deutscher König jemals gänzlich hat unterthan machen können, behielt den Keim echten deutschen Volksebens in sich, so viele seiner Mitvölker im deutschen Volksverbände nach Osten und Westen, nach Norden und Süden schuldig oder unschuldig verloren gingen, und war

berufen, bei einer neuen Staatsbildung das Beste mit zu thun, im neunzehnten Jahrhundert. Es hatte Besitztümer eigener Art zu verteidigen, und mit der ihm eigentümlichen Starrheit widersetzte es sich innerlich der ihm zugemuteten fremdartigen Erziehung, so sehr es sich ihr äußerlich unterworfen zu haben schien.

Der Kampf ist noch nicht beendet; er dauert noch fort und ist noch nicht entschieden.

Neigung zu glänzenden Erfolgen äußerer Politik, Prunk im Gottesdienste, Überwucherung der äußeren Form in der Kunst, Herrschaft der sogenannten juristischen Logik in der Rechtsprechung bilden noch heute wichtige Momente in der Leitung unsers Volkslebens — sie sind gänzlich fremdartigen Charakters, haben mit dem eigentlichen Volkstum nichts zu schaffen, sind gewissermaßen die Gährungsstoffe, welche von außen hineinfließen, um Zwiespalt zu erregen. Zufriedenheit mit den vorhandenen Grenzen, Neigung zur Hebung des eigenen Wohlstandes, stiller Fleiß, Innerlichkeit des Glaubens, der Kunst, des Rechtsgefühls werden noch lange zu kämpfen haben.

Auf der Entwicklung dieses Kampfes beruht die Frage, ob sich ein deutscher Nationalcharakter zur Geltung bringen wird, beruht die Entwicklung der Zukunft Deutschlands; zu dieser Entwicklung sollte die Erziehung, die Volkserziehung beitragen.

Das Verständnis für das Vorhandensein dieses Kampfes lehrt erst die Geschichte des deutschen Volks verstehen, lehrt es verstehen, wie die unscheinbare Gestalt Rudolfs von Habsburg im Volksgedächtnis weiterleben, die weltbeherrschende Persönlichkeit Heinrich VI. vergessen werden konnte, im Volksgedächtnis; wie Hans Sachs eine dauernde Bedeutung in der Dichtkunst erwerben konnte, erklärt manche Erscheinung der neueren Zeit.

Der Lorbeerkranz und alles, was darnach strebt und sich von Antawegen mit ihm schmückt, ist und bleibt dem Volke fremd. Das Pathos der Imperatoren, Priester, Künstler ist ihm lächerlich. Das ist nicht die Neigung:

. . . das Glänzende zu schwärzen

Und das Erhabene in den Staub zu ziehn,

sondern die tiefenpfundene Auffassung, daß es mit dieser Art von Glänzendem, dieser Art von Erhabenem nichts ist, daß es etwas Fremdes, Aufgezwungenes, Angeleertes ist, daß es nicht aus der Seele des Einzelnen kommen kann, weil die Seele des Volks nichts davon weiß.

Dem Franzosen imponiert der Prunk des Monarchen, der Hofstaat, die Uniformen seiner Umgebung, den Deutschen ergreift die Einfachheit seiner Fürsten. —

Die Arbeit und der durch Arbeit errungene Besitz sind es, welchen das Volk Achtung zollt; vor allem übrigen hat es nur Achtung, weil es ihm gesagt wird, nur mit Widerstreben.

Den Staatsmann versteht es, denu es sieht ihn arbeiten und den Erfolg seiner Arbeit, den Feldherrn schon viel weniger und eigentlich nur, wenn er mit seinen Soldaten Entbehrungen, Anstrengungen gemeinschaftlich erträgt; sonst ist es sehr geneigt, seine Erfolge der Tüchtigkeit seines Heers zuzuschreiben — ganz anders die Franzosen! Die Franzosen sehen die Erfolge des Feldherrn für Ergebnisse seines Genies an, seine Soldaten als seine Werkzeuge, seine Mißerfolge für Beweise mangelnden Genies, die selbst die tapfern Kämpfer nicht hätten widerlegen können; dem glücklichen Feldherrn sind sie bereit, sich samt ihrem Recht zu opfern. Die Sympathie der Deutschen gewinnt gerade der unglückliche, der ringende Feldherr; in dem glücklichen erkennen sie eine fühllose Gewalt, in dem unglücklichen einen Menschen, der leiden und dulden muß wie der ärmste seiner Grenadiere.

So empfindet das Volk; trotzdem ist der Geschichtsunterricht der deutschen Jugend fast nichts als Kriegsgeschichte, welcher einige dürftige Zeitaugaben als Kulturgeschichte angehängt werden — im Ganzen nichts als Einzelheiten von Schlachten, ein Gemisch, das durch allerlei süßliche, halbersonnene oder schief darstellende Geschichtchen schmachtast gemacht werden muß, so daß das Bild der handelnden Personen oft für immer in den Köpfen der Schüler ein verkehrtes wird, und die Meisten sich nie von dem eingelernten Irrtum, und vielleicht nur gewaltsam unter Verkehrung nach der entgegengesetzten Seite, befreien. Ein großer Teil des Einflusses gewisser Redner auf die Massen ist dieser Art von gänzlich verfehltem Geschichtsunterricht zuzuschreiben; die Menschen hören von jenen das Gegenteil dessen, was man ihnen als Wahrheit überlieferte, und halten nun, ebenso ohne selbständiges Urteil wie einst in der Schule, dieses Gegenteil für die eigentliche Wahrheit.

Den Bildhauer, den Maler, den Erzgießer, den Baumeister schätzt das Volk, den Dichter viel weniger, denn im Grunde sind ihm die Spiele der schönen Phantasie so wenig verständlich, wie dies Wort deutsch ist; ganz naiv hält ein großer Teil des Volks einen Dichter für jemand, dem es nicht richtig im Kopfe ist. Ganz anders die romanischen und slavischen und orientalischen Völker! Diesen ist das Ersonnene an sich interessant, während dem Deutschen ein Dichterwerk erst dann anfängt, zugänglich zu werden, wenn er sich überzeugt hat, die „Geschichte“ sei geschehen oder könne doch wenigstens geschehen oder geschehen sein, der Dichter habe das wirklich so empfunden, wie er es ausdrückt, sei auch selbst von diesem Gefühl durchdrungen.

Sehr bezeichnend nennen ihn daher die Griechen, und nach ihnen die Römer und romanischen Völker, einen Schöpfer (*ποιητής*), die Deutschen einen Sänger (der „singt und sagt“); jenen ist das Kennzeichen eines Dichters das Schaffen von etwas, was noch, in dieser Form wenigstens, nicht da ist, diesen das Berichten von Dingen, die geschehen sind.

Den Bildhauer, Maler, Erzgießer, Baumeister sieht das Volk arbeiten; die Arbeit des Dichters (das Sinnen über einem poetischen Gedanken) kann es nicht wahrnehmen, und sein Schreiben (die Arbeit, die es bei ihm wahrnimmt) ist ihm nur Wiedergabe dessen, was jeder aufzuschreiben versteht, der sich die Zeit nehmen würde. Am klarsten hat das Volk seine Ansicht über diese Dinge dadurch bekundet, daß es damals, als das Wort „Dichter“ in die Sprache aufgenommen wurde, gerade dieses Wort aufnahm, als die Bezeichnung eines Menschen, der seine Gedanken diktiert, also den Ausdruck für das, was es ihn körperlich thun sah.

Nicht den Dichter, den Schöpfer, ehrt das Volk in dem Dichter, wo es ihn ehrt, sondern seine äußere Lebensstellung, seine nationalen Verdienste, die Wahrheit, die Tiefe seiner Gefühle, seine edle Persönlichkeit, seine Geltung bei fremden Völkern.

Und doch ist Litteratur und nichts als Litteratur, d. h. Büchertunde, der einzige Kunstgegenstand in der Erziehung der deutschen Jugend.

Die Wirkungen dieser Art Erziehung hat ein geistvoller Beobachter schon lange erkannt.

„Man findet,“ sagt Guizot in seiner *Civilisation en France* (1846, I, S. 42), „daß die (abstrakte) Verstandesentwicklung in Deutschland die Entwicklung der Gesellschaft stets übertroffen hat. — Es ist heutzutage ein Gemeinplatz, zu sagen, daß jenseits des Rheins die Gedanken und die Thatfachen, die Geistesrichtung und die Richtung der Verhältnisse fast gänzlich getrennt sind. Der eigentümliche Charakter aller poetischen, philosophischen, historischen Werke in Deutschland ist der Mangel der Weltkenntnis, die Abwesenheit des Gefühls für die Wirklichkeit. Man bemerkt beim Lesen, daß das Leben, die Thatfachen auf diese Menschen nur wenig Einfluß gehabt haben, ihre Phantasie gar nicht beschäftigt haben; sie haben in sich selbst zurückgezogen gelebt, mit ihren Ideen, entweder Schwärmer oder Denker.“

Es ist nicht Schuld „dieser Menschen“, daß sie so sind; man verstattete ihnen nicht, sich mit etwas anderem zu beschäftigen. Man gewöhnte sie, als Bildung nur das anzusehen, was man aus einer Auswahl von Büchern lernen kann, und als die Wirkung, wenigstens den höchsten Grad der Wirkung, der Bildung, selbst Bücher zu verfertigen, unter Beihilfe von Schreibern und Lesern. Das Volk hält denn auch den Hauptvorteil dieser

Art Bildung darin enthalten, daß man nicht zu arbeiten brauche. So hat der viele und vielfach übertriebene Unterricht im Kennenlernen durchaus nicht den eigentümlichen Bildungswert des Wissens schätzen gelehrt, nämlich den Wert des Wissens andern Genüssen gegenüber und ein Verständnis für das Mißverhältnis dessen, was man weiß, gegen das, was man wissen könnte oder sollte. —

Nicht die Gestaltung der Aussenseite, nicht die Ausbildung der Fähigkeit, sie jederzeit nach dem Willen eines Andern zu gestalten, sollte der einzige oder hauptsächliche Gegenstand der Erziehung sein. Eine solche Erziehung kann nur die oberflächlichen und in tiefster Seele völlig rohen Menschen zeitigen, wie sie die jetzigen Lebensverhältnisse überall zeigen. Die Wirkung äußerlicher Erziehung und hauptsächlich auf äußerlichen Gehorsam gerichteter Erziehung ist nichts als die Neigung, in dieser Weise weiter zu erziehen.

Wie jedes andere Naturwesen, wie der Körper des Menschen, wächst auch der Verstand des Menschen nicht durch einseitige Bevorzugung gewisser Kräfte, sondern durch zweckgemäße Förderung seiner Gesamtkräfte. Auf diese Förderung sollte sich alle Erziehung ausschließlich erstrecken, die Erziehung im Hause auf das Dasein im Zusammenleben der Menschen, die Erziehung in der Schule auf das Dasein in einem Beruf vorbereiten, das Kind nicht wie stets der Familie, der Schüler nicht wie stets der Schule zugehörig erzogen werden; nicht ihre eigenen Neigungen sollen die Erzieher befriedigen, sondern die des Kindes, des Schülers leiten, dorthin, wo sie an der Gesamtarbeit des Volkes, nicht eines einzelnen Standes, ihren Teil später zu nehmen befähigt sind.

Dazu gehört nicht nur im allgemeinen Selbsterziehung und Selbstüberwindung, dazu gehört nicht nur, daß man selbst etwas gelernt hat, sondern vor allem, daß man weiß, wohin die Erziehung führen soll, zu welchem Zweck sie da ist, daß man sich eins fühle mit dem Geist unseres Volkes und dessen tiefem Gemüt.



Die klagenden Stände.

Von May May.

(Heidelberg.)

Obgleich die politische und gewerkschaftliche Organisation des Proletariats so große Fortschritte aufzuweisen hat und die agitatorische Thätigkeit der Organisationen geradezu bis zur Maßlosigkeit gesteigert ist, begegnen wir heute doch keinen eigentlichen Lohnkämpfen, keinem Kampf um eine direkte und augenblickliche Verbesserung des Einkommens und der ganzen sozialen Lage, die Ausstände sind selten und drehen sich häufig um Abwehr, um vermehrten Arbeiterschutz, um verminderte Arbeitszeit, selten um Lohnverbesserung.

Es scheint bei dem organisierten Proletariat derartiges Kämpfen als ein aussichtsloses angesehen zu werden und „man geht auf das Ganze“, wartet auf den Erwerb der Macht, um sich dann um so besser zu betten, als daß man seine Kräfte und Mittel in einzelnen kleinen Gefechten aufbraucht, die doch besten Falles nur einzelnen Gruppen, einzelnen Gewerken, einzelnen Bezirken zu gute kämen. Anders sieht es hingegen bei den Besitzenden, bei den Bessergestellten und zwar vom vielfachen Millionär bis herab zum Handwerker und Bauer aus. In allen Kreisen tobt hier der Kampf um Verbesserungen, in allen Kreisen ertönt hier die Klage über Mißstände, ja über Not; obgleich alle diese Minderheiten offenbar weit besser gestellt sind, sein müssen, als die großen Mehrheiten der proletarischen Stände, der Lohnarbeiter aller Art und der kleinen Bediensteten im öffentlichen und privaten Dienst.

Hand in Hand mit dem erwachten Bewußtsein der unteren Klassen über ihre Lage und dem Verhältnis zu den bessergestellten Klassen ging das Fortschreiten der Verkehrsvereinfachung, das Ausnutzen der Naturkräfte, die vermehrte Anwendung der Naturwissenschaft für die wirtschaftliche Praxis, kurz, eine vollkommene Umgestaltung der Produktion und des Güteraustausches.

Aber die enorme Gütererzeugung und der Austausch derselben war den unteren Ständen nur in beschränktem Maße zum Vorteil, während er Einzelnen und einzelnen Gruppen der Bessergestellten zu großem Reichtum, zu außerordentlichen Vorteilen verhalf.

Und wie gerade die Begünstigten unter den Lohnarbeitern zuerst Unzufriedenheit zeigten und verbreiteten, so waren nun auch unter den Besitzenden gerade die Begünstigten zuerst unzufrieden, so daß wir bald nach der Einigung des Reiches Klagen und Forderungen begegnen, die

einander wiedersprechen, und die sich nicht nur fortpflanzten innerhalb unserer Grenzen, sondern sich auch auf andere Länder übertrugen. War dem Einen die Verbesserung der Verkehrswege auf dem ganzen Erdenrund wie im eigenen Lande eine Lust, weil er aus allen Theilen der Erde Rohprodukte beziehen und Halb- oder Ganz-Fabrikate verkaufen konnte, so wurde das Eine wie das Andere manchen Anderen zum Nachteil.

War der Eine froh, daß ihm für seine Produktion nun die ganze Welt offen stand, so war dem Anderen die Konkurrenz der ganzen Welt sehr im Wege.

Nichts hat diesen Umschwung der Verhältnisse, diesen Übergang von der Freude zur Klage, oder umgekehrt von der Klage zur Freude, besser illustriert als die Behandlung der Eisenzölle im Deutschen Reich. Die Eisenproduzenten klagten über Konkurrenz und mußten sich doch unter Zustimmung der Produzenten von Lebensmitteln, die noch zu exportieren vermochten, die Beseitigung der Zollschranken gefallen lassen, aber nach kurzer Zeit gingen beide Produzentkreise schon Hand in Hand zur Errichtung neuer Zollschranken, neuer Hemmungen des Weltverkehrs.

Hatte der Eine oder der Andere sich nach Verbesserung der Schifffahrt gesehnt, und ging ihm der Eisenbahnbau viel zu langsam, so war nach kurzer Zeit an die Stelle der Freude über die Verkehrsvereinerleichterung die Klage darüber getreten.

Ein Wettlaufen um Schranken und Hemmungen begann in einem großen, sehr maßgebenden Kreise der Industrie, begann im Kreise der Landwirtschaft mit Großbetrieb.

Doch der Weltverkehr war mächtiger als man sich gedacht, und die Mittel zur Beschränkung desselben unzulänglich, die erhofften Vorteile blieben aus oder traten nur für kürzere Perioden ein, und die Klagen verstummten nur teilweise, während sie sich auf manchen Gebieten mehrten.

Dabei hatte der allgemeine Fortschritt auch ein Fortschreiten der Ansprüche an Lebensgenuß zur Folge, schritten die Bedürfnisse von Staat und Gemeinde fort, und so waren auch deren Anforderungen an die Leistungen ihrer Angehörigen im steten Steigen.

Kein Wunder, wenn also die Klagen sich noch mehrten.

Auch die Armeren, die um Lohn arbeitenden Klassen, hatten Anteile an den Fortschritten, aber auch zugleich Vorbilder für erhöhte Ansprüche, und das um so mehr, als sie immer noch weit zurückstanden im Genuß der so außerordentlich gestiegenen Gütererzeugung.

Es mußte auch etwas geschehen, um die Klassen, die zu einem Besitz, der sie in Krankheit und Unfall, hohem Alter oder Erwerbsunfähigkeit einigermaßen vor Not zu schützen vermöchte, nie gelangen, besser als

bisher zu versorgen, und dazu mußten die Produzenten, die den größeren Genuß von dem Produkt der Arbeit der Mehrheiten erhielten, herangezogen werden.

Ein neuer Punkt für Klagen war gefunden, und die Versicherungsprämien für die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalviditäts-Versicherungen wurden als unerschwinglich für den Landwirt, als ruinös für die Industrie, die für den Weltmarkt arbeiten muß, dargestellt.

Es waren vorzugsweise die Großen in Landwirtschaft und Industrie, die der Fürsorge für die Ärmsten gegenüber in Klagen ausbrachen, und nicht selten konnte man es hören, daß die Zeit angebrochen sei, wo alles für die Arbeiter geopfert werde, während man die Landwirtschaft zu Grunde gehen ließe und manche Industrie zu Gunsten des Arbeiterschutzes und der Fürsorge, die in den Versicherungsgesetzen zum Ausdruck gebracht werden, hinschlachte.

Das Übertriebene aller dieser Klagen liegt so offen vor Augen, daß es kaum mehr nötig erscheint, darüber Worte zu verlieren, und es würde auch weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wollte man das Unsinnsige der Klagen, die über die Lasten der Arbeiterfürsorge laut geworden, zahlenmäßig und durch Vergleiche mit den Wirtschaftsausgaben der Klagenden nachweisen.

Daß die Industrie bei jeder Einrichtung von Zollschranken sofort in gegenseitiger Konkurrenz, in Überproduktion, alle gebotenen Vorteile wieder hinfällig macht, ist oft genug dargethan, und daß die Landwirtschaft auf eigenem oder erpachtetem Boden, trotz der Konkurrenz ferner Länder durch die Verkehrsverbesserungen, noch rentabel ist, zeigen gerade die wirtschaftlichen Zustände der Pächter am deutlichsten, sind aber auch sonst vielfach nachgewiesen und leicht weiter nachzuweisen.

Daß hingegen durch übernommene Schulden bei Erbteilungen oder Kauf, durch schlechtes oder doch ungenügendes Wirtschaften, mancher Landwirt in Nöten ist, und daß der kapitalärmere Industrielle dem kapitalfräftigeren unterliegt, ist zweifellos, aber es berechtigt weder zu der Behauptung, daß die Landwirtschaft oder die oder jene Industrie zu Grunde gehe, noch zu den Forderungen, die an die Klagen geknüpft werden. Die Erfüllung solcher Forderungen, so nachteilig sie für die Allgemeinheit zum Teil sein würde, dürfte doch die Klagen nicht verstummen machen, wohl aber die Taschen der Produzenten noch weiter füllen, die ohnehin bisher voll gewesen oder doch nie so leer, als man sie darzustellen pflegte. Den Taschen der Armen müßte es aber entnommen werden, was die Taschen der Bessergestellten und Reichen füllen soll.

So lang nun eine Minderheit von Großgrundbesitzern — im Vergleich

zur Zahl der Grundbesitzer überhaupt — als notleidende, klagende Landwirtschaft erschien, und so lang bald die, bald jene Industrie-Gruppe mit ihr gemeinsame Sache machte, um im Namen der nationalen Produktion aus den Taschen der Mehrheiten Vorteile für sich zu erringen, war der Kampf in mäßigen Schranken geblieben. Hatten auch die Großen die maßgebenden Mächte auf ihrer Seite und errangen sie Vorteile, so war doch die Erbitterung nicht in so hohem Grade ins Volk hinausgetragen, als das neuerdings der Fall ist durch die Teilnahme größerer Kreise an der Klage über Notstände und drohenden Ruin.

Die großen Landwirte haben ungünstige Ernten, billige Getreideeinfuhren und anderes benutzt, um die Masse der kleinen Bauern für ihre Klagen und Forderungen zu gewinnen, obgleich die Interessen der Kleinen und Großen wesentliche Verschiedenheit aufweisen, und die Erfüllung der Wünsche der Großen nur wenigen Kleinen und auch diesen nicht erheblichen Vorteil böte.

Zimmerhin haben sich eine Anzahl Bauern den klagenden Großbesitzern angeschlossen, während andere nun mit jenen auf eine Änderung und Besserung ohne eigenes Zutun hoffen.

Neben den klagenden Landwirten und zum Teil in Verbindung mit solchen haben sich aber auch andere klagende Gruppen aus dem Mittelstand entwickelt, es sind das Handwerker und Kaufleute.

Nicht etwa nur die Handwerker gehören den klagenden Gruppen an, die immer und immer wieder gegen die Gewerbefreiheit eifern, die als Zünftler bezeichnet wurden und werden, und die für den Befähigungsnachweis eintreten, obgleich sie ihn selbst gar nicht oder nur für einen Teil ihres Betriebes erbrachten, die für Beschränkung der Lehrlingsausbildung auf Zunftmeister halten, aber ihre Lehrlinge entweder als Handlanger und Laufburschen benutzen, oder im Fall sie größere Betriebe haben, für einen einseitigen Arbeitszweig drillen, wie es die Arbeitsteilung mit sich bringt; sondern auch andere Handwerker, die für Befähigungsnachweis nicht zu schwärmen vermögen, weil sie selbst gar keine Nachweise solcher Art erbrachten, haben sich den klagenden Mittelstandsgruppen, zum Teil als lauteste Schreier, angeschlossen.

Ihre Klagen richten sich gegen die Konkurrenz der Händler, Hausierer, Konsumvereine, während doch nur die Fabrik und der Großbetrieb die Ursache bilden, daß sie mit ihrer Arbeit nicht konkurrieren können, und deshalb längst auch im wesentlichen Händler, nicht Handwerker sind, es aber gern allein sein möchten mit den Artikeln, die ihrem Handwerk verwandt sind.

Mit diesen Handwerkern blasen in dasselbe Horn die Kaufleute, die

gern einen Teil ihrer Konkurrenten beseitigt sehen möchten und dazu die Hilfe des allmächtigen Staates anrufen.

Obgleich sie selbst die Methoden des als unlauter anzusehenden Wettbewerbs nicht immer und nicht ganz verschmähen, wollen sie dieselben anderen ganz entzogen wissen, wollen Hausierer, Detailreisende, Konsumvereine, Bazare, Filialgeschäfte entweder ganz beseitigt sehen oder doch entweder durch polizeiliche Maßregeln oder hohe Steuern so einschränken, daß die Einschränkung wie Verbot wirkt.

Daß jeder Detailreisende, jeder Konsumvereinslagerhalter, mancher Hausierer und fast jeder Angestellte der Bazar- und Filialgeschäfte-Inhaber irgendwo ein ansässiger Konkurrent wird, bedenken die Klagenden bei ihren Forderungen nicht und ebenso wenig, daß für jeden eingehenden Konsumvereinsladen etliche andere Läden aufgethan werden dürften.

Von den moralischen Nachteilen und der Verletzung des Grundsatzes, gleiches Recht für alle, ist ohnehin bei ihnen keine Rede, sie wollen nur ihre Selbstsucht befriedigt sehen.

Die neu auftretende Konkurrenz, nach Beseitigung eines Theiles der bisherigen, scheint ihnen keine Sorge zu machen.

Ihr glaubt man sich gewachsen, denn die Klagenden in den Mittelstandsgruppen sind vielfach nicht von der Art, daß sie absolut zu klagen hätten, es sind nicht die Schlechtgestellten ihres Faches, sondern häufig gerade die Wohlhabenderen.

Deshalb ist auch den Mittelstandsgruppen nicht damit gedient, wenn man ihnen das heute so billig gewordene Geld behufs Kredit für ihre Betriebe in die rechten Wege leitet, sie auf das Genossenschaftswesen und dessen Vorteile hinweist.

Das Gleiche ist bei den Handwerkern in diesen Gruppen der Fall, die auf die Begründung von Einkaufs- und Vorlaufs-Genossenschaften oder den Anschluß an solche hingewiesen werden.

Sie fühlen sich besser allein, denn als Mitglied einer Genossenschaft, an Kredit fehlt es ihnen entweder nicht, oder sie sind solcher Art, daß der Anschluß an eine Genossenschaft ihnen doch keinen bringen würde.

Ist doch bei den klagenden Bauern auch zu beobachten, daß sie den billigen Kredit, der ihnen bei gleich hohen Zahlungen die Tilgung der Schuld ermöglichte, verschmähen und lieber im Schlendrian die hohen Zinsen fortbezahlen. Zahlt doch mancher Bauer noch 5 oder $4\frac{1}{2}\%$ Zins, während er Geld zu 4 oder $3\frac{3}{4}\%$ haben könnte und mit $\frac{3}{4}\%$ — $1\frac{1}{4}\%$ die Schuld allmählich getilgt zu werden vermöchte. Aber zu den Klagenden und Fordernden gestellt er sich, obgleich ihm hoher Kornpreis weniger nützte, als die Veränderung in der Verzinsung seiner Schulden.

Lehnen die klagenden Handwerker und Kaufleute auch die Berechtigung der Konsumvereine ab, so gehören sie deshalb doch gern einem Einkaufsverein an, der im Großen das Prinzip vertritt, was im Kleineinkauf für den Verbraucher der Konsumverein vertreten soll.

Aber die Selbstsucht erstickt alle Erwägungen, und das Schlimmste dürfte noch sein, sie erstickt diejenige Thatkraft, durch die sich jeder selbst helfen muß und selbst helfen kann.

Betriebsverbesserungen jeglicher Art unterbleiben, weil man größere Vorteile auf anderem Wege erwartet und zu erreichen trachtet.

Welchen Eindruck muß dies Klagen und Fordern der Besitzenden auf das Proletariat machen? Muß seine Erbitterung dadurch nicht neue Nahrung finden?

Welchen Eindruck empfängt aber auch der sachliche Beobachter aus den bessergestellten Ständen?

Er findet täglich und stündlich Veranlassung, an dem geklagten Notstand zu zweifeln, denn er sieht nichts von den Beschränkungen, die solche Not in der Lebenshaltung der Klagenden zur Folge haben müßte.

Er empfindet aber auch das Unrecht, das darin liegt, daß Wohlhabende und Reiche mit Ungestim Verbesserung ihrer Lage fordern auf Kosten der Allgemeinheit, der konsumierenden Mehrheiten, die seit Jahrzehnten durch Auflagen auf den Konsum immer wieder oder immer mehr belastet wurden und doch noch weiter belastet werden sollen.

Muß sich diese Empfindung nicht bis zur Erbitterung steigern, wenn man hört, daß man seines Standes halber keine weiteren Einschränkungen in der Lebenshaltung, oder keine weitere Übernahme von Arbeit zu ertragen vermöge, aber auch das Nachdenken verschmäht, wie man sein etwas zusammengeschrumpftes Einkommen wieder aufbessern könne, und lieber Staatshilfe anruft, als daß man selbst Hand anlegt und die Wege geht, die erwiefenermaßen Besserung bringen können?

Und wie muß diese Erbitterung sich erst steigern bei dem wirklich mehr oder weniger länglich auskommenden und zuweilen auch darbenenden Proletarier, der seine Lebenshaltung vergleicht mit der von klagenden Reichen und Wohlhabenden, von Großgrundbesitzern oder Großindustriellen, oder auch nur mit dem Maß von Lebensgenuß, dem die klagenden Mittelständler sich hingeben, ohne befriedigt zu sein.

Man braucht nicht zu den Extremen gewisser Parteiorgane zu kommen und in jedem klagenden Landwirte einen Sekttrinker zu verurteilen oder den Vater eines überflotten Korpsstudenten oder Kavallerie-Leutnants zu vermuten, aber eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß unter den lautesten Rufem nach gesetzlicher Hilfe, nach Staatshilfe, eine Anzahl von

Personen ist, die erst vor ihrer Thüre kehren sollten, ehe sie andere verurteilen.

Und das gilt ebenso für die Mittelständler wie für die agrarischen Großgrundbesitzer.

Fragen wir uns aber, ob überhaupt der Mittelstand derartig zu klagen hat, wie das neuerdings in lauter Weise geschieht, und fragen wir uns, ob es wirklich wahr ist, was auch die Sozialisten glauben oder hoffen, daß täglich ein Teil des Mittelstandes zerrieben würde, um in das Proletariat herunter zu steigen, weil die Macht des Kapitals diese Arbeit unaufhörlich vollziehe, so müssen wir die Frage, wenn nicht mit einem ganz entschiedenen Nein, aber doch immerhin mit nein beantworten.

Die Statistik und speziell die Steuerstatistik weiß nichts davon. Das Proletariat wächst wohl aus sich selbst, und es fällt auch mancher Besizende zu ihm hinab, aber mindestens die gleichgroße Zahl steigt auch aus dem Proletariat in die Mittelstände und höher hinan.

Wie sich stetig ein Aufstieg aus dem Mittelstand in den Stand der Wohlhabenden und Reichen vollzieht, so vollzieht sich auch stetig ein Aufstieg aus dem Proletariat in die höheren Klassen.

Es kann nicht bestritten werden, daß mancher Handwerksbetrieb ausgestorben ist oder auf dem Aussterbeetat steht, weil Fabrikbetrieb ihn verdrängte oder die Sitten ihn entbehrlich gemacht haben, aber damit ist der Mittelstand noch nicht am Aussterben.

Aus manchen Handwerkern sind kleine Kaufleute geworden, aus anderen sogar große oder Fabrikanten, und auch die Vermehrung der zum Mittelstand zählenden vielen Staats- und Verkehrsbeamten hat eine Anzahl Personen aufzunehmen vermocht, die vor dem Versinken in das Proletariat geschützt sind. Auch innerhalb des landwirtschaftlichen Berufes muß das Zerreiben der Kleinen und deren Hineinwachsen in das Proletariat bestritten und mindestens bezweifelt werden.

Das Bauernlegen ist zur Seltenheit geworden und wird durch Gutszerteilungen, Rentengüterbildungen etwa als neutralisiert betrachtet werden können.

Wo hingegen durch die Güterzersplitterung bei Erbteilungen Zwergwirtschaften entstanden, deren Besizer keine Bauern mehr sein können und Industriearbeiter wurden, steht immerhin auch noch vielfach das Beispiel entgegen, daß durch Sparsamkeit und dann durch Zukauf von Grundbesitz aus dem Fabrikarbeiter wieder ein Bauerlein wird oder geworden ist. Von einem gänzlichen Verfallen ins Proletariat ist aber auch bei diesen grundbesitzenden Fabrikarbeitern, selbst bei kleinerem, zum Spanviehhalten zu kleinem Besitz selten die Rede. Diese Art Fabrikarbeiter behalten immer den Charakter als Besizer. —

Es wäre eine Täuschung, wenn die Führer des Proletariats auf das Zerreiben des Mittelstandes ihre Hoffnung setzten, aber ihren Zwecken förderlich ist das laute Klagen der Mittelstandsgruppen wie der Großen, wenn auch diese insgesamt gar keine großen Zahlen repräsentieren. Ihre Kritik des Bestehenden, ihre Hoffnung und Erwartung auf Staatshilfe verkehrter Art gleicht den Kritiken der Proletariatsführer, gleicht deren Hoffnungen und Erwartungen, und deshalb wird mancher Zufriedene zu den Unzufriedenen, mancher Gleichgültige zu den Selbstfüchtigen hingezogen.

Die notwendigen und möglichen sozialen Reformen liegen aber auf ganz anderen Gebieten, als alle die klagenden Ständegruppen sie in ihren Programmen haben, oder wenn einzelne in den Programmen stehen, so wird ihnen durch andere Programmpunkte widersprochen.

Der Ausgleich zwischen ungeheurer Anhäufung von Reichtümern einerseits und Massenarmut andererseits bleibt unberührt, es wird weder für den bescheidenstill Darbenden oder Entbehrenden gesorgt, noch dem in Überfluß Schwelgenden etwas abgenommen, aber sowohl Geld und Gut als Kraft und Geist wird in unnützen Kämpfen vergeudet, die, gleichviel wer auf kurze oder längere Zeit Sieger ist, wer auf kurze oder längere Zeit Vorteile oder Nachteile dabei hat, zu keinem friedlichen Zustand führen können.

Hingegen halten alle diese Kämpfe die eigentlich gründliche soziale Reform nur auf, verzögern sie zum Nachteil aller und erschweren die Verschönerung sowohl als die Ausführung von Maßregeln, wie sie vor allem zu Gunsten der untersten Stände, der Ärmsten, der lohnarbeitenden Klassen notwendig sind, die doch noch weit ab von dem Lebensgenuß stehen, der auch den schlechtestgestellten klagenden zu teil wird.

Eine erhöhte Anspannung der Kräfte erfordern heute alle Berufe, manches Alte stürzt und kann in seinem Sturz nicht ausgehalten werden, aber neues Leben wird aus den Ruinen blühen, wenn jeder seine Pflicht erfüllt und nicht Hoffnungen setzt auf Einrichtungen, die ihm wohl nützen, aber anderen um so mehr schaden können.



Les chansons de Bilïtis

„traduites du grec pour la première fois“ par Pierre Louys.

(Paris, 1895, librairie de l'art indépendant.)

Verehrte Freundin!

Barum gönnen Sie mir meine Freude nicht? Daß die „Lieder der Bilïtis“ mich bezaubern, trotz der delikaten Widmung, ist doch wohl kein Sittlichkeitsvergehen. Natürlich schrieb ich Ihnen unterm ersten Eindruck etwas überschwenglich. Aber glauben Sie mir: der bien-aimé do son André ist mehr als bloß bildschön. Wer Gedichte wie diese, die ich hier in freier Übertragung folgen lasse, zu „machen“ versteht, dessen Kunst ist nicht bloß très traquée, der hat außer seiner Schönheit und den tracs noch eine tiefe schmerzliche Kenntnis der Menschenseele und eine große Kraft des Rächeln's, weil die Welt, Welt, Welt so schön ist, trotz und wegen aller Menschen Schmerzen.

Glauben Sie nur ja nicht, daß mich die antike Pose und die Sexualität bestochen haben. In dieser Hinsicht bin ich stets sehr mißtrauisch; man weiß, wie wenig meistens hinter solchen Reizen steckt. Ich hab es Ihnen doch ganz klar geschrieben, daß ich diese sogenannte Übersetzung aus dem Lesbischen, diese lyrische Fetäre samt ihren ausgegrabenen Gebeinen und dem deutschen Altertumsprofessor, bald als Mystifikation erkannte; ich bin durchaus nicht „drauf hereingefallen“. Auch hoffe ich zum Herrscher Apollon, daß der schöne junge Dichter sich diese koketten Schmirrpeisereien sehr schnell abgewöhnen wird; und da Sie ihm mein erstes Entzücken zu lesen gaben, so bitte, reiben Sie ihm nun auch diese Zeilen unter die seine Nase! Es wäre jammer schade, wenn er sich auf derlei stilistischen Geselsbrüden seine ihm von Gott gegebenen eignen Weine brechen sollte. Die „neugriechische Schule“ in Paris kann mir gestohlen bleiben; le Grec est mort, vive l'homme! — Aber trotz all dieses Mummenschanzes: wer mit so geringem Krastaufwand ein so üppig sichtbares Bild verstorbenen Lebens herausbeschwören und es mit so starkem Hauch des ewig lebendigen Lebens beselen kann, der ist ein Dichter, nicht bloß Sprachkünstler. Und einem solchen Dichter bleibt nur Eines noch zu wünschen: daß er seine ganze Kraft zusammennehmen möge! Hoffentlich ist er in stande dazu.

Auch als Künstler, scheint mir, braucht er nur noch einen Stoff von geistig höherer Bedeutung in die Hand zu kriegen, um ein Schöpfer müßergültiger Formen zu werden. Sinnlich sieht er tief genug; nur die sittlichen Leidenschaften muß er noch ins Auge fassen. Es wäre traurig, wenn ihn die Pariser Wollust um den menschlichen Abel brächte. Aber

wer das Leben einer Dirne so naturwahr und zugleich doch so für jedes keuschste Weib sinnbildlich darzustellen versteht, der ist noch Manns genug zum Manne. Bitte, liebe Freundin, vergegenwärtigen Sie sich: wieviel reife Lebensweisheit, klare Naturanschauung und starke Seelensinnlichkeit, welche rücksichtslose Leidenschaft und rücksichtsvolle Ruhe spricht aus diesen dreihundneunzig kleinen rhythmischen Skizzen von nur je vier Strophen! Nicht bloß das antike Hellas, auch die Gegenwart und Zukunft lebt darin. Also seien Sie nicht ungläubig, sondern gläubig! —

Und vor allem ist mit dieser Dichtung eudlich wieder ein Schritt nach vorn geleistet auf dem Wege der Komposition. Wir alle wissen, welch ein schauderhaftes Zwitterding aus Kunst und Drumherumgerede der alte Roman im Grunde ist, selbst Meisterwerke nicht ausgenommen. Nur das Bestreben, die psychologische Erzählung auf den unmittelbarsten, knappsten Ausdruck eines persönlichen Weltbildes hin, d. h. in lyrischer Art zu komponieren, kann aus dieser Artgattung ein reines, innerlich und äußerlich geschlossenes, von Berichterstattung und Tendenzgeplapper freies Kunstwerk hervorgehen lassen: das moderne Epos. Ich sagte Ihnen schon, wie hoch ich deshalb, schon allein in technischer Hinsicht, das Vierte Buch Zarathustra verehere. Hier ist ein neuer solcher Roman Einer Seele, zwar nicht die symbolische Selbsterlegung eines moralischen Genies, sondern das reale Schmetterlingsdasein einer strupellosen Gesellschaftsdame, darum aber eben für die Kunst erspriechlicher.

Im übrigen, verehrte Freundin, lasse ich auch in Dingen des Unterleibs Zeden auf seine Façon selig werden.

Ihr ergebener

Richard Dehmel.

Übertragungen: [Ich habe diese Auswahl so getroffen, daß Ihnen daraus die Entwicklung und das Gesüge der ganzen Dichtung deutlich in die Augen springt.]

Der Regen.

Der feine Regen hat alle Dinge benetzt, ganz zart, unhörbar. Es regnet noch ein bißchen. Ich will hinausgehn unter die Bäume, mit nackten Füßen, sonst werden meine Schuhe schmutzig.

Der Regen im Frühling ist köstlich. Die Zweige, beladen mit feuchten Blüten, haben einen Duft, der mich beklemmt. Man sieht im Sonnenschein die reizende Haut der Rinden glühern.

Ach, und wieviel Blüten auf dem Sande! Habt doch Mitleid mit den gefallenen Blüten! Man braucht sie nicht gleich wegzusagen und in den Schmutz zu werfen; hebt sie für die Bienen auf!

Die Käfer und die Schnecken wandern über den Weg, zwischen den Wasserlachen hin. Ich will nicht auf sie treten, auch diese Goldbedeckte nicht erschrecken, die sich dehnt und mit den Augen blinzelt.

Die Kleinen Kinder.

Das Flußbett ist fast trocken; die wellen Binsen starren von Schmutz. In der Mitte, weitab von den hohlen Uferändern, fließt ein klares Rinnsal über den Kies.

Da versammeln sich von früh bis spät die kleinen nackten Kinder und spielen. Sie baden da; kaum bis über ihre Baden reicht das Wasser.

Aber sie laufen in der Strömung herum, und gleiten manchmal auf den Steinen aus, und die kleinen Knaben bespritzen die kleinen Mädchen, die dann lachen.

Und wenn ein Trupp Kaufleute vorbeizieht und die Kameele mit den sanften Füßen an den Fluß zur Tränke führt, dann kreuzen sie die Händchen auf dem Rücken und begucken die großen Tiere.

Die Syring.

Er hat mir eine Syring gemacht, für das Hyazinthenfest, sein aus Schilfrohr zugeschnitten, gefittet mit dem weißen Wachs, das meinen Lippen süßer als Honig ist.

Dadrauf lehrt er mich spielen, während ich auf seinen Knien sitze; aber ich bin ein bißchen zitterig. Dann spielt Er; so weich und leise, daß es kaum zu hören ist.

Wir haben uns nichts zu sagen, so nahe sind wir beisammen; aber unsre Lieder wollen sich erwidern, und wechselweise finden unsre Lippen sich auf unsrer Flöte.

Es ist spät; ah, der Gesang der grünen Frösche! die Nacht beginnt. Meine Mutter wird mir niemals glauben, daß ich so lange blieb, um meinen verlorenen Gürtel zu suchen.

Neue.

Erst hab' ich nicht antworten können, und mir schoß die Scham in die Schläfen, und die Schläge meines Herzens thaten meinen Brüsten weh.

Dann hab' ich mich gewehrt, und habe gesagt „Nein nein!“ und bog den Kopf zurück, und der Kuß ist über meine Lippen nicht gekommen, und nicht die Liebe über meine zusammengedrückten Kniee.

Da hat er abgebeten, hat mir das Haar geküßt und hat sich ausgescholten, und ist gegangen — jetzt bin ich ganz allein.

Ich besetze den leeren Platz, den öden Wald, den zertretenen Boden. Und ich beiße meine Fäuste bis aufs Blut und ersticke meine Schreie im Gras.

Bei den Wäscherinnen.

Sagt nicht, Wäscherinnen, daß ich hier war! Ich vertrau mich euch; sagt es keinem weiter! Zwischen meinem Kleid und meinen Brüsten bringe ich euch etwas.

Ich bin wie eine kleine abgeäpferte Henne. Ich weiß nicht, ob ich's werde sagen können. Mein Herz schlägt, als müßt' ich sterben. Einen Schleier bring' ich euch.

Einen Schleier, ja, und meine Schenkelbinden. Ach, ihr seht: sie sind voll Blut. Großer Zeus, ich bin nicht schuld! Ich habe mich so gut ge- wehrt; aber der Mann, der liebt, ist stärker als wir.

Wascht sie gut! spart nicht Salz, nicht Kreide. Ich werde vier Obolen zu den Füßen Aphrodites für euch spenden; nein, eine ganze Silberdrachme.

Der verlorne Brief.

Ach, oh, ich! ich habe seinen Brief verloren. Ich hatt ihn zwischen meine Haut und Hemd gesteckt, unter die Wärme meiner Brüste. Ich bin gerannt, er muß herangefallen sein.

Ich will auf meiner Spur zurückgehn; wenn ihn jemand fände, würden sie es meiner Mutter sagen, und die würde mich peitschen, vor meinen affigen Schwestern.

Wenn ein Mann ihn gefunden hat, wird er ihn mir wiedergeben; oder, wenn er mich beiseite nimmt, weiß ich ja das Mittel, ihn zurück- zukriegen.

Hat ihn eine Frau gelesen: oh Zeus Gnädiger, beschütze mich! denn sie wird's der ganzen Welt erzählen, oder sie raubt mir meinen Geliebten.

Trübes Lied.

Schnuck-Schnecke, was machst du da? — Ich wickel milefische Wolle. — Ach! du! was kommst nit tanzen? — Ich bin sehr traurig. Bin sehr traurig.

Schnuck-Schnecke, was machst du da? — Ich schneid ein Rohr zur Trauerflöte. — Ach! du! was ist geschehen? — Ich kaun's nit sagen. Kann's nit sagen.

Schnuck-Schnecke, was machst du da? — Ich preß Oliven; fürs Öl der Totenlampe. — Ach! du! wer ist denn tot? — Wie kannst du fragen? Kannst du fragen?

Schnuck-Schnecke, was machst du da? — Ja: er ist ins Meer gefallen . . . Ach! du! ach, wie denn, du? — Von seinen weißen Pferden oben. Von seinen weißen Pferden.

Mysterienfeier.

In dem dreimal heiligen Bannkreis, in den kein Mann eindringen kann, haben wir Dich gefeiert, Klarte der Nacht, Mutter der Welt, Quelle des Lebens der Götter! Ich will den Vorhang etwas lüften, aber nur soweit man darf.

Um den hochbekränzten Phallos tanzten Frauen in großer Zahl, schwaugen sich und schrieken. Jede streckte einen leichteren Phallos vor sich her. Die Eingeweihten trugen Männerkleidung, wir andern ausgeschlitztes Gewand.

Der Rauch des Räucherwerks, der Rauch der Fackeln, umfloß uns wie Gebirggewölk. Ich weinte brennende Thränen. Zu den Füßen der Gebäretin warfen wir uns alle auf den Rücken.

Endlich, als die Selige Handlung vollbracht war, und nachdem wir in das Ewige Dreieck den rotbemalten Phallos getaucht: da begann das mythische Fest, aber weiter sage ich nichts.

Aphrodite aus gebranntem Thon.

Die kleine Aphrodite-Gnadenherrin, die Mnasidika beschützt, ist in Kamixos modelliert, von einem sehr geschickten Töpfer. Sie ist so groß wie ein Daumen, und der Thon ist fein und gelb.

Ihre Haare fallen nach hinten und stauen sich auf ihren schmalen Schultern. Ihre Augenspalten sind lang, und ihr Mund ganz klein. Denn sie ist die Sehr-Goldselige.

Mit der rechten Hand deutet sie auf ihre Göttlichkeit, die auf ihren Unterleib gesät, wie durch ein Sieb mit kleinen Löchern. Dafür beten wir sie an; denn sie ist die Sehr-Liebreizende.

Mit dem linken Arme hält sie ihre schweren runden Brüste. Zwischen ihren breiten Hüften wölbt sich ein befruchteter Bauch. Denn sie ist die Mutter-aller-Dinge.

Die Verwandlung.

Einst war ich verliebt in die Schönheit der Männer, und die Eirun-
gungen an ihre Worte ließen mich nicht schlafen; einst.

Ich erinure mich, einst einen Namen in die Rinde eines Ahorns geschnitten zu haben. Ich erinnere mich, ein Stück von meinem Kleide auf einen Weg gelegt zu haben, den Einer immer ging.

Ich erinnere mich, geliebt zu haben . . . O Pánnnyhis, mein Kind, in was für Händen hab ich dich gelassen! Wie, ich Unglückselige, konnt' ich dich verstoßen?

Heut besitzt mich einzig, und für immer, sie, Mnasidika. Empfange sie als Opfer das Glück all derer, welche ich verliebt für sie.

Wunsch.

Ja, ich liebe dich, Mnasidika, mehr als die Erlingung an mein Leben. Ich könnte mich nicht für dich töten, denn ich will dich sehn bis an dein Ende; aber dich, mit Bonne könnt' ich dich töten.

Ich liebe dich, weil du so fließende Haare hast, die aller Liebreiz für mich sind. Ich liebe dich, weil du so kindliche Lippen hast, die mich mit allen Küssen beschenken.

Ich fühle dein in mein Leben fließen. Ich sehe mit deinen Augen. Drück deine Brüste in meine beiden! Ich bin dein Schmerz und Genuß. Ich bin die Seele deiner Brust.

Umklammre mich, so wie ich dich! Ah: wäre Aphrodite meine Mutter, sie würde mich zum Maune machen! Unsrer schwülen Berührungen wären mehr als Spiele kleiner Kinder.

Andenken.

Andenken an Mnasidika, du teures Bild! Ich habe mich entehrt, um mich zu rächen an ihr, um unsre Liebe zu beschmutzen, mehr als sie es that.

Ich habe in der Sonne ihre Wachsmaße schmelzen lassen und die Täfelchen, in die ihr Name neben den meinen gegraben war. Aber ich werde nie zufrieden sein, wenn sie mich nicht sieht, so, wie ich bin.

Ich wünschte mir, sie träte mitten in einer Orgie in mein Haus und sähe meine Schande ganz und gar. Dann erst wäre ich gerächt.

Zühoh! Pään! Ah, die saden Verliebten! — Man muß sich nicht an Leute hängen. Man muß nichts lieben als die Liebe.

Das Duftbad.

Jetzt will ich mir die ganze Haut mit Wohlgerüchen tränken, um die Männer zu ködern. Auf meine schönen Beine schütte ich, in einer silbernen Wanne, Harde aus Tarfos und ägyptischen Balsam.

Unter meine Achselhöhlen Krauseminze. Auf meine Augenbrauen und die Wimpern Majoran aus Kös. Sklave! mach mir das Haar auf, und bade mir's in Weihrauchdampf.

Ah: Rebenwürze von den kyprischen Bergen? die träufle zwischen meine Brüste! Genick und Wangen salbe mir mit Rosenöl, das aus Phaselis stammt.

Und jetzt begieße mich die Lenden sacht mit Bakka-Saft; sein Duft ist unwiderstehlich. Ja: für ein Freudennädchen ist es würdiger, die Wohlgerüche Lybiens zu kennen, als die spartanischen Sittenregeln.

Rierrat.

Ein Diadem von Goldsiligran krönt meine schmale weiße Stirn. Für goldne Ketten laufen mir um Kinn und Wangen, aus meinem üppigen Haar herab, worin sie an zwei breiten Spangen hängen.

An meinen Armen, um die mich Iris beneiden könnte, steigen wie Stufen dreizehn silberne Ringbänder auf. Wie schwer sie sind! Aber das sind Waffen; und ich weiß eine Feindin, die darunter gelitten hat.

Ich bin wahrhaftig ganz bedeckt mit Gold. Meine Brüste sind gepanzert mit zwei goldenen Buckelschilden. Manches Götterbild ist nicht so reich, wie ich es bin.

Und um mein faltenschweres Kleid, da trag' ich einen Gürtel aus Silberplatten. Daraus ist der Vers zu lesen: Liebe mich — doch sei nicht traurig, wenn ein Andern bei mir schläft.

Das zerriffene Kleid.

Holla! bei den zwei Göttinnen! wer ist der Unverschämte, der mir aufs Kleid getreten hat? — Es ist ein Verliebter. — Ein Dummkopf ist es! — Ich war ungeschickt; verzeih!

Der Esel! Mein Kleid ist ganz zerrissen hinten. Wenn ich so übers Pflaster gehe, wird man mich für ein armes Straßenmädchen halten, das der Göttin mit der Rehrseite dient.

Willst du denn nicht bleiben? — Ich glaube gar, er spricht noch mit mir! — Willst du denn so böse weggehen? Du giebst mir keine Antwort? Ja, dann muß ich wohl schweigen.

Und ich muß wohl nach Hause, mir ein andres Kleid anziehen. — Und ich darf dir nicht folgen? — Wer ist denn dein Vater? — Der reiche Waffenhändler Nikias. — Du merktest wohl: ich sprach bloß.

Der Hausstand.

Vier Sklaven versehen mein Haus: zwei kräftige Thraker den Thürdienst, ein Mann aus Sizilien die Küche, und ein phrygisches Weib, das stumm und süßsam ist, bedient mein Bett.

Die beiden Thraker sind schöne Menschen. Sie haben Knüppel in der Hand, um die Verliebten wegzujagen, die nicht reich sind, und einen Hammer, um die Kränze anzunageln, die man mir ins Haus schickt.

Der Sizilianer ist ein seltener Koch; zwölfhundert Drachmen hat er mich gekostet. Kein Andern weiß wie er Rohnkuchen zu bereiten und gebadene Reisklößchen.

Die Phrygische badet mich, macht mir das Haar und pflegt mir die

Haut. Sie schläft vormittags in meinem Zimmer, und dreimal monatlich vertritt sie mich des Nachts bei meinen Liebhabern.

Ein Tanz.

Die lydische Tänzerin, die ich für das Festmahl habe kommen lassen, ist in sieben Schleier gehüllt. Sie läßt den ersten sinken: nur ihr Haar wird sichtbar. Den zweiten: ihr Gesicht. Den dritten: ihre schönen Arme.

Und sie tanzt. Der vierte sinkt und lüftet ihre Schulterflächen. Der fünfte ihre kleinen Brüste. Der sechste ihre runden Beine. Dann preßt sie den siebenten an sich und schüttelt den Kopf.

Aber die jungen Männer fangen an zu bitten, und die Flötenspielerinnen an zu spielen. Da läßt sie ihn auf ihre Füße gleiten, und mit den Handbewegungen, die nötig sind, pflückt sie die Blumen von ihrem Körper.

Und singt dazu: — Wo sind meine Rosen? wo sind meine Veilchen? wo sind meine schönen, krausen Peterfilien? — Hier sind meine Rosen! hier sind meine Veilchen! hier sind meine schönen, krausgelockten Peterfilien! —

Der Unbekannte.

Er schläft. Ich kenn ihn nicht. Er ist mir gräßlich. Aber seine Börse ist voll Gold; er hat der Sklavin vier Drachmen gegeben beim Eintritt. Ich erwarte hundert für mich selbst.

Ich hab der Phrygischen gesagt, sie soll sich in das Bett an meine Stelle legen. Er war berauscht und hat es nicht gemerkt. Ich wäre lieber auf der Folter gestorben, als daß ich diesen Mann ertragen hätte.

Ach, ich denke an die Wiesen des Tauros. Eine kleine Jungfrau war ich. Damals atmete ich leicht, und war so verrückt vor Liebessehnsucht, daß ich meine reichlicher geliebten Schwestern haßte.

Ach, wie hatt' ich mich, um zu erlangen, was ich diese Nacht verschmähte! Heute runzeln meine Brüste sich, und in meinem abgebrauchten Herzen schlummert Eros vor Erschöpfung ein.

Geprellt.

Ich werde wach. Ist er schon weg? Er hat doch etwas dagelassen? Nein: zwei leere Krüge und verschmutzte Blumen. Der ganze Teppich ist rot von Wein.

Ich habe geschlafen; bin noch ganz betrunken. Wer hat mich denn nach Hause gebracht? Gelegener haben wir auf alle Fälle. Das Bett ist ja ganz feucht von Schweiß.

Vielleicht waren es Mehrere; das Bett ist so zerwühlt; ich weiß nicht mehr. Man muß sie aber doch gesehen haben! Da ist ja meine Phrygische. Sie schläft; quer vor der Thüre.

Ich geb ihr einen Fußtritt vor die Brust und schreie: Hündin! konntest du nicht . . . Ich bin so heiser, daß ich nicht sprechen kann.

Der Einzige.

Der Erste hat mir einen Schmuck geschenkt, einen Schmuck aus Perlen, der eine ganze Stadt wert ist, samt den Palästen und den Tempeln, den Speichern und den Sklaven.

Der Zweite hat mir Verse gemacht. Er hat gesagt, ich wäre blonder als der Widerschein der Abendröte auf dem See und frischer als der Morgenwind.

Der Dritte war so schön, daß seine Schwester sich getötet hat, aus Furcht, ihn lieben zu müssen. Ich hätte ihm nur zu winken brauchen, er wäre mir gekommen.

Du, du hast mir nichts gesagt. Du hast mir nichts geschenkt, denn du bist arm. Und bist nicht schön. Aber dich, dich liebe ich.

Grabskrift.

An den düstern Ufern des Mélas, zu Tamáßos in Pamphylien, bin ich Tochter des Damóphylos, Bilitis, geboren. Ich ruhe fern von meinem Vaterland, du siehst es.

Schon als Kind erlernte ich die Liebeskünste des Adonis, der Aflarte die Geheimnisse des Heiligen Landes, und den Tod samt Wiederkunst zu, Der = mit = ihren = runden = Augenlidern.

Wenn ich Freudenmädchen gewesen bin, was weiter! Das war nur meine Frauenschaft. Fremdling: die Mutter aller Dinge führt uns. Sie verleugnen, ist nicht weise.

Dankbar dir, der du hier stehen bliebest, wünsche ich dir Eines: geliebt zu werden, nicht zu lieben. Lebe wohl. Erinne dich als Greis, daß du mein Grab gesehen hast.



Unser Dichteralbum.

Der letzte Janitschar.

(1792.)

Flammend stieg die Morgenröthe aus dem Bosphorus empor
Und des Mondes letztes Viertel schwand in bleichem Schein davor.
Einen Giaur in der Caique, überströmt von Purpurglut,
Fuhr ein silberbärt'ger Moslem schweigend durch die stille Flut.
Müde von dem langen Rudern und erhitzt vom Sonnenbrand,
Zog der Schiffer von den Armen sich das lästige Gewand.
Auf dem rechten stand ein Zeichen, blutrot zwischen schwarzem Haar,
Das mit räthselhaften Zügen in die Haut gegraben war.

Ächzet, sprich, was soll das Zeichen, das auf deinem Arme flammt,
Wie von einer Hand gestochen, die von schlimmen Eltern flammt?
Lässig ließ der Moslem ruhen jetzt die Ruder kielentlang,
Traurig sah er von der Sonne auf des Mondes Untergang.

Herr, dies Zeichen auf dem Arme soll mich mahnen immerdar,
Daß ich von den tapfern Krieger'n bin der letzte Janitschar;
Daß ich rächen soll die Brüder, die der Sultan umgebracht,
Rächen soll der Fahne Sichel, die gesunken in der Schlacht.
Dieses Zeichen soll mich mahnen, bis ich hab' vollbracht die That,
Bis den Sultan ich ermordet, der geschändet Mahoms Staat.
Vor dem Kreuz der Christen soll nicht des Propheten Mond erblaffen,
Gott ist groß und seine Söhne wird er nicht im Kampf verlassen. —

Schweigend strich er dann den Ärmel auf den braunen Arm herab,
Als der Giaur vor dem Kiosk für die Fahrt des Balkschisch gab.

Stilleben.

Die Sonne hoch am Himmel stand
Und sandte mittagheißen Brand.
Im hohen, gelben Getreid'
Ein Pfad ging schmal zur Seit'.
Dort stand ein Schußkarr'n, Gras zur Last,
Auf dem die Sichel hatte Raß,
Und dran gelehnt, so nebenher,

München.

Ein damascirtes Jagdgewehr.
Verdrossen auf dem trocknen Grund
Die Wache hielt ein Hühnerhund,
Den Kopf gerichtet nach dem Fleck,
Der bot ein trauliches Versteck,
Wo das Getreide lag zerstückt,
Wohin kein Späherauge blickt.

Heinrich v. Reder.

Das Gesetz des Manu.

Aus dem Polnischen der Marie Monopnicka.

Und Manu sprach, der Weise: „Nimmer möge
Der Tschandala, der Hund, das Wasser trüben,
Das aus der Berge Schoß krystallen quillt,
Noch trinken aus der Flut, die, sich zu laben,
Aus Seen und flüssen, Teichen und Cisternen
Mit Krug und Kanne schöpft mein treues Volk;
Nein, wenn sein ausgedörrter Gaumen dürstet,
Wenn ihm die Zunge aus dem Munde hängt,
Mög' er aus Sümpfen faule Kacke trinken
Und aus den Pfützen in der Kinder Spuren,
Und mit den Haaren sein Gesicht verhängen.“

Und Manu sprach: „Er soll nicht Kleidung tragen,
Noch auch sein freches Weib, aus Kinnensfasern
Gesponnen und am Webstuhl dann gewoben,
Noch möge er der Schafe Wolle spinnen,
Noch kaufen leinen oder wollen Kleid;
Nein, von dem Hundeaas, das sinkend modert,
Des mürbes Beingeripp zu Staub zerfällt,
Zieh' er das Fell ab, sich darein zu hüllen
Und seiner Hüften Blöße zu bedecken,
Starrt er ja doch von Ausatz und Geschwüren.
So soll er bleiben bis zum jüngsten Tag.“

Und Manu sprach, der Weise: „Seine Nahrung
Und seine Speisen soll er nimmer legen
In einen neuen Topf, noch damit melken,
Und keine Schüsseln auf die Simsse stellen
Und auf der Reise keinen Becher tragen;
Ein rein Gefäß soll nur dem Reinen dienen.
Nein, hingehn soll er nach des Schmutzes Haufen
Und der zerbrochnen Töpfe Trümmer sammeln
Und an den Herd die spitzen Scherben stellen,
Und daraus mag er essen, der Versuchte.
Sind't sich ein ganz Gefäß in seinen Händen,
So schlägt es an den Stein, daß es zerfellt.“

Und Manu sprach, der Göttliche: „Im Buche
Der Vedas soll der Tschandala nicht lesen,
Dem Frommen gleich, den Brahmas Geist erleuchtet;
Denn unrein ist er und kann nimmer zählen
Zu jenen Heil'gen, denen sich entschleiert
Die höchste Weisheit und die höchste Liebe.
Und schreibt er einen Brief und eine Botschaft,
Soll aus dem Licht er in das Dunkel treten,

Im Dunkeln lauernd nehm er in die Kinte
Die Feder und das Rohr und schreib' nach rechts.
Und seiner Schrift soll nie ein Richter glauben,
Denn Schurf' und Lügner ist er von Geburt!"

Und Manu spricht, der Keine: „Wenn er betet,
Soll er sein Aug' nicht auf zum Himmel heben,
Noch auf zur Sonne; denn verworfen ist er.
Nicht soll er schauen nach des Mondes Antlitz,
Noch Brahmas Namen auf die Lippen bringen,
Denn Fluch belastet ihn und schwarz Verhängnis.
Nein, wenn der Schlaf der Frommen Aider schloß,
Soll sich der Tschandala zum Kreuzweg schleichen
Und rufen zu dem Geist der Finsternis
Und zu den Geistern, die des Weh's sich freuen,
Und böse Geister, die im Abgrund herrschen,
Um Gnade ansehn. Also soll es sein.“

Und Manu sprach, der Hohe: „Wenn der Schatten
Des Tschandala fällt auf des Wandrers Weg,
So bleib' der Fromme stehn und hemm' den Fuß,
Bis ausgeglommen ist die Abendröthe,
Der Pfad von Tau bespült, die Nacht vergangen,
Denn unrein ist der Grund, die Luft verpestet.
Und kreist sein Weib und will ihr Schoß gebären,
Um hellen Tage oder nachts im Sturme,
Und pocht ein Tschandala an deine Thüre,
Schieb vor den Riegel, leist' ihm keine Hilfe,
Denn eh' er kam zur Welt, ward er verflucht!"
Dies ist des Manu Wort, des Heil'gen, Weisen.

Friedrichshagen.

Kadislaus Gumpłowicz.

Aus der Schusterperspektive.

Ein Held und Herr hatte Stiefel not
Und einen Schuster zu sich entbot,
Sie anzumessen.
Der raunte beglückt von Trinken und Essen
Und kam,
sein säubertlich das Fußmaß nahm.
Doch als er zur Nacht am Biertisch gefessen,
Puh, wie er das Maul voll Knödel nahm:
„Der Held, nu ja, er war nicht leicht zu messen!
Ich maß mir schier die Arme lahm.
Nicht jeder Meister mag dazu taugen! —:
Der Held hat sieben Hühneraugen.“

Schloß Englar in Eppan (Südtirol).

Otto Julius Bierbaum.

Ein Lied vom Sturm.

Empor! Empor!
 Den grünen Hang
 Zur strahlenden Felsenfirne.
 Empor! Empor!
 Mit hohen Armen
 Gerüttelt und getragen
 Vom Sturm.

Du mit den großen Flügeln,
 Höre mich an:
 Ich fühle wie du,
 Wechselnder Wind,
 Uns beide trug
 Im weiten Schoße
 Das Leben.
 Wir beide jauchzen
 Und klagen und streiten
 Für die demantene
 Krone der Mutter.

Ich fühle wie du:
 Ob du warm und trunken
 Über die Wiesen siegst,
 Selig zu stürzen
 An die quellenden Brüste der Nacht;
 Ob du im hohen
 Gang der Cypressen
 Den rosenumschlungenen
 Sarg des Helden
 Zur Ruhe geleitest
 Mit dunklem Gefange;
 Oder ob du
 Wild lachend
 Unter gewaltigem
 Kreiseln und Dröhnen
 Eisblöcke schleuderst in wimmernde Fluten,

Konstanz.

Rote Jackeln in
 Bröckelnde Städte.

Ha, wie dein Hauch mir fliehet
 Bis ins Marz!
 Ha, wie es drängt und schwillt
 Neu und stark!

Rauh muß ein Volk
 Zu trüben Zeiten
 Ein Sturm am Nacken ergreifen
 Mit eiserner Hand,
 Und es rütteln und schütteln
 Wie ein klein Kind
 Trotz Schreien und Strampeln,
 Daß seine Glieder
 Sich recken und strecken
 Märzorgengrönisch.

Einft werden
 Auf den Sammetmatten der Erde
 Menschen wandeln,
 Menschen ringen
 Von stolzerem Leib
 Und freierer Seele.
 Und ihr Auge wird leuchten
 Jüngerem Glanz,
 Und all, alle Kämpfe
 Ihrer inneren Geister und Unholde
 Wird überdönen
 Ein Herz
 Voll Blut und Stärke,
 Voll Gold und Gelächter
 Und immerpurpurner Liebe
 Zur Erde.

Emanuel von Bodman.

Palmsonntag.

Die Weidenzweige statt der Palmen in der Hand,
 So zogen wir hinaus durchs offene Kirchenthor
 Und in die Frühlingssonne, die so still und warm
 Wie eine Frauenhand die Kirchhofslinden strich.
 Und in den Glanz und in den leisen Zitterduft
 Der schwellenden halb aufgebroschnen Knospen

Warf unser Lied sein weithin brausendes: Hosannah!
 Und wie wir so, das ganze, große Christenvolk,
 Bei Hymenschall den grauen Dom umwogten,
 Da stand vor uns und mitten auf dem grünen Platz
 Ein Königszelt von gelber Persefide.
 Zwei Silberspeere, schräg dem Boden eingerammt,
 Weit auseinander hielten sie des Vorhangs Falten,
 Und drinnen stand vor einem weilschenblauen Thron
 Ein Jüngling, schlank, mit heißen Sonnenaugen,
 Und golden wallendem, ambrosischem Gelock.
 Ein König halb, halb Gott — vielleicht Dionisos,
 Vielleicht auch Valder — keiner von uns wußte es —
 Doch alle warfen wir vor seinem Zelt uns hin,
 Wie Sklaven, wir, das ganze, große Christenvolk,
 Und riefen ihm voll Inbrunst zu: Hosannah!
 Und er, er neigte leicht sein göttlich schönes Haupt
 Und lächelte das stolze, siegbewußte Lächeln,
 Das Göttern und Tyrannen eigen ist.

St. Leonhard a./Forst (Niederösterreich.).

Karl Bienenstein.

Gefangene.

In meinem Kopf ist eingesperrt
 Ein Heer von mächtigen Geistern;
 Pflicht und Beruf hat man gesetzt
 Zu ihren Kerkermeistern.

Beknebelt und in Eisen schwer
 Liegen die Edlen gefangen;
 Die Alltagsgedanken gedeihen sehr
 Und bekommen rote Wangen.

Wien.

Doch sag' ich euch, eines Tages zerreißt
 Das Band der Gedankenklaven;
 Der Slavengedanken Bande ereilt
 Wird dann von schrecklichen Strafen.

O führe bald, o bald ihn herauf
 Den Tag, allmächt'ges Verhängnis!
 Es rütteln mit ihren Ketten so laut
 Die Verschmachtenden im Gefängnis.

Emil Rebert.

Hoffnung.

Hoffnung, goldnes Sonnenkind,
 Tritt zu mir ins Zimmer!
 Himmelslicht und Frühlingwind,
 Blauer Veilschenschimmer.

Kuckucksruf und Buchengrün
 Winkt von lahlen Wänden,
 Tausend Purpurröslein glühn
 Rot an allen Enden.

Dresden.

In den Ecken klingt und kichert
 Freudenglockenjubil,
 Und ein Lerchenvöcklein schwirrt
 Trillernd ob dem Trubel.

Süßer Holderblütenduft
 Schwelt durch alle Räume,
 Durch die warme, weiche Luft
 Wandern goldne Träume.

Drum, mein Herz, dem Sonnenschein
 Weit die Thüre offen!
 Heute zieht mit Jauschgen ein
 Neues frohes Hoffen!

Johanna M. Kanfau.

Ostermorgen.

An den Grabstein gelehnt
 Neben der Kirchhofmauer
 Seh' ich des Tags werdendem Strahl entgegen,
 Auf Leichen harr' ich des Lebenbringers.
 O steig' empor, Keuchte des Alls!
 Mit durstiger Wimper trink' ich des Lichts Goldbecher,
 Von allen Gebornen zuerst am Rande nippend.
 Du lässest sprossen, wie Blumen auf weiter Flur,
 Auf des Menschen sinnender Stirn den Gedanken,
 Den Herrn der Welt, der in der Erscheinungen Wirrsal
 Des eignen Seins harmonische Einheit wirft.
 Wohl dem, der nie sich selbst verlor,
 Sondern, der eignen Bestimmung streng bewußt,
 Des Lebens sichere Brücken schreitet entlang!
 Doch dreimal selig, wer, dem wilden Strom entronnen,
 Den er in tollem Übermut schwimmend geteilt,
 An rettender Hand das steile Ufer klimmt empor!
 Gieb mir deine Strahlen, Sonne! —
 Sie liebt mich! Sie liebt mich! —
 Gieb mir deine Strahlen, Sonne,
 Daß ich die Leier damit besaitel
 Sturmwind, brausender, komm!
 Schläge die riesige Sonnenharfe!
 Spiele das uralte heilige Lied
 Von des Lebens Rätsel,
 Von dem Geheimnis der Schöpfung!
 Und du, frohlockender Mund, den ihr Kuß gezeit,
 Schweige nicht zaghaft still
 Vor der Welt trübendem Wahn! — —
 Schling mir den Kranz ums Haupt,
 freundliche Hand!
 Sieh! Mir ward viel zu teil.
 Denn der Schönheit wechselnde Fülle
 Steigt wie ein Wald aus des Herzens Grund empor,
 Und durch die Wipfel weht der Odem
 Deiner Liebe, doch die Liebe
 Ist die Krone der Schöpfung — Still!

Stiefl.

Hohin, du wilde Taube?
 Gieb Acht! Ich halt' dich fest.
 Im sommergrünen Laube
 Weiß ich ein lauschig Nest.

Wo wilde Bienen summen
 Am Hagerosenzaun,
 Da wollen wir verstummen
 In atemlosem Schaun!

Da will ich dir durchwählen
Das seidenbraune Haar
Und meine Lippen fühlen
An deinem Lippenpaar!

Leipzig.

Und dämmert's in den Zweigen,
Erlischt das Abendrot,
Wir küssen und wir schweigen
Und warten auf den Tod.

Edgar Steiger.

Im Felde.

. . . Die Caille geformt wie aus zartestem Chon
Bückt sie rechts sich und links nach Gräsern und Mohn.

Nun kniet sie, sie knippt sich vom Sonntagsküh
Ein Zipflein Schuhband und bind't sich ihr Sträußchen zu.

Die Sonne, die rings Millionen Ähren bräunt,
Hell-hellrot durchs Daumenspitzchen ihr scheint.

Sie zeigt's mir — ich küß' es — sie lacht mich an,
Und klemmt in den Gürtel das Sträußchen sich dann . . .

Ein Mädchenumriß.

. . . Aus Erinnerungsnebel
— Mattsilbergrau —
Taucht ein Mädchenumriß . . .

Wo war's doch? Vor Jahren
— Unterwegs 'mal —
Sah ich sie flüchtig —:

Am Halschen die weiche
Linie — der schwüle

Haarknoten — wo war's doch?
Im Strandstuhl —
Oder:
Am Hochalp —
Oder:
Auf Floydampfer —
Oder:
Ich reiß' mir die Stirn . . .
. . . Mattsilbergrau
Ein Mädchenumriß.

Freilicht.

⚔ Durchs Dörfchen bummle ich Straß' kreuz, Straß' quer, —
⚔ Mein Mäpplein ist schon von Stützen schwer.
Freilicht!

Ein Scheuneneckchen — ein blühender Birnenzweig —
Ein Pfühllein — ich mal' es, mir gilt's alles gleich.
Freilicht.

Was Sonne betropft, das ist ja so schön,
Daß vor Freude die Augen mir übergehn.
Freilicht!

Das Schlüßlein.

Heulich — im Schubfach,
 Unter vergilbtem
 Kollegheft fand ich's —
 Vergessen,
 Verstaubt —
 Das Schlüßlein von damals.
 Wie oft als Student
 Hab' mit fieberndem Finger
 Ins Gartenhauspförtchen
 Ich's heimlich gesteckt.

Am Fenster rauschte
 Die alte Klazie —
 Ich seh' noch die blaue
 Tapete — das wacklige
 Tischchen — ihr Punschglas.

. . . Was wurd' wohl aus ihr? —
 Verdorben — gestorben? —
 . . . Die alte Klazie
 Muß jezt wohl blühen . . .

Wunsch.

☞ hätt' ich in mir ein Stückchen Poet,
 Hegen und pflegen würd' ich es früh und spät.
 Von meinem Herzblut tagaus, tagein
 Gäß einen fingerhut voll ich ihm ein.
 Es läge, von meiner Stirn bewacht,
 Unter meinem Kopffisken Nacht für Nacht.
 So würd' ich's großziehen, bis seine Hand
 Mir Lorbeer erkämpft um den Schläfentand.

Köln.

Carl Maria.

Am Seebade.

Eine harmlose Geschichte.

Motto: Es giebt eine Künstlichkeit, die
 in Wirklichkeit weiter nichts ist, als eine von
 der Natur geübte Korrektur menschlicher Ein-
 richtungen, bei denen der Spiritus zum Teufel
 ging und nur das Phlegma geblieben ist, in
 Sankten der ganzen Gattung.

I.

Am Mittag ist es. Blendend ruht
 Auf Strand und Meer der Sonne Glut.
 Kein Laut ringsum, es schläft das Bad.
 Nur wach ist Frau Kommerzienrat.
 Sie blickt auf ihres Mannes Haupt
 Und lächelt böß. Er schnarcht und schnaubt.
 Wie ist er alt und plump und dick,
 Und sie ist jung und frisch und dicke.

Der schlanke Leib so voll und weich,
 Das Mäulchen einer Rose gleich.
 Ein Auge blau, tief wie das Meer,
 Die blonden Flechten lang und schwer.
 Die Zähne eine Perleinschnur,
 Und alles wirkliche Natur.
 Dabei zwei Jahre schon im Joche
 Der Ehe, und kein Kindchen noch.

Der Herr Gemahl mahnt zur Geduld.
 Sie aber sinnt, wer hat wohl Schuld.

Man dejeuner't am Meeresstrand.
Es ist zu Tisch gebeten
Der Badearzt, ein junger Mann,
Geschaffen zum Athleten.

Er redet wenig, lächelt viel
Mit blendend weißen Zähnen. —
Die blonde Frau schelnt schlecht gelaunt
Und unterdrückt ein Gähnen.

Ihr Eheherr ist ganz vertieft
In Hummermayonnalse,
In Krebse, Austern und so fort
Bis zum Dessert und Käse.

Sein blondes Weibchen spricht kein Wort,
Sie blinzelt wie ein Käpchen,
Und giebt dem weißen Seidenspiß
Die zucker süßsten Schmähchen.

Frühmorgen ist's! Die Wellen stimmen
Im ersten Licht. Auf blauer Flut
Sieht man zwei weiße Nacken schimmern
Und einen hellen Damenhut.

Sonst sieht man weiter keinen baden. —
So machen schon beim Morgentau
Tagtäglich Wasserpromenaden
Der Doktor und die blonde Frau.

Die blonde Frau hat tolle Launen.
Wie reizend ist's, beim keuschen Schein
Des Mondes in der See zu baden. —
Und diesmal badet sie allein.

In schwarzem Rock, in weißer Hose
Und Chapeau elague steht er am Strand,
Den Lederjack mit Krustentieren
Wie immer in der linken Hand.

Er knuspert, und sie plätschert lustig,
Dann späht sie scharf ins Meer hinaus,
— Ihr dicker Gatte ist myopisch —
Und kehrt zurück zum Badehaus.

Kings ist es still, wie Todeschweigen.
Ein dunkles Etwas treibt herbei,
Um plötzlich in die Flut zu tauchen, —
Und bald darauf ertönt ein Schrei.

II.

Der Sekt ist magnifique frappiert.
Man kommt gemach in Höhe.
Der dicke Herr Kommerzienrat
Reißt indiskrete Witze.

Verordnet hätt' sein Hausarzt ihm
Seebad und Crustaceen. —
Amaro läm' a maro her. —
Verteufelte Jdeem! —

Verbindlich nickt der Badearzt:
„Ja, Seebad wär' vorzüglich“ —
Und fängt sich einen schlanken Fuß.
Der Dicke lacht vergnüglich.

III.

In schwarzem Rock und weißer Hose,
Auf kahlem Kopf den Chapeau elague,
Im Knopfloch eine gelbe Rose,
Mit Sonnenschirm und Lederjack

Geht unterdes der Rat spazieren
Am Meeresstrand und nascht dabei
Von den besagten Krustentieren,
Daß Helate ihm gnädig sei.

IV.

„Was hast Du, Kind?“ — „Ach nichts!“ —
Er wartet. —

Sie tritt zu ihm, das Haar gelöst,
In duft'gem, weißen Nachtgewande,
Die Arme und den Hals entblößt.

Ja, sie ist schön! — Er schmunzelt lästern,
Wie er das holde Weib erblickt.

— „Nun sag' mir, Lieb, was Dich er-
schreckte?“ —

— „Ein Krebs hat mich ins Bein ge-
zwickt!“ —

Drum schrie ich, Männchen! Ist das
drollig!“ —

Sie lacht so fröhlich, so gesund,
Und stopft mit ihren rosen Fingern
Ihm fette Krebse in den Mund.

V.

Die Monde siehn, und eines Tages
Ist Taufe bei Kommerzienrats.
Der Hausarzt gratuliert dem Vater,
Und dieser spricht: „Das Seebad that's!“ —

Es reihen endlos sich die Wagen,
Die Villa strahlt im Kerzenglanz.
Die Edelsten des Volks geruhen
Zu tafeln bei der haute finane.

New-York.

Der Priester hat das Kind gesegnet.
Auf einer Bonne Armen schwebt
Es durch den Saal. Die Damen schwören:
„Der Vater, wie er leibt und lebt!“ —

Die blonde Mutter schließt die Augen.
Von all dem Lärm wird ihr zu Sinn,
Als hör' sie fernes Meerestrauschen,
Und schelmisch lacht sie vor sich hin.

Gottlieb Steger.



Die späten Zeiten.

Novellette von Kurt Martens.

(Trippzig.)

Serge Ossipowitsch, der längst empfunden hat, daß es Zeit ist, etwas Anderes vorzunehmen, fühlt sich sehr erleichtert, als die Fürstin selber diesem Gedanken verbindliche Worte leiht.

Ihre Lippen saugen den letzten Tropfen des Chartreuse und spitzen sich zu einer kleinen koketten Grimasse, bevor sie den bedeutungsvollen Entschluß verkünden:

„Serge, wir lieben uns nicht mehr,“ beginnt sie; „das ist sehr schade, aber auch bedauerliche Thatsachen sind offen zu bekennen, damit in friedlicher Gemeinschaft ein neuer Zustand geschaffen werden kann.“

Nach diesem wohlgefügtten Satze lacht sie, und Serge ist galant genug, zu seufzen.

„Seufzen Sie nicht,“ fährt Katharina Annowna fort, „sondern bleiben sie ehrlich und bei Verstande. Fürchten Sie auch nicht, daß ich so geschmacklos sein könnte, die Getränke zu spielen. Es ist eben die alte Perfidie der Natur, daß gerade die erlesensten Genüsse am raschesten verdampfen. Wenn ich satt davon geworden bin, und Sie etwas müde, so haben wir uns gegenseitig gar nichts vorzuwerfen.“

„Man kann Ihnen nicht Unrecht geben, Katharina, aber schließlich wäre es doch ganz nett“

„Nein, es wäre langweilig und widerwärtig geworden. Also basta! — Was gedenken wir nun zu thun?“

„Ja, wenn Sie überzeugt sind Dann wäre es wohl am Besten, zu — heiraten.“ Vor diesen Worte neigt sich Serges Flüßern wie vor einem sehr ehrwürdigen und leicht reizbaren alten Herrn.

Katharina Annowna, die ihre Ehe bereits überwunden hat, versteht den Freund und erklärt sich sofort bereit, ihn zu unterstützen:

„Sie erinnern sich des Bildes von Madja? Wissen Sie, Madja, das Bündel meines guten Mannes. Es hat Ihnen stets ausnehmend gefallen. Ihren Geschmack kenne ich ja zur Genüge; ich weiß, was Sie brauchen. — Sehr jung brauchen Sie — nicht wahr?“

„Al—ler—dings,“ antwortet Serge, der in forcierter Nervosität seinen Schnurrbart zwirbelt; „ich kann die Wahl Ihnen allein überlassen; aber — nicht wahr — sehr jung? — nicht über sechzehn — naiv und — und recht gehorsam!“

„Schön, so werden Sie also Madja heiraten. Ich nehme sie aus dem Theresienstift direkt mit mir und bereite sie vor. Abends kommen wir zum Thee zusammen und machen die Geschichte in den nächsten Tagen fertig.“

Serge erhebt sich, fühlt sein Herz klopfen und freut sich über diese seltene Erscheinung.

Mit jener kühlen Grandezza, die er vor der Fürstin schon längst wieder gelernt, küßt er ihr die Hand und dankt für ihre seltene Güte.

„Und wie werden Sie selbst Ihre Zeit verbringen, Katharina?“

„Fragen Sie nicht so unbescheiden; ich bin Wittwe, lieber Freund.“

Da blickt er respektvoll zu ihr auf und geht. — — —

Wider alles Erwarten gelingt es Serge, sich in Madja zu verlieben, natürlich nicht mit der Liebe seiner Knabenjahre, keiner stürmischen männermordenden Leidenschaft, aber doch immerhin einem sehr intensiven Begehren, das in anregendster Weise wohlthätig durch alle Nerven prickselt.

Und, was sehr wesentlich ist, Madja, das allerliebste süße Gänßchen, erwidert seine Liebe. Ja, zweifellos liebt sie ihn, den einstmals tollen Serge Ossipowitsch, der sie jetzt in das verheißungsvolle Eheleben und in die große Welt einführen will, der schließlich noch immer der schöne Mann ist in den besten Jahren, mit feuchten Augen, reich und vornehm und brünnett.

Das weiß Serge, der einen offenen Blick besitzt für seine Vorzüge wie für seine Mängel. — —

Sie wohnt bei der Fürstin Katharina, die ihn jeden Abend zum Thee erwartet. Alle drei sitzen dann in behaglichem Schweigen um den Samowar am Kamin. Die Fürstin liest in einem Werke von Krapotkin, und Serge betrachtet andächtig seine Verlobte, die ihre Ellbogen aufs Knie und die

Zäusichen an die Baden stemmt und gegen die Lampe blinzelt, weil das weiße Glühlicht, das sie noch nicht kennt, sie amüsiert. —

Inmitten der Schäkung von Madjas zarten Linien ist dem Serge plötzlich ein Gedanke gekommen, auf den er stolz ist als auf einen ureigenen, und den er fortan eifrig pflegt und bedenkt.

Hatte nicht Katharina beklagt, daß gerade die erlesensten Genüsse am raschesten verdampfen, daß man die Leidenschaft nicht bis zum Siedepunkt erhitzen darf, wenn man sich den Genuß erhalten will? — Was ist da zu thun? — Sehr einfach! — Man muß das Feuer löschen, immer von neuem löschen — vor dem Siedepunkte. Man muß die Hoffnung ewig reizen, die Erfüllung ewig verschieben. So genießt man selige Stunden in der Erwartung dauernden Genießens und vermeidet die Furcht vor allzurasthem Ende.

Serge wird das psychologische Experiment mit Scharfzinn und Bravour durchführen; er freut sich darauf, wie einst auf seinen ersten Liebes-Sieg.

Inzwischen hat Madja, das arglose Opfer, sich erhoben, ist leise hinter seinen Stuhl getreten und streift ihm mit einem Kusse die wellen Schläfe. Er wendet sich um, nimmt ihr Köpfschen zwischen seine Hände, beugt es tief herab und sucht ihre Lippen — ja, das ist die Hoffnung! So leise verlangend wird sie immer zittern — immer! — — —

Der schwierigste Augenblick mag der gewesen sein, in dem Serge Ossipowitsch seine kleine Frau in ihr Schlafzimmer führte. Seit sie die Gasse verlassen, studiert er unablässig mit geheimer Unruhe Madjas regungslose Züge und gelangt schließlich zu der Überzeugung, daß sie nichts weiter enthalten als Erwartung, eine Erwartung, die kolossal und doch ganz unbestimmt erscheint. Das beruhigt ihn einigermaßen; denn er weiß, daß die Bildung, die junge Mädchen im Stift erhalten, oft sogleich nach der Hochzeit in verblüffender Weise hervortritt.

Noch ist keine Lieblosung zwischen ihnen gefallen. Er spricht vom Diner, von den Trüffeln à la Périgord, von der Firma Mumm und den Brillanten der alten Damen, die gewiß nicht zu verachten sind, aber kaum das rechte Leitmotiv abgeben für die Einfahrt ins eheliche Gemach. —

„O Gott, was für ein breites Bett!“ ruft Madja und merkt sofort, daß sie etwas Unpassendes gesagt.

„Ich habe es eigens für Dich bauen lassen,“ antwortet Serge. Er hat flüchtig seine contonances verloren, atmet aber zugleich auf über die endgültig besiegelte Harmlosigkeit der kleinen Madja.

„Siehst Du, mein Schatz,“ erklärt er ihr. „Hier führe ich Dich in das Reich, in dem Du ganz alleine herrschen sollst — nur eine Folie, dieses Reich, für das süße Körperchen, das in dem breiten Bett verschwinden wird.“

Madja hält seine Hand krampfhaft fest, bewundert die Tapeten von

weißer Seide und die kleinen Tische von Ebenholz, die in den Ecken stehen. Sie sieht etwas verlegen aus und zittert.

„Ich schlafe hier nebenan,“ fährt der Gatte fort. „Wenn Du mich brauchst, so werd' ich jederzeit zur Stelle sein, und manchmal, ja manchmal werd' ich auch den Kopf zur Thür herein stecken, um zu bewundern, ganz stille zu bewundern. Das mußt Du mir schon erlauben, nicht wahr, mein Lieb?“

Nadja blickt ihn an, ängstlich mit weiten forschenden Augen. Da neigt er sich, schleckend wie ein Gourmé, ganz langsam zu ihr nieder und schlürft mit Behagen einen langen Kuß. —

„Aber Du weinst ja, Nadja?“ ruft er. „Wahrhaftig, da schwimmen zwei große Thränen, und die heiße Lippe zuckt.“

„Mein kleines dummes Nädelchen, was hast Du denn?“

„So lieb hab ich Dich, Serge, so lieb!“

Aber Serge ist ein zielbewußter Mann des Lebens. Er darf seine Flammen nicht vergeuden.

Er streichelt und herzt des Kind, das sich an seine alten Knochen klammert. — Dann wünscht er ihr eine gute Nacht und legt sich in sein Feldbett nieder, unter gemischten Gefühlen. — — —

Es kommen nun Freunde von Serge, um Nadja zu besuchen und ihre Treue zu erproben. Die finden es ungemein neu und amüsant, mit einem Kinde zu plaudern, das verheiratet und dem nichts davon anzumerken ist. Sie preisen entzückt die schmalen festen Formen, die Scheu, die sich mit solcher Grazie giebt und jene tolle Liebe zu dem Gatten, der sie nicht verdient. —

Serge beobachtet mit Befriedigung das Auf- und Niederflackern seiner Leidenschaft, die allerdings in Serpentinau wächst und ihn dereinst doch noch zu überflammen droht.

Aber gerade diese Vorstellung ist von besonderem Reize; er ruft sie immer wieder heran, spielt und kämpft mit ihr, sucht ihr zu mißtrauen und verspottet sie. Dabei gewährt es ihm noch eine stolze Veruhigung, sich frei von Eifersucht zu fühlen. So lange Nadja ihn liebt, ist er so sicher, daß ihn die schwächenden Verehrer nur ergötzen können. Tag für Tag mißt er ihre Leidenschaft, wie seine Zimmertemperatur. So wie er beurteilen wird, daß sie sinkt, ist es immer noch Zeit genug, seine Entschlüsse zu ändern.

Inzwischen schlemmt er in den mannigfaltigen Künsten der Verführung. Seine Mittel, Nadja zu lieblosen, sind uerschöpflich. Wenn sie sich an ihn drängt und ihre Arme seinen Hals umschließen, hebt er sie hoch empor und gleitet dann mit ihr auf eines jener schwellenden Daunenlager nieder, deren gelbe Kaschmir-Decken schon manches schöne Märchen miterlebten. Und auch im Küssen ist Serge noch immer Meister. Seine

Lippen sind noch frisch und lockend, vielleicht das Einzige, was ihm aus seiner Kindheit so gut erhalten blieb. Dabei hat Madja noch niemals recht geküßt. Ein paar Freundinnen im Stift aus Nothbehelf; aber wie wenig will das sagen. Der Mann muß es ihr lehren, Serge, der Künstler darin ist, dem sie die Meisterschaft nun abzurufen sucht. Nur treten ihr oft dabei die Thränen in die Augen; sie weint und küßt dazwischen, und weint sehr heiß und küßt sehr niedlich. —

Eines Abends nach dem Diner besucht er mit Madja die Fürstin, die zur guten Tante geworden ist. Er findet, daß ihr Boudoir jetzt stets nach Zuchten riecht, hat neulich auch eine Kotarbe liegen sehen, wie die kaiserlichen Jockeys sie an der Kappe tragen. Sie sollte den Mann doch wenigstens in anständigem, geruchlosem Kostüm empfangen. Aber so war sie immer, ungeniert bis zur Gefallsucht.

Heute strahlt sie. Ihren Sohn hat sie neben sich, „ihren“ Sohn, den sie Serjewitsch nennt, wenn sie Serge necken will. Sie stellt ihn vor, einen sehr schlanken, kräftigen Burschen von sechzehn Jahren, der sich zwar nicht verbeugt, aber lachend die Hände schüttelt.

Während dieser Dimitri Alexandrowitsch mit einer etwas urwüchsigem Herablassung Madja zu pouffieren beginnt, erklärt Katharina dem Serge diese unverhoffte Gegenwart. Sie hat Dimitri aus dem Kadettenhause genommen, weil sie sich nun endgültig darüber klar ist, daß er zum Nihilisten erzogen werden muß, aber um Gottes willen nicht zum weinerlichen Nihilisten alter Schule; nein, nein, sie meint die jungen, die Nietzsche gelesen und lachen gelernt haben. Sie zerstören nicht aus Haß, sondern aus unbändigem Vergnügen. Sie arbeiten auch nicht mit der Bombe, wenn sie vornehm sind, sie bröckeln nur sachte ab, hier und dort, wo es sehr verlockend ist, die Dummheit und die Sitte in Wort und Lebensweise zu bräutieren. Dazu ist Dimitri zweifellos glänzend beanlagt. Im Kadettenhause war seine Stellung so schon ziemlich haltlos geworden, seit er zuletzt der Büste von Kaisers Majestät die Nase abgeschossen und loses Gespött damit getrieben hatte. Als verständige Mutter wird sie ihm den Beruf, zu dem er hinneigt, nicht verschließen; er mag sich darin ausbilden und ausleben. Und nun erzählt sie anschaulich noch einige Beispiele, aus denen hervorgeht, daß Dimitris ganze fröhliche Natur auf den Beruf der Anarchisten hinweist, der überall zur Stelle ist, wo es gilt, Zustände alter Fäulnis mit frohen, schwellenden Kräften zu vernichten.

Serge findet diesen Menschen fatal; auch scheint er Madja zu belästigen, die mit gedüngelten Micken bei ihrem Gatten Hilfe sucht. Der junge Fürst spricht von gleichgültigen Dingen, aber seine kleinen sprühenden Augen forschen, spotten und lieblosen.

Vorsichtig lauscht Serge der Sprache seiner Nerven. Von Eifersucht spürt er nichts, aber eine ärgerliche unerklärliche Furcht. — — —

Die Fürstin und ihr Sohn, bürgerlichen Freuden nicht abgeneigt, unternehmen gegen Abend eine Schlittensfahrt und veranlassen Serge, mit Madja sich anzuschließen.

Die Fürstin hat ihr Big sehr ingenieus zum Schlitten umgewandelt, Serge benützt seine Troika. Man beschließt, die gesellschaftlichen Formen zu wahren. So steigt Serge zu Katharina in das Big, Dimitri, der brillant kutschiert, zu Madja in die Troika. Madja hätte gern protestiert, aber sie wagt es nicht, da sie eine große Ehrfurcht vor der Höflichkeit empfindet.

Man setzt sich in Bewegung über den Newsky-Prospekt in der Richtung von Kortovo.

Katharina ist sehr aufgeräumt und spricht heftig auf ihren Nachbar ein, der kerzengerade dastht wie ein Götz, mit den Fingern in der Hand, einsilbig die Pferde betrachtet und bisweilen auch das Paar, das vor ihm fährt. Da lehnt Madja zusammengelauert als weißes Murmeltier in der Ecke. Dimitri scheint sie zu unterhalten; kein Mensch ahnt, wovon.

Die eisige Nordluft lagert über den Moränen und spielt mit den glitzernden Krystallen der Sträucher, die neben der Landstraße sich ducken. In den Vororten und weiter hinaus zwischen den Hütten der Bauern rennen und prusten noch hin und wieder fröstelnde Wesen, bis es ganz still wird und der Wald beginnt, kahle, langweilige Fichten, die einen sehr alten und korrekten Eindruck machen und jeden zu verachten scheinen, der die Vereisung nicht so gut verträgt wie sie.

Die Fürstin ahnt, daß Serge die Unterhaltung nicht zu schätzen weiß und hält ihre Gedankensplitter resigniert zurück. Sie lauscht dem Dreiklang der Schellen, findet ihn eintönig und pflichtgemäß und wünscht, er möchte sich einmal eine Dissonanz gestatten.

Run wird Serge auch noch nervös:

„Sie fahren in einem verdammten Tempo da vorn,“ brummt er wütend, und die Troika, als ob sie es gehört hätte, verdoppelt ihre Schnelligkeit.

„Dimitri!“ ruft Serge mit einem zappelnden Falsett; „Langsamer! — ich bitt' doch sehr — bedeutend langsamer!“

Aber zum Teufel, Dimitri Alexandrowitsch haut auf die Gänle ein, zieht die Knute pfeifend durch die Luft und antwortet mit einem grellen lachzenden „Holla! — Holla!“

Und wie ein Pfeil aus straffem Bogen fliegt die Troika über den Schnee hin, mit Dimitri, der aufrecht steht und die Knute schwingt und mit Madja, dem weißen Murmeltier.

„Er ist verrückt, der Bengel!“ brüllt Serge. „Was soll das heißen? — Wo will er denn hin?“

„Lassen Sie ihm den Spaß! Er will sich eben austoben, der gute Junge.“ Katharina blinzelt zu diesen Worten und läßt es unentschieden, ob sie lacht.

Serge ist gewiß nicht eifersüchtig, er fühlt genau, daß das gar keinen Sinn jetzt hätte. Aber die Furcht kommt wieder, die kalte grinsende Furcht.

Jedenfalls will er den Burschen einholen, der die Wege nicht kennt, der Gott weiß wohin fährt in dieser Finsternis.

Aber mit diesem verfluchten alten Schimmel — seine Troika einholen? — Gleichviel, und wenn das Biest zu Grunde geht. — Also los! — immer los!

Um ein paar Meter kommt er ihnen wieder näher. Doch Dimitri läßt nicht nach, er schrumpft vor Serges Blicken zusammen zur Größe einer Faust, und endlich ist nur das Eine noch zu erkennen, daß er rechts abbiegt in seinem rasenden Tempo — auf die Newa zu.

„Er fährt in die Newa,“ murmelt Serge zwischen den knirschenden Jähnen.

„Die Newa ist gefroren,“ bemerkt trocken die Fürstin.

Serge lacht, so giftig, wie es Katharina noch niemals von ihm hörte:

„Nun, wenn Sie glauben, daß uns die Decke hält, können wir ja nach.“

Die Fürstin wird unruhig und erhebt sich. Zugleich wendet Serge den Schlitten rechts und jagt hinein in den schmalen Weg, der den Leinpfad schneidet.

Eine weite dunkle Fläche wird sichtbar, aber nichts von dem Flüchling. Noch einmal faust die Peitsche auf den blutenden Schimmel; und dieser Hieb nebst der Witterung vom nahen Wasser erwecken in dem verständigen Gaul den Entschluß des Widerstandes.

Er stellt sich kerzengerade auf die gepeinigte Hinterhand und bringt so das Gie in eine Lage, die bei der Umwandlung zum Schlitten nicht mit in Betracht gezogen war.

Also geschieht es, daß der Schimmel Serge Ossipowitsch ausschüttet und neben ihn die Fürstin Katharina. Mit dem nun wesentlich erleichterten Gefährt springt er noch ein paar frohe Sätze vorwärts, bleibt dann sanftmütig stehen und blickt sich um. — —

In maßvollem Zotteltrabe tritt Serge die Heimfahrt an, neben sich die Fürstin, aber ohne Madja und ohne Dimitri Alexandrowitsch. —

Gegen zehn Uhr sind sie wieder in Petersburg und steigen im Hause der Fürstin ab.

Am Kamin wärmen sie sich und denken nach, ohne sich ihre Empfindungen zu verraten, kaum daß die Frage von einer Rückkehr der Ver-

schwundenen erörtert wird. Nur das möchte Serge gerne wissen, ob Katharina triumphiert oder ob sie zittert. Vielleicht auch lacht sie heimlich und ist schuld an diesem — Streiche. —

Es wird Mitternacht. Serge erhebt sich, wortlos, um sich zu entfernen. Da ertönt von der Auffahrt das Schellengeläut der Troika. Katharina öffnet das Fenster und beugt sich hinaus:

„Hast Du Madja mitgebracht, Dimitri?“

„Ich hab sie vor ihrer Wohnung abgesetzt, Mama.“

Katharina wendet sich zu Serge:

„Sie hören es. Madja ist zu Haus.“

Sie sagt das beinahe geschäftlich, aber mit einer Spur von freundlichem Mitgefühl.

„Gute Nacht, Katharina. Hoffentlich haben Sie sich nicht erkältet.“

„Gute Nacht; grüßen Sie Madja.“

Auf der Treppe begegnet Serge dem Dimitri.

Zwei Sekunden bleibt er stehen und hat einen lächerlichen Gedanken, und weil er klug ist, verwirft er ihn wieder.

Ohne ein Zeichen der Begrüßung gehen sie an einander vorüber. Und Dimitri lacht. —

Als Serge in Madjas Zimmer treten will, findet er die Thür verschlossen.

„Nun, willst Du mich nicht hereinlassen?“

Er fragt noch zweimal vergebens. Dann legt er sich in sein Feldbett, ohne zu schlafen.

Am nächsten Morgen erhebt er sich zeitig, reitet aus und kommt gerade zu der Zeit zurück, wo die Zofe bei Madja ist.

Ohne weiteres tritt er ein und weist die Zofe hinaus.

Madja liegt noch in ihrem Bette mit aufgelösten Haaren und lugelt sich zusammen, wie sie Serge kommen sieht.

Der ganze Serge Ossipowitsch ist ein großes Fragezeichen, und was das Schlimmste ist, er weiß nicht, was es eigentlich zu fragen giebt.

Er begnügt sich deshalb, Madja zu umarmen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Aber mit einem Abscheu, der ihn erbeben macht, windet sie sich aus seinen Händen, stößt ihn zurück und schlägt nach ihm mit den sautnen Fäustchen.

Da reckt sich Serge empor, fällt aber sofort wieder in sich zusammen und beginnt ein klägliches Stammeln:

„Madja — Madja — Du hast — mich doch noch lieb? — Was hat Dimitri . . . war er . . . ?“

Und darauf vernimmt Serge das flüsternde Wort Madjas:

„Ach, er war roh — so roh — ich konnte nicht . . .“

Serge erhebt sich:

„Hast Du mich wirklich nicht mehr lieb, Madja?“ fragt er und ahnt dabei, daß diese Frage, auf die Madja ihr Gesicht verbirgt, recht überflüssig war.

Und während er hinausgeht, legt er sich den innern Zusammenhang zurecht.

Der Fürstin Katharina aber schickt er alsbald ein Billet: „Teuerste Freundin, ich fahre mit dem Zuge 1 Uhr 50 in der Richtung Berlin-Paris auf eine letzte Forschungsreise. Nehmen Sie Madja gütig in den Kreis Ihrer Familie auf. Ehrlich kann ich Ihnen versichern, daß nun auch diese Liebe plötzlich mir verdampfte. Der Anblick glimmender Asche aber würde, Sie begreifen, mir peinlich sein.“ —

Und mit dem Zuge 1 Uhr 50 fährt Serge Ossipowitsch, wieder um einige Grade abgeköhlt.



Eine Kellnerin.

Novellette von F. Calebow.

(Cannstadt.)

Es war an einem herrlichen Sommernachmittage, voll und warm schien die Sonne herab auf das weite, schimmernde Meer, auf die langhinstreckte, gelblichweiße Düne und den düstern Tannenforst dahinter. In weiter Entfernung ragt ein Kirchturm auf, dort ist ein Dorf, und abseits davon, auf einer Anhöhe, liegt einsam und friedlich der Kirchhof des Ortes.

Ich saß am Rande des Waldes und starrte träumend hinaus in die unabsehbare Ferne.

Es liegt ein eigener, melancholischer Zauber in der Küstenlandschaft, wenn unaufhörlich wie das Murren eines gefesselten Titanen das dumpfe Grollen des Meeres zu einem hinaustönt, wenn Welle auf Welle mit schwellender Gewalt daherkommt, sich wild aufbäumt, einen herrlichen, kristallinen Palast bildet und zischend zusammenstürzt, indes sich die Sonnenstrahlen in all den unzähligen, kleinen Wasserperlen spiegeln und das feindliche Element mit einer Farbenpracht schmücken, die märchenhaft erglänzt,

märchenhaft wie das tiefinnerste Wesen der See. Über der spiegelnden Flut schießen in eilendem Fluge die weißbeschwungenen Segler des Meeres, die leicht graziösen Möven dahin. — In starrer Ruhe liegt die Düne; nur manchmal rieselt es leise bald hier, bald dort, wenn mit flüchtigem Fuß Wiesel oder Eidechse ihrem Verstecke zustreben. Leise rauschend neigen sich die Wipfel uralter Föhren und knorriger Buchen, das Hämmern der Spechte und ab und zu der sehnfüchtige Ruf der Goldammer und das Flöten des Pyrolo sind die einzigen Laute in dem gewaltigen Schweigen ringsum.

Da knackt hinter mir ein Zweig, und feste Schritte ertönen. Ich wende den Blick und sehe in einiger Entfernung den Professor Hartwig stehen. Die edle, große Gestalt, die das Alter noch nicht zu beugen vermocht hatte, steht sinnend auf den Stab gestützt und schaut mit wehmütigen Blicken auf die Majestät des Meeres. Ein leiser Windhauch spielt mit dem weißen Bart des Mannes; er sieht aus wie ein Sänger der Vorzeit, der den vertrauten Klängen heimischer Sage lauscht.

„Guten Tag, Herr Professor!“ rufe ich den Sinnenden an. Er schritt empor, erblickt mich und mit einer unwillkürlichen Bewegung der Freude eilt er zu mir hin. Ich will mich erheben, ihm entgegen zu gehen, doch er ruft mir zu:

„Bleiben Sie liegen, Herr Doktor! Ich komme zu Ihnen!“

Als er dann neben mir steht, streckt er mir die Hand hin und fragt:

„Run, Sie menschengewordenes Corpus juris, erfreuen Sie sich auch an dem Schauspiel dieses Tages?“

„Ja, Herr Professor! Man kann viel lernen in solchen Stunden des stillen Dahinbrütens, wenn rings um uns die Natur mit der Sprache, die nur unser Herz versteht, die Vergänglichkeit des Irdischen und die Ewigkeit des Eblen predigt!“

Hartwig ließ sich an meiner Seite nieder. Mit einem wunderbar tiefen, forschenden Blicke sah er mir in die Augen.

„Und so spricht der Jurist, der fast täglich sehen kann, wie das Edle im Kampfe mit dem Gemeinen unterliegt!“

„Unterliegt?“ wiederholte ich verwundert. „Aber ich bitte Sie, grade um das zu verhalten, sind wir doch da!“

„Ganz recht, Verehrter, aber wonach geben Sie und Ihre Herrern Kollegen Ihr Urtheil ab?“

„Nach dem Gesetz!“

„Das eben ist es!“ rief Hartwig mit plötzlicher Heftigkeit. „Nach dem Gesetz vertilgt der Jude mit Recht alles, was nicht zum ‚auserlesenen Volke Gottes‘ gehört, und wir nennen das finstern Fanatismus! Nach dem Gesetz versucht der Moslem mit vollstem Recht, sich das Weltall zu unter-

werfen, — wir nennen das rohe Eroberungslust! Nach dem Befehl verdammt der Priester Roms mit Recht die Andersgläubigen, wir nennen es bornierten Dogmenglauben! — Nach dem Befehl verurteilt man Verbrecher, und unser Herz schreit: Ungerechtigkeit.“

Ich unterdrückte ein leises Lächeln.

„Wollen Sie denn alle Rechtsfälle nur nach dem Pulschlage des Herzens beurteilen? So viele Seelen, so viele verschiedene Ansichten desselben Verbrechens! Ohne feste Norm verlieren wir uns ins Endlose!“

„Und doch drängt sich dem gerecht denkenden Menschen oft bei euren Richterprüfungen die Empfindung auf: „Verunst wird Unsinn, Wohlthat Plage!“ — O ja, ich kenne Ihre Entgegnung,“ — fuhr er mit einer raschen Handbewegung fort, als er sah, daß ich antworten wollte, — „aber sehen Sie hier unten das ewige Meer, betrachten Sie den unendlichen Himmel, haben Sie diese beiden stets so gesehen wie heute? Rein, nie, denn das Grundprinzip der Natur ist Veränderung! Aber ob auch das Meer still und glatt wie ein Spiegel daliegt, oder sturmgepeitscht die weißgekürnten Wellenberge emportürmt, ob es leise schmeichelnd flüstert oder dumpf grollend ans Ufer schlägt, ob es bis in die fernste Weite die klarste Bläue widerspiegelt oder smaragdnen schimmert, — immer bleibt es doch das ewige Meer! — Und ob der Himmel sich wie eine azurne Kuppel über uns wölbt, oder ob er von jagenden, phantastisch gesformten Wolken überzogen wird, ob strahlend die Sonne dort oben ihre Bahnen zieht, oder der Mond mit bleichem Schein das Firmament erhellt, immer bleibt es doch der ewige Himmel. Die Formen wechseln, doch die Seele bleibt! — Was nützt uns eine veraltete Rechtsformel für einen jungen Volkskörper?! Glauben Sie denn, es würde überall in unsern Landen so knistern, bröckeln und brechen, wenn das Recht des Herzens das arme Volk wie das reiche beschützen würde?“

Er war tief erregt und leidenschaftlich fuhr er fort:

„Es ist etwas faul im Staate Dänemark! Nominell breitet das Recht schützend seine Schwingen über alle, und — Gott sei Dank, — den Wunsch und Willen, gerecht zu richten, haben unsre Juristen und Beamten noch heute, aber um unser Reich von den so tief eingewurzelten, korrupten Vorurteilen zu reinigen, dazu gehört die Kraft eines größeren Heracles, als jenes, der den Augiasstall säuberte!“

Hartwig blickte hinaus auf die murrende See. In seinen Augen glänzten Thränen, und leise sprach er:

„Ich hatte einen Freund, edel, ideal veranlagt, — er unterlag der Wucht der Vorurteile!“

Ich legte meine Hand auf seinen Arm.

„Erzählen Sie, Herr Professor!“ bat ich.

Er nickte. Einige Augenblicke schaute er schweigend vor sich nieder. Es arbeitete in seinen Zügen, als wenn tausend alte, längstvergessene Geschichten wieder lebendig geworden wären. Über sein Antlitz, in das die Zeit mit ihrem ehernen Griffel schon viele Erinnerungszeichen gegraben hatte, suchte es dann und wann wie ein Wetterleuchten; man wußte nicht, war es Freude, war es Schmerz, oder beides. Endlich hob er das Haupt und begann:

„Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, ereignete sich vor sechs- unddreißig Jahren, ich selbst war erst ein zweiundzwanzigjähriger Student. Damals hatte ich genau dieselben Grundsätze, die heutzutage in der jungen Generation gang und gäbe sind. „iß, trink' und liebe, denn das übrige ist nicht viel wert!“ Dieser Ausspruch Sardanapals imponierte meiner jungen Weisheit ungemein, zudem paßte der pessimistische Grundton dieser Sentenz vollkommen zu meiner ebenso gearteten Weltanschauung. — Ich hatte zu jener Zeit die erste unglückliche Jugendehele durchgemacht und dann ist ja jeder Jüngling ein überzeugter Bekenner des nephisophelischen Wortes: „Alles, was entflieht, ist wert, daß es zu Grunde geht!“ — Mit einem gewissen, großartigen Selbstgefühl trug ich diese meine weltchmerzlerische Stimmung zur Schau, und wenn es nur irgend anging, so bewies ich meinen erstanten Zuhörern mit einem fürchtbaren Aufwand von gelehrtem Wußt und Moder, — den eigentlich ein so junger Magen wie der meine noch garnicht verdauen konnte, — daß die Welt nur Schein, das Leben nur ein Traum, das Glück nur vermindertes Elend, und die wahre Seligkeit einzig und allein im Nirwana zu finden sei.

Nebenbei huldigte ich auch dem Grundsatz: „*Media vita in morte sumus*,“ legte ihn aber auf meine Weise aus, indem ich ihn erklärte: „Weil Du nicht wissen kannst, ob Du morgen noch lebst, so genieße das Heute mit vollen Zügen!“ Und ich that es! — Es muß ein seltsamer Anblick für einen Unbetheiligten gewesen sein, mich grünen Jungen zu sehen, der den lieben Herrgott einen Pfuscher nannte, sich aber demüthig nach Herzenslust amüßigte.

Als ich wieder einmal in der Kneipe die Nichtigkeit des Daseins bewies, saß mir ein etwa vier Jahre älterer Herr gegenüber, der mich mit seinen eigentümlich tiefen, melancholischen Augen unverwandt ansah. Meine Menschenkenntnis stand damals auf dem gebiegenen Standpunkt, in jedem Düsterblickenden sofort einen Pessimisten, und in jedem heiteren Gesellen einen Optimisten zu vermuten. Hiernach glaubte ich mich auch bei meinem Gegenüber zu der Frage berechtigt:

„Geben Sie mir nicht recht, mein Herr?“

Zu meiner starken Vermunderung aber erwiderte dieser mit einem kaum merklichen Lächeln.

„Durchaus nicht, Verehrtester! Ich finde im Gegenteil die Erde so schön, daß ich mich oft erstaunt fragen muß, womit wir Menschen eigentlich die Gnade verdient haben, in einer so schönen Welt zu leben!“

Diese Ansicht, die der meinen so diametral entgegengesetzt war, frappierte mich doch und reizte mich zum Nachdenken, denn Gott sei Dank hatte ich dies trotz meines wilden Lebens noch nicht verlernt. Selbstverständlich war ich überzeugt, daß ich es mit einem überspannten Schwärmer zu thun hatte, und sagte ebenso selbstverständlich den Plan, ihn von diesem Phantasmus zu heilen. Ich beschloß daher, seine nähere Bekanntschaft zu machen; das sollte schneller gehen, als ich dachte.

Als ich am nächsten Tage nach Schluß der Vorlesung das Universitätsgebäude verließ, rief hinter mir eine Stimme:

„Guten Morgen, Herr Pessimist!“

Der Schwärmer von gestern war es und streckte mir mit einem gewinnenden Lächeln die Hand entgegen.

„Auch Jurist?“

Ich bejahte.

„Also Kollegen; Sie gestatten, daß ich mich vorstelle, mein Name ist Dr. Griesbach, Privatdocent!“

„Hartwig, Studiosus!“ ergänzte ich mit einer Verbeugung.

Darauf schlugen wir den Weg zu unserer Corpuscucine ein, wo wir uns zuerst getroffen hatten. Unterwegs fragte ich:

„Ihr Name ist sehr bekannt. Es giebt einen berühmten Schriftsteller dieses Namens, sind Sie mit ihm verwandt?“

„Es ist mein Vater!“

„Ah!“ entrang es sich mir unwillkürlich; ich wußte jetzt, daß ich neben einem der reichsten Leute unseres Landes ging.

„Nun weiß ich auch, weshalb Sie die Welt so schön finden!“ bemerkte ich etwas bitter.

Er verstand mich sofort.

„Nicht des Geldes wegen,“ sagte er eifrig, „gewiß nicht! Aber ich habe schon viel von der Welt kennen gelernt und überall etwas Gutes gefunden! — Nachdem ich die Schule absolviert hatte, schickte mich mein Vater auf Reisen, damit ich einen freieren Blick bekomme. So trieb ich mich denn lange Zeit in England, Frankreich, Spanien, Italien und Aegypten herum, und bin erst vor vier Jahren wiedergekommen. Nachdem ich darauf in Halle Jura studiert hatte, kam ich hierher nach Berlin, um mich als Privatdocent niederzulassen. Da haben Sie meinen vollständigen Steckbrief!“

Wir hatten inzwischen das Restaurant erreicht und machten uns mit dem gesunden Appetit der Jugend ans Mittagessen. Dabei bemerkte ich durch verschiedene hingeworfene Äußerungen Griesbachs, daß er durchaus kein „Schwärmer“ war, sondern über Menschen und Dinge ein sehr festes und wohlbegründetes Urtheil besaß. Ich war ehrlich genug, mich dieser Bemerkung nicht zu verschließen, trotzdem ich oft ganz anderer Ansicht war als er.

Seitdem trafen wir uns alle Tage und wurden im Laufe der Zeit innige Freunde. Sein entschiedener, ruhig ernster Charakter, die geistvolle Ironie, die er mit freundlicher Güte zu verbinden wußte, war ohne Zweifel von heilsamem Einfluß auf mich. Fast stets nahm unser Gespräch eine philosophische Richtung, und beinahe immer gab er sich Mühe, mich von meiner pessimistischen Weltanschauung zu befreien. Ich, der ich diese Erörterungen meistens selbst herbeizuführen bestrebt war, ich bildete mir ein, dies nur aus Vergnügen über seine „verrückten“ Ansichten zu thun, in Wahrheit aber war es mir zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden, seine idealen Gedanken zu hören und mich an ihnen zu erheben aus dem Schlamm meiner „Weltweisheit“. — So muß einem Baum zu Mute sein, der bis ins Mark erschauernd unter der Säge des Gärtners seine Triebe fallen sieht, und doch gerade dadurch fähig wird, Früchte anzusehen!

So waren mehrere Monate vergangen, da hörte ich durch Zufall, daß Griesbach von all den Bewerbern um die ordentliche Professur zu München von der dortigen Fakultät für das Amt ausersehen sei; es war nur noch nicht offiziell. Voller Freude begab ich mich in das Restaurant, wo ich ihn mittags zu treffen hoffte. Doch er kam nicht, er war krank. Als ich ihn in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen, hatte er sie schon durch den Rektor unserer Universität privatim erfahren und war demgemäß sehr glücklich.

Infolge seiner Krankheit blieb er der Corpskneipe mehrere Tage fern; inzwischen war dort eine neue Kellnerin engagiert worden. Hübschön, jung, kokett, verderbt, — wie alle Kellnerinnen; — sie hieß Anna!

Als mein Freund nach längerer Zeit wieder neben mir an unserm Stammtisch saß, machte ich ihn auf die eben eingetretene Kellnerin aufmerksam:

„Du, Griesbach, sieh mal das hübsche Ding!“

Seine Augen folgten der angegebenen Richtung, und ein Blitz der Bewunderung flammte in ihnen auf.

„Die ist nicht nur hübsch, sondern sogar schön!“ sagte er mit einem langen Blick auf sie.

„Aber nur äußerlich!“ bemerkte ich wegwerfend.

Er sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck an.

„Weißt Du das so genau?“

„Nun natürlich! An einem verpfuschten Bilde und einer Kellnerin ist doch nichts mehr zu verderben!“

Ein Corpsbruder, der diese Worte gehört hatte, nickte mir vergnügt zu, trank sein Glas in einem Zuge leer und rief:

„Anna, zahlen!“

Die Kellnerin kam heran, schrieb die kleine Rechnung auf und nannte die Summe.

„Hier, das ist für Sie!“ sagte er, ihr ein Geldstück zuschiebend; es waren zwanzig Pfennige. Sie dankte, und während sie sich niederbog, das Geld einzustreichen, schlang der Student seinen Arm um sie und drückte ein paar feurige Küsse auf ihren Mund. Sie hatte sich nur wenig gesträubt.

Als er gegangen war, sah ich Griesbach an.

„Na?“ fragte ich schadenfroh.

Seine Züge waren finster geworden.

„Armes Kind!“ murmelte er leise, wie für sich. „Armes Kind!“

Als wir gehen wollten und Anna kam, um die Zahlung zu empfangen, hob er ihr, ohne etwas zu sagen und ohne sie anzusehen, eine Mark Trinkgeld hin. Dann ging er so schnell, daß er das erstaunt freudige „Danke bestens“ nicht mehr hörte.

Wie wir am Abende des nächsten Tages dort wieder eintraten, kam uns Anna sofort entgegen.

„Was befehlen die Herren?“ fragte sie.

Ich bestellte das Nötige. Während wir noch auf das Essen warteten, nahm Griesbach wie gewöhnlich eine Cigarre und suchte nach Feuerzeug. Es war keins vorhanden.

„Hier, bitte, Herr Professor!“ tönte da eine weiche Stimme, und das schöne Mädchen stellte das Gefuchte vor ihn hin. Stirnrunzelnd sah mein Freund auf; seine dunkeln Augen blickten die blauen der Kellnerin fast drohend an.

„Erstens bin ich noch kein Professor, sondern Doktor, wie Sie recht gut wissen. Zweitens brauchen Sie zu mir nicht liebenswürdiger zu sein, wie zu andern, weil ich Ihnen ein größeres Trinkgeld gegeben habe. Freundlichkeit, die nicht von Herzen kommt, kann ich nicht leiden und Schmeichelei ebenso wenig!“

Dunkle Glut war dem Mädchen ins Antlitz gestiegen, trotzig wandte es sich und ging. — Seit diesem Tage bediente es Griesbach nicht mehr.

„Siehst Du,“ sagte er zu mir, als er dies bemerkte, und sah dabei ganz glücklich aus, „siehst Du, daß sie doch noch ein Ehrgefühl besitzt!“

Ich suchte skeptisch die Achseln. —

Im Laufe des Abends hatten wir einen lehrhaften Meinungsaustrausch über die Globigerinen. Ich entwickelte eben eine ziemlich neue Anschauung über diese sonderbaren Lebewesen, als Griesbach mich plötzlich unterbrach:

„Einen Augenblick, Hartwig! Schau mal hin, so sieht man gerade ihr Profil! Hast Du jemals eine so edelgeschnittene Nase, so niedliche Ohren und einen so herrlichen Halsansatz gesehen, wie bei diesem Mädchen?“

„Ja, und dabei ist das noch das Wenigste an ihr!“ bemerkte ich bissig. Ich war wütend über die Unterbrechung.

Da sah er mich an mit einem Blick, in dem deutlich zu lesen stand: „Nähige Dich, sonst werde ich unangenehm!“ Aber schon im nächsten Moment sprach er mit einer bewunderungswürdigen Ruhe weiter über die Globigerinen, indem er das Gespräch da wieder aufnahm, wo wir es hatten fallen lassen. —

Sonderbar war es zu beobachten, wie Anna, trotzdem sie nie wieder in unsere Nähe kam, doch von weitem oft ihre Augen sinnend auf Griesbach haften ließ. Bemerkte sie aber, daß ich sie mit aufmerksamen Blicken verfolgte, so beschäftigte sie sich rasch mit den ersten besten Sachen und wick uns noch geflissentlicher aus, als sonst. —

Einige Tage später, als ich in Griesbachs Zimmer vor seiner Bibliothek stand und in der altdeutschen Literaturgeschichte blätterte, fragte er mich ganz unvernünftig:

„Du, Hartwig, wie stellst Du Dir Holbe vor?“

„Nun, hoch und schlank gewachsen, bei aller Schlantheit doch mit prächtig entwickelten Formen; dichtes, langes, lockiges Blondhaar, tiefdunkle, blaue Augen, einen kleinen, reizend geformten Mund mit schwellenden, roten Lippen, eine gerade Nase, schön geschwungene, dunkle Augenbrauen und Wimpern, kleine niedliche Ohren und ebenso niedliche, widerpenstige Löckchen am Nacken!“

Er nickte gedankenvoll, dann sagte er mit starker Betonung:

„Weißt Du auch, wen Du soeben Zug für Zug gezeichnet hast?“

Ich verneinte.

„Es fehlt nur noch der majestätische und doch so graziöse Gang, dann ist es Anna, wie sie leibt und lebt!“

„Die Kellnerin?“

„Ja, die Kellnerin!“

„Schlimm für sie, wenn sie eine Holbe würde!“

„Das würde sie auch nicht, glaube mir!“

„So!! — Und weshalb nicht?“

„Weil ihr Grundcharakter edel ist! Hast Du nie bemerkt, daß sie oft traumverloren wie in weite Fernen starrt? Sei versichert, sie sucht das

Glück und weiß es nicht zu finden. — Das arme Kind! Kellnerin zu sein ist schon an und für sich so schwer, warum hat sich der Herrgott nun noch vergrißen und Dich aus Marmor statt aus Gyps gebildet!“

„Weißt Du, wie Du mir vorkommst?“ murzte ich halb belustigt, halb besorgt.

„Run?“

„Als wenn Du Dich in diese schöne Larve verliebt hättest! Nimm Dich in acht, Du bist nicht der erste! Abgelegte Ware, lieber Freund, abgenutztes Material!“

Griesbach stieg das Blut zu Kopfe.

„Schäme Dich!“ rief er rauh.

Ich schwieg eine Weile, dann begann ich wieder:

„Liebe läßt sich ja bekanntlich nicht kommandieren wie ein Maulschloßwerk. Du solltest aber doch bedenken, wohin Dich Dein Gefühl zu führen droht! — Die Kellnerinnen mit den Augen vernünftiger Menschen zu taxieren, das heißt, sie für Wesen zu halten, deren Liebe sich mit einigen Markstücken sehr leicht erringen läßt, das bringst Du ja nicht fertig. Heiraten kannst Du sie nicht, also bleibt Dir nichts weiter übrig, als sie aus Deinem Hirn zu verbannen. Das ist das Ganze!“

„Heiraten kann ich sie nicht, warum nicht?“

Ich blickte ihn starr an.

„Sage mal,“ erkundigte ich mich endlich teilnehmend, „liegt der Irrsinn etwa in Deiner Familie?“

Er sprang empor, seine Augen flammten. Erregt ging er in der Stube auf und ab, endlich blieb er dicht vor mir stehen und sprudelte toll hervor, was ihn beengte.

„Der Hohenstaufe Friedrich II. hat einmal gesagt, die Welt sei durch drei schlaue Gaukler betrogen worden, Moses, Mohammed und Christus. Mit viel größerem Recht läßt sich dieser Ausspruch umkehren: drei ideale Gestalten sind von der Welt schmähslich getäuscht worden! Denn wer verstößt wohl mehr gegen das achte, neunte und zehnte Gebot als das Volk Moses, welches Volk trinkt wohl lieber Wein und hat sich trägerer Schlemmerei ergeben, als das, dem der ernste, nüchterne Mohammed, der streitbare Amrillais und das gewaltige Geschlecht der Abbasiden entsproß; und endlich: wo findet man wohl größere Feindschaft, schärferen Haß, niedrigere Begierden und Laster, und weniger echte Freundschaft und Liebe, als unter uns Christen, denen der Stifter unserer Religion predigte: Liebet eure Nächsten wie euch selbst!“ — Gleichheit aller Menschen im Geiste wollte Christus schaffen. Das bedingt doch, daß jeder wahre Christ seinen Mitmenschen, sei es wer es sei, mit Achtung und Liebe begegnet! — Und eine Kellnerin, die durch

die Not des Lebens gezwungen wird, die Bahn des Lasters zu wandeln, die betrachtet man als eine Art Neutrum, ein Wesen, dem man ungestraft die schmutzigsten Sachen sagen kann, ein seelenloses Geschöpf, das für die gemeinsten Späße noch ein Lächeln übrig haben muß, sonst ist sie das Trinkgeld nicht wert! — Und solch ein armes Menschenkind, in dessen Seele ebenfalls das heiße Verlangen nach Glück, nach Liebe lebt, das wird, wenn seine Schönheit zu Grunde gegangen ist, beiseite geworfen, wie eine leere Champagnerflasche, — das Begeisterte ist fort, die Scherben sind geblieben, — und es stirbt hinter irgend einer Hecke, in irgend einem Wasser — durch Selbstmord! — Man begräbt sie dicht an der Kirchhofsmauer, keine Blume, kein Kranz schmückt ihren Sarg, ihr Grab; der Pfarrer murmelt Gebete für das Heil der sündigen Seele! — Man nennt das christliche Barmherzigkeit!"

Er schwieg tiefausatmend. Nach einer Pause fügte er hinzu:

"Nimm mir meine Heftigkeit nicht übel; manchmal packt mich eine wahnsinnige Wut über unsere Zeit, und ich wünsche mir Titanenkräfte, um das Böse, das Verschrobene, das Erstorbene mit einem Ruck auszurotten und dafür Gutes, Edles, Vollkommenes zu pflanzen!" —

Dieser Ausbruch seines innersten Gefühls hatte mich tief erschüttert. Beim Nachhausegehen grübelte ich, was wohl das beste Heilmittel für ihn wäre, ohne etwas zu finden. Wie gewöhnlich, wenn unser Herz mißspricht, wo der Verstand allein arbeiten sollte, dann sind wir alle hohle Köpfe. Zwar unser Hirn sitzt voller Gedanken, aber sie lassen sich nicht zügeln, sondern springen hierhin und dorthin gleich den Grasshüpfern in der Wiese. —

Einige Zeit später, — es war an einem Sonntage, — forderte mich Griesbach zu einer Partie Billard auf. — Direkt nach dem Essen begaben wir uns ins Billardzimmer; das Lokal leerte sich mehr und mehr. Schließlich waren die einzigen Anwesenden mein Freund, ich und jener Corpsstudent, der damals die Kellnerin geküßt hatte, als Griesbach sie zum ersten Male sah. Jener dritte Student machte den „Riebiß“, das heißt, er erklärte nach jedem Fehlschöße, wie der hätte gemacht werden müssen, wenn er hätte „kommen“ sollen, stand überall im Wege, riß dazwischen fürchtbare Kalauer und dergleichen.

Ich machte gerade eine „Serie“, als ich wahrnahm, daß Griesbach während des Kreidens über sein Neue hinweg in den Saal sah mit einem halb mitleidigen, halb ärgerlichen Blick. Auch der andere Student wurde darauf aufmerksam und plötzlich rief er:

„Schau, schau, die Anna schläft! Das muß man benützen!"

Er schlich sich auf den Beinen zu dem Mädchen hin, das in schlafender Stellung auf einem Stuhl saß, unverkennbar müde und doch in einer entschieden vorteilhaften Haltung.

„Ach was, sie stellt sich nur schlafend!“ fuhr es mir heraus, da ich sah, daß Griesbach gespannt hinblickte.

Er neigte bejahend sein Haupt. Seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt.

„Sie weiß recht gut, daß wir sie beobachten!“ bemerkte ich noch ärgerlicher.

„Ja, leider! — — Da, ein „Kicks“! Du kommst dran!“

Er wandte sich wieder mit verdoppelter Aufmerksamkeit dem Kreiden zu.

Der Student war indessen unhörbar herangeschlichen, beugte sich leise über die Schläferin und küßte sie. Wie aus tiefem Traume fuhr sie auf, sah ihn dann erst scheinbar böse, dann freundlich an, stand auf und ging langsam in den Billardraum, wo sie sich niederließ.

„Das war ja ein süßes Erwachen!“ sagte ich neckend. Sie lachte, zog ein wenig die Schultern und schloß wieder die Augen. Der „Kiebiß“ war gegangen, wir drei befanden uns allein. Bald darauf hatte ich die Partie gewonnen.

„Ich habe noch zu arbeiten,“ sagte ich zu Griesbach, der noch einige Bälle probierte, „auf Wiedersehen heute Abend!“

Damit ging ich. —

Aber als ich auf der Straße stand, hatte ich plötzlich die Empfindung, daß es besser sei, wenn ich wieder umkehrte; ich that es. Leise ging ich in den Saal zurück und beobachtete die beiden. — Ich habe Sorgen stets verabscheut, diesmal aber war das Gefühl stärker als ich! —

Griesbach mochte wohl eben gezahlt haben, er stand dicht vor Anna, die mit leichtem Troß an ihm vorbeisah. Ein verirrter Sonnenstrahl zitterte auf ihrem lockigen Haar, es sah aus, als wäre es vergoldet. Die sonore, eindringliche Stimme meines Freundes drang bis zu mir herüber.

„Schade,“ sagte er, während er Anna mit seinem tiefen Blick ansah, „schade um Sie, Anna! Sie sind noch so jung, so schön, so liebenswert — und können schon so heucheln!“

Sie sah auf.

„Wann hätte ich das gethan?“

„Wollen Sie mir etwa vorreden, Sie hätten geschlafen, als der Student Sie küßte?“ Es klang beinahe drohend.

Eine tiefe Röthe stieg langsam in ihre Wangen. Vor seinem strafenden Blick schlug sie die Augen nieder. Dann aber sagte sie mit dem alten Troß:

„Nun, und wenn es Verstellung war, was geht es Sie an?“

Er sah ernst auf sie nieder.

„Was es mich angeht? Vielleicht mehr als Sie sich träumen lassen! — Vielleicht — doch was kümmert das Sie?“

Und er wandte sich rasch von ihr ab. Er sah nicht den erstaunten Blick des Mädchens, sah nicht wie in diesem einen Blick echte, leidenschaftliche, herzbezwingende Liebe mit ungläubigen Zweifeln und mädchenhafter Schüchternheit rang, er hörte nur, wie es langsam, wie in der Ahnung eines großen Glückes, von ihren Lippen kam:

„Was wollten Sie sagen, Herr Doktor? Warum verstummen Sie so plötzlich?“

Er starrte finster vor sich hin.

„Weil ich im Begriffe war, mich vor Ihnen lächerlich zu machen! Weil ich“

Er hatte sich ihr wieder zugewendet, ihre strahlenden, blauen Augen sahen ihn an: und er versenkte sich vollständig in diesen Blick.

„Ist es nicht ein Wunder,“ begann er endlich wie im Traume, „daß solche Schönheit auf dieser Erde erblühen kann? Ist es ein Wunder, wenn man diese leuchtenden Augensterne wieder und wieder küssen möchte? — Anna!“ — er breitete die Arme aus, seine Brust arbeitete heftig. — „Anna! Retten Sie mich vor der Verzweiflung! Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben!“

Da schlangen sich ihre weichen, weißen Arme um seinen Nacken, und ihre bebenden Lippen flüsterten:

„Wie habe ich mich nach einem Kuß von Dir gesehnt!“

In völliger Selbstvergeffenheit hielten sie sich umfangen und blickten sich in stummer Seligkeit an. Endlich ermannte sich Griesbach; langsam zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger, erfaßte ihre Hand und steckte ihr den goldenen Schmuck an.

„Mit diesen Ringe meiner verstorbenen Mutter und mit diesem Kusse verlobe ich mich Dir für immer und ewig!“ sagte er feierlich.

Da erblaßte sie.

„Um Gott, Herr Doktor, das, — das dürfen Sie nicht!“ stotterte sie und versuchte, den Ring wieder abzureißen. „Das, das habe ich nicht gewollt, bei Gott, das nicht!“

Er hielt ihre Hände fest.

„Und warum nicht, mein Lieb?“ fragte er faust.

„Sie sind ein vornehmer Herr, und ich — eine Kellnerin!“ murmelte sie dumpf.

Er umschlang sie und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen.

„Und wenn Du noch weniger wärest, Du würdest doch mein Weib!“ Da schlug sie aufschluchzend die Hände vor ihr Antlitz.

„Ich bin viel weniger als das,“ — glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals.

Da faßte er sie mit starken Armen und drückte den blonden Kopf fest an seine Brust.

„Diese Stunde schon hat Dich geläutert! Und wenn Du das niedrigste Wesen dieser Erde wärest, mein müdest Du werden und sollte ich auch deshalb alle Bande von Sitte und konventionellem Recht zersprengen und zerreißeln!“ —

Ich war mit der festen Absicht gekommen, gerade dies, was ich schon unbestimmt geahnt und gefürchtet hatte, zu verhindern; und jetzt? — Ich wollte vorstürzen, wollte ihm alle Gegen Gründe vorhalten, ihn zurückreißen von dem Abgrund, dem er sehenden Auges und doch voll Jubel entgegen schritt, aber diesem Tone echter Liebe gegenüber erschien mir mein Vorhaben auf einmal niederträchtig, verabscheuungswürdig. „Barbar,“ rief es in mir, „willst Du zwei Menschen das Eden rauben, das sie endlich gefunden?“

Eine Thräne war mir ins Auge getreten, ich wandte mich und ging.

Auf der Straße kam die Neue. „Es wäre doch Deine Pflicht gewesen, ihn von diesem Schritt zurückzuhalten!“ raunte mein Gewissen, aber dazwischen sprach der Tröster Leichtsinns: „Ach was, laß sie doch, kommt Zeit, kommt Rat!“ —

Noch am selben Abend kam Griesbach und beichtete mir alles. Sie hatte ihm ihren Lebenslauf erzählt. — Ihren Vater hatte sie nie gekannt, das war das erste, was einen düstern Schatten auf ihren Lebensweg warf. Die Kinder in der Schule wandten sich von ihr ab um dieses Fehlers willen. Dabei genoß sie in einer höheren Mädchenschule eine sehr gute Erziehung und war durch ihren Fleiß und ihre Schönheit der Liebling aller Lehrer. Als sie sechzehn Jahre alt war, starb ihr unbekannter Vater, die Gelder hörten auf. Sie wurde aus der Schule genommen, — acht Wochen später starb auch ihre Mutter; Anna stand vor dem bloßen Nichts! Es wurde ihr ein Vormund gegeben, der nicht das geringste Interesse für sie empfand. Ein Freund dieses Ehrenmannes, ein Gastwirt, veranlaßte ihn durch Streichung einer Schuldenlast, die jener ihm zu zahlen hatte, Anna als Kellnerin in sein Geschäft zu geben. „Da ist sie gerade recht und wird nicht allein stehen!“ hatte er mit einem häßlichen Lachen gesagt, und er hatte recht gehabt. Anna wurde umschwärmt von allen, bald hatte ihr neuer Gebieter sie dahin gebracht, wohin er sie haben wollte; eine spröde Kellnerin konnte er natürlich nicht gebrauchen. — Als sie mündig geworden war, wechselte sie sofort die Stelle und kam hierher; vom Regen in die Traufe! — Das war die ganze Geschichte; wenig Worte, aber viel Jammer darin enthalten!

„Ich habe sie gebeten, unverzüglich ihre Stellung aufzugeben. Gegen

eine Entschädigungssumme, die ich dem Wirt anbot, hat er sie auch sogleich entlassen!" setzte Griesbach hinzu.

"Und nun?" fragte ich.

"Sobald ich mein Professorendiplom erhalten habe, heirate ich sie. Du und ein anderer Kommilitone, Ihr sollt Trauzeugen sein. Willst Du?" Er hielt mir fragend die Hand hin.

"Gewiß!" Ich schüttelte herzlich die Dargebotene.

"Aber Dein Vater!! Was wird der sagen?"

"Mich enterben, natürlich! Möglicherweise sogar verfluchen; aber" — und er reckte sich, — „sollte ich auch den Fluch einer Welt tragen müssen, für sie thue ich es gerne!"

Ich sah ihn bewundernd an; das war echte Liebe! —

Als ich einige Tage später studierend in meinem Zimmer saß, wurde mir durch das Stubenmädchen „Herr Griesbach" gemeldet. Ich war strappiert über diese Förmlichkeit.

"Warum kommst Du denn nicht wie sonst, unangemeldet?" sprach ich in den Gang hinaus, wo ich seine Gestalt zu erkennen glaubte. Aber im nächsten Augenblick durchfuhr mich ein heftiger Schrecken, denn eine mir gänzlich fremde und doch bekannt klingende Stimme antwortete:

"Ein kleiner Irrtum! — Ich bin der Vater!"

Dann standen wir uns in meiner Stube gegenüber. — Durch das offene Fenster flutete der berauschende Duft der Lindenblüten ins Zimmer, aber zugleich mit diesem Gruß der blühenden Natur drang auch die erstickende Glut des Sommers hinein. Schwül, wie draußen und in der Stube, war es auch uns zu Mute, mir und dem finstern Manne da vor mir!

Die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn war auffallend, nur war in diesem geistvollen Antlitz ein Zug starken Hochmuts ausgeprägt, der bei meinem Freunde fehlte.

"Lassen Sie uns ohne Umstände in medias res gehen," begann der alte Herr, nachdem er sich gesetzt hatte. „Gestern früh bekomme ich von meinem Sohn einen Brief, in dem er mich kurz und bündig von seiner mit einem Fräulein Kosner — allerdings noch zuerst im geheimen, — vollzogenen Verlobung in Kenntnis setzt. In vier Wochen hofft er, die Münchener Professur zu erhalten, und will sich daun auf der Stelle trauen lassen. Sie, verehrter Herr, und ein anderer Studiosus, dessen Name nicht im Briefe angegeben ist, sollen Trauzeugen sein. — Verhält sich das so?"

"Vollständig!"

"Gegen eine Verheiratung meines Sohnes an und für sich hätte ich selbstverständlich garnichts einzuwenden, gegen diese aber sehr viel, denn die „Dame", die sich mein Sohn erwählt hat, ist eine"

„Kellnerin!“ fiel ich kalt ein.

„Ganz recht, eine Kellnerin!“

„Nun, und was weiter?“ fragte ich ruhig.

„Was weiter? — Das ist empörend, niederträchtig, blödsinnig!“

„Keins von allen!“ bemerkte ich gelassen. „Selbstverständlich wird diese Heirat Aufsehen erregen, aber was thut das? Sie als Schriftsteller sollten sich doch über eine solche Extravaganz am ehesten hinwegsetzen können, Sie, der Sie stets das Recht des Herzens verfechten!“

Mein Gegenüber machte eine wegwerfende Bewegung.

„Sie sind noch sehr unerfahren, junger Mann, sonst müßten Sie wissen, daß die Werke eines Schriftstellers selten oder nie mit seinem Leben übereinstimmen!“

„Das ist eben das Schlimme!“ versetzte ich eifrig. Er unterbrach mich.

„So angenehm mir Ihre Unterhaltung auch sonst wäre,“ erklärte er mit schneidendem Hohn, „so muß ich doch heute darauf verzichten, da ich nicht deshalb hergekommen bin! — Kennen Sie die Wohnung der Kellnerin?“

„Ja!“

„So werden Sie die Güte haben, mich hinzugeleiten, und zwar sofort!“

„Und wenn ich mich weigern würde?“

„Dann würde ich mich, wenn auch nur sehr ungern, an die Polizei wenden, um den Aufenthalt des Mädchens zu erfahren!“

Ich überlegte. Es war vielleicht doch besser, wenn ich mit ihm ging, dem erregten Manne war alles zuzutrauen.

„Werden Sie mitkommen?“ wiederholte der alte Griesbach seine Frage.

„Ja; aber wohlverstanden, nicht Ihrewegen, sondern allein des Mädchens halber!“

Dann gingen wir. Unterwegs fragte ich ihn, ob er schon bei seinem Sohn gewesen sei.

„Nein! Dem trete ich erst mit der vollendeten Thatsache ihrer Abdankung entgegen!“

Bis zur Wohnung des Mädchens gingen wir darauf schweigend zusammen. Als wir bei Anna eintraten, und ich ihr meinen Begleiter vorstellte, erblaßte sie. Griesbachs Vater ging brutal auf sein Ziel los.

„Also Sie sind es, die meinen Sohn in ihrem Netz gefangen hat! — Nun, schlechten Geschmack hat er nicht! — Hm, hm!“ Es folgte eine kleine Pause. „Sie werden einsehen, daß aus dieser Verbindung nichts werden kann. Ich verlange von Ihnen, daß Sie in Gegenwart dieses Herrn in aller Form auf jedes Recht auf meinen Sohn verzichten!“

Er sah sie wartend an. Glühende Röthe und tiefe Blässe wechselten auf ihrem Antlitz.

„Wenn ich es thue, so geschieht es nur Ihres Sohnes wegen, denn — ich habe ihn sehr lieb!“

Der Alte verzog sein Gesicht.

„Verstehe! Es bedingt einen angemessenen Preis!“ Er griff in die Brusttasche und holte sein Portefeuille hervor. „Genügen Ihnen fünftausend?“

Sie schwieg, aber ihre herrlichen Augen ruhten mit einem Ausdruck so tiefer Verachtung auf Griesbach, daß dem kalten, herzlosen Vieter allmählich eine brennende Röthe ins Antlitz stieg.

„Nun, wieviel wollen Sie?“ fragte er endlich rauh; es war ihm unbehaglich geworden. „Zehntausend! — Es ist ein hübsches Stück Geld! — Verstehen Sie mich recht, der Verkehr meines Sohnes mit Ihnen ist mir durchaus gleichgültig, nur eine Heirat darf nicht stattfinden!“ — Und nach einer Pause. — „Sagen wir also Zwanzigtausend!“

Da wandte sich Anna und schritt auf die ins Nebenzimmer führende Thüre zu.

„Halt! erst stehen Sie Rede!“ donnerte mein Begleiter und packte sie am Arme. Schnell trat ich hinzu.

„Vergessen Sie nicht, Herr Griesbach, daß Sie vor der Braut Ihres Sohnes stehen!“ sagte ich ernst.

„Jawohl; schöne „Braut“, das!“ Er schleuderte ihren Arm von sich.

Im nächsten Moment fiel die Thüre hinter dem Mädchen ins Schloß, der Riegel wurde vorgeschoben; wir standen allein.

„Kommen Sie, Herr Griesbach, wir sind hier überflüssig.“

„Berechnung!“ zischte er. „Ekelhafte Komödie, weiter nichts!“

Und die Faust gegen die Thüre erhebend, schrie er: „Es soll Dir nichts nützen! Mein Sohn heiratet keine — Kellnerin!“

Damit stürmte er hinaus. — Ich folgte ihm sofort und erreichte ihn an der Hausthüre.

„Haben Sie die Güte, mich auf dem nächsten Wege zur Wohnung meines Sohnes zu führen!“ bat er.

Ich willigte ein.

Als wir das Haus meines Freundes erreicht hatten, wollte ich mich empfehlen, da hielt er mich fest.

„Es ist ein schwerer Gang, den ich vorhabe; verlassen Sie mich nicht, begleiten Sie mich!“

Eine leise Rührung wollte mich überwältigen. Derselbe Mann, der sich soeben in solcher Brutalität gezeigt hatte, wurde weich bei dem Gedanken, daß er seinem Sohn in dieser Lage gegenübertreten sollte!

Freund Griesbach saß an seinem Schreibtisch, als wir eintraten. Er

war sehr bleich, aber augenscheinlich bis zum Äußersten entschlossen. Sein Vater sah ihm, während er des Sohnes Hand erfaßt hatte, mit einem langen, tiefen Blick in die Augen.

„Erich,“ begann er endlich, „soll ich wirklich das an Dir erleben? Du, mein einziger Sohn, mein ganzer Stolz, mein Erbe, der die brillantesten Verbindungen eingehen kann, Du willst Dich an eine — an eine Kellnerin fortwerfen? — Erich! Sage, daß es nicht wahr ist, daß Du Dich besonnen hast und diesen unseligen Gedanken abthun willst, für immer!“

Eine Pause entstand, dann antwortete Griesbach ernst aber fest:

„Vater, verlange, was Du willst, ich will es thun, — nur das nicht! — Sage noch nichts, Vater, Du hast sie noch nicht gesehen! Würdest Du sie kennen, so beständest Du nicht auf Deiner Forderung!“

„Ich kenne sie! Eben komme ich von ihr! Eine hübsche Larve hat sie, das ist richtig, das ist aber auch alles!“

„Du warst bei ihr?“ fragte mein Freund auffahrend. „Was hast Du ihr gesagt? Was hast Du ihr gethan?“

Ich legte dem Erregten die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu:

„Ich war mit Deinem Vater!“

Er sah mich dankbar an.

Der Vater räusperte sich.

„Es thut mir leid,“ begann er wieder, „daß ich dergleichen berühren muß, aber es handelt sich um Deine Zukunft! — Erich,“ — er trat seinem Sohn fast bittend einen Schritt näher, — „Erich, muß denn gleich — geheiratet sein . . . ?“

Da reckte sich mein Freund hoch auf.

„Schweig, Vater!“ rief er mit seltsam tiefer Stimme.

„Mit jedem weiteren Worte würdest Du mich tödlich beleidigen!“

Sein Vater mochte diesen Ton kennen; er verstummte. Dann aber stammte noch einmal der heiße Born in seinen Augen auf.

„So bleib mir noch das letzte Mittel! — Du irrst, wenn Du glaubst, mir trogen zu können! Ich schwöre Dir: entsagst Du nicht dieser unseligen Leidenschaft, so sage ich mich los von Dir und allem, was Dein ist!“

Drohend stand die Gestalt des Vaters vor dem Sohne; doch nach kurzer Pause begann dieser:

„Vater! Was Mutterliebe ist, habe ich nie erfahren; ich war beim Tode meiner Mutter ja erst drei Jahre alt. Du hast Dein Bestes an mir gethan, das erkenne ich mit dankbarem Herzen an, und dennoch sehnte ich mich, ach so oft, nach einer weichen Hand und nach einer sanften Stimme, nach einem Herzen, das liebevoll auf meine kindlichen Schmerzen und Freuden einzugehen verstand und mich mit lindem Zauber zu trösten wußte; ich habe

es nie gekannt. — Jetzt aber, jetzt soll mir dies alles werden in meiner Braut. Vater, willst Du meinem Glück entgegenreten?"

Es klang unendlich weich und bittend, doch sein Vater riß sich mit heftiger Bewegung von ihm los.

„Genug," sprach er rauh, „ich sehe, ich habe meinen Sohn verloren!"

Damit ging er. Ich blieb noch einige Augenblicke bei meinem Freunde und beratschlagte mit ihm das Nächste.

„Morgen schon mache ich meine Verlobung mit Anna bekannt!" hatte er erklärt, darauf ging ich, um die Verlobungsarten zu bestellen und die Annonce einsetzen zu lassen.

Als ich die Treppe herabschritt, sah ich in der dunkeln Ecke des Hausflurs eine schluchzende Gestalt stehen. Ich ging auf sie zu; es war Griesbachs Vater.

„Herr Griesbach," rief ich erschrocken, „was stehen Sie hier? Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?"

Er schüttelte langsam das Haupt.

„Nein, danke, — lassen Sie nur — es geht vorüber — es ist nur," — er stockte, — „es thut weh, seinen Sohn um einer Gauklerin willen zu verlieren!"

Ich versuchte, ihn zu trösten.

„Noch ist er Ihnen nicht verloren, er hängt noch immer mit kindlicher Liebe an seinem Vater, geben Sie in diesem einen Punkte nach, es ist Ihr und Ihres Sohnes Glück!"

Aber der Stolz war größer als die Liebe. Hestig machte sich der Vater von mir los.

„Nachgeben? Nein, nie!"

Und mit festen Schritten ging er die Straße entlang und entschwand bald meinen Blicken.

Am nächsten Morgen las ich in der Zeitung die Verlobung meines Freundes. —

Einige Tage später empfing ich eine Karte von ihm, in der er mich bat, am Nachmittage ihn und seine Braut zu einem Spaziergange abzuholen. Ich that es, und dann begannen wir zu dreien einen regelrechten „Straßenbummel" wie die Studenten sagen.

Unterwegs äußerte Griesbach zu mir:

„Sonderbar, seit etwa acht Tagen sind meine sämtlichen Schüler ausgeblieben. Das kommt sonst nie vor. Ist vielleicht irgend eine studentische Feier?"

Ich verneinte.

„Ah," fuhr er fort, „da kommen uns ja einige von Ihnen entgegen. Ich will sie gleich einmal fragen!"

In der That kamen uns vier Studenten in heiterer Laune entgegengetritten; einer von ihnen hatte uns soeben erblickt. Ueberrascht blieb er stehen, wir sahen, wie er den übrigen ein paar hastige Worte zuflüsterte, und plötzlich — dicht vor uns — machten die vier Kehrt und gingen eilig auf die andere Straßenseite hinüber. Griesbach und ich sahen uns erstaunt an.

„Was ist das für ein ungezogenes Betragen!“ rief er empört. „Kannst Du Dir denken, was dahinter steckt?“

Ich zuckte schweigend die Achseln, aber unwillkürlich war mein Blick auf Anna gefallen, und ich sah, wie sie uns mit großen, erschrockenen Augen ansah. Als sie meinen Blick gewahrte, senkte sie erbleichend das Haupt, und mir war, als vernehme ich einen leisen Seufzer. Aber sie verharrte in Schweigen.

Einige Zeit nachher kam uns der Rektor der Universität, ein guter Bekannter und Gönner von Griesbach und mir, entgegen. Erst wenige Schritte vor uns gewahrte er uns, Griesbach und ich erhoben bereits die Hand, um zu grüßen, da — sah der Professor im Vorübergehen an-gelegentlich zur andern Straßenseite hinüber.

Totenbleich blieb mein Freund stehen und sah ihm nach.

„Komm' weiter,“ drängte ich, „komm', es war ein Zufall!“

Er sah mich an; ein irres Lächeln glitt um seinen Mund.

„Wallenstein sagt, es giebt keinen Zufall!“ sagte er und lachte grell auf; und dann fügte er heifer hinzu: „Laßt uns nach Hause gehen!“

Als wir an Annas Hausthüre standen, zog sie Griesbach hastig mit sich auf den Flur, schlang plötzlich die Arme um ihn und brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus. Ich war auf der Straße geblieben und hörte nur ab und zu leise, tröstende Worte meines Freundes. Endlich noch ein deutliches „Gute Nacht“, und Griesbach trat heraus. — Er schob seinen Arm unter meinen.

„Ich komme mit Dir!“ sagte er einfach, und nach einer Pause: „Es hat sie furchtbar mitgenommen! Sie küßte mich wieder und wieder, als sollte es das letzte Mal sein, daß wir uns sahen. Dich läßt sie auch noch einmal grüßen!“

Schweigend schritten wir weiter und erreichten endlich mein Quartier. Griesbach stand düster am Fenster, endlich sagte er:

„Es ist uns beiden ja vollkommen klar, woher dies sonderbare Betragen der Herren kommt! Die Flegerei der Studenten altertirt mich wenig, wohl aber die offenkundige Mißachtung des Herrn Rektors!“ Und mit einem plötzlichen Ausblick fragte er: „Hältst Du auch ferner zu mir?“

Ich trat dicht an ihn heran.

„Kannst Du daran zweifeln?“

„Vieles wankt!“ erwiderte er, aber seine Augen ruhten mit dem Ausdruck vollsten Vertrauens auf mir.

„Nun wohl,“ fuhr er fort, „dann wirst Du die Güte haben, den Rektor um eine Erklärung zu bitten, und zwar sogleich!“

Ich nickte und machte mich schweigend fertig. Er begleitete mich; als wir nach einigen Schritten seine Wohnung erreicht hatten, sagte er, Abschied nehmend:

„In diese Angelegenheit erledigt, dann bleibt — Amerika!“

Ich schritt allein weiter. —

Der Rektor empfing mich in seinem Arbeitszimmer. Höflich wie immer, aber doch etwas besangen.

„Verehrter Herr Professor,“ begann ich, „heute auf der Straße“

Er unterbrach mich.

„Habe ich Sie, oder vielmehr Herrn Dr. Griesbach und dessen Braut nicht gegrüßt! — Daß diese Auseinandersetzung kommen werde, habe ich mir gedacht! Offen gestanden, thut es mir jetzt leid, aber — beim Himmel, ich konnte nicht anders!“

„Aber warum nicht?“ fragte ich heftig.

„Die ganze Stadt ist empört über die Verlobung des Doktors. Alle anständigen Familien sind natürlich gezwungen, den Verkehr mit ihm abzubrechen, denn eine Kellnerin in unsern Kreisen würde doch das non plus ultra dieses Jahrhunderts sein. Selbstverständlich haben die Schüler Griesbachs sofort die Hörstunden eingestellt. Summa: Ihr Freund hat einen Skandal provociert, wie er noch nicht dagewesen ist!“

„Aber was zum Teufel geht denn die Berliner die Wahl meines Freundes an, umsomehr, da er doch in kurzem nach München kommt!“

Der Rektor ließ einen pfeifenden Laut hören.

„Sie meinen, als Professor? Ja, mein lieber Herr, daraus kann nun natürlich nichts werden! Bedenken Sie doch, ein Mann, der so aller Sitte Hohn spricht, soll auf der Hochschule der jungen Generation Sitte und Recht lehren?! Unmöglich! — Natürlich haben die Münchener ihren Antrag sofort wieder zurückgezogen!“

Ich stand vernichtet da. Mittleidig trat der Professor näher.

„Es thut mir aufrichtig leid um Ihren Freund, er war so hochbegabt, eine so glänzende Carriere stand ihm bevor, da macht er eine solche Dummheit! A propos, sagen Sie ihm meine Entschuldigung für meine Unhöflichkeit von heute; jetzt thut mir der Vorfall wirklich leid! Griesbach soll vernünftig sein und die Sache auf sich beruhen lassen; wenn er jetzt jeden Beleidiger zur Verantwortung ziehen wollte, dürfte er nach zehn Jahren noch nicht damit fertig sein!“

Ganz gebrochen empfahl ich mich und suchte Griesbach in seiner Wohnung auf.

Es war bereits ganz dunkel geworden, so daß ich seine Mienen nicht sehen konnte. Als ich mit der Hiobspost geendigt hatte, sagte er kalt:

„Um so besser! Desto weniger hält uns im alten Europa!“

Bald darauf schieden wir. —

Als ich am nächsten Morgen die Zeitung zur Hand nahm, blieb mein Auge auf der folgenden Stelle haften:

Polizeibericht.

Gestern Abend gegen 7 Uhr wurde unweit der Stadt in der Spree die Leiche eines etwa zwanzigjährigen Mädchens aufgefischt; die Tote die erst höchstens eine halbe Stunde im Wasser gewesen war, ist als die Kellnerin Anna Kosner recognoscirt worden.

Halb wahnsinnig vor Aufregung taste ich zu meinem Freunde. Seine Wirtin kam mir weinend entgegen:

„Der Herr Doktor ist sofort zur Wohnung der Ertrunkenen gegangen. Ach Gotte doch, wie sah der junge Herr aus, als er in der Zeitung die Nachricht las. Ich dachte gleich, mich sollte der Schlag treffen, als er an mir vorüberrannte. So weiß wie 'ne Kalkwand sah er aus!“

Ich machte mich von der Jammernden los und eilte zu Annas Wohnung. Auf dem Flur kam sofort ihre Wirtin auf mich zu.

„Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdem!“ lachte ich mit dem wilden Humor auf, der einen oft in Augenblicken der tiefsten Verzweiflung überfällt; aber ich hörte doch gespannt zu, als sie mir zuflüsterte:

„Der alte Vater des Herrn Doktor ist auch drinnen; ich habe gestern Abend gleich an ihn depeßchirt!“ Dabei rannen ihr die hellen Thränen über das runzlige Gesicht.

„Wann ist denn das Unglück geschehen?“ fragte ich sie hastig.

„Als sie gestern von dem Spaziergange zurückkam, hat sie schrecklich geweint; am Abend sagte sie plötzlich zu mir, sie wolle noch ausgehen. ‚O Gott bewahre, Fräuleinchen,‘ sage ich, ‚so allein im Dunkeln?‘ Aber sie geht und eine Stunde später bringen sie sie mir als tote Leiche ins Haus. Ein Spaziergänger, der zufällig vorüberkam, als man sie aufsuchte, hatte sie erkannt!“ —

Als ich ins Zimmer trat, war zunächst alles vor meinem Blick wie verschwommen. Erst allmählich traten die Personen deutlich vor mein Auge. Im Bette lag die Leiche des Mädchens in ihrer ganzen blühenden Schönheit. Es war kaum zu glauben, daß der bleiche Tod so viel Anmut übrig gelassen hatte. Am Lager der Toten kniete mein Freund, das Haupt in den Kissen vergraben, und am Fenster stand der alte Griesbach in leisem Gespräch mit

einem berühmten Arzte unserer Stadt. Bei meinem Eintritt hatte der Knieende das Haupt erhoben, als er mich sah, sprang er mit einem Schrei auf.

„Hartwig, Hartwig, sieh, da liegt sie, und der,“ — er deutete auf seinen Vater, — „der ist ihr Mörder!“

Und plötzlich schlang er in ausbrechendem Jaumer seine Arme um meinen Hals und weinte, weinte wie ein Kind am Herzen seiner Mutter. Leise strich ich über sein lockiges Haar, Worte hatte ich nicht.

„Jetzt kann noch alles gut werden,“ hörte ich den Arzt Griesbachs Vater zuflüstern, „Thränen lindern!“

Dann ging er. — —

Beim Begräbnisse folgten dem Sarge außer dem Pastor und Griesbach nur noch dessen Vater, Annas Wirtin, ich und einige Communitonen. Auf dem Kirchhofe aber stand eine dichtgebrängte Menge, die die Neugierde hergetrieben hatte. Ich giug an Griesbachs Seite, der, vollständig gebrochen, sich nur mühsam fortzuschleppen konnte.

Am offenen Grabe hielt der Geistliche seine Predigt. Sehr salbungsvoll war dies Meisterstück kirchlicher Redekunst. Klangvoll hallte es über den weiten Friedhof hin, als der Pfarrer sprach:

„Die Seele der nun Schlafenden kann man vergleichen mit dem Wesen der großen, heiligen Stadt. So wie einst Christus beim Anblick der gewaltigen Hauptstadt Palästinas gramvoll in die Worte ausbrach: ‚Jerusalem, Jerusalem, die du tötest deine Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, aber du hast es nicht gewollt!‘ — so haben gar viele Menschen in Deinem Leben Dir die rettende Hand entgegengestreckt, die Du versäumtest zu ergreifen! Aber schlafe wohl, arme Seele, der Himmel wird Dir verzeihen, wie wir Dir alles verzeihen!“

Da stieß Griesbach neben mir einen fürchtbaren Laut aus, mit einem Sahe stand er vor dem Pastor und schlug ihm die Bibel aus der Hand.

„Heuchler!“ donnerte er. „Was that sie Dir? Was that sie jenen Leuten? Was habt Ihr alle der Toten zu vergeben? Nichts! Aber sie, sie hat Euch die grausame Härte zu vergeben, mit der Ihr unter dem Deckmantel der Wahrung frommer Sitte dies edle Geschöpf in den Tod getrieben! — Gehet hinaus an den Fluß und hört, wie sich die Wellen zumurmeln: ‚Heut spielten wir mit den goldenen Locken eines Opfers der Welt!‘“

Ächzend sank er zusammen. Sein Vater und ich faßten ihn und trugen ihn in die nächste Droschke. —

Was wir erwartet hatten, geschah. Ein fürchtbares Nervenfieber überfiel ihn und umnachtete seinen Geist für lange, lange Wochen. Sein ge-

beugter Vater und ich teilten uns in die Pflege, ohne zu hoffen, daß Rettung für ihn möglich sei.

Aber die menschliche Natur ist stark, zumal die eines jungen Mannes. Er genäß. Jetzt ist er eine Leuchte der Wissenschaft, aber geheiratet hat er nicht. Einsam und verdüstert ging er seinen Lebensweg, ich blieb sein einziger Freund! — — —

Sehen Sie, junger Freund, so endet ein Kampf mit den Vorurteilen! — — —

Hartwig schwieg, wieder war tiefe Stille ringsum eingetreten. Nichts regte sich, nur auf dem fernen Friedhof begruben sie jemand, — einen Selbstmörder, wie ich wußte. Hin und wieder wurden einige schwache Blodentöne zu uns herübergeweht, abgerissene Laute, die der menschlichen Seele Trost und Vertrauen auf göttliche Liebe einflößen sollten. Aber während das dumpfe Grollen des Meeres an mein Ohr schlug, war es mir, als hörte ich die Stimme des Geistlichen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest deine Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, aber du hast es nicht gewollt!“

Die Scheibe der untergehenden Sonne schien das Meer zu berühren, blutroten Schein warf sie in strahlenden Garben über den bleichen Himmel und das phosphorescierende Meer. Phantastische Nebel stiegen auf, und mit schwirrendem Fluge kamen die Fledermäuse daher. — So ging die Sonne schon unter seit tausend, tausend Jahren, wie viel Verzweiflung und Missethat hatte sie gesehn, und doch lehrt sie stets in verjüngter Schöne wieder! Ist dies ein Zeichen der Natur, daß das wahrhaft Gute dennoch alles überdauert?



Bureaokratischer Größenwahn.

Von Hugo Ernst.

(London.)

Wer einmal eine längere Reise durch Europa gemacht und sich vielleicht auch bei unseren amerikanischen Vettern aufgehalten hat, der wird die höchst angenehme Erfahrung gewonnen haben, daß man nicht in allen anderen Ländern in gleicher Weise wie in Deutschland am Gängelbände des Beamten geführt wird, ja vor lauter Beamtentum garnicht dazukommt, seine eigene persönliche Freiheit zu genießen. In Belgien und Amerika

wird er die staatliche Bevormundung am wenigsten verspürt haben, in England nicht viel mehr, aber in Deutschland auf Schritt und Tritt; in Süddeutschland und Westdeutschland wiederum weniger als in Ostdeutschland und Norddeutschland. Sei es nun, daß er auf einem Postamt einen Brief ausgiebt, sei es, daß er mit den Zollexpeditionen zu thun hat, sei es, daß er sich verhehlichen oder sein Kind nicht zur Schule schicken will, sei es gar, daß er ein Grundstück zu kaufen oder zu verkaufen beabsichtigt, immer und überall hat er in Deutschland nicht nur die meisten sogenannten Scherereien, sondern er muß es sich auch noch gefallen lassen, vom Beamten wie ein Schulkind oder wie ein Spion behandelt zu werden; ja, wenn er etwas erreichen will, muß er überaus devot thun und sich in gewissen Fällen fast auf dem Bauch wälzen. Und der Deutsche läßt es sich gefallen. Er macht seine Bücklinge, er steckt die moralischen Ohrfeigen ohne Widerreden ein; denn er scheint zu wissen und zu fühlen, daß er selbst im gleichen Falle es ja ebenso macht und sich zu revanchieren schon Gelegenheit hat. Oder auch er hat eine so brillante Erziehung genossen, daß er sich's gar nicht anders denken kann, als daß hier alles seine Richtigkeit habe, daß der Staatsangehörige vom Staat erbitten und ersuchen muß, und daß der Staat das goldene Kalb ist, das angebetet werden will und soll.

Nun wollen wir uns gleich einmal mitten hinein in die Schlacht begeben und die nackte Frage stellen: Ist der Staat um unseretwillen da, oder sind wir um des Staates willen da? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt alles an. Der Deutsche scheint zu denken, daß er um des Staates willen, und der deutsche Staat scheint in der Annahme befangen, daß der Bürger um seinetwillen da sei. Die Frage läßt sich nun am leichtesten so beantworten, daß wir wiederum fragen: was ist das erste, der Staat oder der Einzelne? Gab es einen Staat, bevor es einzelne Menschen gab, oder muß es einzelne Menschen gegeben haben, bevor ein Staat existieren konnte? Offenbar ist der einzelne Mensch die notwendige Voraussetzung des Staates. Zuerst gab es nur Individuen, diese schlossen sich zusammen und bildeten eine Gemeinschaft, und die gesetzgebende und gesetzausführende Gewalt der Gemeinſame war nur dazu da, das Wohl eines jeden Einzelnen zu schützen. Das was wir Staat nennen, war also zum Zwecke und Schutze der Einzelnen da, und diente nicht etwa dazu Einzelne vor anderen, sondern alle in gleicher Weise zu schützen, und gerade das zu verhüten, daß dem Einzelnen das Recht zu leben, die Lebensfreiheit verkürzt werde. Also der Staat ist um unseretwillen da, nicht wir um des Staates willen. Der Staat dient dem Armen so gut wie dem Reichen, dem Arbeiter so gut wie dem Fürsten, er ist der Diener von uns allen. Und nur wenn der Einzelne dem Einzelnen sein Recht verkürzen will, besteht der Staat, aber

auch hier wieder als Diener des Einzelnen. Der Staat ist also durchaus nicht Herrscher; es hat nur den Anschein, als wäre es so, weil es seine Aufgabe ist, zu schützen.

Das ist nun heute, zum wenigsten in Deutschland, alles in sein Gegenteil verkehrt worden. Das Mittel ist zum Selbstzweck geworden, der Diener hat sich zum Herrn seines Meisters aufgeworfen. Hier ist ein Punkt, von dem aus man die Erscheinung sozialdemokratischer Strömungen für nur zu sehr erklärlich halten kann. Ob der Staat nun in Gestalt des Militärs auftritt oder der Rechtsprechung oder des reinen Beamtentums, immer maßt er sich an, er sei das Unumgängliche, das um seiner selbst willen da sei. Aber auch das Militär dient nur dem Einzelnen, es schützt das Staatsgefüge nur, insofern der Staat zum Zweck hat, den Einzelnen zu schützen. Die Rechtsprechung ist um des Staates willen nur insofern da, als der Staat das Recht der Einzelnen zu wahren hat. Und im übrigen ist der Staatsbeamte, ob er nun Standesbeamter, Polizeibeamter, Postbeamter ist, nur dazu da, dem Einzelnen zu Diensten zu sein. Daß der Staat versucht hat, nicht nur die Erziehung, die Armenpflege — diese beiden Gebiete sogar mit Erfolg — und zu Zeiten auch die Religion seinen eingebildeten Souveränitätsrechten unterzuordnen, spricht nicht am wenigsten dafür, wie er bestrebt ist, sein erhabenes Dienerramt zu einem lächerlichen Herren-Puppen-Amt zu machen. Und daß die wahren Herren, denen der Staat zu dienen hätte, nämlich die Individuen, sich dies gefallen ließen, zeigt nur allzudeutlich, wie tief sich diese irrige, grundverkehrte Anschauung ins deutsche Volksleben eingefressen hat.

Wer ist es denn, der den Staat bezahlt? Beahlt er sich selbst, oder sind wir es nicht vielmehr, die ihn bezahlen? Und wir bezahlen ihn deswegen, damit er als Anwalt unsere Geschäfte führe. Man pflegt gemeinlich seinen Diener zu bezahlen, nicht seinen Herrn; wir bezahlen den Staat, weil er unser aller Diener ist. Man sollte es nicht glauben, daß heute, wo über das Steuerzahlen so viel geklagt und gejammert wird, es sich doch mit wenigen Ausnahmen Jedermanu gefallen läßt, von dem, den er bezahlt, angefahren zu werden und die bezahlten Dienste von ihm als Gnade zu erbetteln.

Entgegen den heutigen eingewurzelten Irrtümern ist es durchaus notwendig, daß die richtige Auffassung des Verhältnisses von Staat und Staatsbürger zum Allgemeingut des Volkes werde und jedem Einzelnen in Fleisch und Blut übergehe. Ehedem ist Freiheit eine hohle Phrase. Die Freiheit des Einzelnen beruht eben darauf, daß der Staat es niemals vergißt, daß er der Allgemeinheit Diener ist. Der Deutsche lebt heut im Sklavenjoch, und seine angeborene oder erworbene Bedientenseele seufzt nicht einmal mehr unter dem Joch eines Staates, der Selbstzweck geworden ist, während

er nur Mittel zum Zweck sein sollte. Wir sehen daher auch, daß in allen denjenigen Ländern, wo von diesem staatlichen Hochmut weniger die Rede sein kann, die Freiheit weniger imaginär ist. Der Russe ist fast wie ein Vieh im Stalle seines Staates, und der Deutsche ist nicht viel besser daran. Der deutsche Doktrinarismus und Friedrichs des Großen Rekruten-system haben viel dazu beigetragen. Aber heute, wo die Schranken zwischen den Ländern fallen, wo sogar der Bewohner des Hunsrucks einmal einen Amerikaner zu sehen bekommt, kann es auch in Deutschland unmöglich mit dieser Beamtenvergötterung so fort gehen. Auch in Deutschland hat heute der Gedanke des Individualismus Raum gewonnen, oder wenigstens ist ein großes Geschrei damit angestellt worden. — Aber wie kann der Deutsche heute in Deutschland seine Individualität wahren und zur Persönlichkeit sich heranbilden, wenn der Staat ihm alle Knospen und Blüten seiner Individualität verkümmern läßt? Man hat mit Recht von dem alles nivellierenden Staate gesprochen, aber damit kann man unmöglich den wahren Staat gemeint haben. Denn der wahre Staat ist ja gerade dazu da, jedem einzelnen Bürger seine Persönlichkeit und seine persönlichen Rechte, soweit es nur mit denen der anderen zu vereinbaren ist, zu schützen und zu gewährleisten. Das ist zum mindesten die moderne Staatsidee. Alle anderen alten Staatsideen wollen wir nur ruhig von uns abschütteln. Jeder Einzelne von uns gehört zu denen, aus welchen sich der Staat zusammensetzt, welche ihn gebildet haben, welchen er seine Entstehung und seine Erhaltung zu verdanken hat. Wir haben daher auch das Recht, dafür zu sorgen, daß der Staat seine falsche Form aufgebe und zur Verkörperung der wahren, der modernen Staatsidee werde.



Zur Entwicklungsgeschichte der Gottesidee.

Von P. Lenet.

(Pilsen.)

In seinen Göttern malt sich der Mensch.
(Schiller.)

„Gottesidee — wann entsprang sie jenen mäanderartigen Falten des Gehirnes, oder wann schuf sie die zügellos schaffende Macht der Phantasie?“ — Wer vermag es zu sagen? Aber auch sie ging wohl hervor aus dem Ringen des Menschen mit der Natur, und einmal gewonnen, beherrschte sie in verschiedenem Maße die Denkrichtung des Menschen, bildsam,

den Einflüssen der Außenwelt unterworfen. Und welche Form sie auch immer annahm, immer war hier ein äußerer Grund zur Krystallisation vorhanden, der allerdings, an und für sich oft recht unbedeutend, aus dem Bewußtsein schwand, und die Idee sich so dem Aprioristischen näherte. Auch sie hat ihre Entwicklung, wie das menschliche Denken überhaupt, und ihre Entstehung ist zurückzuführen auf das Auftreten des Gefühles der Abhängigkeit von der Natur und das Bewußtwerden der geheimnisvollen Beziehungen der Naturprodukte zum Menschen. Die Gottesidee ist also die Aufhebung eines Zwiespaltes, der zwischen dem inneren Menschen und der Erscheinung der Natur sich einstellt. Ziemehr also der Mensch in das Wesen der Natur eindringt und es erfährt, umso mehr verflüchtigen sich die Göttergestalten, die gleichsam Bewohner eines Zwischenreiches zwischen Mensch und Natur eine Lücke im menschlichen Wissen ausfüllen sollen, Phantasiegebilde, die die in der Entwicklung begriffene Denkgabe annimmt und sich mit ihnen begnügt, — zu bloßen Phantomen, von denen nur noch die Urgroßmutter am Rocken beim Flackern des Herdfeuers erzählt.

Von diesem Standpunkte aus kann man es sich auch erklären, warum beim Naturmenschen die gesamte Welt gleichsam durchseelt ist, warum alles Herden und Bergehen auf der gewaltigen Schaubühne der Natur von inwohnenden Elementargeistern abgeleitet wird (Animismus), von dem verwitterten Felsblock, der im Herabrollen den Eingang seiner Höhle versperrt, an, bis zu der Pflanze, die hier grünt, blüht und duftet, plötzlich ober, vom Winde geknickt, dahinwelkt, und dem Tier, das vom Pfeile getroffen, töchelnd sein Leben aushaucht. Der Naturmensch denkt sich immer dieses „Durchseeltsein“ gipfelnd in einem Endzweck, den die Existenz aller Dinge verfolgt, und jenachdem dieses „Ende“ von Wirkungen sich als „nützlich oder schädlich“ für ihn herausstellt, unterscheidet er gute und böse Mächte, wie das Kind, das die Schnelligkeit eines Baches sich durch eine Nacht erklärt, die dem Bache innewohnt, und die den Betrieb einer Mühle, die es aus der Erfahrung kennt und die die Grenze seiner Welt bildet, bezwecken soll. Und das Kind wird dann sicherlich, sobald es die Bedeutung der Mühle für den Menschen erkaunt hat, zur Vorstellung einer „guten Nacht“ des Wassers kommen.

Mit Recht sagt Lesman: „Irgendwelche Erklärungen der Erscheinungen muß sich der Mensch erfinden, und, nach ihrer Allgemeinheit zu schließen, scheint die einfachste dem Menschen eingefallene Hypothese die gewesen zu sein, daß die Naturerscheinungen der Anwesenheit von solchen thatbereiten Geistern in Tieren, Pflanzen, Dingen und Naturkräften zuzuschreiben seien, wie sie der Mensch selbst zu besitzen sich bewußt war.“ Und Darwin meint, daß es eine frühe Stufe der Religion geben mußte, wo von allem, was

Kraft und Bewegung äußerte, gemeint wurde, es sei mit einer gewissen Art von Leben begabt. Die Vorstellungen von diesen Mächten und Elementargeistern mochten beim Naturmenschen zuerst durch Träume hervorgerufen worden sein, wie ja überhaupt der Wilde keinen strengen Unterschied zwischen der subjektiven und objektiven Welt macht.

Sobald aber der Mensch seine eigene Schwäche und Machtlosigkeit diesen Mächten gegenüber erkannte, mußte er sich bewogen fühlen, diese Mächte zu versöhnen und für sich zu gewinnen; und er bestimmte einen Gegenstand, in den er ein besonderes Vertrauen setzte, und der bei gewissen wichtigen Fakten in seinem Leben die entsprechend wichtige Rolle spielte, zu seinem Fetisch, dessen Wahl immer ein zufälliges Zusammentreffen von an und für sich ganz unabhängigen Vorstellungen und die Ausbildung eines kausalen Zusammenhanges zwischen beiden von der Seite des Menschen zum Hintergrund hat. Durch das Forterben des Fetisches von Generation zu Generation schwindet dann aus dem Bewußtsein des Volkes der Grund, warum dieser Stein, warum dieses durch Trepanation gewonnene Knochenstück des Schädels verehrt wird, und der Mensch erblickt in ihnen dann die geahnten Mächte nur eingekörpert, und sie sind für ihn der Sitz grob in das stille Walten der Natur eingreifenden Zauberkräfte. So hatte ein Häuptling einer Kaffernhorde ein Stück von einem gestrandeten Anker abbrechen lassen. Als aber kurze Zeit darauf der Mann, dem dieses Geschäft obgelegen, starb, wurden beide Fakta von dem Stamme in einen unnatürlichen Zusammenhang gebracht und dem rostigen Ankerstück göttliche Ehre erwiesen, ohne daß vielleicht die späteren Generationen sich des Grundes dieser Verehrung bewußt waren. Aber nicht bloß den toten Gegenstand machte man sich zum Fetisch, sondern auch, allerdings mehr vom Utilitätsstandpunkte, Tiere, wie z. B. den Hund, der als Fuchshund bei den alten Ägyptern ein Fetischthier war, wie er auch bei dem Zendvolke als Kadaverfresser und Wächter des Hauses und Feuers dieselbe Rolle spielt.

Hier wäre auch des Manenkultus als einer niedrigen Stufe der Religion zu gedenken, der aber selbst bei den Bewohnern von Korea die einzige Art von Gottesverehrung ist, der ferner nach Dr. Döderleins Bericht vielleicht die ursprünglichste Form der japanischen Shinto- oder Sinto-Religion vorstellt, und der, von dem Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ausgehend, eben in diesem Punkte fast an alle Religionen streift, die auch teilweise unter mannigfachen Formen von ihm Gebrauch machten. Trotzdem setzt er noch das Gefühl der Dankbarkeit voraus, das wieder Verdienst und segensreiches Wirken bedingt, beispielsweise der Häuptlinge, die schon bei Lebzeiten, wie bei den Kaffern, eine Art von göttlicher Verehrung genießen. Weil aber die Dankbarkeit eigentlich nur

ein Erwarten von mehr Wohlthaten ist, und ferner das Zurücktreten der Wohlthäter aus der Reihe der Stammesgenossen eine Art von Sehnsucht in der Brust des selbstfüchtigen Menschen hervorrufen mußte, die dann nur durch den Glauben befriedigt wurde, daß jene, unter deren physischem und geistigem Einfluß man stand, nicht von ihnen gewichen sind, sondern unter ihnen fortleben und wirken, so sieht man auch ein, warum der Naturmensch sich förmlich gezwungen fühlte, diese verklärten Geister der Manen um Beistand anzuflehen und sie zu verehren. Diesen Kultus findet man bei vielen Naturvölkern, „soweit die Bantusprachen reichen, also durch ganz Südafrika, werden die Seelen der verstorbenen Eltern um Hilfe angerufen,“ sagt Pechel, und wir können süglich annehmen, daß dies auch der Glaube des Menschen der Steinzeit war; denn es mußte ihn mit besonderer Zuversicht erfüllen, wenn er annahm, daß der mächtige Führer nicht in der Dolme oder Höhle den ewigen Schlaf des Gerechten schlummere, sondern an seiner Seite weile und teilnehme an seinem gewaltigen Kampf ums Dasein, an dem Ringen mit der Natur und seiner eigenen Gattung. Sein Glaube tangiert aber wieder mit dem Fetischismus, wie dies die zahlreichen in den Höhlen und Dolmen von Lojère in Frankreich, in der Umgebung von Pau u. gesundenen trepanierten (durchbohrten) Menschenhädel nachweisen; denn die ausgefägten runden, oft noch durchbohrten Knochenstücke wurden von dem neolithischen Menschen als Talismane getragen.

Mit dem tieferen Eindringen in das Wesen der Naturerscheinungen, der zunehmenden Erkenntnis der Naturkräfte, schreitet auch die Entwicklung der Gottesidee Hand in Hand und erreicht ihre Ausbildung durch die Phantasie, das ungerregte Spiel der Vernunft, die, der Kenntnis der letzten Ursachen nachstrebend, ihre Schlüsse an das Verborgene, Unsichtbare knüpft. Allerdings ist von jenem Beseeltsein der umgebenden Natur, der murmelnden Quelle, des Grasshälmchens, das ruhig im Schatten der Bäume wächst und sprießt, und des Tieres kein großer Sprung zu einer Beseelung der Naturkräfte, die im wesentlichen auf der Neigung des Menschen beruht, die ihm unerklärlichen Erscheinungen in der Natur durch die Annahme von direkt handelnden Persönlichkeiten in den Dingen begreiflich zu machen; denn darauf mußte den Menschen beispielsweise schon der Blitz führen, der den alten knorrigen Eichenstamm — eine erhabene ernste Erscheinung — zerschmettert, der Blitz, der seine Hütte in Brand setzt, und das schlaumige Wasser, das ungestüm alles mit sich fortreißt. So ordnen sich die in jedem Ding unumschränkt schaffenden Mächte allgemeinen Gottheiten unter, den Göttern, die die ganze Erscheinung repräsentieren, also Licht, Wasser, Feuer u. s. w. Hierbei mußten natürlich die Äußerungen der Naturkraft im Vordergrund stehen, die auf den Naturmenschen den Eindruck des

Erhabenen machen und zugleich das Gefühl der Angst erwecken konnten. Ich erinnere an die Brandung der See vom sicheren Ufer aus gesehen — ein erhabener Anblick — und an das Gefühl der Furcht, an die angstvollen Augenblicke, die der Fischer in seiner leichten Barke, von den Wogen erfasst, durchlebt.

Die Personifikation dieser Naturkräfte geht dann aus dem Verlangen des Menschen, seiner Gottheit sich zu nähern und mit ihr vertrauensvoll zu verkehren, hervor, und der Mensch unterscheidet dann, je nachdem die Auserkung der Naturkraft für ihn verderblich oder heilbringend ist, wohlthätige und feindliche Urheber derselben.

So gingen die Gottheiten eines jeden Dinges, ohne allerdings selbst ihre Bedeutung ganz und gar zu verlieren, in vergötterte Naturkräfte über, die ein Religionsstadium bezeichnen, von dem August Comte sagt, daß es den Ausgangspunkt der menschlichen Intelligenz bilde und auf die Untersuchung und Erklärung der Erscheinungen durch das Wirken und Weben geheimnisvoller über der Natur stehenden Kräfte ausgehe.

Es liegt nun nahe, daß der Mensch gerade die großartigste Erscheinung, die sich so oft vor seinen Augen abspielt, die Sonne, vor allem anbeten mußte, jene Sonne, den Urquell des Lebens, die schon Theon der Smyrnaer als das Herz der Natur bezeichnet, und der am Fries des ephesischen Tempels der Diana folgende vielfagende Inschrift geweiht war: „Dieses Dunkel ist mein Dunkel — zur Sonne blick auf, die allein das Leben giebt, strahlend!“ Mächtig muß schon auf den Urmenschen das erhabene Schauspiel des Sonnenlaufes in allen seinen Phasen eingewirkt haben, von dem ersten Erscheinen des Sonnenballs im Osten, der röter und röter die dunklen Wolken der Nacht färbt — die rosenfingerige (*ῥοδοδάκτυλος*) *Eos* erscheint — bis zu dem letzten goldenen Strahl, der plötzlich im Westen zwischen den Wollenwällen verzittert; denn davon giebt uns besonders die Mythe Zeugnis, und der Mensch feiert noch den Tag der Wiedergeburt der Sonne als den höchsten Festtag, wenn er sie auch nicht mehr bei ihrem Erscheinen anbetet.

Schon bei den alten Ägyptern war Osiris der Sonnegott, der in Gestalt des Ra während der zwölf Tagesstunden am Firmament glänzt, und die Ägypter erbauten dieser Gottheit in ihrer alten Hauptstadt Kuzo einen prächtigen Tempel. Beim Volke Misra oder Tschibatscha in den Anden-Cordilleren wurden der Sonne auch Menschenopfer dargebracht, und nach einem errungenen Siege schlachtete man die jüngeren Gefangenen, um mit ihrem Blute den Altar des Sonnengottes zu besprengen, wie auch die arischen Indier bei der Siegesfeier der aufgehenden Sonne das Somaaopfer darbringen.

Neben der Sonne wurde beſonders in Gegenden, wo die Sonne mit ihren brennenden Strahlen dem Menſchen wenig Angenehmes darbietet, und dieſer dann den Haupttheil ſeiner Beſchäftigung auf den kühlen Abend und die Nacht verſchiebt, der Mond verehrt, der mit ſeinem matten magiſchen Glanz die ruhige Landſchaft wie mit Gold übergießt und ſo dem ohnehin ſchwermütig beanlagten Menſchen Myſtiſches und Geheimniſsvolles die Menge darbietet.

Gleichwohl machte man in der früheren Zeit zwiſchen dem Mond und der Sonne keinen großen Unterſchied, denn beide bedeuten „Licht“. Artemis, die im Bade vom Aktäon überrascht wird, kann ſowohl der ſich verbergende Mond als auch die ſich ſchämende Sonne ſein, die das Morgenrot überrascht, das den Hirsch in das Dunkel des Waldes verſcheucht. Der Mond wurde im Altertum hauptſächlich in Ur verehrt. Doch kennen wir ſchon aus der Hallſtädter Periode, aus den Flachgräbern, thönerne Mondſichelbilder, und erſt im Sommer 1890 wurden Halbmondfiguren, an beiden Seiten mit Tiertöpfen verziert und zum Aufſtellen eingerichtet, in den Hügelgräbern der erſten Eiſenzeit bei Dedenburg in Ungarn ausgegraben.

Bei dieſer Verehrung hat der Menſch die dunkelſten ſubjektiven Gefühle, die das Wirken der Naturkraft in ihm erregt, auf die Erſcheinung ſelbſt übertragen und deren Äußerung ihr als Eigenſchaften zugeworfen, und ſo beſpielsweiſe den Tag als etwas mit der Sonne zuſammenhängendes Erfriſchendes, Belebendes, die Nacht dagegen als Negation von dieſem, als böſes Prinzip aufgefaßt.

Die hier erwähnte Art der Verehrung erhielt immer mehr Feſtigkeit, als ſie einer Verehrung perſönlicher Gottheiten Platz machte, die ſich dann der Menſch auf dem Wege der Analogie ſchuf, indem er ſeine eigenen Eigenſchaften in höherer Potenz auf jene übertrug; und nicht mit Unrecht könnte man die Worte des Ariſtoteles in dieſem Falle anführen: „Das Überſinnliche iſt das Sinnliche noch einmal!“ — —

Später konſtruirte der Menſch ſeine Gottheiten nicht mehr aus ſinnlichen Eigenſchaften, ſondern näherte ſich, indem er die höhere Potenz von gebachten Eigenſchaften auf ein höheres Weſen übertrug, immer mehr dem Monotheiſmus, und zwar umſo mehr, je eher er die verſchiedenen Wirkungen und Äußerungen der Naturkräfte zuſammenfaßte und als helio-centriſchen Punkt dieſer Konzeption eine Macht, ein höheres Weſen, einen Gott annahm. Dadurch aber, daß dieſe Gottheit mit einer Potenz von menſchlichen Eigenſchaften bedacht wurde, lief das Ganze indirekt auf eine Vergötterung des menſchlichen Weſens hinaus. So viele Metamorphoſen machte die Gottesidee durch: — von den Geiſtern der blumenbefäeten Aue und des himmelragenden Felfens bis zu den Lichtgeſtalten des Sternhimmels und zur vergötterten Menſchheit!

Das erwähnte Prinzip der Potenzierung erfährt zum Beispiel in dem Buche Taotseking von Laotse (565) die glänzendste, allerdings einseitige Durchführung, denn Tao ist nichts anderes als menschliche Vernunft, die herrlichste „Eigenschaft“, die dann mit der Vernunft des Alls identifiziert wird, sie ist ewig unsichtbar, und nur wer auf dem Wege des Guten und Edlen wandelt, verbindet sich mit ihr.

Daß sich der Mensch im allgemeinen bei der Bildung seiner Gottheit von diesem Prinzip leiten läßt, erkannte schon Xenophanes aus der eleatischen Philosophenschule, der energisch den überlieferten Göttervorstellungen und dem groben Anthropomorphismus entgegentrat und behauptete, daß, wenn die Kinder Götter verehren, sie sich diese in ihrer eigenen Gestalt vorstellen würden. In neuerer Zeit traten mit ähnlichen Behauptungen Comte, Sophie Germain sowie auch Robinet auf, der sagt, daß der Mensch nicht ein Geschöpf Gottes, sondern daß Gott ein Geschöpf des Menschen sei, und nicht zuletzt wäre hier unser vornehmster Religionskritiker Ludwig Feuerbach zu nennen, ein echter Gesinnungsphilosoph wie Spinoza, der trotz der Gefahr, von der Philosophengilde totgeschwiegen zu werden, sich doch an eine tiefere Begründung des religiösen Affektes wagte, bezüglich dessen er zur Ansicht kam, daß sein wahrer Sinn in dem Verhalten des einzelnen Menschen zu der Idee der gesamten Gattung zu suchen und die Religion demnach die Liebe zum ganzen Geschlecht sei. Von ihm rührt der nachher so berühmte Satz: „Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen. Das höchste Wesen wird nun zwar von der Religion Gott genannt und als ein gegenständliches Wesen betrachtet, in Wahrheit aber ist es nur des Menschen eigenes Wesen, und deshalb ist der Wendepunkt der Weltgeschichte der, daß fortan dem Menschen nicht mehr Gott als Gott, sondern der Mensch als Gott erscheinen soll.“

Wie schon oben angedeutet, gingen also im weiteren Verlaufe der Entwicklung der Menschheit die Götter der Naturkräfte, ging der Polytheismus, der die höhere Macht in jeder Erscheinung vereinzelt, das Unendliche zersplittert und im Endlichen einzeln wirken läßt, allgemach in den Monotheismus über; übrigens ist schon in der frühesten Zeit der Polytheismus mit derartigen Ideen durchsetzt, und durch ihn zieht sich das Streben, die Einheit in der Vielheit zu finden, wie ein roter Faden, der schließlich an die Idee eines höchsten Wesens anknüpft. Niemals war aber der Monotheismus die ursprünglichste Religionsform, und selbst bei den Israeliten, bei denen sich die Wandlung am schnellsten vollzog, wurde erst nach und nach die Vorstellung von einem Gotte wachgerufen. Der Mensch mußte also zuerst zur Erkenntnis seines höheren Etwas, seines Geistes kommen, oder besser gesagt, der menschliche Geist mußte sich für ihn erst schaffen, und dann

erst, als er im Menschen etwas anderes, niedriger organisiertes, hemmendes neben sich wahrnahm, den Leib, und erkannte, daß er, der Geist, also unfrei sei, mußte er sich noch anders in seiner ganzen Vollkommenheit denken, und dieser vollkommene Geist ist der — einzige Gott.

Nahm der Mensch aber ein einziges höheres Wesen, Gott, als Erhalter und Regierer dieser Welt an, so mußte er sich auch hier, wie einst, die Frage vorlegen, woher jetzt das Böse in der Welt, wie Seuche, Dürre, Hungersnot, Erdbeben komme, und er machte nach Erklärungen haschend teilweise wieder einen Schritt nach rückwärts, indem er zu einem feindlichen „bösen“ Prinzip die Zuflucht nahm. So erfand man den Typhon, Satanas und Diabolus und nimmt so den anscheinenden Widerspruch mit der Gottheit in diesem halbäaischen Produkt als gereimt an. Denn erst später konnte sich beim Menschen, wie leicht erklärlich, die Idee von einer strafenden und richtenden Gottheit ausbilden, sobald er sich inniger an Seinesgleichen angeschlossen, das Volksleben sich immer mehr und mehr entfaltete, und er für die ihm zugefügten Unbilden oft nicht die entsprechende Rache nehmen konnte, deren Ausübung er dann auf die Gottheit übertrug.

Dadurch, daß dem Menschen, nebenbei bemerkt von Jugend an, dieser richtende und strafende Gott vor die Augen gehalten wird, dadurch, daß das Gerede der Pfaffen von einer solchen Gottheit wiederklingt und diese Ideen wesentlich die Denkrichtung des Menschen beherrschen, kann man sich die, einem solchen Geschlecht anhaftende Furcht vor dem Höchsten erklären, vielleicht auch jene Anzeichen der Furcht bei den Säuglingen, auf die schon Darwin aufmerksam macht, in ihnen aber die Erblichkeit des Gefühles einflüßiger übergroßer, unter Furcht überstandener Gefahren der Vorfahren erblickt.

Die Frage, woher das Böse und Gute in die Welt komme und warum Gott speziell das Böse in die Welt schicke, war in der Folgezeit für manchen Pfaffen und Philosophen eine harte Nuß, die selbst einem Plato und Leibnitz viel zu schaffen gab, und an der sich so mancher Kirchenvater die Zähne ausgebissen hat, wie ein Lactantius, der sagt, daß Gott (um uns zu prüfen) das Übel will, uns aber die Vernunft gegeben hat, mit der man das Gute erlangen kann. — — —

Dadurch, daß aber der Mensch, ganz auf der ersten Stufe stehen bleibend, Prinzipien, ein böses und ein gutes, annahm, wie die Ägypter, Perser und Manichäer, mußte er auch einen Kampf zwischen beiden annehmen, einen Kampf, der eigentlich nur ein Abbild eines großartigen, in der Natur stets wiederkehrenden Schaupieles ist: des Kampfes des Lichtes mit der Finsternis und des Sieges des ersteren; denn was sind die Lichtgötter Balder, Osiris, Herakles, Buddah anderes als Repräsentanten des guten Prinzips!

Die tiefere Motivierung des Bösen in der Welt bezeichnet ferner dann eine höhere Stufe in der Entwicklung der Idee des einzigen Gottes, indem der Mensch von dem Sage, daß sein Gott die Welt ursprünglich als gut erschuf, ausgeht und das Böse erst insolge eigener Schuld in die Welt kommen läßt, einer Schuld, die jedoch die Gottheit tilgen kann, indem sie, ihrer Vollkommenheit har, als Mensch oder als ein anderes Wesen die Sünde des Menschen tilgt und sich opfert. Wahrlich eine großartige Idee, deren Andeutung wir teilweise schon im Altertum finden; denn was ist das Wirken des Sohnes der Altmene anderes als eine zum Besten des Menschengeschlechtes übernommene Mühe, und hat sich nicht der dorische Apollo, in seiner ursprünglichen Bedeutung der Gott des Lichtes, selbst geopfert, als er den delpheischen Drachen getölet hatte, dann sieben Jahre Knechtdienste bei Admetos leistete, sich nach deren Ablauf im Lorbeerhain des thessalischen Tempels reinigen ließ, um dann als der Gott des dunkel durchbrechenden Lichtes, als Prophet des Zeus in Delphi zu thronen? Auch die Gottesinkarnationen kennen wir schon von den Indern her, nämlich die neun Avataras oder Fleischwerdungen Wischnus, in denen sich förmlich alle Phasen der indischen Kultur wieder spiegeln, und die abgeschlossen werden durch Krischna, der als Hirt mit der Flöte austritt und mythologisch mit dem Felbbau zusammenhängt. —

So kam der Mensch, der zuerst höhere Mächte in der Erscheinung und dem Wesen der Dinge erkannte, zur Kenntnis eines einzigen Gottes, indem er seinen geistigen Blick von der Welt der Dinge abwandte zum Geist, der Gott ist, in ihm die Wahrheit suchte und ihn dann in das entsprechende Verhältnis zur Welt setzte.

Nachdem wir die Entwicklung der Gottesidee von ihrem ersten Aufdämmern in der Brust des Naturmenschen bis zu jenem einzigen Gott verfolgt und gesehen haben, wie jene Idee der Erkenntnis der Abhängigkeit von der Natur entsprang, und erst als der Mensch über seine Stellung und sein Verhältnis zu seiner Gattung nachdachte, ihre eblere Ausbildung erlangte, und wie ihre Entwicklung so fast die ganze Geistesgeschichte des Menschen umfaßt, wollen wir untersuchen, ob sie auch gewissen, ganz der Außenwelt angehörigen Faktoren unterworfen sei, die ihr dann ihren Stempel aufdrücken.

Sowie die Ursprünge der Kunst, von denen Heinrich v. Stein sagt, daß selbst der Staub, der sich vom Boden hebt und die Luft durchsetzt, im Goetheschen Sinne an diesem Grundgerüste des menschlichen Daseins Anteil hat, das Gepräge ihres Geburtsortes an sich tragen, so auch die den bezüglichen Formen angepaßte Gottesidee, die auch vielleicht der Kunstidee am nächsten kommt. Ein Land mit rauschenden Föhrenwäldern, eristen Bergen, Sümpfen mit den tanzen den Irwischen und gespensterhaft empor-

ragenden Wurzeln dahingefunkener Baumriesen hat auch ernſte und düſtere Gottheiten; — jene heitere Halbinſel dagegen, wo die ſtarren und weichen Formen zu verſchmelzen ſcheinen, wo die grünen Meereswogen ſich an den mit Olivenhainen und Lorbeerbüſchen bewachſenen Ufern brechen, birgt den hehren, heiteren Götterſitz Olympos.

Besonders deutlich tritt dieſes Verhältniß in Indien zu Tage bei den nordwärts wohnenden ariſchen Hindus und den ſüdlichen dravidischen Völkern, — dort klammert ſich eine überſchäumende Lebensluſt an ein Daſein nach dem Tode, und hier, überſättigt von den reichen Gaben der Natur, eine Mißachtung der Erſtenz, die für den entneroteten Bewohner eine Bürde iſt, von der man ſich nach Möglichkeit befreien ſoll, — und ſo ſind auch die Götter der beiden Völker beſchaffen. Indien iſt überhaupt das Land, deſſen Natur voll Bildnis und Großartigkeit — wo Erdbeben, Orkane, wilde Thiere eine gewöhnliche Erſcheinung ſind — ſtets die Phantaſie der Bewohner beſchäftigt und dem Denken eine myſtiſche Richtung verleiht. Der Menſch wird förmlich von der Größe der Natur erdrückt oder fortgeriſſen, und es giebt bei ihm kein verſtändnisvolles tiefes ſich Verſenken in das Wirken der Naturkraft. Die Folge davon ſind Götter, wie Siva, ein dreiäugiges ſchlangenumwundenes Ungeheuer, und ſein Weib, Durga oder Kali, mit vier blutbeſpritzten Armen, deren einer den Schädel eines Rieſen umfaßt.

Andererſeits führte eine reichere Entwicklung des Volkslebens, wie bei den Griechen, die indirekt auch mit einer tieferen Charakterbeobachtung des einzelnen zuſammenhängt, gerade zu einem Götterhimmel, wie es der Olympos iſt, mit jenen Göttern, die dieſelben Gefühle, Begierden und Leidenschaften beherrſchen wie den Menſchen, dort wohnt Zeus mit ſeiner Leidenschaft und Rachſucht, dort auch die weiſharmige, liebliche Aphrodite; wogegen die Götter des Germanen, der, wie Tacitus erzählt, in einsamen Wäldern haufte, der ſich mehr an die gewaltige Zeugerin Natur anſchloß, rauh und finſter ſind, wie er ſelbſt, im ſteten Kampfe mit den feindſeligen Naturelementen. Daraus erklärt es ſich ferner, warum der Germane gerade die in der äußeren ihn umgebenden Natur zur Erſcheinung kommenden Kräfte zu ſeinen Göttern machte: ſein ſind die Thurfen, die auf Midgarth (Erde) wohnen, ſein Baldur, der Sohn Odhins und Friggs, der den Sonnenwagen lenkt, ſowie Thor, der Donnerer, wogegen der Grieche, von dem inneren Menſchen ausgehend, die Leidenschaft, die in ihm glühte, vergötterte. Darum nennt Heſiod (900 v. Chr.) in ſeiner Theogonie Eros, den Gott der Liebe, als den älteſten der Götter, der allen Göttern und Menſchen das Herz im Buſen bezwingt und mit bedachtſamen Ratſchluß lenkt (Vers 120). Iſt ſo die Gottheit ein Abbild des Volkes, ſo hat die äußere Form der

Gottesverehrung auch den Charakter der rein menschlichen Vorstellungsweise; so opfert der Grieche Fleisch, festlich geschmückte Helatomben, und in der Homerischen Zeit erhielten die Götter von jeder Mahlzeit ihren Anteil. So heißt es in der Odyssee, dritter Gesang: εἶθ' οἱ σπλάγγα πάσαντο, θεῶν δ' ἐπὶ μῦθ' ἔκαστον: „nachdem sie die Eingeweide verlostet hatten, verbrannten sie noch dem Gotte die Schenkelknochen“. Beim Germanen werden noch Menschenopfer dem Wodan und Ziu dargebracht, und der Neger speit die zerkaute Speise seinen Idolen als Opfer ins Gesicht; der Christ, der Mohammedaner und Jude glauben ihren Gott durch Zureden und Gebete zu versöhnen. Überall menschliche Schwächen! Der Mensch ist dem Menschen Gott, und entsprechend naht er sich auch diesem; der Zornige denkt sich einen finstern, racheerfüllenden Gott und betet ihn als solchen an, der Sanftmütige sieht ein Ideal von Milde und Erbarmen in ihm und steht so vor den Stufen seines Altars.

Zum Schluß bleibt uns noch eine wichtige Frage zu beantworten, die wir uns allerdings schon zu Anfang unserer Betrachtung hätten vorlegen müssen, die wir aber bis zum Ende aufgeschoben haben, da ihre Beantwortung doch zumeist auf Notizen aus verschiedenen Reisebeschreibungen und Veröffentlichungen beruht und fast nur durch Citate aus Werken glaubwürdiger Männer bewerkstelligt wird, nämlich, ob es noch so „rohe“ auf einer so niedrigen Kulturstufe stehende Völker giebt, die keinen Gottesglauben haben, eine Frage, aus deren Verneinung die Richtigkeit und Wahrheit der Gottesidee hervorgehen würde. Allerdings möchte dann der Glaube an eine oder mehrere höhere Wesen, wenn er allgemein vorhanden wäre, als einer der wichtigsten Unterschiede zwischen dem Menschen und dem Tier figurieren; denn kaum dürfte ein solcher Glaube beim Tier auch nur im Keime vorhanden sein, obzwar es in neuerer Zeit nicht an Stimmen aus der Gelehrtenwelt gefehlt hat, die beispielsweise dem Hund eine Art von abgöttischer Verehrung zum Herrn, dem Menschen, zuschrieben. (Prof. Braubach, ähnliche Ansicht von Bacon.) Da aber der Mensch für die Ausnahme der Gottesidee erst sozusagen durch eine lange Zeit hindurch erzogen wurde, so könnte man höchstens nur als den erwähnten Unterschied zwischen Tier und Mensch die Fähigkeit des Menschen, eine solche Macht oder Mächte anzunehmen, ihr Wirken in die Erscheinungen zu verlegen, auffassen, wie auch Hallam in seiner „Europäischen Litteratur“ nach einigen tiefstimmigen Betrachtungen über „Paskals Gedanken“ andeutet. Man müßte aber zuerst untersuchen, ob auch nicht die Tiere in gewissen ihnen unerklärlichen Erscheinungen Schaffen und Wirken gewisser Wesen zu erblicken glauben und

diefen gegenüber Furcht an den Tag zu legen, wie z. B. ein Hund, der allein im Zimmer iſt, plötzlich zu bellen und wiefeln anfängt, wenn ein größeres Kleidungsſtück, das früher ruhig hing, durch einen Luſthauch ſtark hin und her bewegt wird; und dabei iſt zu beobachten, daß der Hund nicht auffährt, wie wenn eine fremde Perſon ins Zimmer tritt, ſondern wiefelt, den Schwanz einzieht und zurückweicht.

Viele wiſſenſchaftliche Schriftſteller unſerer Tage kamen alſo an der Hand eines reichhaltigen Materials zu dem Reſultat, daß es wirklich Völker ohne jegliche Spur von Gottesglauben giebt, und ſo mußte man dieſe Unterſcheidungs wand fallen laſſen, wodurch allerdings auch etwas Staub aufgewirbelt wurde, und worüber ſich natürlich ein großes Entrüſtungsgeſchrei im theologischen Lager erhob, das aber doch gegen das Donnerwort der Thatſachen etwas ſchwach war.

In der That giebt es ſolche Völker, von denen ſchon Darwin ſagt, daß ſie, nach dem Zeugniſſe ernſter Männer, die lange Zeit unter den Wilden gelebt haben, keine Idee von einem oder mehreren Göttern hätten, und deren Sprache kein Wort enthielte, um dieſen Begriff auszudrücken. Auch de Sauture ſagt, „ich habe viele Wilde geſehen, die davon keinen Begriff haben.“

Ja es giebt Kulturvölker, wie die Japaneſen, die an keinen eigentlichen Gott glauben, und die Burrows „eine Nation von Atheiſten“ nennt, ähnlich wie die Chineſen, deren Sprache nach Schopenhauer keinen Ausdruck für „Gott“ und „Schaffen“ hat.

Auch unſere Zigeuner ſind nach den Arbeiten Lelands vollſtändige Atheiſten und huldigen nur zum Schein der Religion des Landes, in dem ſie ſich gerade aufhalten; auch von den Feuerländern erzählt Darwin, daß kein Glaube noch ſonſtige Gebräuche bei ihnen vorhanden ſind, wie bei dem Indianerſtamme der Payaguas nach Vaguet und bei den Negern von Oukayama.

Auch Baker fand bei den Latukas keinen Gottesglauben vor, und bei den meiſten Völkern Afrikas und des Archipels giebt es höchſtens böſe (gute viel weniger) Geiſter und Kobolde, die in dem ſtanendurchſchlungenen Urwald ihr Weſen treiben, um die ſich aber der Menſch wenig kümmert, wie der Buſchmann, der in dem Rollen des fernen Donners ihre Stimmne zu vernehmen glaubt und ihnen mit — Schmähworten entgegnet.



Kohlenshizzen.

Von Paul Heilborn.

(Kirdorf.)

„Kommst Du mir ohne den Maßstrumpf nach Hause, denn schlag ich Dir dot!“ So sprach die hartherzige Mutter zu ihrem zehnjährigen Töchterchen, das nun schon mehrere Stunden vergebens das weite Schulhaus durchsuchte und bitterlich weinte. Obgleich dem Mädchen Wolle zu neuen Strümpfen versprochen wurde, wagte es doch nicht, in die elterliche Wohnung zurückzukehren. Hungernd und notdürftig bekleidet irrte es vom Borort in die Hauptstadt. Den Eltern fällt es nicht auf, daß ihr Kind um zehn Uhr noch nicht anwesend ist. Drei Uhr morgens brachte es ein Schutzmann nach Hause.

Sie waren vom Borort in die heller erleuchteten Straßen der nahen Residenz gegangen, um Schaufenster anzusehen, und hatten sich verspätet. Aus Furcht vor Strafe faßten die drei Geschwister den Entschluß, ins Wasser zu gehen, aber keins fand den Mut, zuerst hineinzuspringen. Da stieß das älteste Kind das jüngste hinein. . . . Gu! — wie kalt, wie grausig! — Es will nachspringen — aber die Furcht treibt es mit der Schwester davon.

„Warum gehst Du auf Krücken, mein Kind?“ — so fragte ich einen Jungen von etwa sieben Jahren. „Dett werde ick Ihnen sagen, Herr Lehrer!“ — antwortete der Knabe lachenden Mundes — „als ick noch so kleine war, da hat mir mein Vater, wenn er is betrunken gewesen, mit die Beene um datt Bettgestelle geschlagen. Unse Mutter hat ett mich gesagt! Unse Vater is all längstens weg, unn nu macht unse Mutter Soldatenknöppe. Ik helpe ihr dabei!“

„Bringen sie mir dett verfl Frauenzimmer schon wieder nach Hause! Sagt man den Lehrer, er soll ihr düchtig durchhauen. Dett Nas verstellt sich bloß!“ — so rief eine Mutter den Kindern zu, die ihre an schweren epileptischen Krämpfen leidende Tochter in die väterliche Behausung brachten

Otto war trotz Verwarnungen und Bestrafungen nicht anders als durch polizeiliche Gewalt zur Schule zu bringen. Als er nun das Glück hatte,

den Mann des Gesetzes zu erspähen, der ihn wieder einmal dem Lehrer zuführen sollte, stellte der Junge einen Eimer mit ekelhafter Flüssigkeit so auf einen vor die Thür geschobenen Stuhl, daß beim Öffnen des Zimmers sich der schmutzige Inhalt auf die Uniform des Beamten ergoß. Darauf durchs Fenster gehen war das Werk eines Augenblicks. Die Eltern kimmerten sich nicht weiter um den strafmündigen Sohn, sondern freuten sich, daß er — nach drei Wochen aufgegriffen — in eine Zwangserziehungsanstalt gebracht wurde. „Da kostet er uns doch nicht!“ — welche Freude! . . . Schrecklich!

Ein schöner Frühlingstag. Feierlicher Glockenklang. Herrlicher Orgelton durchflutet die weiten Räume der Kirche. „So nimm denn meine Hände und segne mich!“ singt die Gemeinde bei der Einsegnung. Gertrud gelobt, Gott treu zu sein bis an ihr letztes Ende. Es war sehr feierlich, und sie hatte — das schönste Bouquet. — — — Acht Stunden später! Hell erleuchtetes Tanzlokal gewöhnlichsten Schlages im Südosten Berlins. Lustig drehen sich die Paare. „Auf der Vogelwiese“, „Ach ein Walzer ist mein Leben“, „Komm herab von der Tonne, Therese!“ Unsere Gertrud ist auch da. Sie findet es „entzückend schön“ und hatte — den flottsten Tänzer . . .

„Schäfschen, Schäfschen! Wer kauft Schäfschen? Einen Sechser das Stück!“ So hat sie schon stundenlang gerufen, die arme, kleine, blasse Anna. Dreimal war sie vom Belle-Allianceplatz bis zur Leipziger Straße gelaufen, hin und zurück. Hatte sie denn niemand gehört? Sie sind vorübergelaufen und haben nichts — nichts gekauft. Die schlechten Menschen! Niemand hat ihre unsicheren Schritte bemerkt, niemandem ist das leise Zittern ihres Körpers aufgefallen. Ja, dem Krüppel mit den beiden Klözgen an den Beinen, dem haben sie gegeben, und dem Manne, der „auf beiden Augen blind“ war Fast möchte sie die beneiden „Schäfschen, Schäfschen! Wer kauft Schäfschen. Einen Sechser das —“ — ohnmächtig bricht sie zusammen. Unfallstation.

„Alle Neune! Grenadier! Tambauer!“ — so schreit Franz auf der Regalbahn bis spät in die Nacht hinein. „Ist 'n jroßes Glück vor dem Jungen, uff diese Bahn uffsetzen zu können!“ — meint der Vater. Für jede „Neun“ bekommt Franz den obligaten Nickel extra, dazu neben einem Firum noch Freibier in Hülle und Fülle. Ist doch ein lustiges Leben als Regal-junge! Alle Tage fröhliche Gesichter, Bier und Musik und sieh — wie die Kinder die Automaten leeren! Frau opfert auch manchen Nickel. Bald thut ihm das verausgabte Geld leid. Aber die Vanillen-Chokolade schmeckt

doch herrlich! Tausend ja — thäte nicht ein Bleistück von der Größe eines Zehners dieselben Dienste? — — — Franz wurde als Dieb ertappt.

Heißer Julitag. Eine Höckerin am Hundelarren verkauft Kirschchen. „Schöne Rheinschen fufzehn Fennje! Schöne Werberschen zwanzig Fennje dett Liter.“ Sie wird den Preis ermäßigen müssen, denn einige Früchte beginnen bereits in Fäulnis überzugehen. Sie beginnt Auslese zu halten und wirft die schlechtesten in den Kinnstein. Indes kommt ein Mädchen gelaufen von etwa acht Jahren. Die nackten Füßchen stecken in schrecklich zerrissenen Schuhen. Die Brosche am Halse paßt wenig zu dem am Saume zerfransten, schmutzigen Kleide. Tiefliegende Augen, gelber Teint, verhungertes Aussehen. Begierig sammelt das Kind die halbfaulen Kirschchen und führt sie zum Munde

Berlin. Dort oben im Norden in der Koloniestraße am Ufer der hier tieferen Panke hatten sie gespielt, der siebenjährige Oskar und sein fünfjähriges Brüderrchen. Das zog sein Stück Brot aus der Tasche und begann zu essen.

„Gieb mir ab, Emil!“

Der wollte nicht — Oskar droht — Emil lehrt sich nicht daran.

Rindergeschrei, Hilferuf, Leute laufen zusammen — Oskar hat seinen Bruder ins Wasser gestochen.

Winterabende sind lang. Da muß Petroleum gespart werden. Arme Leute gehen früh zu Bette. Es waren Weihnachtsferien. Die Kinder brauchen nicht zur Schule, sind aber schon um halb acht Uhr munter. „Mutter! Brot!“ „Ich habe nur noch wenig. Vater hat keine Arbeit. Schlaft nur noch!“ Da blieben die Kleinen bis zehn Uhr im Bett. Um elf Uhr giebt es Kartoffeln und Salz, da hat die Mutter das Frühstück gespart. Die Stube ist kalt; Preßkohlen sind gar zu teuer. Hinaus ins Freie! Und wenn man um fünf Uhr dann Kaffee trinkt und zwei Stunden später die Kinder wieder zu Bette legt, spart man noch Abendbrot . . .

Herbst. Allerfeelentag. Neugierig umsteht die Menge einige besonders reich mit Lichtern geschmückte Grabhügel des weiten Friedhofs. „Komm, Karl! Zu unserm Frischchen!“ sagte ein kleiner vor mir stehender Pantoffelheld ohne Mühe zu seinem etwas älteren Bruder. „Ach, laß man, Paul! Wir haben ja kein Licht! Sieh mal, da! Wie schön — das ist fein!“ Sie gehen weiter; ich folge. Einen Seitensteig, noch einen, dann biegen sie links ab. Behutsam legt sich Paul zwischen zwei hohen Gräbern nieder,

und wie von Geisterhand entfernt, sah man Licht auf Licht von einem Hügel verschwinden. Dann schmückten die beiden das Grab des Bruders . . .

Fünfzehn Grad Reamur im Schulzimmer, und dazu sitzt Ernst in der Nähe des Ofens! Trotzdem behält der Junge seinen Mantel während des Unterrichts an. „Zieh doch den Mantel aus!“ sagt der Lehrer freundlich. Ernst scheint die Aufforderung überhört zu haben. Sie wird wiederholt. Der Junge scheint trotzig zu sein. „Ich erlälte mich!“ Schallendes Gelächter der Kameraden. Sie werden zurechtgewiesen. Und das Ergebnis einer Untersuchung? — Ernst trug den Mantel auf bloßem Hemde, das keine Ärmel mehr hatte. Die Beinkleider hingen nur noch im Bunde zusammen; der Hofenboden fehlte. . . . Armes Kind — — — — —

Sonntagmorgen! Feierliche Stille. Plötzlich erschallt vom Hofe herauf der fröhliche Gesang von Kinderstimmen. Bruder und Schwester erklingen Nickel und Pfennige. Zu Hause sah es traurig aus. Der Vater ein Säuser, die Mutter seit Jahren krank, die Schwester ein gefallenes Fabrikmädchen . . . Zwei Betten, ein Tisch, zwei Stühle, ein Rückenrahmen, einige Tassen und Teller. Hinter dem Spind ein blaues Siegel . . . Was aber sangen die kleinen Hofsmusikanten? — — „Man heißt die Welt ein Jammerthal und dünkt mich doch so schön!“ — — — — —



Ueber amerikanische Kunstverhältnisse.

Die amerikanische Theater- und Variétébühne.

Von Johannes Gaulke.

(Berlin.)

Wenn die Leistungen der Kunst der Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes sind, so würde danach Amerika auf ein gleiches geistiges Niveau osteuropäischer, halb barbarischer Völker zu stehen kommen. Allerdings muß bei dieser Kritik berücksichtigt werden, daß Amerika auf anderen Gebieten, namentlich technisch-wissenschaftlichen, so hervorragendes geleistet hat, daß der Vergleich mit europäischer Civilisation nicht zum Nachteil der neuen Welt ausfallen würde.

Die Vernachlässigung der schönen Künste erklärt sich aus dem eigen-

tümlichen Entwicklungsgang Amerikas. Die Kultur des Landes vollzieht sich nicht, wie die Europas, von Etappe zu Etappe nach unverrückbaren Gesetzen steigend, sondern sprungweise, keinem der uns als vernünftig erscheinenden Entwicklungsgesetze gehorchend. So geschieht es, daß die primitiven Einrichtungen des Nomaden neben den höchsten Errungenschaften der Technik weiter bestehen. In der Kunst finden wir eine ähnliche Erscheinung vor: Neben den Werken europäischer Meister die stümperhaften Versuche amerikanischer Dilettanten, einer Aufführung Shakespearescher Dramen folgt die der amerikanischen Räuberkomödie. Aber trotz der verschiedenen Anregungen finden wir weder in der bildenden noch in der darstellenden Kunst Amerikas einen großen auf eine nationale Kunstentwicklung hinielenden Zug. Das wenige Gute, was von amerikanischen Künstlern geleistet wird, trägt unverkennbar ein europäisches Gepräge, sei es deutscher, französischer oder italienischer Art. Dies trifft namentlich in der bildenden Kunst zu. Die dramatischen Dichter Amerikas verdienen aber nicht einmal Epigonen der europäischen genannt zu werden. Ungemein produktiv, steht die Quantität ihrer Schauspiele in keinem Verhältnis zur Qualität; auch ein Kunsttempel fehlt nirgends, selbst das kleinste Landstädtchen entbehrt selten der Bretter, die die Welt bedeuten. Die Metropole Amerikas, New-York, geht, wie auf anderen Gebieten, so auch hier allen andern Städten voran, wer aber auf der anglo-amerikanischen Bühne dem Geist des Begründers der englischen Schauspielkunst zu begegnen hofft, irrt sich gewaltig. Dafür ist aber das liebe Publikum manierlicher geworden, als es zur Zeit Shakespeares war. Altenglische Pfeifen werden selbst nicht mehr in den höchsten Kreisen des Olymp geraucht; sogar das Rüsselknacken ist verstummt, da ein Bombardement mit Ruffschalen als unzeitgemäß empfunden wird. Heute ist auch diese symbolische Meinungsäußerung nicht mehr am Platze, da der moderne Dichter in der Sprache Shakespeares seinem Publikum keine harten Rüsse zu knacken aufgiebt.

Auch die Oper und Operette hat in Amerika keine aufregende Neuerung und Verbesserung erfahren, obgleich im „Metropolitan Opera House“ in New-York Raum genug für die Ausübung dieser Kunstgattung wäre. Um ein ständiges Ensemble an dieser Bühne zu schaffen, reichen weder die Mittel der reichsten Stadt des amerikanischen Kontinents, noch die der „oberen Vierhundert“^{*)}, der Begründer des Opernhauses, aus. Der Geist, der

*) Die „oberen Vierhundert“, die Geldaristokratie New-Yorks, entspricht etwa unserer durch Reichtum und Stellung bevorzugten Klasse der „oberen Zehntausend“. Bei uns ist diese Bezeichnung nur ein Klassenbegriff; in Amerika aber bilden diese Oberen der Nation eine organisierte Gesellschaft, deren Mitgliedschaft durch keine anderen Vorzüge als durch ungeheuren Reichtum erworben werden kann.

dieses zweifelhafte Mäcenatentum beherrscht, äußert sich schon in der architektonischen Anlage und der Fassade des Kunsttempels. Erscheint es dem Europäer als selbstverständlich, die Architektur dem Zweck und der Bedeutung eines Gebäudes anzupassen, namentlich wenn es sich um eine Stätte des Kultus oder der schönen Künste handelt, so setzt sich der Amerikaner kühl-lächelnd über diese veraltete europäische Auffassung hinweg. Dieser nüchterne amerikanische Geschäftsgeist, der bei allen Unternehmen maßgebend in die Wege fällt und auf alle Lebensfragen bestimmend einwirkt, hat, wie andere öffentliche Gebäude, so auch den Musentempel am Broadway mit einer Kasernenfront bedacht.

Was die Leistungen der von den Finanzgrößen der Aktien-Gesellschaft „Metropolitan Opera House“ auf Zeit engagierten Opern-Gesellschaften anbelangt, so sind diese im allgemeinen gut zu nennen, wenn sie auch der Sicherheit und Kraft der Darstellung entbehren, die nur durch das Zusammenwirken einer festen Truppe erzielt werden kann. Dann und wann gastiert auch ein Stern erster Größe der Sängertwelt an der Oper; aber durch die glänzende Besetzung einer Hauptrolle tritt das Gesamtspiel umsomehr in den Hintergrund, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird von der Sache zur Person gelenkt: man geht ins Theater, um einen Künstler „zu sehen“, und nicht um das Werk des Dichters oder Komponisten auf sich wirken zu lassen.

Abwechselnd treten französische, italienische oder deutsche Gesellschaften auf — dem launenhaften Geschmack des Publikums ist also auch nach dieser Richtung hin bereitwillig Rechnung getragen worden.

Seine Glanztage steht das Opernhaus aber, wenn eins der in Amerika so beliebten Ausstattungstücke über die Bühne geht. Namentlich bot das Ausstellungsjahr in dem Stück „Amerika 1492—1892“ eine Attraktion, die selbst auf den sensationsfüchtigen Yankee ihre Wirkung nicht verfehlte. Die reiche Auswahl der Kostüme, sowie die stets wechselnde Scenerie, die durch mächtige elektrische Scheinwerfer in den verschiedensten Farbenabstufungen magisch beleuchtet wurde, mußten auch auf ein anderes als das amerikanische Publikum faszinierend wirken. Doch unverständlich wird es jedem europäischen Besucher bleiben, daß selbst die Zwischenpausen ausgefüllt werden mußten, um das excentrische Publikum zu fesseln, das zu nervös ist, um an einer Sache sich genügen zu lassen, und zu wenig künstlerisch geschult, um mit einer Aufgabe sich eingehend beschäftigen zu können. So folgten die merkwürdigsten Szenen auf einander, denen jeder innere Zusammenhang fehlte. Auf eine sehr schöne patriotische Scene aus Lincolns Zeit, die uns den großen Präsidenten vorführte, als ihm nach dem Siege eine Ovation von feinen „soldier boys“ (Soldaten) dargebracht wurde, folgte

ein Akrobat mit vier dressierten Pudeln. War der Enthusiasmus, den die erste Scene im Publikum erregt hatte, schon groß, so konnte der Applaus keine Grenzen mehr, als die vierbeinigen Künstler sich produzierten, und die Wände drohten zu wanken, als das größte Hundevieh von den Schultern seines Meisters herab einen salto mortale durch brennende Reifen machte. Darauf setzte sich die „Handlung“ des Stückes fort. In der nächsten Pause fesselte ein Ballet die Aufmerksamkeit des Publikums, doch der Beifall, den unser Hundebändiger schmunzelnd erntete, wurde auch der verführerischsten Rixe nicht zu teil; nur zum Schluß raffte sich das Publikum noch zu einer Kraftproduktion im Beifallbrüllen auf, als die leichtfüßigen Evatöchter sich zu einer Ovation der „stars and stripes“ (Nationalbanner) vereinigten, die natürlich von der Hauskapelle mit dem Dankedudel begleitet wurde, welcher von besonders patriotischen Gemütern nicht nur mitempfundnen, sondern auch mitgefungen wurde. —

Doch damit auch niemand unbefriedigt das Theater verlassen sollte, hatte eine wohlunterrichtete Direktion auch den verschiedensten Auffassungen über „Kunst“ Rechnung getragen. Nicht nur Akrobaten, Jongleurs und Gumminenschen lösten einander ab, sondern auch des edlen Sports wurde in anerkennenswerter Weise gedacht. Der Haupteffekt wurde durch einen Tiroler Scharfschützen erzielt, der mit der Sicherheit eines Wilhelm Tell einen Apfel vom Haupte seines Begleiters schoß. Aber nicht des Pfeils und Bogens bediente sich der brave Jäger, sondern mit Pulver und Blei jagte er den Apfel vom Haupt der menschlichen Zielscheibe. — Zuerst bemächtigte sich des Publikums ein ängstliches Schweigen, als aber die Produktionen des edlen Schützen immer verwegenere wurden, erwachten die rohen Instinkte um so mächtiger, und man bejauchzte nicht nur dieses widerliche Schauspiel, sondern krönte den Schützen mit dem Lorbeerkranz. —

Wenden wir uns zum Schauspiel, so finden wir hier dieselbe Erscheinung vor: Die große Masse ist noch nicht reif für das Verständnis desselben, und die wohlhabende Bevölkerungsklasse meistens zu ungebildet, um von ihr eine Würdigung und Unterstützung der dramatischen Kunst erwarten zu können. So geschieht es, daß in einem Lande, das die Sprache Shakespeares spricht, es selten ein Theater wagt, die Werke des Altmeisters aufzuführen — aus Furcht vor dem unvermeidlichen Rassensturz.

Dahingegen finden wir in den Theatern des fashionablen Viertels New-Yorks, im sogenannten „Tenderloin Distrikt“*), das leichte französische

*) „Tenderloin Distrikt“ ist die spöttische Bezeichnung des reichsten Stadtteils New-Yorks, weil dessen Bewohner sich alle Tage „tenderloins“ leisten können. Das tenderloin oder Lendenstück gilt bei den Amerikanern als große Delikatesse, daher sieht man es nur auf den Tischen der Reichen.

Salonstück als ständigen Gast auf dem Repertoire, als gutes Verdauungsmittel eines übersättigten Publikums. Auf anderen Bühnen, die sich der besonderen Gunst des Spießbürgertums erfreuen, das nach seiner Verpflanzung nach der neuen Welt sich dort ebenso lebenszäh erweist, wie in der alten, sehen wir als Hauptattraktionen jene alten deutschen Räuberkomödien, die sich noch vor einigen Jahrzehnten einer großen Beliebtheit an deutschen Provinzialbühnen erfreuten, in etwas modernisiertem amerikanischem Gewande über die Bretter gehen. Ferner übt auch das englische sentimentale Familienstück, in welchem wir den puritanischen Seelsorger als stereotype Figur vorfinden, eine große Anziehungskraft auf das bürgerliche Publikum aus. Mit dem Kirchengang beginnt das Stück und so endet es, die Handlung setzt sich aus lauter rührseligen Szenen zusammen: bald handelt der verlorene Sohn als Hauptfigur, oder es ist auch die ungeratene Tochter, die dem alten Seelenhirten argen Kummer bereitet, und unablässig betet er für das Heil ihrer Seele. Die Gebete finden auch regelmäßig ein gnädiges Gehör, so daß der letzte Akt sich in eitel Lust und Freude auflöst, zum Behagen eines rührseligen Publikums: Segnend legt der alte Gottesmann seine Hände auf das Haupt der Durchbrenner, feierlich erklingen dazu die Glocken der benachbarten Kirche, und ein Choral vereinigt dann alle zum Dank, daß alles so schön gekommen ist. Nun kann der Vorhang fallen. —

Aber nicht in allen Theatern geht es so friedlich zu. Eine andere Bevölkerungsschicht will Blut fließen sehen, und die verständige Direktion fügt sich aufs bereitwilligste dieser Forderung — um das Theater und die Kasse zu füllen. Wir sind jetzt bei dem amerikanischen Volksstück oder richtiger Banditenstück angelangt, dem einzigen, aber dafür auch ureigensten Geistesprodukt der amerikanischen Theaterdichtung. Eine Abart desselben, welche den Nordpatriotismus der Amerikaner verherrlicht, ist noch verhältnismäßig harmlos und beschränkt sich nur auf Mordthaten amerikanischer Krieger, ausgeübt an hilflosen Indianern. Die Handlung spielt gewöhnlich im Kriegslager des fernen Westens, macht mitunter auch einen kleinen Abstecher in den Wundergarten der Liebe, kehrt aber stets in die wilde Prärie zurück, von wo uns Kriegsgefang und Musketendonner entgegenschallt. Bemerkenswert ist der „Show“ oder die Ausstattung, die bei der Aufführung des Stückes verschwenderisch entfaltet wird. Zwei Duzend Pferde jagen häufig über die Bühne, oder Rinder- und Büffelherden sieht man friedlich im Hintergrunde grasen. Manchmal mischt sich auch solch ein Hornvieh mit größter Arroganz unter die Rimen und giebt zu den komischsten Szenen, die natürlich im Zuschauerraum mit einer Beifallsvalve begleitet werden, Veranlassung. Um der Handlung den nötigen Nachdruck zu verleihen, darf der Kanonendonner nie verstummen. Alle diese Mittelchen werden nur der

„Realist“ wegen angewendet! — Auch von sonst vernünftig denkenden Menschen habe ich oft die realistische Treue des amerikanischen Volksstückes preisen hören, und selbst den deutschen Dramatikern wird es warm zur Nachahmung empfohlen!

Weniger harmlos verläuft aber das eigentliche Räuberstück. Um uns einen kleinen Vorgesmack der Genüsse, die unser im Theater harren, zu verschaffen, brauchen wir nur die gewaltigen Reklamezettel an New-Yorker Bauzäunen und Hausgiebeln zu studieren. Hier finden wir in ununterbrochener Folge eine Mordthat an die andere gereiht und mit solcher packenden Realistik dargestellt, daß mancher Bänkelsänger, der auf unseren Jahrmärkten sich diesem Genre widmet, angesichts dieser blutigen Sujets ehrfurchtsvoll verstummen würde. Diese Meisterschaft in der Darstellung von Mord- und Schreckenscenen hat auch noch kein Meister, der für das Bedürfnis unserer Jahrmärkte schafft, erreicht. — Bald sehen wir einen Mann auf den Schienen gebunden und geknebelt in wilder Verzweiflung sein Schicksal erwartend, das das heranbrausende Dampfroß durch einen qualvollen Tod beenden wird. Oder zwei verummte Gestalten werfen ein krampfhast seinen Säugling umschlingendes Weib von der Brooklyn'ser Hängebrücke.

Doch die raffiniertesten Todesarten, die die Kirchenlichter des Mittelalters über Ungläubige verhängt haben, werden durch eine Scene in einer Dampfschneidemühle noch an Grausamkeit übertroffen: Wir sehen einen Mann auf einen Balken gebunden, welcher der Länge nach durchschnitten werden soll. Die Säge hat bereits den einen Fuß erfaßt und die Umstehenden können sich noch eine geraume Zeit an den Qualen des Unglücklichen weiden, bis das mörderische Werkzeug dem scheußlichen Spiel ein Ende macht, indem es den Körper des Delinquenten durchschneidet.

Ganz so grausam wie auf den Reklamebildern vollziehen sich diese Scenen freilich auf der Bühne nicht, da stets ein glücklicher Zufall den Unglücklichen noch im letzten Augenblick vor dem Außersten bewahrt. Und wenn die „Handlung“ des Stückes die Mordthat durchaus erfordert, so vollzieht sie sich wenigstens hinter den Couliissen. Doch die demoralisierende und verrothende Wirkung, die das Sensationsstück auf das Publikum ausüben muß, wird hierdurch keineswegs abgeschwächt. Man darf sich angesichts dieses unsittlichen Einflusses des Volkstheaters nicht über die zahlreichen Familientragödien in den Großstädten wundern und ebensowenig über die eraktierten Handlungen jugendlicher Liebespaare, die häufig im beiderseitigen Selbstmord ihren Abschluß finden, — eine Erscheinung, die vielfach auf den Besuch schlechter Theater im Bunde mit der Lektüre von Hintertreppenromanen zurückzuführen ist.

Bietet uns die Ausübung der dramatischen Kunst Amerikas wenig

Sichtpunkte, die auf eine baldige höhere Entwicklung des Theaters als eines Erziehungsfaktors hindeuten, so ist unsomehr zu bedauern, daß soviel Talent einer unwürdigen Sache geopfert wird. Denn die Fähigkeit der Schauspieler englischer Sprache und ihre Hingabe an ihre Sache nötigt uns unsere vollkommenste Achtung ab; das Zusammenspiel ist oft muster-gültig. Vielleicht mag dies durch die Gedrungenheit der englischen Sprache bedingt sein, welche die Übergänge der Rede und Gegenrede ohne jede formelle Einleitung und ohne großen sprachlichen Aufwand natürlicher verbindet, als andere moderne Sprachen, die über einen reicheren Wortschatz und mannigfaltigere Redewendungen verfügen.

Neben dem anglo-amerikanischen Theater finden wir auch in den Metropolen des Deutschthums in Amerika, wie New-York, Chicago, Milwaukee, ein deutsches Theater, welches sich leider keiner besonderen Unterstützung unserer Landsleute erfreut. In Chicago, wo nicht weniger als 300000 Einwohner deutscher Sprache und Abstammung leben, hat das vor einigen Jahren erbaute Schillertheater nach kurzer Spielzeit sein Ensemble wegen mangelnden Besuches wieder auflösen müssen, und die deutschen Vorstellungen beschränken sich nur noch auf ein wöchentliches Gastspiel der Milwaukeeer Truppe.

Der Verfall jenes Theaters konnte trotz des gewaltigen Kunstsinnes eines seiner Gönner und Aktienhalter, der nach Schluß eines Schillerschen Dramas derartig bewegt war, daß er den Wunsch äußerte, dem Dichter persönlich seinen Dank auszusprechen, nicht aufgehalten werden.

In New-York hat sich allerdings das deutsche Theater durch jede Spiel-saison wacker durchgeschlagen, schloß aber stets die Pforten des Kunsttempels mit einer Unterbilanz. In der Saison 1894/95 ist aber schon ein kleiner Erfolg zu verzeichnen, da diesmal die stereotype Pleite ausgeblieben ist. Es ist bedauerlich, daß die Leistungen in dieser Saison, die jedem mittleren deutschen Theater zur Ehre gereichen würden, nicht mit größerem Erfolg belohnt waren, als gerade der gefürchteten Pleite zu entweichen. In der folgenden Saison war dem Krach durch eine Subskription vorgebeugt, die Leistungen des Theaters sind aber hinter den Erwartungen zurückgeblieben, so daß auch für die Folge die Lebensfähigkeit einer klassischen deutschen Bühne nicht verbürgt ist.

Eine andere deutsche Bühne hingegen, das Germania-Theater, erfreut sich seit seiner Begründung im Jahre 1893 des größten Zuspruchs der Bevölkerung. Es ist dies ein Theater schlimmster Sorte, das nur auf die Verflachung des Publikums hinarbeitet. Unbegreiflich erscheint es, daß das Volk gerade das schlechteste gut genug für sich hält, sonst hätten jene Nadaustücke, die gänzlich eines gesunden Humors entbehren und nur durch gewaltsame Witze das Publikum in Spannung halten, nicht die hundertste

Aufführung erleben können! Für den Kunstsinu des auf der westlichen Hemisphäre lebenden Volkes der Denker wahrlich ein trauriges Zeugnis! —

Nicht unerwähnt möge auch das jüdisch-deutsche Theater bleiben, das eine eigenartige Stellung in der Bühnenkunst einnimmt. Diese Kunstgattung wird in zwei Theatern ausgeübt, die der geistigen Erbauung der den Gefilden Rußlands und Polens entstammenden Bevölkerung New-Yorks gewidmet sind. Das Jargon, welches von diesen Söhnen Israels gesprochen wird, ist ein Kauderwelsch, auf der deutschen Sprache basierend, untermischt mit vielen Worten slavischer Mundarten und der hebräischen Sprache, welcher namentlich das Handelslexikon der „jüdischen Sprache“ — so wird dies Jargon der Einfachheit wegen in New-York allgemein genannt — seinen reichen Wortschatz verdankt. Die Bühnensprache hingegen hat sich in einer größeren Reinheit erhalten und beschränkt sich nur auf einige Ergänzungen der deutschen Sprache durch die alttestamentarische; doch legt der Schauspieler einen besonderen Wert auf die Reinheit des semitischen Nasallauts. Ebenso eigenartig wie diese Sprache ist auch das Bühnendrama, welches vor einem stets dankbaren Publikum über die Bretter geht. Der Vorwurf ist meistens der alttestamentlichen Geschichte entlehnt, häufig hat aber auch die moderne jüdische Arbeiterbewegung, die in Amerika seit einigen Jahren als ein bedeutender Faktor in den Klassenkampf des Proletariats eingreift, den Stoff für die dramatische Bearbeitung geliefert; so stehen abwechselnd „Die Patriarchen“ oder „Joseph und seine Brüder“ neben „Die Ausbeuter“ auf dem Repertoire. Wie der Name schon verrät, entbehrt das letzte Stück nicht der sozialistischen Tendenz, welche man kaum bei einem Volk vermutet, das so lange durch Polizeischikane und blutige Verfolgungen in seiner Entwicklung aufgehalten worden ist.

Das Spiel ist meistens recht flott, und der Schauspieler steht in enger Fühlung mit seinem Publikum, wie wir es an anderen Bühnen kaum finden. An einem gegenseitigen Gedankenaustausch fehlt es auch im Theater nicht. Meinungsäußerungen erschallen mit der größten Raivität hinüber und herüber, und erregt das Spiel den besonderen Beifall der Hörer, so wird der Mime sicher um eine Wiederholung ersucht. Ist er hierzu nicht aufgelegt, so befriedigt er seine Hörer durch eine beliebige Einlage, welche durchaus nicht im Zusammenhang mit dem Stück zu stehen braucht — dem Liebling des Publikums ist hier, wie an großen Bühnen, alles gestattet, und der Beifall ist ihm unter allen Umständen sicher.

* * *

Mit dem Verfall des klassischen Theaters steht die erschreckende Zunahme der Variété-Bühnen und des Tingeltangels in Amerika im engsten Zu-

ammenhang. Hat Amerika bis heute keine klassische Bühne schaffen können, so ist es das klassische Land des Variété-Theaters geworden! Diese Gattung erfreut sich einer Beliebtheit, die einer besseren Sache würdig wäre. Es wäre philistinerhaft gedacht, diesen Vergnügungsort gänzlich von der Liste der öffentlichen Lustbarkeiten zu streichen, aber ihn auf ein kleineres Feld zu beschränken, dahin sollte das Bestreben jedes ernstlichen Kunstfreundes gehen. Diese Institute vervollständigen das Werk der allgemeinen Verflachung, welches das amerikanische Sensationsstück so erfolgreich begonnen hat. Es ist erstaunlich, welche Ausdehnung die Variété-Bühne in Amerika erlangt hat; die Abendstunden genügen nicht mehr, ihr großes Programm zu bewältigen, man muß auch schon die Tageszeit zu Hilfe nehmen. Es giebt in New-York einige Theater, die ihre Pforten schon um 9 Uhr Vormittags öffnen und wie ein *perpetuum mobile* in ununterbrochener Folge ihre Spezialitäten vorsehnen; denn nicht einmal durch Pausen sind die einzelnen Abteilungen von einander getrennt, damit das excentrische Publikum nur nicht gelangweilt werde und das Theater unbefriedigt verlassen könnte.

Ergänzt wird diese Species noch durch das Dime-Museum, welches stets mit dem unvermeidlichen Tingeltangel verbunden ist. Dieses ist eine Art Panoptikum, steht aber hinter den maßgebenden Berliner Vorbildern weit zurück; dafür hat aber die Schreckenstammer eine noch größere Kollektion aufzuweisen und übertrifft sogar die Berliner an Reichhaltigkeit der lebenden Ausstellungsobjekte, wie Knochen- und Kautschulmenschchen, sowie alle Arten von Mißgeburten. Und dann erst die stets wechselnde Hauskapelle, die sich bald aus den preisgekrönten Schönheiten der alten Welt zusammensetzt, bald aus den Sirenen der neuen sich rekrutiert; selbst Japans bewegliche Töchter haben schon ein Debut dort gegeben. Eine mächtige Anziehungskraft übt auch Dahomeys erprobtes Amazonenheer auf das Publikum aus, und selbst Grönlands Leberthran trinkende Schönen haben einen Triumphzug durch Amerikas Dime-Museen gemacht. Doch auch der Sport tritt hier in seine Rechte! Zu welchen merkwürdigen Produktionen es dieser auf der Bühne des Dime-Museums gebracht, zeigte uns eine Damengesellschaft, die auf einem Podium der friedlichen Beschäftigung des Holzzerkleinerns oblag. Ich war damals noch zu sehr Boeotier im Reich des amerikanischen Sports und wandte mich daher an meinen Nachbar um eine Erklärung dieses seltsamen Schauspiels; doch dieser, ganz absorbiert durch den Vorgang auf dem Podium, beantwortete meine Frage mit einem sehr unwirksamen „Groenhorn“*). Aber bald sollte ich durch die Zahlenreihe, die der unvermeidliche Buchmacher auf einer weithin sichtbaren Tafel niederschrieb, unterrichtet

*) „Groenhorn“, späthollische Bezeichnung für Neuankommlinge in Amerika. Es drückt dies Wort nicht wie unser Boeotier eine geistige Beschränktheit oder Dummheit

werden, daß die Thätigkeit der Schönen sich auf den edlen Sport und die damit verbundene Wettmanie bezog. Die Schöne, welche zuerst ihre Klobe durchsägte hatte, ging natürlich als erstes Pferd ins Ziel. — Wer weiß, wie viel diese Lieblingspferde ihrem jeweiligen Beschützer schon gekostet haben! —

Nicht minder „amerikanisch“ ist eine andere Damentruppe, welche aus den stärksten Damen der Welt sich zusammensetzt. Auf hohem Podium sitzen sie auf feststehenden Zweirädern und strampeln zum Gaudium des Publikums so lange, bis eine nach der andern, erschöpft und in Schweiß gebadet, diese geistlose Thätigkeit einstellt. Diejenige der starken Damen, welche sich am längsten behauptet, wird mit Beifallssturm als Siegerin begrüßt; natürlich bietet sich auch hier eine prächtige Gelegenheit zum Wetten für die sportkundigen Amerikaner.

Einen andern raffinierten Trick hat ein besonders erfinderischer Kopf durch eine Barbierstube mit weiblicher Bedienung eingeführt. Sämmtliche Besucher des Dime-Museums erhalten ohne Extravergütung eine Rasur von zarter Hand. Wohl mancher ist schwer blessirt von dieser Prozedur aufgestanden, aber doch bewähren sich die rasierenden Damen als ein gutes Zugmittel. —

Versuchen wir nach diesen Betrachtungen die Ursachen zu erforschen, welche die niedrige künstlerische und ethische Stellung des Theaters bedingen, so gelangen wir zu dem Schluß, daß es lediglich das raslose Jagen nach Gewinn ist, welches alle Klassen Amerikas gleich beherrscht und die Menschen für alle idealen Lebenszwecke verschließt. Wenn sich die Gedanken des Geschäftsmannes in den langen Zahlenteihen der Contobücher erschöpft haben, dann bedarf er zu seiner Erholung einer stärkeren, sinnlichen Ausstachelung. Und diese bieten ihm das Sensationsstück und der Tingeltangel. Von ähnlichen Grundsätzen sind auch die Leiter der Theater beherrscht. Man macht auch nicht einmal den Versuch, dem Publikum eine bessere geistige Nahrung vorzusetzen, denn dadurch könnte ja das Geschäft geschädigt werden! Meistens sind auch die Theaterdirektoren nur Leute, die jeder künstlerischen Empfindung bar sind, und deren einzige Fähigkeit darin besteht, aus den tohen Reigungen des Volkes Kapital zu schlagen.

Welch ein gewaltiger Gegensatz zwischen den Theatern Athens, die ihre Thore Allen kostenlos öffneten, und den Kunsttempeln der großen amerikanischen Republik, deren Bewohner sich so gern das vornehmste Kulturvolk der Welt nennen! —

aus, sondern es ist die Bezeichnung für einen Mann, der mit amerikanischen Sitten und Gebräuchen nicht vertraut ist.



Die Kausalbeziehungen des Seelenlebens.

Von Dr. Albert Hofader.

(München.)

Wir kennen zwei Reihen von Kausalbeziehungen: Kausalbeziehungen in der Natur oder äußere: physikalische, chemische, physiologische Kausalbeziehungen, die sich aber schließlich alle wohl auf eine einzige Art, die mechanische Kausalbeziehung, zurückführen lassen, wenigstens die physiologische läßt sich wieder auf physikalische und chemische, und die chemischen lassen sich später vielleicht auf physikalische Verhältnisse zurückführen. Hier verfolge ich die Reihe der Naturereignisse, z. B. die Entstehung der Schallwellen, ihre Fortpflanzung durch die Luft bis an die Nervendigungen im Ohr und die weitere Fortpflanzung von da ins Gehirn. Die andere Art der Kausalbeziehungen ist psychologisch: hier verfolge ich, wie ein psychisches Geschehen aus einem anderen psychischen Geschehen naturnotwendig sich ergibt. Der Komplex der äußeren Kausalbeziehungen ist die Natur. Meine verschiedenen Sinneswahrnehmungen sind zerstreut und regellos, sie bilden keine gesetzmäßige Einheit. Ein Stein fällt; ichahre erschreckt zusammen: meine unmittelbare Wahrnehmung beschränkt sich auf das Sehen und Hören des Falls. Aber woher kommt er? das sehe ich nicht, sondern muß ich erst erforschen: die Natur also ist unserer sinnlichen Wahrnehmung keineswegs gegeben, sondern die denken wir uns. Ein Blitz fährt in ein Haus. Man muß Physiker sein oder wenigstens etwas von Physik verstehen, um sich diese Wirkung verständlich machen zu können. Vollständiges Naturverständnis hat überhaupt niemand, wir können uns diesem Ziel, dem vollständigen Erfassen aller Naturzusammenhänge, der Lösung aller Rätsel, welche die Natur uns ausgiebt, nur immer mehr nähern. Wir wissen jetzt von der Natur unendlich mehr, als man in den Zeiten des Mittelalters, mehr auch, als man zur Blütezeit der griechischen Philosophie wußte. Und spätere Zeiten werden in demselben Verhältnis mehr von der Natur wissen, als wir. Die Natur also ist ein Gauzes, das wir nicht wahrnehmen, sondern durch den Gedanken erschließen.

Dasselbe gilt nun auch für das Seelenleben. Auch das Seelenleben ist uns nicht in toto gegeben. Auch hier haben wir bloße Bruchstücke, einzelne innere Wahrnehmungen, und die Aufgabe des Denkens, der Wissenschaft muß es sein, diese Bruchstücke zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen, zum Seelenleben, zusammenzufügen. Es giebt viele Wirkungen in der Seele, die wir im Augenblick gar nicht verstehen, die uns erst dann

deutlich werden, wenn wir ihre Verbindung mit früheren Seelenzuständen erkannt haben. Ein Brief wird mir gebracht; ich habe eine Scheu ihn zu öffnen und zu beantworten; im Moment kann ich mich nicht dazu entschließen, in einem späteren Moment ebensowenig, und so verschiebe ich die Öffnung und Beantwortung fortwährend. Der Schreiber wartet unterdes vergeblich auf Antwort. Woher kommt es, daß ich den Brief nicht zu öffnen wage? Dieser augenblickliche Bewußtseinszustand läßt sich aus sich selber nicht verstehen; wir müssen die Vergangenheit zu Rate ziehen. Ich habe früher einen oder mehrere Briefe von gleicher Hand erhalten, die mir Unangenehmes brachten. Nun ist die Erinnerung des Peinlichen und Unangenehmen mit dieser Handschrift verbunden. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer: wenn sie das Feuer wiedersehen, so denken sie an die Schmerzen, die ihnen daselbe früher gemacht hat. Wir finden so das allgemeine Gesetz, daß vergangene Zustände in gegenwärtigen weiter wirken können: wir denken daran auch dann, wenn der unmittelbare Eindruck vorüber ist. Der Schmerz des Kindes ist nicht ausgelöscht aus seiner Seele, dann, wenn es ihn nicht mehr spürt; es giebt Zustände und Eindrücke im Menschenleben, die sich überhaupt nicht verwischen lassen, Scenen, Gefühle, die sich unauslöschlich einprägen, obwohl sie uns nicht jeden Augenblick gegenwärtig sind. Was bedeutet dann der Ausdruck unvergesslich? Er bedeutet nicht, daß wir stets und in jedem Moment an den betreffenden Gegenstand denken, sondern, daß er in uns fortlebt, auch wenn wir nicht daran denken, und deshalb unter Umständen wiedererwachen kann.

Wir sehen also, es giebt nicht bloß einen physischen, sondern auch einen psychischen Kausalzusammenhang, eine Verbindung, welche die Bewußtseinszustände, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle unter sich eingehen. Im angeführten Beispiel besteht eine Verbindung zwischen der Scheu, den Brief zu öffnen und der ehemaligen unangenehmen Erfahrung. Dieser Zusammenhang ist mir nicht bewußt, braucht mir wenigstens nicht bewußt zu sein, erst die Reflektion klärt mich über die verschiedenen Beziehungen meiner inneren Zustände zu einander auf. Ein Name fällt mir auf; ich weiß gar nicht warum; die Wirkung habe ich in mir, obwohl die Ursache unbekannt ist. Ich sage mir, ich muß den oder einen ähnlichen schon unter wichtigen Umständen gehört haben, und endlich entsinne ich mich; oder ich entsinne mich nicht, aber der Glaube an irgend einen wenn noch so entfernten Zusammenhang entschwindet mir darum nicht. Da dieser Zusammenhang des Seelenlebens kein unmittelbar wahrgenommener, sondern ein gedachter und konstruierter ist, das eigentliche Ziel der Psychologie, so reden wir hier von unbewußten Vorstellungen, Gefühlen u. s. f., ein Wort, um das viel heißer Streit entbrannt ist. Es ist kein Wunder, wenn wissenschaftliche Forscher ein

Aber gegen dieses Wort gefaßt haben, nachdem besonders von Ed. v. Hartmann so viel Unfug damit getrieben worden ist. Die Sache ist aber sehr einfach, und geht bereits aus dem Gesagten im Wesentlichen hervor. Wir haben gesagt: ebenso wie die äußere ist auch die innere Welt stets in Bruchstücken gegeben, sonst müßten wir nach den psychologischen Zusammenhängen nicht erst suchen, sie wären uns unmittelbar gegeben. Aber diese Bruchstücke sind doch nicht bloß Bruchstücke, sondern Stücke einer zu denkenden und konstruierenden psychischen Welt. Unser Erklärungsbedürfnis drängt uns, die fehlenden Stücke hinzuzudenken. Ebenso wie der Mensch fragt, woher der Witz kommt, und sich erst bei einem völligen, lückenlosen Weltbilde, einem Ideal der Erkenntnis, Natur genannt, zufrieden geben könnte, fragt er auch, woher denn diese oder jene Stimmung, dieser oder jener Gedanke in ihm selber kommt. Aus nichts wird nichts, das gilt im Physischen und im Psychologischen. Die fehlenden und bloß hinzugeachteten Stücke des inneren Lebens, die also in der That gar nicht vorgestellt und empfunden werden, und doch, um wissenschaftlich einen lückenlosen Zusammenhang herstellen zu können, vorhanden sein müssen, nennen wir unbewußt. Man hat gesagt, unbewußte Vorstellung ist eine *contradictio in adjecto*. Sicherlich ist dies richtig, wenn man meint, daß etwas wirklich vorgestellt werde, aber unbewußt. Das ist undenkbar. Was ich vorstelle, dessen bin ich auch bewußt. Aber diese früheren Seelenzustände, die wir unbewußt nennen, werden ja gar nicht wirklich vorgestellt. Es ist absolut kein Widerspruch darin zu finden, daß in unserer Seele Dinge vorgehen, von denen wir keine Ahnung haben, die wir nicht wahrnehmen, sondern erschließen. Wer weiß denn in jedem Moment, wie sein Bewußtsein zustande kommt, welche Faktoren hier wirksam sind? Die Wirkung kennt er, wo aber Wirkung ist, da muß auch Zusammenhang sein, diesen kennt er nicht. Diesen ungelannten Zusammenhang zwischen unseren Bewußtseinszuständen nennen wir unbewußte Vorstellungen.

Viele Psychologen haben sich im Anschluß an einige Physiologen dazu hergegeben, diesen zwischen unseren Bewußtseinszuständen bestehenden unlegbaren Zusammenhang, der sich am deutlichsten ausspricht in der Erinnerung und Gedankenassociation, abzuleiten nicht aus der Natur des Seelenlebens, sondern aus den zu Grunde liegenden Nerven- und Gehirnvorgängen. Diese sollten das Mittel- und Bindeglied sein zwischen einer ursprünglichen Empfindung und dem Wiederauftauchen der Vorstellung, sie schreiben gerade den Nerven und dem Gehirn ein Gedächtnis zu. Ob nun die Nerven ein Gedächtnis haben, ob hier eine Nervenbahn das zweite Mal leichter durchlaufen wird als das erste Mal, ob also Übung und Gewöhnung hier stattfindet, ist eine Sache, die bloß den Physiologen als solchen inter-

effiert. Der Name Gedächtnis kann für solche Eigenschaften der organisierten Materie doch nur ein bildlicher Ausdruck sein. Das eigentliche Gedächtnis ist das psychologische, die Erinnerung, und offenbar kann diese physiologisch niemals verständlich gemacht werden. Wie es kommt, daß in mir ein gewisser Gedanke plötzlich austaucht, ich weiß nicht wie, kann dadurch nicht erklärt werden, daß man sagt, wenn ein Nervenstrang einmal geregt ist, so gerät er das nächste Mal aus geringerem Anlaß und leichter in Schwingung. Das verständlicht mir allenfalls die physiologischen Begleiterscheinungen, aber niemals die psychologische Erscheinung des Gedächtnisses. Wir müssen also, wenn wir überhaupt Psychologen sein wollen, fragen, wie die Sache psychologisch zu denken, was in der Seele vorausgegangen ist, und da finden wir denn, daß ein gleicher oder verwandter Vorgang schon einmal da war, der nun sich geltend macht. Die Eindrücke bleiben haften, sie hinterlassen psychische Spuren. Das Seelenleben ist daher nicht ein unselbständiges Anhängsel des Gehirns, sondern es hat seine eigene Gesetzmäßigkeit und seinen eigenen Zusammenhang. Denn im anderen Falle wäre nur das Gehirn aus sich selbst verständlich, die seelischen Erscheinungen dagegen wären immer wieder unterbrochen und nur durch die physiologischen Parallelerscheinungen zu erklären. Wir sehen also, wie viel für die Psychologie darauf ankommt, an den unbewußten Vorstellungen, Gefühlen u. s. w. festzuhalten.

Es kann etwas da sein und doch nicht gesehen werden. Ich schließe die Augen, und die Lampe, die ich eben erblickte, verschwindet, und doch ist sie da. Ebenso existiert das Unbewußte, freilich für uns nicht, das wäre, wie schon gesagt, ein Widerspruch, aber es kann doch an sich ganz wohl existieren, und wir können es annehmen, wenn wir durch die Thatsachen dazu gezwungen werden. Wie ungemein Vieles wirkt in einem einigermaßen entwickelten Seelenleben zusammen, um einen bestimmten Bewußtseinsmoment als Totaleffekt hervorzubringen. Wie so ganz anders betrachtet der Naturforscher irgend eine Naturerscheinung als ein anderer Mensch, wie viel mehr weiß er daraus zu machen, und daselbe gilt für den Künstler, den Philosophen, den Offizier auf seinem Berufsgebiet. Jedem stehen halt in einem Augenblick unzählige Erinnerungen zu seiner Verfügung, die im geeigneten Moment auf ihn eindringen, während ein anderer kalt bleibt. Wie froh sind wir, wenn in einer Ausstellung, von der wir nichts verstehen, endlich etwas unser Auge trifft, für das wir Teilnahme haben können. In der Fremde betrachten wir jeden Landsmann, an dem wir zu Hause gleichgültig vorübergegangen wären, als Freund und Bruder, weil nach so langer Entbehrung des Heimatlischen alle Erinnerungen an die Heimat auf uns einströmen.

So ist denn unser Seelenleben nicht willkürlich in Stücke zerrissen, sondern eine unteilbare Einheit. Unser späteres Leben hängt mit dem früheren zusammen. Weil alles, was in uns vorgeht, nachwirkt, webt sich ein Zusammenhang um alle unsere Bewußtseinsvorgänge. Ich bin ein Jahr später derselbe, der ich ein Jahr früher war, bloß weil dieser Zusammenhang zwischen den beiderseitigen Zuständen besteht. Die Einheit des Bewußtseins zu verschiedenen Zeiten besteht überhaupt in nichts anderem, als diesem gesetzmäßigen Zusammenhang der betreffenden Zustände. Zu meinem Ich rechne ich, was unmittelbar mit meinem jetzigen Zustand zusammenhängt und auf ihn wirkt. Dieses Ich ist daher auch keine Substanz, es fließt ja fortwährend, ist heute ein anderes als morgen und gestern, es ist die innere Gesetzmäßigkeit der Bewußtseinserscheinungen. Ich mag leben so lange ich will, meine Erinnerung mag zehn oder achtzig Jahre umfassen, ich bin in all dieser Zeit derselbe geblieben, ich habe mich nicht verändert, diese Gesamtheit von Seelenäußerungen nenne ich mein Ich. Das Ich ist deshalb etwas Zeitlich-Ausgedehntes und Zeitlich-Beschränktes, es hat einen Anfang und hat ein Ende. Ich bin meiner Natur nach endlich. Irgend eine meiner Empfindungen, Vorstellungen, Gemütsregungen ist in der Zeit, d. h. in der Endlichkeit. So wie das Ich einmal beschaffen ist, als ein Komplex succedierender Bewußtseinsvorgänge und nicht als Substanz, muß es einmal ein Ende nehmen. Denn das Ich ist nichts Einfaches, sondern zusammengesetzt aus einzelnen zeitlich verschiedenen Erscheinungen. Das Individuum fühlt sich als eins, nur deshalb ist es überhaupt Individuum, aber trotzdem ist es nicht eins, sondern etwas sehr Verschiedenes und Zusammengesetztes. Das Gefühl und das Bewußtsein der Einheit im Individuum leugnet ja niemand, aber der Gedanke der Einheit ist nicht die thatfächliche Einheit. Thatfächlich giebt es im Individuum, welches sich als Einheit fühlt, die aller verschiedensten Zustände und aus diesen ist es zusammengesetzt. Mein Ich bilden die erfahrenen Freuden und Leiden, Wahrnehmungen und Vorstellungen, die Affekte und Willensbewegungen, und das ist doch gewiß nichts Einfaches, obwohl ich mir im Bewußtsein als einfach erscheine. Wir können uns aber nur deshalb als Einheit erscheinen, weil in der That ein Zusammenhang besteht zwischen unseren Bewußtseinsäußerungen, weil das spätere Ich ein Produkt des früheren ist. Insofern bin ich also auch thatfächlich eins, als alle die verschiedenen Zustände unter sich verbunden sind, zu einem Ganzen gehören. Das ist die Wahrheit, welche der alten Lehre zu Grunde liegt, die Seele sei Substanz. So viel ist richtig, die Seele ist ein unteilbares Ganze, in das keine fremden Elemente eindringen können, sie ist eine Art von Organismus, weil sie Teile hat von verschiedener Art, die zusammen ein Ganzes bilden. Aber die

Konsequenzen auf die Unsterblichkeit der Seele sind ganz falsch. Daraus, daß die Seele ein Ganzes ist, ergibt sich nicht die Notwendigkeit, daß sie ewig ist, sondern nur, daß sie, so lange sie überhaupt ist, unteilbar ist. Die Seele kann also sehr wohl verschwinden.

Wir haben einige weiterauschauende Konsequenzen gezogen aus der Thatsache der Einheit unseres Seelenlebens und fragen zum Schluß nur noch, wie sich die psychische Gesetzmäßigkeit verhält zu der physischen. Natürlich stehen beide nicht verhältnislos nebeneinander. Die äußeren Erscheinungen der Natur sind ja zugleich Thatsachen des psychischen Lebens. Auch der Physiker hat es natürlich bloß zu thun mit Bewußtseinserscheinungen. Die Töne, die Farben, die Gewächse, die er untersucht, bilden ja seine Wahrnehmungen, und diese bilden ja ebenso den Gegenstand der psychologischen Forschung. Aber freilich das Forschungsinteresse des Naturforschers geht in anderer Richtung, als das des Psychologen. Jener untersucht den Zusammenhang zwischen physischen Erscheinungen, denn diese hängen ja wieder unter sich zusammen. Dieser untersucht den Zusammenhang im Bewußtsein. Es sind also verschiedene Aufgaben, die sie sich stellen, obwohl ihre Objekte, zum Teil wenigstens, nämlich soweit es Objekte der äußeren Wahrnehmung sind, die nämlichen sind. Gefühle, Affekte, Handlungen sind dann freilich besondere Forschungsobjekte des Psychologen, mit denen der Naturforscher nichts zu thun hat.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schitowski.

(Berlin.)

Herr Jonas Jon Lehmann aus Mainz, dessen Schauspiel „Das Kapital“ die Probebühne in ihrer Matinee am 1. März zur Aufführung brachte, scheint mir ein kleiner Sudermann in spe zu sein. Eine von niemandem bestrittene Wahrheit — das Geld als nervus rerum — wird als These aufgestellt und an einer Reihe von „Beispielen aus dem Leben“ erläutert. Mit einer Kraft und einem Nachdruck, als gälte es, einem neuen Evangelium Eingang zu schaffen, wird triviale Weltlichkeit gepredigt. Das gefällt dem Publikum; der Erfolg der „Ehre“ ist auch zum großen Teil darauf zurückzuführen. Die Fabel, die sich Herr Lehmann zur Erläuterung seiner Idee ausgedacht hat, ist interessant genug und bietet die fruchtbare Grundlage zu einer Reihe theatralisch wirksamer Szenen. Die Technik beruht, wie bei Sudermann, auf den alterprobten Handwerkerkniffen, denen schon der selige Benedix seine Erfolge zu verdanken hatte. Die Charakteristik ist noch durchaus naiv, die Personen sind fast immer

auf einen Ton gestimmt, und trotzdem bleibt das Wesen mancher — so z. B. des alten Bucherers Grellmann und seines Opfers, des Buchhalters Jander — für den Zuschauer bis zuletzt ein ungelöstes Rätsel. Der tugendhafte Gymnasiallehrer, der aus moralischen Strupeln auf das väterliche Erbe verzichtet und die von seinem Vater Ruinierten mit Hilfe des mütterlichen Erbes schadlos erhält, ist eine Romanfigur, die in uns trotz aller edlen Charaktereigenschaften keine Sympathie erwecken kann, da ihr jede Spur individuellen Lebens mangelt.

Die Vorzüge des Dramatikers Lehmann liegen in einer für einen Anfänger immerhin beachtenswerten theatralischen Geschicklichkeit, in der alten, rohen Kunst des Herausarbeitens von Bühneneffekten. Es kann, wie gesagt, vielleicht mit der Zeit ein zweiter Sudermann aus ihm werden. Die Kunst wird kaum jemals etwas von ihm zu erwarten haben, möglicherweise aber die Theaterkassen.

Die Aufführung war nicht so gut, wie man nach den bisherigen Leistungen der Probebühne hätte erwarten können. Lobend zu erwähnen ist nur der alte Grellmann des Herrn Emil März vom Deutschen Theater.

Ein zweites Stück von J. Lehmann, das Schauspiel „Die offizielle Frau“, soll übrigens noch im Laufe des März von der Freien Volksbühne in Hannover zur Aufführung gebracht werden.

Im Residenz-Theater, wo die Matinee der Probebühne stattfand, macht das neue Repertoirestück „Hotel zum Freihafen“, Schwank in drei Akten von Georges Feydeau, Abend für Abend volle Häuser.

Der zweite Akt spielt in einem Pariser Hotel, dessen Art und Bestimmung sich aus dem Namen „du libre échangé“ ergibt. Ein Pantoffelheld, Herr Pinglet (Richard Alexander), der von seiner Gemahlin sagt, sie sei in ihrer zwanzigjährigen Ehe zwar gut abgelagert, schmecke aber nach dem Pfropfen, der junge Herr Ragime, der als Philosophiebesessener die Liebe nach Spinoza studiert, von Pinglets Dienstmädchen aber in dieser Disziplin praktische Unterweisungen erhält, der kurzschichtige Polizeikommissar Bourard, der jede Person wiederzuerkennen meint, mit der er einmal zu thun gehabt hat, der brave Provinzonskel Rathieu, der bei Regenwetter stottert und bei Gewitter die Sprache verliert, der neugierige Kellner Bastien, der die Zimmerthüren durchlöchert, um die dahinter sich abspielenden Szenen beobachten zu können und bei dieser Thätigkeit mit seinem Centrumsdrehrer dem an der Thür lehrenden Herrn Pinglet die Sitzfläche arg beschädigt u. s. w. u. s. w. sind die bald handelnden, bald leidenden, in allen Lebenslagen aber unentwegt zolenden Träger des übermächtigen Schwanks, den Herr Ben no Jacobson überseht, für die deutsche Bühne bearbeitet und mit einer Fülle teils guter, teils schlechter, teils zwei-, teils eindeutiger Scherze ausgestattet hat.

An der Aufführung erfreute nur, wie immer, die unnachahmliche Komik Richard Alexanders, sonst leider nichts.

Herr Sigismund Lautenburg hat sich als Direktor des Neuen Theaters den Dank der Berliner Theaterfreunde erworben, indem er, wie schon im vorigen Jahre, wiederum Bernhard Baumeister vom Wiener Burgtheater zu einem Gastspiel heranzog.

Otto Ludwigs „Erbförster“ ist bekannt genug; ich brauche über das Stück nichts zu sagen. Die Titelfolle gehört zu Baumeisters Glanzleistungen, ist vielleicht überhaupt seine beste. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, sie besser als Baumeister darzustellen, ja, ich glaube kaum, daß es einem zweiten Schauspieler gelingen möchte, sie in derselben Vollendung zu geben. Es ist ein sehr seltener Fall, daß eine Rolle in allen Einzelheiten so zu der Individualität des darstellenden Künstlers paßt, daß selbst seine Fehler und Schwächen, die anderswo störend wirken, zu Vorzügen werden.

Wenn noch dazu kommt, daß der Schauspieler kein Virtuose ist, sondern ein ehrlicher Künstler, der stets mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter seinen Rollen zu stehen gewohnt ist, so entsteht eine künstlerische Schöpfung, die den Stempel absoluter Vollendung trägt. Solcher Gipfelpunkte der Schauspielkunst giebt es nur sehr wenige. Hoffis Lear, Lewinskys Franz Moor, Agnes Sormas Jüdin von Toledo, Reichers Hoffmann in „Vor Sonnenaufgang“ und Baumeisters Erbförster könnte ich aus meiner Erinnerung dazu zählen.

Baumeisters Spiel ist ergreifend in den Momenten der Leidenschaft, wo das getränkte Rechtsgefühl sich mit elementarer Gewalt Luft macht. Die Schlußscene des zweiten Aktes — „Seid ihr fertig, Jungens? So kommt, Jungens! Alles andre kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!“ — brachte den stärksten Applaus des Abends. Aber nach meinem Geschmack stand die Leistung doch am höchsten in den äußerlich unscheinbaren, schlichten Scenen des ersten Aktes, in denen, ohne daß der Zuschauer es ahnt, der Knoten der Tragödie gekürzt wird. Dem sechsten und siebenten Auftritt gebührt meines Erachtens die Palme. Diese einfache Spielfcene, in welcher der Förster mit seiner überlegenen Ruhe und schadenstrosen Gleichgültigkeit den krahbürtigen Gegner zu dem ersten verhängnisvollen Schritt treibt, ist eine der genialsten Leistungen, die ich mich je auf der Bühne gesehen zu haben erinnere.

Leider wurde Baumeister von seinen Mitspielern nur sehr unvollkommen unterstützt. Durchaus besriedigend waren eigentlich nur Hermann Werner als Fabrikherr Stein und Adolf Selig als Großbauer Wilkens. Es ist bedauerlich, daß dem letztgenannten Schauspieler unter der Direktion Lautenburg so wenig Raum zur Bethätigung seines Talents geboten wird. Er hat bei Gelegenheit der „Phantast“-Ausführung in der Probebühne gezeigt, daß er in seiner Art hervorragendes zu leisten vermag. Daß Dora Luz mit der unmöglichen Rolle der Marie nichts Rechtes anzufangen wußte, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. Daß aber Willy Kraus die Betrunktheit des Buchjägers so plump und ausdringlich übertreibend darstellte, hätte die Regie verhindern können; die oberen Wänge wieherten vor Vergnügen, und die Stimmung war zum Teufel. Carl Weiß als Andres war steif und affektiert, und über die Sophie der unglückseligen Paula Carlsen verharre ich in düsterem Schweigen.

Zur Abschiedsvorstellung hatte sich Baumeister mit Hedwig Niemann-Raabe zusammengesethan. Man gab Minna von Barnhelm; Baumeister spielte den Wachtmeister Werner, Frau Niemann die Franziska.

Trotz einzelnen und schon etwas altmodisch erscheinenden Lustspielmanieren, die wohl aus der ehrwürdigen Burgtheater-Tradition stammen mögen, war Baumeisters Werner eine Prachtleistung. Die naive-gutmütige Jubringlichkeit gegenüber Tellheim kam ebenso urwüchsig zum Ausdruck, wie die herzinnige Freude an seinem „Frauenzimmerchen“. Und das Publikum konnte diese Freude nachempfinden. Denn das Frauenzimmerchen war allerliebst. Es ist jammersehade, daß wir Hedwig Niemann so selten zu sehen bekommen. Sie ist in ihrem Fach trotz der 51 Jahre noch immer unerreichbar. Mögen andre eine gewandtere Vielseitigkeit, eine größere Verwandlungsfähigkeit besitzen, in dem einen, was not thut, steht sie himmelhoch über all ihren Rivalinnen. Die guten alten Leute, die das Glück hatten, Hedwig Raabe in ihrer Blütezeit zu sehen, hatten stets den Vorwurf bei der Hand: sie ist in allen Rollen dieselbe. Das Problem, wie weit ein Schauspieler sich seiner Individualität entäußern muß, darf und kann, ist noch lange nicht gelöst. Rainy, die Sorma, Rittner sind auch „immer dieselben“, und trotzdem zählt man sie mit Recht zu den Allerersten. Heutzutage, wo alle Künste das Banner des Individualismus aufgepflanzt haben, wird man

es auch dem Bühnenkünstler gestatten müssen, vor allen Dingen sich selbst in jeder Rolle zu geben. Ich wenigstens bin der festen Meinung, daß die Verwandlungsfähigkeit, die die ältere Generation an den Haase, Barnah, Friedmann, Postart ic. bewunderte, mit Kunst im modernen Sinne überhaupt nichts mehr zu thun hat.

Das Höchste in der Schauspielkunst ist, wie wir schon bei Baumeisters Erbsörster ansprachen, nur dann zu erreichen, wenn der Schauspieler seine eigne Individualität in seine Rolle einsetzen darf. Das stumme Spiel der Frau Niemann in der Riccaut-Szene kann z. B. unmöglich das Produkt eines auskügelnenden Studierens sein, es entspringt sicherlich, wenigstens in seinen Einzelheiten, in dem Augenblick, wo wir es genießen, der Phantasie der Künstlerin, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit in der Situation lebt. Daher die bezaubernde Frische, daher die unnachahmliche urwüchsige Natürlichkeit.

Das heutige großstädtische Theaterpublikum, das, durch die böse realistische Moderne verführt, vom Baume der Erkenntnis gemischt hat, ist schon viel zu wenig naiv, um nicht gar bald virtuose Nachahmung von wahrhafter Natur unterscheiden zu können. Wessen Augen aber hierin sehend geworden sind, der kann an den geistreichen Chamäleonskünsten der älteren Richtung keinen Geschmack mehr finden, und der wird eine Hedwig Niemann für eine große Künstlerin halten, auch wenn ihr ganzes Repertoire nur aus der einzigen Rolle der Franziska bestünde.

Die Aufführung der „Minna von Barnhelm“ am 10. März wird jedem, der das Glück hatte ihr beizuwohnen, als eine der schönsten Theater-Erinnerungen sein Leben lang im Gedächtnis bleiben. Das Paar Niemann-Baumeister tröstet über manche Gängel der Theater-Saison. Es tröstete auch über das saft durchweg minderwertige Spiel des Neuen-Theater-Ensembles, das für derartige Stücke nicht das geeignete Personal stellen kann. Direktor Lautenburg als Riccaut, Rosa Bertens als Dame in Trauer und Hans Pagay als Just waren gut, teilweise vorzüglich; aber in der Erinnerung an den Teilheim des Herrn Carl Weiß und die Minna des Fräulein Lili Schwendemann überläuft mich noch heute eine Gänsehaut.

Am 4. März fand am Lessing-Theater die 250. Aufführung der „Madame Sans-Gêne“ statt. Herr Oskar Blumenthal kann stolz darauf sein, das Berliner Publikum sollte sich schämen. Ich wußte der Jubel-Vorstellung bei, nicht aus Hochachtung für die Madame Sans-Gêne, sondern um Hedwig Niemann in der Titelrolle zu sehen.

Man hatte gefürchtet, sie würde zu alt für die Rolle sein und die Konkurrenz mit den jugendlichen Reizen des Fräulein Jenny Groß nicht bestehen können. Nun, sie besaß sie recht gut, obwohl man in der berühmten Schusterzene von den Waden nur halb so viel zu sehen bekam, als bei der Darstellung durch die geschätzte Konkurrentin. Und zu alt war Frau Niemann auch nicht. Ich möchte vielmehr sagen, Fräulein Groß spielte die Rolle zu jugendlich. Die Wäscherin des ersten Aktes ist wohl ein junges Mädchen, aber die Herzogin von Danzig im übrigen Stück müßte doch schon eine reifere Dame sein. Einen Vergleich zwischen dem Spiel der Frau Niemann und dem des Fräulein Groß anzustellen, wollen wir mit freundlicher Rücksicht auf die letztgenannte Dame unterlassen.

An demselben Tage, wo das Lessing-Theater sein Sans-Gêne-Jubiläum feierte, botte das Schiller-Theater eine etwas unzeitgemäße Premiere. Der „Graf von Hammerstein“ Adolf Wilbrandts war von den Toten auferstanden und schritt pangerichtend, helmbuschschwingend und jambendeklamierend über die Bretter, die vor fünfundsiebenzig Jahren die Welt bedruckten.

Als das Stück am 5. März 1870 am königlichen Schauspielhaus zum ersten Mal das Licht der Lampen erblickte, wurde es von Karl Frenzel *) treffend mit den Worten charakterisiert: „Eine dramatisirte Novelle, in deren Fügung und Schürzung man leicht den Freund Paul Heyse erkennt.“ Es bezeichnet so ziemlich den tiefsten Stand des Verfalls der deutschen dramatischen Jambenpoesie. Das höchste Pathos, die ganze verlogene Sentimentalität und gepreizte Unnatur des klassizistischen Epigonentums tritt uns darin entgegen. Man begreift es heute nur schwer, wie ein solches Konstrukt selbst in der traurigen Zeit der siebziger Jahre, die Gunst des Publikums erringen konnte. Völlig unverständlich aber ist es, welche Beweggründe die Direktion des Schiller-Theaters veranlaßt haben können, diese Spotgeburt von künstlerischer Impotenz und technischer Verwahrlosung der Vergessenheit pöpslich wieder zu entreißen.

Über die Aufführung kann ich nicht viel sagen. Aus den hintersten Jagdgründen des Parketts, in die mich die Liebenswürdigkeit der Direktion placiert hatte, vermochte ich nur dem ersten Akte mit Hilfe eines scharfen Opernglases zu folgen. Die mimischen Künste des Herrn Eduard Winterstein (Graf Hammerstein) und Ewald Bach (Edard, ein junger Priester), sowie des Fräulein Hedwig Paull (Tringard) erschienen mir aber doch nicht verlockend genug, um mir ihre Wege während der vier folgenden Akte die Augen zu verderben. Die Ausstattung war, wie gewöhnlich, von imponierender Pracht, die Regie musterhaft.

Auch auf dem Berliner Theater klappern seit einiger Zeit die Blechharnische und gehen Kaiser und Päpste um.

Wildebruchs „König Heinrich“, Tragödie in einem Vorspiel (Kind Heinrich) und fünf Akten, ist zweifellos das an Kassenerfolgen reichste Stück, das die diesjährige Theatersaison hervorgebracht hat. Es hat zum Gegenstande den Streit Heinrichs IV. mit Papst Gregor, die Buße in Canossa und die Belagerung des Papstes in der Engelsburg. Das Vorspiel schildert uns den zehnjährigen Heinrich und schließt mit seiner Entführung nach Köln.

Das Stück ist von außerordentlicher Bühnenwirksamkeit, in jeder Hinsicht ein echter Wildenbruch, und zwar der bessern Art. Der dauernde Andrang des Publikums — es wird allwöchentlich ein paar Mal gegeben und macht stets volle Häuser — ist wohl auch auf den Umstand zurückzuführen, daß der Kaiser sich das Stück angesehen und sich lobend darüber geäußert hat.

Die Darstellung war, obwohl das Berliner Theater keineswegs seine Hauptkräfte dazu verwandte, fast durchweg gut. Otto Sommerstorff (König Heinrich) ist für solche Wildenbruch-Helden wie geschaffen, und Paul Rollet gab die Rolle des Papst Gregor, in der er mit Arthur Kraußneck abwechselte, ohne Übertreibung mit der heiligen Würde und hoheitsvollen Grandezza des Theater-Papstes. Bewundernswert war die kleine Gertrud Müller, die man für die nicht unbedeutende und ziemlich komplizierte Rolle des Knaben Heinrich im Vorspiel abgerichtet hatte. Eine trübe Nummer bildete dagegen die Königin Bertha der Frau Teresina Wehner, die mit ihrer geizierten Lieblichkeit und dem ewigen süßlich-saden Flöten und Schülern geradezu unerträglich wirkte. Im Ganzen waren annähernd 60 Rollen zu besetzen.

Der Erfolg ist der jungen Direktion Praß, der es mit den bisherigen Versuchen noch immer nicht so recht gelungen war, zu gönnen. Hoffentlich macht sich das Theater bald wieder einmal an etwas wirklich Modernes heran; es besitz in Frau Praß-Gredenberg eine echt modern-realistische Kraft allerersten Ranges.

*) Vgl. Berliner Dramaturgie, I. Bd., S. 195.



Kritik.

Romane und Novellen.

Bierbaum, Otto Julius, „Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pantradius Graunzer“ (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum, 1896, Nr. 3, —, geb. Nr. 4, —). — Von den drei Bänden dieses glücklichen Unternehmens, die mir bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, läßt sich wenigstens ein in Deutschland nicht hoch genug zu schätzendes Lob aussprechen: es sind Originalarbeiten. Von irgend einem, auch nur dem leisesten Versuch, in bekannten Bahnen zu wandeln, ist hier keine Spur. Der Familienroman wird von tüchtigen Köpfen heute bei uns nicht gepflegt. Die Gattung dieser Marktware ist derart in Verfall, daß schon ihre Annonce, geschweige ihre Besprechung, Schrecken erregt. Ich gestehe, das Publikum ist angesichts dieser Sachlage in einer schwierigen Situation. Von der Marit, von Heyse, von Ganghofer, von Perfall muß es gleich einen großen Satz bis zu den Modernen machen, weil die Zwischenschicht fehlt. Aus der „Mimili“-Watte einer noch immer lässlich angehauchten Claren-Litteratur, wo

e bist was Schöns
und e bist was Obsöns
und e bist was Feins
und e bist was Gemeins

aber immer noch mit dem staatlich verordneten Tugendlöbel gereicht wird, mitten hinein in das unbarmherzig-frische, elektrische Bad der modernen Neuro-Pathologen, wo die Haut mit tausend Nadelstichen gereizt wird und der Leser keinen Augenblick sicher ist, daß ihm nicht aus dem Buch das Schurkengefühl in die eigene Brust steigt. Aber dieser Sprung muß gemacht werden. Hier heißt es, entweder mit den Alten halten belommen, oder mit den Jungen sich verjüngen. Von den drei obengenannten Bänden ist keiner, der, was man sagt, sich einer bestimmten Schule anschließe. Keiner

will auch etwa unterhalten, so, wie man bisher zu seiner Unterhaltung laß; keiner will bestimmte Situationen vorkühren, oder moralisch wirken, oder dergleichen. Es sind pure Originalarbeiten, reine Persönlichkeitsleistungen. Und wenn auch die Person des Dichters vielleicht allzusehr in den Vordergrund kommt, ja einen ost bis zum Widerstreben und bis zum GalleSpeien ärgert, so ist es doch die einzige Methode, sich mit diesen Ketten auseinanderzusetzen und durch sie die eigentümlichen Strömungen in unserem heutigen, deutschen Vaterland kennen zu lernen. Und da sie selbst diese Strömungen bis zum Ersäuftwerden in sich ausgenommen haben, und ihre Reaktion in ihnen selbst eine heftige, dtutige, kämpfende, hämmernde und stampfende war, sie auch allemal, ihrer Begabung gemäß, etwas Bedeutendes zu sagen haben, so ist der Gewinn, das Plus, das geistige Plus, und ich kann sagen ein herrlicher Gewinn, immer auf Seite des Lesers. Und das ist nun modern. Das ist das moderne Verhältnis zwischen Publikum und Autor: Man ärgert sich, und man will sich ärgern; aber man will auch neue Lebenssätze gewinnen. Und man gewinnt neue Lebenssätze. — Das ersterschienene der drei Werke, Conrad, „In purpurner Finsternis,“ ist nun durch und durch Originalarbeit. Aber ich fürchte, sie ist daneben gegangen. Der kolossale Klotz ist ihm ausgerutcht, bevor er fertig war. Conrad will partout aus der realistischen Wache in die symbolistische gelangen. Und er strübbelt die Heubärmele hinauf und arbeitet mit nackten Armen, und türmt den Felsen auf den Ossa, und arbeitet wie ein Cyclop — und es gelingt nicht. Die Muse will nicht gezerrt werden. Die Muse meidet sich von selbst. Das Verhältnis der Muse zum Dichter ist Damenwahltour. — Viel glücklicher ist Gumpdenbergs Werk ausgefallen, „Der fünfte Prophet“, das wir in diesen

Blättern schon besprochen haben; auch es ist eine reine Persönlichkeitsarbeit. Der Dichter hatte das Herz voll. Und so war es kein Wunder, wenn das Publikum zu trinken bekam. — Ich komme zu Bierbaum. Bierbaum kann sich nicht so geben, wie er ist. Er ist seiner ursprünglichsten Begabung nach Lyriker. Aber durch vierhundert Seiten Prosa geht das nicht; auch wenn das Herz noch so voller Entzücken oder Liebesleid ist. Bierbaum hat aber außerdem einen Haufen selbständiger Gedanken im Kopf. Wie verbindet man nun das? Hier ist 'ne Einleitung nötig, ein Band, an dem man die Perlen seiner Lyrik ebenso wie die Risse seines Humors und die Hasen seines Witzes aufhängen kann. Liebes Publikum, wie g'fällt Dir das? Und so entsteht nun jene Litteraturgattung, die, ich sollte meinen, Eichendorff in seinem „Aus dem Leben eines Taugenichts“ zuerst und am naivsten bei uns eingeführt hat, und die dann Heine in seinen „Reisebildern“ zu einer prunkenden, pass-machenden Gefühls- und Gedankenleistung, zu seinem „göttlichen Stiff“, wie er ihn selbst nannte, erhoben hat. Da man aber do omnibus rebus et quibusdam aliis am besten erzählen kann, wenn man eine Reise thut, so verbreiterte man jenes Perlenband zu einer Chauffee oder einem Schienenstrang. Eichendorff reiste noch durch fingierte Örter mit romantischen Namen, Heine schon geographisch par pedes oder per Omnibus in den Harz oder nach Lurca, und Bierbaum fährt mit der Eisenbahn von Berlin nach Dresden über Augsburg nach München. Aber in Bierbaum steckt noch ein dritter Faktor. Und dieser dritte Faktor reicht aus seinem Herzen hinüber ins Mittelalter. Es ist so 'ne altertümelnde, leicht phyllitöse, aber allemal poetisch wirkende Staffage, die er sich in seinen Büchern aufbaut. Und jedes andere Zeittatter ist ihm zu derartigen Anleihen recht. Heute bittet er Walther von der Vogelweide um eine Gabe. Morgen pumpt er bei Hans Sachs. Übermorgen dreht er ein Kompliment bei Lohenstein.

War die Schiefert hat er besonders gern. Und so hat er denn auch diesmal in seinen Kapitelüberschriften und in dem langgezogenen, einen Zeitungsartikel bildenden Titel sich an die alten Schelmenromane, etwa an den „Simplicissimus“ angelehnt. Und da ist es nun interessant, was für allerlei Reminiscenzen aus anderer Herren Länder und alten Litteraturreden hier noch mit anklingen. Da ist 'mal ein Register Jean Paul. Ganz leise nur. Gedakte Sentimentalität und Gefühlschwärmerei im Fivönton. Dann deutlich Heine mit seiner riesigen Eleganz und seinen verblühenden Stößen, seinen bis aufs Nicht-mehr-wieder-Erkennen echt nachgemachten Empfindungen und seinen berühmten Traumsituationen. Dann — nicht übel — ein Schuß Kabeleisch, oder einer der entsprechenden deutschen Grobianisten, mit Wortkompositionen und -Puzelbäumen: geht's, is gut, geht's nicht, macht's nig. Endlich natürlich Nießsche. Ich meine nicht Nießsche, den Philosophen, sondern Nießsche, den Formalkisten, mit seinem charmanten Antithesenspiel, mittelst dessen es ihm gelingt, einen zu Anfang des Kapitels klaren Kopf am Schlusse desselben gründlich zu verwirren, so daß dieser sich fragt: Ist jetzt das Christentum eine Verirrung, oder war es doch besser, es durchzumachen, um auch diese Gefühlsorte kennen zu lernen? — Letztlich natürlich Bierbaum selbst. Und ich muß sagen: seine Sorte ist mir weitaus die liebste. Denn bei den andern empfindet man doch manches Weh und Ach. Die Exere auf der Brühlschen Terrasse, was sich daran anschließt, der Besuch bei „Mutter Schützen“ und noch vieles andere sind unverfälschte Noten aus seinem echt deutschen, gut klingenden Leierkasten. Einen der schönsten Dreiklänge daraus muß ich aber hierhersephen: „Kap. XI. Einiges aus Herrn Pantrattus Graunzer's Reisetagebuche. Im Eisenbahnwagen von Berlin nach Dresden: Ich habe Weh: die Lokomotive meines Zuges heißt Karoline. Aber: ich bin allein im Coupé. Zuerst

will ich eine halbe Stunde die Augen zu-
thun; sind wir außerhalb Berlins, so sollen
sie wieder aufgemacht werden. — — —

Äh! Äh! Jeder rechts und links! Jeder!
Wie schön das ist! Und das junge Grün
daneben! Und der unverquainte blaue
Himmel darüber! Und alles, wenn's auch
nicht gerade beunruhigend malerisch ist, doch
so anheimelnd naturartig; jedenfalls nicht
mehr Berlin! — — — Schönchen, schön-
chen, schönchen! Ich lese an den Stationen
die Kilometer ab, die wir uns von Berlin
entfernen, und entzückt mich daran, wie
fürgig mich die wackere Karoline von Berlin
wegträgt. — Ein gutes Mädchen, ein
liebes, ein dickes, ein charmantes Mädchen!

Höherechte Karoline!

Ratta-huschta! Ratta-huschta!

Schienenklirrende Maschine!

Ratta-huschta! Ratta-huschta!

Raste, raste

Reine Straße,

Schnaubende Dampf aus deiner Nase,

Reiß die Feuer in den Wanst,

Komme, renne wo du kannst.

Gleich, wie ich zu beiden Seiten

Sich und Wald sich drehen und gleiten,

Und die stille Erde lang.

Ratta-huschta! Ratta-huschta!

Den Galopp, den mag ich leiden!

Äh! wie deines Dampfes graue

Feine, allertliebste Fraue,

Der unserm Laufe weh!

Schön! Schön! Schön! Und schneller immer!

Oh, du gutes Frauenzimmer!

Borswürst! Borswürst! Fortgebreht!

Ratta-huschta! Ratta-huschta!" —

Der solche Gebächte machen kann, der
braucht sich wahrhaftig nicht als Lyriker
noch hinter einem Figuranten zu verbergen.
Bierbaum nennt sich „Graunzer“. — Seine
nannte sich „Schnabelemopöki“. — Hier
kommen wir noch auf eine Eigenart dieser
Lyriker, auf ein psychologisches Quiproquo.
Sie wissen, daß, was von der Außenwelt
nicht durch ihre Seele gezogen ist und
dort seinen spezifischen Timbre, seinen
subjektiven Klang, erhalten hat, das können
sie nicht dem Leser darbieten. Und gerade
diese Darbietung, worin ihre eigentliche
Kunst besteht, hat dann diesen subjektiven
Charakter. Und das geniert sie. Und

daher die Maske. Fast scheint es, Bier-
baum schämt sich, seine zart-lyrischen Blüten
dem Publikum darzubieten. Und er meint,
etwas Klappigkeit darunter zu bringen.
Bierbaum ist gar kein „Graunzer“, ist ein
Brummelpeter. Also nenn' er sich nicht
so. „Freiersfahrten“ ist gut. „Freiers-
meinungen“ ist gut. Aber „Graunzer“,
dieser falsche Trompetenstoß ist unecht, und
wirkt ganz anders, als beabsichtigt. —
Wer zart ist, sei immerhin zart! Und wer
lieblich ist, sei immerhin lieblich! Alles
findet sein Publikum. Die schalkhaftesten
Mädchen und die Jungen, denen der
Biß des Nachdenkens über den Gedanken
zum ersten Mal in die Seele gefahren ist,
werden ihn schon zu finden wissen. Wir
wünschen dem Buch eine ähnlich rasche
Fahrt, wie der Schnellzugs-Lokomotive
„Karoline“ zwischen Dresden und Berlin:
„Ratta-huschta! Ratta-huschta!“ — z —

Der letzte Fittertag. Von Gustav
Frieb erger. (Dresden, Leipzig und Wien,
1895. E. Pierfons Verlag.) — „Der letzte
Fittertag“ — so heißt die erste Novelle
der Sammlung, die dann dem ganzen
Buche den Namen gegeben hat — ist gut
erzählt, und auch das Problem, das sich
der Verfasser gestellt hat, war wohl der
Lösung wert. Er zeigt uns ein junges
Ehepaar am Schlusse der Fittertwochen,
das die Sinnlichkeit durchgekostet hat, mit
allen nur möglichen Raffiniertheiten, so
daß ihm schließlich nichts geblieben ist, als
die große Müdigkeit, ein Grauen vor der
Welt und — vor einander. Was nun?
Ich dachte an Eril und Piennimore in
„Niels Lyhne“, an jenes suchtbare Ehe-
drama, und ich bangte schon; aber es kam
anders. Wohl vermag ein unabhäufelter
Wursche durch seine Jugendfrische die über-
reizten Sinne des Weibes zu erregen,
während ein 16-jähriges Mädchen mit seiner
unberührten Reinheit die erschlafenen Nerven
des Mannes wahrüttelt, aber sie finden
sich wieder zusammen, Mann und Weib,
noch ehe eins von beiden die Schuld auf
sich geladen, und diesmal finden sie sich

in der echten Liebe, für immer. Wie? Das steht im Buche, und wer es wissen will, muß es da selbst lesen. Die andere Novelle, „falsches Spiel“, führt in die Kreise der Pariser Lebemänner; sie kann sich mit der ersten nicht messen. Schließlich ist noch ein launiges kleines Spiel in Versen beigelegt, die „Liebe“. Allzu viel Gedanken habe ich darin nicht finden können, mehr Gedankenstriche.

Karl Credner.

„Jahreszeiten der Feder.“ Allerlei von Paul von Schönthan. (Berlin 1896, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Wer wie Paul von Schönthan in dem nicht unverdienten Rufe steht, einer der elegantesten deutschen Humoristen, und speziell vielleicht der gewandteste, wenn auch nicht gerade charakteristischste Wiener Humorist zu sein, sollte dem doch etwas vorsichtiger mit seinen Publikationen zu Werke gehen; ein mittelmäßiges Buch schadet seinem Autor meist mehr, als dieser überhaupt für möglich hält — zumal, wenn es, wie die mir vorliegenden „Jahreszeiten der Feder“, auf einen Leserkreis, der viele tausende umfaßt, berechnet ist. Daß nun nicht wenige von diesen Tausenden das Buch unbesiebtigt und ohne daß ihren Erwartungen entsprochen wäre, aus der Hand legen werden, glaube ich sicher. Der Inhalt müßte weniger langweilig, die Witze und Bonmots von einer liebenswürdigeren und gefälligeren Art und endlich der Ton, in dem diese dreihundert Seiten geschrieben sind, lebendiger, munterer sein, sollte die Lektüre ein anderes Resultat zeitigen. Am bezeichnendsten ist, daß alle diejenigen Sachen, die mit Humor nichts zu thun haben, so die Hefeschitderungen, den weitaus besten Eindruck hinterlassen. Hier läßt eben die glückliche Beobachtungsgabe, mit der Paul von Schönthan das Interessanteste an der Kultur der modernen Griechen und Italiener erfasst, den fehlenden esprit weniger schmerzlich vermissen, während die Paudereien mit ihrer gewollten Komik — ich erinnere nur an die

sade Schlafwagenstizze — wenig oder garnicht interessieren; man ist immer versucht, beim Lesen ein paar Seiten zu überschlagen: und das ist für ein Buch das bedenklichste Zeichen. — Der Autor wollte offenbar seine Erlebnisse, Einsätze u. s. w. eines Jahres sammeln; daher die Unterabteilungen „Frühling“ — „Sommer“ — „Herbst“ — und „Winter“. Er konnte zwei Wege einschlagen: entweder gab er, wie Hermann Bahr es etwa gemacht haben würde, ein Gesamtbild, das er unter einen Gesichtspunkt sah und dann mit seinen und graziosen Nuancen detaillirte — oder aber er schrieb eine Mosaikarbeit mit tausend Einzelheiten, die dann ihre tausend einzelnen Wirkungen ausübten. Da nun die erste Art seiner Vorliebe für eine kurze, knappe Vortragsweise wenig entsprechen mochte, wählte er die zweite. Inwiefern ihm diese mißlungen ist, habe ich bereits gesagt: zu viel unbedeutender Kleinram und geistloses Seitenfüllmaterial ist in das Buch gekommen und erdrückt nun das wenige Annehmbare — denn auch das findet sich, z. B. die Wiener Briefe aus der Sommerfrische — unter seiner Last. — Es giebt ein paar Verse von dem alten Martial, der auch heute noch nicht allzufelten den Nagel auf den Kopf trifft, die den Fall prächtig illustrieren; sie sind gegen einen römischen Uteraten gerichtet und heißen:

„Sag, was hilft die Kürze, wenn Du damit
Diese Bücher vollgelesen hast?“

Arthur Moeller-Vrud.

„Eine Nachtsahrt nach Norwegen“, von Paul Lindau. Unterwegs und Zuhause. (Verlag: S. Schottländer, Breslau.)

„Das Fräulein.“ Roman in zwei Bänden von E. Belk. (Verlag: J. Bensheimer, Mannheim.)

„Dienst.“ Ein Kasernenroman in drei Tagen von Rudolf Strag. (Ein-Mark-Bücher. Fontane, Berlin.)

„Käthe Hochberg.“ Roman von

J. Kiechläfer. (Verlag: E. Friedrich, Leipzig.)

Henry Gréville: „Franziska.“
Übersetzung von „Le Moulin Frappier“
von E. Biancharb. (Verlag: F. V. Starke,
Strosenhain.)

„Dosta von Drontheim“ von Paul
Maria Lacroix. Dritte Auflage. (Ver-
lag: Pierson, Dresden.)

So viel ich mich erinnern kann, ist die Nordlandsfahrt das erste Buch, das ich von dem großen Geschichtsliteraten Lindau gelesen habe. Und wenn das Sprichwort gilt, daß der erste Eindruck immer der beste ist, schlecht genug ist er gewesen. Ein unerträglich salopp geschriebenes Nachwerk, das sich an seinen „besten“ Stellen noch nicht zur „Höhe“ eines Bädeler erhebt. Wahrscheinlich haben flüchtig hingeworfene Reiseotizen dem Buche zur Grundlage gedient — nein, sind einfach abgedruckt worden, so lieblich, wie sie ein Notizbuch wohl erlaubt, wie man sie aber einem Lesepublikum zu präsentieren sich nicht erlauben darf. Von „Eindrücken“ natürlich keine Rede. Was sollte auf mich basierten Herrn wohl noch Eindruck machen. Die Art der Schilderung ist am hammerfester Dorn deutlich charakterisiert. Da heißt es: „unter Blinden ist der Einzige König.“ Wenn man aber die Dome zu Köln, Straßburg, Freiburg — nun kommen alle die Dome, die Lindau — vielleicht — gesehen hat — sich vergegenwärtigt. Damit schleißt die lehrreiche Betrachtung. Bei einem Wasserfall, einem Berg, stellt Lindau sofort Vergleiche mit einem Wasserfall oder Berg an, den er in Amerika oder in der Schweiz gesehen hat. Wer aber nicht in Nordamerika oder der Schweiz oder Rheims und Paris gewesen ist, der ist gerade so klug wie zuvor, nein — der weiß, daß der große Weis Paul Lindau alle diese Orte durchweht hat. Was er gelegentlich über Ibsen, Rich. Wagner und andere wirklich große Geister vorbringt, wollen wir — aus Schonung für Lindau — lieber nicht wiederholen. Bedauerlich, daß

Schottländer's Verlag in die geschmackvollen Reisebüchlein solch geschmackloses ungerichtetes Ding aufnehmen konnte.

Nicht viel höher steht E. Belys Roman „Das Fräulein“. Lauter bekannte Figuren: das adelige, verwaiste und verarmte „Fräulein“ im Hause des nichtstuhenden und nichtsnutzigen Konfult Lund, dessen Nachstellungen ausgefetzt; dessen Gattin, die schönste Frau von Berlin, die eines jungen Arztes wegen erst mit Krankenpflege kokettiert, dann des Gatten Haus verläßt. Das Fräulein wird nach allerlei Seelenqualen, Sprung in die Räder der Eisenbahn x., Braut des Arztes, die junge Frau Lund aber wie ein verlaufenes Kindchen vom Gatten heimgeholt. Wie kann man sich über so etwas aufregen. Eine besonders alberne Rolle spielt namentlich die Mutter des Arztes. Das Buch ist zwar viel glätter als das Lindausche geschrieben, berebt, geschwäßig, spannend, unterhaltend ist es wohl, und ich bedauere die Zeitungseifer immer, die die Fortsetzungen von Tag zu Tag nicht haben erwarten können. Von Kunst aber keine Spur. Dabei eine Lüsterheit, so versteckt, so verhäßlich und darum so pitant. Eine jener gemeinen Schreibereien, denen wir es zu verdanken haben, daß manch freies, aber ehrlich und anständig geschriebenes Buch auf dem Index steht.

Lesenswert ist das Straßische Buch „Dienst“. Denen, welche selbst einmal „mitgemacht“ haben, wird es manche Erinnerung aus der Dienstzeit auffrischen, den „Reichstrüppeln“ und Damen wird die überaus charakteristische trefflich gelungene Schilderung des Soldatenlebens einen klaren Begriff davon geben, was andere vor ihnen voraus gehabt. Schade, daß der Autor seine Kraft und sein Können, ich möchte sagen, vergeudet hat. Er schildert den Dienst „von oben“ her, mit dem Herzen, Denken, Fühlen und „sich langweilen“ (das spielt eine große Rolle) des Offiziers. Ich mein', er hätte das Zeug gehabt, die Verhältnisse auch von unten her darzustellen. So ein „Gemetzel“ hat außer der „langen

Beile" doch noch ganz anderes durchzumachen. Die Trefflichkeit der Schilderung veranlaßt meine Ausprüche. Der Titel ist irreführend. Das ist kein „Roman in drei Tagen“, wenn die drei Tage sich über Jahresfristen erstrecken, nur drei Momente einer Entwicklung bedeuten. Nach des Autors (Offiziers) Gefühl ist es der Hauptübelstand des Militärs, daß ein Lieutenant nicht ohne eine Kaution von 1600 Mark heiraten darf — das fällt mit unter den oben geduzierten Einwand. Und wenn nun der betreffende Lieutenant die 1600 Mark nicht übrig hat, nun, dann kann er ja, wie unser Held, beim „Gesichtschießen“ vor die Kugeln treten. Etwas radikal, aber etwas einseitig.

Eine ganz prächtige Reiseunterhaltung auf langer Fahrt war mir der — Roman „Käthe Hochberg“. Ein frischsprudelnder Born urwüchsigem kräftigen Humors, der das ganze Werk von der zweiten Seite bis zum Schluß durchflutet. Die erste Seite kann ich nämlich wegen des ersten etz Zeilen langen Satzes nicht empfehlen. Eine Hand voll kleinstädtischer biederer Junggesellen, die sämtlich das Schneideralter erlebt haben, geht noch einmat unter den Töchtern des Landes auf die Brautschau, und noch vor Thores Schluß öffnen sich ihnen Hymens Pforten. Ich kann das Buch nicht sowohl als ein ganzes, einheitliches Kunstwerk rühmen, als wegen der vielen darin geschilderten prächtig erfundenen Situationen. Die Form des Ganzen wie auch die Sprache könnte manche Abrundung vertragen, das möchte ich für die weitere schriftstellerische Thätigkeit des Autors betonen.

Nicht einwandfrei scheint der Kritik der Henry Gréville'sche Roman „Franziska“, der uns in der Übersetzung von Blanchard vorliegt. Ein durch Erbschaft plötzlich reich gewordener Müllerssohn heiratet ein armes Mädchen, die Geliebte aus der Zeit seiner eigenen Armut. Überaus fein beobachtet und geschildert ist es nun, wie sich die Eltern des reichgewordenen

Sohnes zu der Ärmsten stellen. Ramentlich als der Sohn stirbt und der Frau ein Kind, diesem die Mühle hinterläßt, gestalten sich die Verhältnisse spannend genug. Der alte Müller ist ziemlich stumpsinnig — heimlicher, lauerner, gemeiner gefährlich für das junge Enkelkind als die bissigere, gallige Mutter, die es mehr darauf abgesehen hat, der Schwiegersochter jede Minute zu verkümmern. Beide Großeltern nehmen das Kind dadurch für sich ein, daß sie ihm, ohne Rücksicht auf Erziehungsgrundsätze, in allem den Willen thun, während die Mutter ihm aus guten Gründen manches versagt. So sieht das Kind in der Mutter bald die Feindin seiner Freude, seiner Wünsche, und diese steht wehrlos da, denn jeder Versuch zu selbstständiger Macht über Kind und Mühle würde ihr feindselig ausgelegt werden. Schließlich wird es ihr zu toll. Sie entzieht sich und das Kind diesen das Leben vergiftenden Einflüssen und macht in Paris ihr Glück, indem sie dort die verloren gegangene Kunst der Mençon-Spitzentlapperei zu neuer Blüte bringt. Dieser kürzere Teil des Romans ist sehr fein gearbeitet, packend und interessant. Der größere folgende Teil umfaßt nun die fünfzehn Jahre, bis besagtes Enkelkind mündig wird. Dieser Teil und der folgende von des Jünglings Liebeserlebnissen wirkt recht eintönig und in seiner Länge ermüdend. Die Übersetzung ist als durchaus wohl gelungen zu bezeichnen.

In dritter Auflage liegt uns der schon in der „Gesellschaft“ besprochene Roman „Dora von Drontheim“ vor, ein neuer Beweis von der immer größeren Beliebtheit, deren sich die Schriftstellerin, eine deutsch schreibende Italienerin, erfreut. Dem seligen Dinklage kann ich freilich für seinen voranstehenden Lebensabriß der Verfasserin kein „bono“ nachrufen.

Johannes Kleinpaul.

Anton Rent: „Käthe.“ (Kufstein, 1895. Verlag von Lizzott.)

Man darf diesem schmächtigen Festchen

eigentlich nicht gram sein; es hat ja in seiner Schlichten und anspruchslosen Einfachheit ganz sicher keinen Anspruch auf Bedeutung — aber es stehen ein paar Stellen darin, die so plastisch klar geschrieben sind und so innig wirken, daß man sie künstlerisch nennen und lieb gewinnen muß. Das Ganze ist ein Märchen . . ein Märchen vom Kusse, vom Kusse der Mutter, vom Kusse der Liebe und vom Kusse des Todes; — die drei Phasen des menschlichen Lebens werden in ihm behandelt und durch das Symbol in schöne und edle Beziehung gebracht. Ein Hauch wie von Altklugheit liegt über den Zeilen — jener Altklugheit, wie sie träumerische und frühreife Kinder haben. — Wir besitzen in unserer deutschen Litteratur nur wenig von dieser Dichtungsart mit dem Märchentone: von den Jüngeren könnte man vielleicht Hugo von Hofmannsthal und Paul Scheerbart nennen; aber deren Naivität ist dann wieder zu sehr kunstvolles Raffinement. So wüßte ich denn nur den alten Tünen Andersen, dem man diesen Anton Kent vergleichen könnte; — vielleicht darf man von dem Deutschen in Zukunft noch gereifteres und besseres in dieser Richtung, die er eingeschlagen hat, erwarten? I Arthur Koeller-Druck.

El-Correi: „Die Hinterbliebenen eines — Unglücklichen.“ (Roman. Leipzig 1896. Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Der Titel, den sich der Autor dieses Buches gewählt hat, will mir nicht passend erscheinen: „Die Hinterbliebenen eines Verbrechers“ müßte er lauten, wenn er sich mit dem Inhalte beden wollte. El-Correi beantwortet nämlich in seinem Romane die Frage, ob unter unseren heutigen sozialen Verhältnissen die Nachkommen eines von der sogenannten Gesellschaft Ausgestoßenen sich zu einer geachteten und gesicherten Stellung emporringen können. Mit Problemen dieser Art, die notwendig tendenziös behandelt werden müssen, wenn sie so wirken sollen, daß der betreffende soziale Krebschaden auch

augenfällig wird, ist es immer eine eigene Sache. Man wird es dem Autor nicht verdenken können, wenn er sich einen Stoff wählt, der die Frage, um die es sich handelt, am bequemsten, und zwar so, wie er es selbst will, gelöst werden läßt; und da ist es denn für den Leser oft unendlich schwer zu entscheiden: handelt es sich um die Regel, oder nur um eine Ausnahme? Bei Correi ist das so; und wollte man sein Buch von dieser, ausschließlich von dieser Seite nehmen, so würde es nicht wenig nützlich wirken, da ja die Frage eigentlich von vornherein entschieden ist: es kommt eben ganz auf die Persönlichkeit der Hinterbliebenen an; und, wie überall, wird auch hier der Kampf ums Dasein von dem Recht des Stärkeren bestimmt. — Ich kann also wohl die tendenziöse Absicht des Buches — sie ist außerdem nur an einzelnen Stellen und auch da nur mit geringer Schärfe unterstrichen, so daß es sogar zweifelhaft ist, ob man überhaupt von „Absicht“ reden kann — übergehen und mich dem rein künstlerischen Werte zuwenden. Der ist nun freilich nicht allzu groß und vor allem sehr ungleich. So möchte ich die Exposition des Romans, diese Einführung in die ärmlichen Verhältnisse, in denen eine stille, gedrückte Mutter mit zwei halberwachsenen Kindern lebt, geradezu vortrefflich nennen; vor allem ist die Charakterzeichnung der Tochter meisterhaft: man geht mit größten Erwartungen den weiteren Schicksalen dieses prachtvollen wilden, trotzigen Mädchens entgegen. Leider erfüllen sich diese Erwartungen nicht: der Roman wird bald bedeutend schwächer, die bereits gezeichneten Personen verlieren ihre plastische Schärfe, und die neu auftretenden sind so sehr nach der Schablone gezeichnet, daß man sie schon längst zu kennen glaubt: damit sinkt denn auch die Handlung auf ein niederes Niveau, um sich nur noch einmal, fast am Schlusse, zu erheben und wenigstens nicht nach Art der Durchschnittsromane zu enden. Es ist sogar eigent-

lich ein hochinteressantes psychologisches Moment, das El-Correi hier bringt. Frau Laura Marholm hat es in einer ihrer schönsten und tiefsten Novellen („Was war es?“ aus „Zwei Frauenerlebnisse“) einmal behandelt. Ich meine den Umschwung, den veränderte Lebensverhältnisse in den Sexualempfindungen der Menschen hervorrufen können. In diesem Falle verdankt man es der Beobachtung dieser psychologischen Thatsache, daß „sie“ sich einmal nicht „kriegen“; freilich, ob die meisten Leser El-Correi dafür auch wirklich dankbar sein werden — ?!

Arthur Woeller-Brud.

Truth: „Heseim Schaum“. Roman. (1896, Berlin bei L. Trautmann.)

Einer jener Berliner Romane aus den feudalsten Kreisen des West- und Tiergartenviertels, wie sie nicht besser und nicht schlechter alljährlich unter den bezeichnendsten Titeln in einer stattlichen Anzahl zu erscheinen pflegen: künstlerischen Wert besitzen diese Bücher fast niemals; es sei denn, daß sich einer der jungen und bekannten Berliner Literaten auf das Gebiet wagte! Sonst muß man immer nur das Eine konstatieren: ein an sich reicher Stoff konnte von schwacher unfähiger Hand nicht gestaltet werden; das einzigste, was man zuweilen loben kann, ist die sehr gründliche Kenntnis des — Milieus. Interessant wäre es deshalb auch, zu erfahren, wer diese Bücher eigentlich schreibt. Dieser Truth zum Beispiel? .. oder soll ich die Truth sagen? ... möglich? Doppelt interessant, weil in diesem Falle die Schilderungen der korruptierten eleganten Berliner Lebewelt sogar mit einigen ganz leise moralisierenden Aklären begleitet sind.

A. Woeller-Brud.

Lyrik und Epos.

Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Busse. Mit einer literarhistorischen Einleitung. (Halle a. S. O. Hendel.)

Schon einmal ist dieses Buches in der „Gesellschaft“ gedacht worden, im Tezambertehefte des vorigen Jahres, das ja bekanntlich außer Busses Bild und einigen seiner Vlieder auch einen kurzen Abriss seines Lebens aus der Feder des schieflichen Schriftstellers Varisch brachte; es war da nur eine kurze Erwähnung, eine eingehende Besprechung lag außerhalb des Rahmens von Varischs Aufgabe. Das Buch ist aber wirklich eines näheren Eingehens wert. Auch wenn es Busse selbst nicht schon im Vorwort angedeutet hätte, würde jeder Leser halb merken, daß viel Fleiß, aber auch viel Geist und Wissen in dieser Arbeit steckt. — Es war bisher so Sitte, den Anfang der neueren Lyrik in das Todesjahr Goethes zu setzen, eine sehr willkürliche Rechnung, die ihren Grund in der Überschätzung des goethischen Einflusses hatte, die aber viel Anklang gefunden hat, gerade in Anthologien, wohl der Bequemlichkeit halber. Busse dagegen beschränkt sich in seiner Auswahl auf die Lyrik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er nimmt als Ausgangspunkt das Jahr 1849 an, — mit Recht, denn das Jahr der Revolution, das noch einmal das aufkeimende politische Leben des deutschen Volkes erstidete, ist auch zum Wendepunkte in der Geschichte der deutschen Lyrik geworden. Fünzig Seiten der literarhistorischen Einleitung, reichlich die Hälfte, verwendet der Herausgeber dazu, dies nachzuweisen. Er greift zurück bis ins vorige Jahrhundert und giebt, vorwiegend in philosophischer Beleuchtung, einen kurzen Überblick über die deutsche Literatur überhaupt von Lessing bis zum jungen Deutschland. Meisterhaft in Stil und Inhalt, ist dieser Teil glänzend und geistreich, bisweilen fast zu gesucht geistreich, z. B. in den eigenartigen Einleitungen, worin neue Abschnitte eingeführt werden. Der zweite Teil behandelt dann die Entwicklung der Lyrik von 1850 bis heute, er enthält im wesentlichen nur Charakteristiken der hervorragendsten lyrischen Dichter dieser Periode und soll als

Kommentar für die Sammlung selbst dienen. Der Stil ist wiederum sehr durchgearbeitet, auch die Zusammenfassung der Dichter in Gruppen versucht, aber ein Rückgang gegenüber dem ersten Teile deutlich bemerkbar. Die Unbefangenheit und Sicherheit des Kritiks schwindet, hier auffällige Härte, da etwas Überschätzung, zum Teile auch ein flüchtiges Drüber-Hinweggehen, so über Reuter und Groth. Trotzdem bleibt die Einleitung ein kleines Meisterwerk. Die Sammlung umfaßt ungefähr 120 Dichter. Sie dringt viel und wohl allen etwas. Ich glaube aber, Busse hat doch öfter übersehen, daß das Bezeichnendste nicht immer das schönste Lied eines Dichters ist und hat unbewußt die erste Art der letzten vorgezogen, zumal die bezeichnendsten Gedichte häufig auch die bekanntesten sind. Von den älteren Dichtern hat mancher aus hässlichen Gründen Aufnahme gefunden, der ohne Schaden hätte wegbleiben können, während ich Grün und Reuter vernicht habe. Die „Jüngsten“ sind sehr gut und glücklich vertreten, nur bei Julius Hart hätte ich noch das herrliche Gedicht „Anna“ gewünscht. Es ist das erste Mal, daß die Jüngstdeutschen in Reih und Glied mit ihren litterarischen Vorfahren marschieren, schon darum kann die Sammlung auf Erfolg rechnen, möge sie ein recht verbreitetes Familien- und Hausbuch werden.

Via Passioni's. Lebenslieder von Hermine von Breuschen. (Dresden und Leipzig. Carl Kelsner.)

Via Passioni's, ein Lebensweg des Leidens ist es, auf dem die Dichterin dahingekritten ist. Reich überwuchert mit großdornigen Ranken war er, und oft haben ihr die spitzen Stacheln ins Fleisch gerissen, daß das heiße Herzblut in dunkeln Tropfen langsam niederfloß. . . Gleich jenen dunkeln Tropfen sind diese Lieder aus den Wunden ihrer Seele geflossen. Es sind Lieder des Schmerzes, nicht des flennenden Harmes, der in rührenden Klagen über die schlechte Welt und die bösen Menschen jammert, sondern des wahnstimmigen Wehs,

in dem das unsterbliche Ich über sich selbst herfällt und sich zerfleischt. Der Fehler dieser Frau war es, schon als sie noch Kind war, daß sie anders war, sich anders fühlte, als alle die andern; dazu hatte ihr die Natur heißes Blut und wilde Leidenschaft als Patengeschenk gegeben. Sie ließ sich nicht unter die Schablone dringen, sie lehnte sich auf, trotzig und ungefühl, sie war eben anders, zum mindesten eine Persönlichkeit. Ihr erster Gatte verstand sie nicht, er wollte sie umschaffen, erziehen in seinem Sinne, durch streng richtenden Tadel, und er schuf ihr und sich nur Höllenquaien. Nach sieben Jahren wurde die Ehe wieder gelöst; sie verlor durch das Gesetz ihre beiden Kinder, aber dafür tauschte sie ihn ein, den sie indessen gefunden hatte, den rechten, der ihre Persönlichkeit neben der seinen gelten ließ und ihr jene große starke Liebe entgegenbrachte, nach der sie gehungert und gedürstet hatte. Das Glück freilich, daß sie sich erträumt, sich so heiß ersehnt hatte, hat ihr auch der Geliebte nicht geben können:

„Die Befriedigung.

gestillte Sehnsucht, gelöstes Schmachten,
nach Unmöglichem, ewig sich wandelnd,
nie zu Größendem, nie zum Begreifen.
nach Glück, nach meinem Glück, meinem Ir-
eigensten“ —

das fehlt ihr noch immer. Ein Rest, der sich nicht aufteilen lassen will, bleibt in jedem Menschenleben, und je höher einer über der Menge steht, um so mehr muß er in jenem Herzen verschließen, weil es nicht verstanden wird, auch nicht von denen, die ihm die Liebsten sind. Einsame Menschen! Auch diese Frau gehört zu ihnen, trotz ihres Eheglückes. Via Passioni's. . . Es ist unmöglich, auf diesem engen Raume ein vollendetes Bild dieser Frauengestalt mit allen Schattierungen und Feinheiten zu zeichnen, es kam mir nur darauf an, den Eindruck dieser Lebenslieder und den Weisheitsfaden, der sich unmerklich von Lied zu Lied hinüberhängt, kurz anzudeuten. Man muß diese Gedichte von Anfang an der Reihe nach lesen; dann zieht nicht nur

das ganze Menschenschicksal der Dichterin an unseren Augen vorüber, sondern wir schauen auch ihre künstlerische Entwickelung. Hermine von Preuschen ist sehr einseitig, sehr subjektiv; alles was sie sieht und hört, setzt sie mit ihrem Ich in Verbindung. Im Anfang des Buches geschieht diese Verbindung noch unbeholfen und wirkt durch beständige Wiederkehr desselben Mittels eintönig; aber allmählich macht sich die Künstlerin frei, sie ringt sich empor und steht schließlich als eine echte Dichterin, als Meisterin vor uns da. Ihre Gedichte sind meist unstrophig; mit Vorliebe braucht sie den ungerimten Vers, in dessen spröde Form sie eine wunderbar tönende Sprache zu gießen weiß. An ihren Vergleichen, ihren häufigen Allegorien erkennt man die Materin; sie braucht fast kein sprachliches Bild, das nicht auch auf der Leinwand wirksam wäre. Die Passionsblumen auf dem Umschlage des Buches sind wohl auch von ihrer Hand entworfen. Ihr eigenes Bild und eine Wiedergabe ihrer Handschrift schmücken das Buch.

Karl Credner.

Michael. Dichtung von Martin Frehse. (Berlin. Raz Schildberger.)

Die Dichtung, zu welcher das dem Czaren geschenkte, vielbesprochene Bild Kaiser Wilhelms den Anlaß gegeben hat, ist als Festwortspiel geschrieben, aber vom Verfasser in weiser Vorsicht gleich so angelegt worden, daß sie auch als Einzelvortrag verwendet werden kann. Ich glaube nicht, daß dieser Patriotismus viele Herzen erwärmen wird. Als Bierde für Salons indeßen kann ich das Büchlein allen, die gern ihr Scherflein zum Bau der Kaiser-Wilhelms-Gedächtnis-Kirche beitragen möchten, bestens empfehlen: Der Druck ist groß und scharf, das Papier von vornehmerm Weiß, Titel und Buchschnitt in Gold.

Vom Stifter unserer Wirtshausprinzeßinnen. Die Kellnerin im Spiegel neuester Dichtung von Hans Fall. (Leipzig. R. Kühn.)

Ich hatte die neueste Dichtung zunächst

nicht auf Hans Fall bezogen, da mir keine ältere von ihm bekannt war. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Enttäuschung großen Kummer bereitet hätte, obwohl ich gern auf die Bekanntschaft mit diesem „Dichter“ verzichtet hätte. Näher auf diese sechs gereimten moralisch-sentimentalen Vorlesungen einzugehen, wäre nur eine gefährliche Klame, deren ich mich nicht schuldig machen will.

Junge Blätter. Gedichte von Ernst Viktor Bunzendahl. (Berlin. Eduard Knapel.)

Kindlich-naiv bezeichnet Bunzendahl selbst die jungen Blätter des Frühlings, ich wüßte lieber die seinen auch nichts weiter zu sagen, als daß sie eben noch sehr jung und sehr grün sind.

Ringen und Singen. Ausgewählte Gedichte von Johann Alboth. (Büch und Leipzig. Sterns literarisches Bulletin.)

Die Verse Alboths deuten auf keine ausgeprägte dichterische Persönlichkeit, aber man fühlt bei dem Lesen heraus, daß das, was sie bringen, wirklich erlebt und empfunden ist; sie sind im einzelnen von sehr verschiedenem Werte. Während der Dichter in der Schilderung des Kleinlebens oft mit ganz schlichten Worten ergreifende Bilder zu zeichnen versteht, versagt ihm die Kraft, wenn er sich ans Erzählen oder gar an die Satire wagt. Er verfügt nicht über die scharfe kennzeichnende Ausdrucksweise, er bewegt sich mehr in allgemeinen Empfindungen. Am meisten liebt er die Wiedergabe seiner eigenen Stimmungen. Die Untreue eines Weibes hat ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die er nicht verschmerzen kann, und die ausgesetzene Entsagung, die sich vergeblich zu vergessen müht, wirft ihren Schatten über die Mehrzahl seiner Lieder. Zum guten oder besten zum schlechten Teile geht dieser düstere Zug freilich auch auf die Abhängigkeit Alboths von Penau zurück, die sich deutlich in dem häufigen Gebrauche Penauscher Bilder zeigt. Auffallend ist die mangelnde Glätte der Form. Die vielen unebenen

Berle sind unmöglich alle auf Unkosten der Druckerei zu setzen und hätten sich bei sorgfältiger Zeilung wohl vermeiden lassen.

Karl Credner.

Dramen.

Knut Hamsun: „An des Reiches Fjorten.“ Schauspiel, autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld. Paris, München, Verlag von Albert Langen, 1895.

Man durfte sich schon wundern, daß Knut Hamsun ein Drama geschrieben, nachdem er sich mit seinem letzten, hochbedeutenden Romane „Mysterien“ auf jenes Litteraturgebiet begeben hatte, das in der analytischen Durchforschung des menschlichen Innenlebens ein alleiniges Ziel sieht. Freilich: der Versuch, das rein Seelische zum dominierenden Prinzip auch eines Dramas zu machen, ist ja in den letzten Jahren moderner Dichtung nicht selten unternommen worden! Man denke nur an den Umschwung, der sich d. V. in Ibsens Schaffen vollzogen hat! Aber um einen solchen Versuch handelt es sich bei Knut Hamsun seltsamer Weise nicht. Sein Drama bewegt sich in dieser Beziehung durchaus in den alten Bahnen; mancherlei weist darauf hin: vor allem, daß es nicht Selbstzweck, sondern Tendenzdichtung ist.

Man lebt in Skandinavien die „idealen Forderungen“; zuerst waren es Spencer und Stuart Mill, die einen bedeutenden Einfluß auf die ethischen Ideen, die in der nordischen Litteratur zum Ausdruck gebracht wurden, ausübten; jetzt scheint es Nietzsche werden zu wollen. Schon der Umschwung, der sich im Laufe der Zeit in Georg Brandes vollzog, und das letzte Drama des Björnson haben auf das Interesse hingewiesen, das man hoch im Norden dem individualistischen Evangelium entgegenbringt. Mit Knut Hamsun ist es jetzt nicht anders: das „Reich“, an dessen „Fjorten“ sich sein Drama abspielt, ist das der Zarathustraräume. Nicht als ob er das ausdrücklich sagte! das würde ge-

schmacklos scheinen! Aber der Held ist einer von denen, die erkannt haben, daß die alleinige Antwort auf die Lebensfrage in dem Worte liegt: „trachte ich denn nach meinem Glücke? Ich trachte nach meinem Werke! . . nach meinem Werke.“

Die Handlung ist kurz erzählt: ein junger, mit einem Bauernmädchen vermählter und von Sorgen um das tägliche Brot gequälter Cand. phil. muß auf Glüd, Ruhm und selbst auf seine innig geliebte Frau, die nicht mit ihm aushalten will und mit einem Journalisten durchgeht, verzichten, weil er ein Buch, an dem er arbeitet, nicht nach den persönlichen Wünschen seiner Professoren umarbeiten will, was in diesem Falle seine Meinung völlig aufgeben und, an Stelle des von ihm verfolgten Individualismus, dem Objektivismus das Wort reden hieße. So steht er am Ende des Buches vereinsamt, von allen verlassen, aber — sich selbst treu da.

Diese an sich schon schlichte Fabel hat Hamsun nun mit einer unglaublichen Einfachheit gestaltet; das Pathos fehlt ganz . . so sehr, daß man es hier und da sogar vermisst: das Blut dieses sonst so sympathischen Kandidaten fließt zu lau, zu dünn. Sein Mut der Überzeugung gilt mehr der Sache, als theoretischer Gelehrsamkeit, als sich selbst, dem Träger seiner Ideen. Dadurch bekommt das ganze ein klein wenig den Anschein des konstruirten . . aber vielleicht lag das in der Absicht des Dichters: es mag solche stille, scheue, eckige Schwärmer, denen das Temperament zum Vollblutmenschen fehlt, sehr wohl geben.

Mag dem nun sein, wie ihm will: interessant bleibt dieses Drama mit seinem Versuche, dem Selbstbewußtsein des einzelnen Individuums das Wort zu reden, auf jeden Fall — auch wenn man es mit der bisherigen Entwicklung Hamsuns nicht so recht in Einklang bringen kann.

Hans Liebstdl: „Kranke Leute.“ Ein Auizug. (Wien, 1895, Verlag von Kreisel & Gröger.)

Caejar Krijak: „Der Minister.“

Schauspiel. (Leipzig, 1895. Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Jgnaz Kraska: „Ein Unglück.“ Schauspiel. (Düsseldorf, 1895, Verlag von Bleisfuß.)

Hermann Kuchling: „Morgenrot.“ Festspiel. (Leipzig, 1895, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Mit diesen dreißig Seiten Dialog, die der Liebtsüchtige Einakter „Kranke Leute“ umfaßt, ist es fatal: man hat stellenweise die Empfindung, als ringe hier ein starkes, ehrliches und vor allem interessantes Talent mit den allzugroßen Anforderungen, die der Stoff stellt — und dann muß man wieder Ravitäten und Dilettantismen lesen, die den vorteilhaften Eindruck völlig verwischen; offensbare Oberflächlichkeiten kommen hinzu und ärgern den Leser, zumal sie sich nicht auf die psychologische Entwicklung beschränken, sondern auch den Stil berühren; so liest man an einer Stelle, daß sich jemand im Kampfe mit dem Leben eine Moral „gehauen“ hat; neu mag das Bild ja sein — aber genial sicherlich nicht! Das Beste an dem kleinen Drama ist das Problem, oder besser, die Beobachtung einer gewissen Weltanschauung, aus der der Autor sein Problem entwickelt hat: hier beweist er, daß seine Lebensauffassung im Geiste unserer Zeit wurzelt und eng verwachsen mit der Grundstimmung moderner Menschheit ist, wie sie in den beiden „europäischen Ereignissen“, Schopenhauer und Nietzsche, ihren Ausdruck fand. Der Pessimismus des einen und die schmerzhafteste Sehnsucht des anderen — das ist das Leiden dieser „Kranken Leute“. Freilich ist das an einem Vorfall, dem der rechte Zusammenhang und die innere Notwendigkeit fehlt, gezeigt und ein ganz klein wenig verwirrt gesagt — aber es ist doch gesagt und damit erwiesen, daß Hans Liebtsüchtl wenigstens ein moderner Mensch ist. . . ob er je ein moderner Dichter wird? Er macht die Antwort mit seinem guten Willen und seinem schwachen Können ein wenig schwer.

„Guten Willen“ hat wohl auch Tschajar Wtschall, der in seinem fünfaktigen Schauspiel „Der Minister“ ein modernes, oder richtiger, ein zeitgenössisches Drama geschrieben haben möchte; freilich ist es nicht jener Wille, der das Künstlerische als Selbstzweck „will“, sondern die redliche Absicht, eine wohlgemeinte Idee durch die Kunst zum Ausdruck zu bringen. Man hat es daher mit keiner Dichtung, sondern mit einem — wenn auch besseren — Nachwerk zu thun: Der große, künstlerisch-menschen-schöpferische Zug fehlt eben hier, wie bei jedem Werke, das ein Dilettant einmal schreibt, um zu „schreiben“; man hört wohl von traurigen Verwickelungen, sieht unglückliche, bedauernswerte Menschen — aber die Schicksale berühren nicht, man bleibt gleichgültig. Daß Wtschall nun, wie gesagt, um einer guten Idee willen schreibt, muß man ihm zum Lobe anrechnen, gerade so wie manche zutreffende politische Bemerkung und manche glückliche Wendung mit der Spitze gegen eine lächerliche und übertriebene Konvention anzurechnen ist. Aber das zuvor Gesagte wird dadurch nicht hinfällig. Im Gegenteil! Man bedauert um so mehr, daß der Kunst so wenig gedient wird; zumal es sich um einen Stoff handelt, der einen Dichter zu finden verdient: das Wtschallsche Buch zeigt das Schicksal eines starken, zielbewußten, freisinnigen Mannes mit der schönen Ehrlichkeit und dem großen Mute eines Vasa, der von seinem Landesheerrn zum Minister berufen wird, sich in dieser Stellung jedoch nicht halten kann; außerdem wird dann noch in einer Nebenhandlung das alte Thema von der Liebe des Fürstensohnes zu einer Bürgerlichen zum so und so vielsten Male variiert. Doch ist auch dies Problem gerade so wenig wie der Hauptstoff zu einem scharf umrissenen plastischen Gebilde verarbeitet, geschweige denn, daß beide zusammen zu einem Kunstwerke organisch verschmolzen wären. — Wtschall mag sich mit einem allerdings bühnenkundigeren und sprachgewandteren und deshalb glück-

lischen Autor trösten: ich meine Richard Böh, der es auch unternahm, derartige ungemäße Vorwürfe zu behandeln und sie doch nicht in einer Weise zu zwingen und menschlich näher zu bringen verstand, die dauernden Erfolg verspricht; aber sogar zu dem ist noch ein weiter, sehr weiter Schritt.

Einen in manchen Beziehungen ähnlichen Stoff, nur von dem Hesperquett in den Fabrikssaal übertragen, bringt Ignaz Kraska in seinem zweiaktigen „sozialen Schauspiel aus der Gegenwart“ „Ein Angläd“; freilich sind mit dem anderen Willen auch die äußeren Gegensätze, die Träger der Handlung, andere geworden: aber die Stimmung, aus der heraus die Menschen handeln, ist eine verwandte; wiederum steht das aufstrebende gute Recht und Kraftbewußtsein gegen die brutale Macht der Konvention und — siegt über die gegnerische Annahme. Schade, daß das Buch, das mit dieser Lösung des Konfliktes entschieden sympathischer wirkt, als der künftige Untergang des Kaffalkschen Ministeris, nicht künstlerisch wertvoller ist! Es giebt da so viel zu tadeln! Vor allem in die Charakterisierung der einzelnen Personen äußerst schwach; wer z. B. bergische Arbeiter kennt, wird dem Autor diesen Schlappkoth und diesen Kotschep (nur die Namen sind echt) so leicht nicht glauben. Und dann der Aufbau! Die dramatische Spannung u. s. w.! Ich glaube, man könnte den ganzen Gustav Freitag ins Feld führen. Oder gedachte Kraska etwa, sich in Holzschlaffcher Technik zu versuchen? Dann soll er doch lieber diese „neuen Werke“ denjenigen überlassen, die auf ihnen zu wandeln vermögen. „Kunst“ kommt nämlich noch immer von „Können“; und dies vermißt man bei Kraska; wenn je das oft gebrauchte Wort von den dialogisierten Veltartikeln paßt, so trifft es bei ihm zu und man muß erkennen, daß man es mit einer trockenen und dürren Nase zu thun hat, an der wieder nur der gute Wille zu loben ist . . . wie herzlich wenig das unter Umständen doch sein kann!

Zuweilen, wie wenn Hermann Kächling ein Festspiel „Morgenrot“ schreibt, sogar gar nichts; allerdings ist es bei ihm auch ein recht fragwürdiger „guter Wille“; weiter wie bis zu einer gewissen, phrasenhaften, patriotischen Begeisterung reicht er nämlich nicht; aus dieser hat Kächling nun zwei Akte gemacht . . . warum nicht? . . . warum soll jemand, der Zeitungsartikel schreiben gelernt hat, nicht auch einmal Dialoge verfertigen, die sonst mit der eigentlichen Litteratur nichts zu schaffen haben? Herr Direktor Stügemann mag das letztere auch wohl erkannt haben, als er sich entschloß, seiner Gewohnheit, entweder nichts oder nur etwas Schlechtes für das Leipziger Stadttheater zu erwerben, treu zu bleiben und das Kächlingsche Opus anzunehmen. Es wird ja sonst in Deutschland nichts von Bedeutung geschrieben!

K. Koeller-Brud.

Soziale Litteratur.

Vertha von Suttner: „Wohin?“ Die Etappen des Jahres 1895. (Gutenberg. Berlin, 1896. 132 S.)

Wenn große gewaltige Krisen der soziologischen Entwicklung die Kulturvölker im Grunde aufwühlen, wenn Klassen, Rassen und andere geschichtlich gewordene Menschheitsgruppen sich als Todfeinde im Kampf ums Dasein gegenüberstehen, nur des Augenblickes harrend, da irgendwoher das Zeichen zum Angriff ertönt, dann kommen die weichen und ethischen Seelen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, laufen — hinter der Front, ohne zu sehen, um was es sich handelt — trippelnd hin und her und jammern: O, laßt doch das ditterböse Raufen! Woju ist denn der Unsinn! Es giebt ja gar keine Gegensätze und Streitursachen; es ist ja alles eitel Glück und Harmonie auf Erden, sowie man es sich nur vernünftig klar macht. Kommt her, wir gründen einen Verein, wir verethisieren die ganze Welt, wir insipfen alle Menschen mit Altruismus, bis jeder nur noch isst und trinkt, um für seine Mit-

menschen arbeiten zu können, und ein Paradies wiedererlebt, in dem die Schlange, beschämt von der Menschengüte und ihrer eigenen Schlechtigkeit, freiwillig sich zu ihren Vätern versammelt.

Zu diesen Molluskenbreinaturen, die das Knacken nicht vertragen können, die die Menschheit zu einer Reinkultur von Waschlappen-Bazillen erziehen möchten, gehören neben einer Reihe wesensverwandter Vereinigungen die zeitgenössischen Friedens-Bereine des liberalen gebildeten Bürgertums; interessant als Symptome der auch im Bewußtsein bürgerlicher Kreise allmählich Ausdruck gewinnenden Zusammenbewegung der modernen Kulturdämmerung zu internationaler Solidarität durch „die mächtige Gebieterin, die Not“, als rückwirkende selbstthätige Triebkraft dieser Entwicklung kaum von Bedeutung, Dank ihres falschen theoretischen Fundamentes. In rührender Naivität halten sie die ideologischen Begründungen und Vorwände für die wahren materiellen Ursachen der Kriege, sehen im Kriege selbst das entsetzlichsste Übel der Menschheit, das möglichst schnell „abgeschafft“ werden muß, blind für die historische Notwendigkeit der Waffenkriege für eine bestimmte Kulturperiode und ihrer selbstthätigen Unterdrückung durch die Entwicklung, blind dafür, daß der Krieg an sich nicht abzuschaffen ist, solange Interessengegensätze irgend welcher Art auf Erden bestehen, und nur seine Form und seine Waffen ändern kann, daß die Greuel der Kriege und des Militarismus unseres ganzen Jahrhunderts ein Tropfen sind am Eimer jenes Elends und jener Schweißlichkeiten, die der erst wenige Jahrzehnte alte Kampf zwischen Arbeit und Kapital bereits erzeugt hat.

Von diesem Standpunkt aus ist das vorliegende Buch zu würdigen. Es enthält alles, was im verflohenen Jahre in Beziehung auf militärische Angelegenheiten in Europa gesagt und gethan ist, mit einer jedesmaligen ethischen Randglosse.

Es ist bedauerlich, daß Frau von Suttner so kritiklos auf dem Buckischen geschichtsphilosophischen Standpunkt stehen geblieben ist. Ihr „Die Waffen nieder!“ war ein großer Wurf von nachhaltiger Wirkung, weil es mit scharfer Logik, mit äbenber Ironie die lächerliche Hohlheit und widerwärtige Rohheit des Kriegeskultus und militärischen Dünkeis bis auf die Knochen blamierte. Aber der „ethischen“ Friedensbewegung geht es wie dem früheren „ethischen“ Sozialismus: Stark in der Kritik, wertlos in positiven Vorschlägen. Mit dem Appell an Mitleid und Sittlichkeit schafft man keine Kulturrevolutionen, und das ist gut so, denn „der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge gethan, als die Nächstenliebe“.

Prof. Dr. Otto Barschauer: „Louis Blanc“. III. Abteilung der Geschichte des Sozialismus und Kommunismus im 19. Jahrhundert. — (H. Bahr, Berlin, 1896. 163 S. 2 Mk.)

Die ersten beiden Abteilungen dieses Werks (St. Simon und Fourier) sind von der Kritik als unwissenschaftliches Dilettanten-Nachwerk ziemlich scharf angegriffen worden. Wir können uns diesem Urteil nicht anschließen. Die vorliegenden Monographien treten keineswegs mit der Prätension auf, epochemachende neue Gesichtspunkte zu enthalten, und das, was sie sein wollen, sind sie durchaus geworden: klare, knappe und zuverlässige Darstellungen der hervorragendsten sozialistischen Theoretiker in Leben und Lehre zur eingehenden Orientierung für Interessenten jeder Art. Als solche kann der „Louis Blanc“ wie seine Vorgänger uneingeschränkt empfohlen werden.

Dr. Julius Duboc: „Jenseits vom Wirklichen“. Eine Studie aus der Gegenwart. (Hentsler, Dresden, 1896. — 148 S. 2 Mk.)

Ein Buch, das man als Ganzes weder loben noch tadeln kann, das man eigentlich als ein einheitliches Denken überhaupt nicht betrachten kann, denn die vier in-

haltlich vollständig verschiedenartigen Abhandlungen, die es enthält (und denen wir noch weniger marktschreierische Titel gewünscht hätten), werden durch den Gesamtitel (der das „das gemeinsame Merkmal der modernen Richtungen, die Ehe und die Unnatur an Stelle der einfachen Wirklichkeit zu setzen“, bezeichnen soll) nur recht notdürftig zusammengehalten.

I. Die Bedel-Bibel. Verfasser zerlegt den landläufigen Familienbegriff in seine drei von einander unabhängigen Bestandteile: Verfügungsrecht und Fürsorge der Eltern für die Kinder, wirtschaftlicher Bezug der Gattin als Hausfrau, Entschlossenheit von außer- (eventuell auch vor-) ehelichem Geschlechtsverkehr. Der erste und zweite Punkt erfahren durch die soziale Entwicklung eine weitgehende Umbildung oder gar Auflösung, bei dem dritten mag dies durchaus nicht zu. Es sei eben so falsch, in Verursachung auf die Umgestaltung jener eine Umgestaltung dieses zu fordern, wie die im Proletariat mögliche und vielfach herrschende freie Liebe als Gesamt-Ideal (also auch für die Bourgeoisie) anzustellen, wie endlich bez. der Stärke des Geschlechtsverkehrs beide Geschlechter einander als gleiche Kontrahenten anzusehen. — Verfasser hat leider die evolutionistische und historisch-materialistische Grundlage des ganzen theoretischen Sozialismus nicht begriffen, sonst würde er einsehen, daß und warum danach die sexuelle Seite des Familienlebens von der wirtschaftlichen abhängig ist, und die Zustände im Proletariat vordbildlich für die der zukünftigen Gesamtheit sind. Der leptonährte Gedanke bringt manches erörterungswerte Material, er fällt jedoch gegenüber gegenwärtiger Behauptungen von weiblicher Seite in nichts zusammen und berücksichtigt die Beeinflussung auch der physiologischen Natur des Menschen durch das verschiedene milieu nicht. Wichtig ist, daß diese Frage sozialistischerseits überaus leichtfertig abgemacht wird, unrichtig, daß sie die Un-

natur und Unmöglichkeit der freien Liebe an sich beweise, denn die Ehe des spätrömischen Rechts beispielsweise ist von dem, was man heutzutage mit dem Ideal der freien Liebe bezeichnet, durch nichts wesentliches unterschieden.

II. Kunstsiechtum und Gesundheit. An dieser Polemik gegen die herrschende theoretische Ästhetik wie praktische Kunstrichtung und der eigenen Unteruchung der Kriterien des Kunstwerks und Künstlers ist sehr viel auszusagen. Der Autor verwirft den Geschmack des Kunstkonsumenten als Rohstoff von vornherein, weil er etwas ganz unsagbar individuelles ist, übersieht aber dabei einerseits, daß die Kunstgeschichte in gewissem Sinne geradezu eine Geschichte des Geschmacks ist (und zwar des Geschmacks der jeweiligen konsumierenden Klasse als sozialer Erscheinung) und als solche ihre Gesetzmäßigkeit und einheitliche Entwicklung mit ganz bestimmten nachweisbaren Ursachen hat, andererseits, daß er selbst in seinen positiven Ausführungen sich in letzter Instanz doch wieder auf den Geschmack, seinen eigenen nämlich, stützt.

III. Gleiche Bildung für Alle. Auch hier kämpft der Verfasser gegen Windmühlen. Gleiche Bildung für alle ist wohl im Ernste schwerlich von irgend jemand als sozialpädagogisches Ziel aufgestellt worden. Selbst die Sozialdemokratie verlangt nur weitgehendste Bildungsmöglichkeit für alle, welche die entsprechende Fähigkeit und den Wunsch danach haben. Höchst seltsam ist dann die Methode des Autors, die wissenschaftliche und ästhetische Bildung auszuscheiden und nur die sittliche zum Gegenstand der Unteruchung zu machen, innerhalb deren er nach einer geradezu kindlichen Definition der Sittlichkeit („sie ist da vorhanden, wo Güte und Gerechtigkeit walten“) sich noch 20 Seiten de omnibus et quibusdam verbreitet, nur nicht über das Titel-Thema.

IV. Riepisches Übermenschlichkeit. Der Autor sucht hier eine Würdigung Riepisches von einem Standpunkt, der bisher

wohl kaum in der Philosophiegeschichte eine Stätte gefunden hat, aber von einschneidenderer Bedeutung werden könnte, als er es vielleicht selbst sich bewußt ist; er mißt nicht seine einzelnen Theorien am Maßstabe ihrer logischen Begründung und Haltbarkeit, sondern sucht das Entstehen einer so gearteten Philosophie aus ihrer Zeit heraus zu begreifen, — „als ob der Erfolg der Weisheit, den irgend welche Aufsehen erregenden Behauptungen zeitweilig finden, jemals vorzugsweise von der Stärke der für sie vorgebrachten Beweise und nicht vielmehr von der Stärke des Bedürfnisses, sich etwas beweisen zu lassen, abgehangen habe“. . . . „Denn das ist einmal des Menschen eigenstes Wesen, . . . daß er unverbrüchlich das Recht an seiner Seite haben will.“ Es ist nun aber durchaus nicht angängig, Friedrich Nietzsche als den theoretischen Rechtsbegründer für die Praxis des platten ethischen Materialismus, als den Philosophen der Gründergesellschaft hinzustellen. (Übrigens hat das mit größerem Geschick schon früher Franz Mehring versucht.) Sehr schlagend weist erst wieder im laufenden Quartalsheft des „Archiv für Philosophie und phil. Kritik“ Himmel diese Auffassung als absurdes Mißverhältnis nach. Herr Duboc kämpft auch hier wieder einmal gegen selbstgeschaffene Gespinnster. Sonst bietet dieser Abschnitt eine Reihe anregender Gedanken über moralische Probleme.

Alles in allem ein adsonderliches Buch, anziehend durch eigenartige Fragestellungen, neue Gedanken und Gesichtspunkte, abstoßend durch eine gewisse senilatonistische Oberflächlichkeit, wo eindringliche Prüfung notwendig wäre, durch Abschweifen auf nicht zur Sache gehörige Gebiete, Hineinziehen indiskutabler Momente in die Debatte, und zuweilen durch ein überlegenes Aburteilen gegenüber offenbar mißverstandenen oder nicht genügend durchgearbeiteten Theorien. Immerhin steht es weit über des Durchschnittsware gleicher Tendenz.

Prof. A. Hindkate (Architekt): „Hebung des Mittelstandes.“ (Wiegandt, Berlin, 1896. 37 S. 50 Pfg.)

Das sozialpolitische Glaubensdogma des Verfassers ist, daß der Handwerkerstand erhalten werden muß — warum, wird nicht gesagt. Zu diesem Zwecke macht er einige Vorschläge, die zum Teil vielleicht ganz nützlich sind (Neuordnung des Submissionsverfahrens u. a.), aber dem handwerksmäßigen Kleindetrieb schwerlich auf Beine helfen werden.

Paul Walbieder (Regierungsrat): „Die preussische Rentengutgesetzgebung,“ eine Wohlfahrtsbestrebung für den kleinen Grundbesitz. Bd. I, Heft 2 der „Zukunft der landwirtschaftlichen Bevölkerung,“ Flugschriften über die wirtschaftlichen und sittlichen Angelegenheiten des Landvolks. Herausgegeben von H. Schmören. (Vandenhoed & Ruprecht, Göttingen, 1896. 50 S. 80 Pfg.)

Die Schrift bietet eine sehr klare und fleißige Darstellung der preussischen Rentengutgesetzgebung von 1890 und 1891. Von großem Interesse ist, an der Hand dieser Arbeit festzustellen, daß seinerzeit die Opposition völlig Recht hatte, der Regierung trotz ihres entrüsteten Widerspruches wesentlich andere Nothwe als den „Schutz des Bauernstands“ unterzulegen. Aus der Darlegung des — doch mehr oder weniger offiziellen — Autors ergiebt sich deutlich, daß man am grünen Tisch die Rentengutgesetzgebung wesentlich als Vollwerk „zur Stärkung von Thron und Altar“ (!) ansieht und ihre wertvollste Wirkung in der (von den offiziellen „Notiven“ des Entwurfs ausdrücklich perhorrescierten) Aufgabe, „dem in schwerer Notlage befindlichen Großgrundbesitz zu Hilfe zu kommen“. Schwer ist deren Erfüllung nicht, da die Generalkommission vollkommen diskretionäre Gewalt hat und diese benutzt, um unseren Agrariern auf der einen Seite adnorm günstige Verkaufbedingungen zu bieten, auf der andern — durch Bildung proletarischer

Kleinbauernstellen — einen an die Scholle gefesselt und darum billigen und gelägigen Landarbeiterstand zu schaffen.

Otto Wütow, Verfasser der „Weltordnung“: „Sozialer Aufruf an das deutsche Volk“. (A. Limbach, Braunschweig, 1896. 30 S. 50 Bfg.)

Trotz der überschwänglichen Rezensionen einiger uns unbekannter Zeitungen, die der Broschüre beigegeben sind, können wir unser Urteil weder über den jüngst besprochenen II. Band der „Weltordnung“, noch über vorliegende Schrift mildern. Einen Mann, der mit solchem Aufwand von Phrasengellingel, von freimaurerischer Mystik und Symbolistik an die ernstesten und mächtigsten wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart herantritt, können wir nicht ernst nehmen, selbst wenn er geringeren Ansinn brächte, als die selbstgefällige Anpreisung seines „Weltordens“, der für wenige Zeiten alles Urtheil aus der Welt zu schaffen allein imstande ist. Wie die obermalige Photographie nachweist, ist die äußere Erscheinung des Herrn Weltbeglückers noch ebenso unverändert, wie sein Inneres.

Otto Kimmion: „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen“. Entwurf einer Sozialanthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befaßen. (Zischer, Jena, 1895. 498 S. 6 M.)

Noch niemals ist es uns so schwer gefallen, über eine Geistesarbeit ein Urteil zu fällen, wie über dieses Buch. Denn noch niemals ist uns ein derartiger Mischmasch entgegen getreten von überraschenden klugen Gedanken und blühendem Blödsinn, von glänzenden Ausführungen und leichtester Oberflächlichkeit, ja am meisten Ignoranz, von ruhigen wissenschaftlichen Erörterungen und lotteriger platter Tagelatt-Polemik. Und noch niemals haben wir mehr bedauert, daß die leidige Politik ein nicht unbedeutendes Sachtalent in das Jahrbücher der „Sozialen Frage“ gerissen

und eine wertvolle Ansätze zeigende wissenschaftliche Arbeit zu einer als Ganzes nach beiden Seiten hin wertlosen Tendenzschrift verpfuscht hat, durch die sich der Autor in beklagenswerthem Maße blamiert hat, und das unkritische Publikum ebenso kopfscheu gemacht und in die Irre geführt werden wird, wie durch das berückigte dolose Pamphlet von Prof. J. Wolf, auf dessen scheinbare Wiederkeit und Wissenschaftlichkeit auch unser Autor hereingefallen ist. Der beste Rat, den wir ihm geben können, ist, vor allen Dingen den ganzen zweiten (praktischen) Teil getrost in den Ofen zu stecken, sodann aus dem ersten Teil alles auszuschneiden, was polemischer Natur ist oder sich auf aktuelle Vorgänge bezieht, wodurch sich das Material auf fast ein Fünftel des bisherigen Stoffes reduzieren würde und dieses dann eingehend und streng wissenschaftlich neu zu bearbeiten. Das ist das einzige, was mit diesem Buche anzufangen ist.

Die theoretischen Ausführungen, die sich in der Hauptsache auf die Kapitel 3—10, 14, 16—24 beschränken, enthalten etwa folgendes: Verfasser geht davon aus, daß die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft: Familienbildung und Gemeinlebensleben keine Eigentümlichkeiten des homo sapiens sind, sondern sich bereits verschiedentlich im Tierleben finden, und schließt daraus, daß die Ursachen dieser Erscheinung nicht soziologisch, sondern biologischer Natur sind; und zwar ist eine Familienbildung abhängig und bedingt von relativer Hilflosigkeit der Jungen (resp. wohl auch der Mutter), ein Gemeinlebensleben von relativer Unselbständigkeit oder Wehrlosigkeit des vereinzelt Individuums. Geschaffen sind beide durch das Mittel der natürlichen Kastei, indem diejenigen Exemplare, welche die stärksten sozialen, resp. familiären Instinkte besaßen, die günstigsten Fortpflanzungs- und Existenzbedingungen hatten. Durch die Thatsache des Familien- und Gemeinlebens werden weiterhin nun neben den egoisti-

ischen Instinkten der Selbsterhaltung die altruistischen der Artenerhaltung, von der die Selbsterhaltung abhängt, ausgebildet. Die Gesamtheit der Verhaltensnormen des Einzelwesens, die auf diese Weise als jeweilige Existenzbedingungen der Art erscheinen, bildet sich beim Menschen zur Moral aus, die Gesamtheit der bezüglichen Instinkte zum Gewissen. Das Gesellschaftsleben, dessen Wesen sich bei den Tieren nur als differenzierte Tätigkeit der Individuen zeigt, schreitet beim Menschen fort zu differenzierter Beanlagung, und führt damit zum Entstehen von Berufsrichtungen, d. h. Kasten, Klassen, Ständen. Zur Erhaltung resp. zweckmäßigen Weiterbildung dieser mittelst „Kustese“ dienen nunmehr gesellschaftliche Institutionen verschiedener Art, durch welche untaugliche Individuen ferngehalten (Verbot des *conubium*) und ausgeschlossen (Prüfungssystem, Strafrecht, römische Censur, wirtschaftliche Konkurrenz), taugliche erhalten (Erbfolge, Berufszwang) und aufgenommen werden (Adoption). Die Anlagen, welche in der menschlichen Gesellschaft eine Differenzierung der Individuen ermöglichen, zerfallen nun einerseits in vier Gruppen: intellektuelle, moralische, wirtschaftliche und körperliche, mit einer großen Anzahl Unterarten, während andererseits jede einzelne verschiedene Stärkegrade aufweisen kann. Mit Hilfe der Kombinationsrechnung stellt nun Verfasser Häufigkeitskurven für die verschiedenartigen Begabungen auf und gelangt des weiteren zu interessanten Ergebnissen über den Qualitätscharakter der Klassen und Stände, über die Erblichkeit von Talent und Genie, Unfähigkeit und Verdreien u. Doch sind diese bereits sehr kritisch aufzunehmen, und erfordern weitgehende Berichtigung, da schon hier dem Autor eine Reihe folgenschwerer Irrtümer unterlaufen. So berücksichtigt er nur die Leistungskalen und ignoriert die Bedürfniskalen, ferner stellt er nur eine einzige allgemeine Begabungskala auf, wenn auch von verschiedener

Zusammensetzung, ohne zu berücksichtigen, daß grade „unharmonische“ Menschen, einseitige Genies, innerhalb einer adäquaten Wirtschaftsordnung bessere Chancen haben als harmonische Begabungen mittlerer Qualität. Vor allem weist er der sexuellen Zuchtwahl beim Menschen eine unverdient minimale Rolle zu. — Immerhin sind dies alles Erörterungen, die noch ernster Kritik würdig sind. Mit dem Augenblicke aber, wo der Verfasser den festen Boden seiner Wissenschaft verläßt und sich an sozialwissenschaftliche Probleme der Gegenwart wagt, ist es schier unglaublich, was da an echt national-liberaler Weisheit zu Tage kommt. Insbesondere der einschlägigen Bildung des Autors heißt's frei nach Goethe: „Zwar haben sie erschrecklich viel gelesen, doch sind sie grab' das Beste nicht gewöhnt“; und im übrigen ist er sich absolut nicht klar darüber geworden, daß seine Theorien zwar ein treffliches methodologisches Hilfsmittel historischer Betrachtung sein können, aber niemals ein selbständiger Maßstab für die einschlagende Richtung der Sozialpolitik. Bei dem prononcierten Parteistandpunkt und der haarsträubenden Unklarheit des Verfassers auf national-ökonomischem Gebiete halten wir eine etwaige Besserung für ausgeschlossen und können deshalb nur unsern obigen Rat wiederholen: Schuster, bleib bei deinen Leisten! Wahre Ironie des Schicksals ist es aber zu nennen, daß der Autor mit seinen wissenschaftlichen Ausführungen gerade eine treffliche Stütze geschaffen hat für die (ihm auch nicht dem Namen nach bekannte) „Materialistische Geschichtsauffassung“ seines Todfeindes Marx, die theoretische Grundlage des von ihm bekämpften modernen Sozialismus.

Volkswohlstand und Landeswährung. Sonderabdrücke aus dem „Deutschen Adelsblatt“. (Frankfurt a/D., Kommission bei G. Harnerdt. 35 S.)

Ein bekannter National-Ökonom hat einmal gesagt, über keinem Problem wären

so viel Leute verrückt geworden, wie über der Währungsfrage. Wenn man dieß Problem unter dem Gesichtspunkt der momentanen Nützlichkeit für diese oder jene Bevölkerungsschicht betrachtet, kann man allerdings leicht in schier unentwirrbare Knäuel von Gebankengängen geraten; denn wohl bei keiner volkswirtschaftlichen Frage spielen so viel sozialpolitische Erwägungen verkehrtesten Art mit, wie hier. Sub specie aeterni betrachtet, kann kein Zweifel sein, daß eine Ersütterung unserer Goldwährung ein unverzeihlicher Rückschritt in der Entwicklung wäre, die eher schon über die Goldwährung hinaus zu einem intensiveren Ausbau reiner Kreditwirtschaft, als zurück zur Remonetisierung des Silbers drängt. Vorliegende Broschüre kämpft wieder einmal höchst temperamentvoll für die Utopie einer „internationalen Doppelwährung mit stabilem Wertverhältnis zwischen Gold und Silber“. Obgleich wir die Erreichung dieses Ziels für vollkommen ausgeschlossen halten, möchten wir doch das wissenschaftliche platonische Interesse unserer agrarischen Junker an dem „Volkswohlstand“ hierbei ein wenig mit kritischen Röntgenstrahlen beleuchten und folgende weniger überflüssigen Erwägungen durchblicken lassen: Wenn durch Einführung der Doppelwährung das Geld (nominal) entwertet wird, d. h. die Preise sämtlicher Waren, obgleich diese unter sich gleichwertig bleiben, steigen, so steigt auch die Grundrente des Bodens, mithin die Bodenpreise; ver verschuldete Agrarier kann also seinen Grundbesitz für den Augenblick teurer verkaufen, ohne daß dieser an Wert zugenommen hat, resp. auf den höheren Nominalwert beselben eine neue Hypothek aufnehmen. Des weiteren hat er zwar keinen Vorteil bei alledem, was er zum Marktwert „kaufen“ muß, wohl aber bei alledem, was er zu fixen Preisen „kauft“, in erster Linie also bei den Löhnen die höchstens nach langen Kämpfen allmählich steigen würden) und bei den Hypothekenzinsen; er würde also in stärkster Rechtsform bei Landarbeiter und bei

Kapitalisten um einen bestimmten Prozentsatz des ihm Gehührenden einfach betrügen. Drittens geriete Deutschland dadurch in die Lage der Getreideexport-Länder mit Silberwährung. Die Großgrundbesitzer würden auf dem Weltmarkt etwas konkurrenzfähiger, indem sie die Masseinheit nicht mehr zu n Mk. Gold, sondern nur zu n Mk. Silber = (n - x) Mk. Gold zu liefern brauchten, wofür das nichtagrarische deutsche Volk alle Import-Waren mit einem entsprechenden Aufschlag bezahlen müßte. — Resümé: Wenn das deutsche Volk den ununterdrückbaren Frieden hätte, seinen ostelbischen Junkern ein Geichent aus seiner Tasche zu machen, dann würde es einfachere Wege dazu haben, als die Einführung einer Währung, die allen Waren doppelte Preise giebt, einzelne Berufsstände nachbrüchlich schädigt und die natürliche Entwicklung für eine Zeit zurückschraubt. Aber wozu ist die „Wissenschaft“ denn da, wenn man das „Volk“ nicht damit düpiieren soll?!

Vissignolo (Oberst a. D.): „Soldatenmishandlung und öffentliche Meinung.“ Ein Zeitbild. — 2. Aufl. (Ansbach, Eichinger. 51 S.)

Rud. Krafft, früherer Premierlieutenant: „Kasernen-Eisenb.“ Offene Kritik der Verhältnisse unserer Unteroffiziere und Soldaten. — (Stuttgart, Ueb., 1895. 112 S. 4.—6. Tausend.)

Kendant Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant a. D.: „Vorsicht oder Unkenntnis?“ Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premierlieutenants Rud. Krafft „Glänzendes Eisenb.“ und „Kasernen-Eisenb.“ — (Berlin, Juffinger, 1896. 60. S. 1 Mk.)

Ed. Goldbeck, Lieutenant a. D.: „Glänzendes Eisenb.“ — 3. Aufl. 7—9 Tausend. (Berlin, Juffinger 1895. 60 S. 1 Mk.)

Ed. Goldbeck. „Der Kampf wider den Umsturz.“ Aus dem Französischen übertragen. — (Berlin, Juffinger, 1896. 62 S. 1 Mk.)

Als wir die Lektüre dieses Broschürenpäckchens beendet hatten und rückblickend einen Gesamteindruck zu gewinnen suchten, kamen uns die Verse des göttlichen Spottvogels Heine in den Sinn: „Welcher Recht hat, weiß ich nicht, doch es will mich schier bedünken, daß der Rabbi und der Mönch, daß sie alle beide stinken.“ Ein verabschiedeter Lieutenant, der mit der Inotigen Grobheit des Bayern seinem verbitterten Herzen Luft macht, ein preussischer Berufs- und Schicksals-Kollege, der teils aus Gewohnheit, teils vielleicht aus materiellen Gründen seit Jahren seinen Lebensberuf darin findet, jedem übers Maul zu fahren, der an der Herrlichkeit des deutschen Kriegsheers zu zweifeln wagt, ein Subalternbeamter und einstiger Unteroffizier, der in Kriegervereins-Patriotismus macht und in waschechter Subaltern-Natur bewundernd vor seiner Bureaucratie und den hohen Vorgesetzten steht und alles rosig findet, und ein etwas altgewordener Oberst, der erst wohlwollend und ausführlich erzählt, wo und wie er selbst früher gegen Soldatenmißhandlungen geschrieben habe und dann wilde Tiraden losläßt gegen die Schmierfinken, die jetzt daselbe thun, — eine sonderbare und nicht allzu sympathische Gesellschaft. Daß Kraft in seinen beiden Broschüren schwere und nicht abzuleugnende Schäden unseres Militärwesens bloßlegt, weiß jeder Leser, der selbst als Kamerad und Vorgesetzter den Dienst kennen gelernt hat und in Offizierkreisen verkehrt. Daß er zeitweilig zu schwarz malt, eigene Erfahrungen und lokale Zustände verallgemeinert, ist ihm unschwer nachzuweisen. Dennoch vermögen die halb hochmütigen, halb überstühten Gegenschriften nicht über die Mißstände hinwegzutäuschen, die jetzt immer von neuem durch die Offenherzigkeiten ehemaliger Militärs ausgedeckt werden. Freilich die zahmen und naiven Vorschläge des bayerischen Preußenhassers werden diese im System liegenden Übel auch nicht aus der Welt schaffen. — Großen Spaß hat es uns gemacht, den deutschen Offizier

Arm in Arm mit dem französischen Journalisten zu finden, einzig im Kampf gegen ihre Landsleute von der sozialistischen Konfession: „Dans le temps où nous sommes, il faut lutter partout contre le torrent d'idées fausses qui menacent de nous engloutir.“ Wer sind diese „wir“, Herr Lieutenant? H. A. w. g.

Göttinger Arbeiter-Bibliothek. Herausgegeben von Fr. Raumann, Pfarrer in Frankfurt a. M., in Verbindung mit anderen. I. Band. — Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1894 95. —

Heft 1: „Jesus als Volksmann“ von Fr. Raumann. 2—3: „Die Börse“, I., von Prof. Max Weber. 4: „Bodenwucher und Bodenbesitzreform“ von Pastor Dr. Lehmann. 5: „Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft“ von Pfarrer Wend. 6: „Gesunde Wohnungen“ von Dr. cam. Ruprecht. 7: „Die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter“ von Prof. G. v. Schulze-Gävernitz. 8: „Schöpfung und Entstehung der Welt“ und 9: „Darwinismus und Christentum“ von Gymnasial-Oberlehrer Dr. Richm. 10: „Die Sozialdemokratie in der großen französischen Revolution“ von Prof. Hans Delbrück.

Preis jeden Heftes 10 Pf., Partiepreise (auch für Private) bei vorheriger postfreier Einsendung des Betrages, postfrei für: 50—99 Hefte je 8 Pf., 100 und mehr je 7 Pf. pro Heft; bei besonderem Vertrieb in Vereinen v. auch Kommissionslieferung.

Das Unternehmen ist eine geschickte Nachahmung der sozialdemokratischen „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, wie Raumann überhaupt einen feinen Instinkt für das taktisch Wertvolle in der sozialdemokratischen Partei besitzt. Die Popularisierung der Wissenschaft ist ein schweres Ding und die Fähigkeit dazu nicht jedem gegeben; es gilt da, sich in gleicher Weise frei zu halten von trockener, abstrakter Langweiligkeit, wie von effektsuchender oder trivialer Oberflächlichkeit, von lehrfamer, gekünstelter „Volkstümlichkeit“, wie von „wissenschaft-

licher" Unverständlichkeit. Im allgemeinen haben die Herausgeber der „Göttinger Arbeiter-Bibliothek“ den richtigen Ton anzuschlagen gewußt, am geschicktesten vielleicht Wend (Heft 5) und Niehm (Heft 8 u. 9); ganz aus dem Rahmen heraus fällt nur die Delbrück'sche Schrift, die inhaltlich wie formell gleich geringwertig ist.

Dr. Carpin: „Frauenstudium, Sittlichkeit und Sozialreform.“ Ein Aufruf an Deutschlands Gesetzgeber. — Entschl. akademischer Broschüren. Heft XI. — Gottwald, Leipzig. 40 S. 60 Pf.

Der Inhalt der Broschüre ist vernünftiger und moderner als das Äußere: ein mit Schmissen bedeckter Couleurstudent nebst Schläger und Kommerzbuch, Peise und Seidel als Randvignette — erwarten läßt. Verfasser bricht eine kräftige Lanze für Zulassung des weiblichen Geschlechts zum akademischen Studium, und fertigt die büreaukratischen und akademischen Verteidiger des nachgerade fast lächerlich gewordenen männlichen Bildungs-Monopols mit scharfer Logik ab. Wir fürchten nur, derartige Aufrufe, deren wir jetzt genug auf dem Büchermarkt haben, dürften so lange ihren Zweck verfehlen, als der Gang der Politik nicht durch sittliche Überzeugungen, sondern durch ökonomische Interessen und Machtverhältnisse bestimmt würde. Darum ist Agitation und Organisation in der Frauenwelt wichtiger, als warmherzige Appelle an das männliche Geschlecht.

Pastor Hans Wittenberg: Woran leidet der Landarbeiterstand in den östlichen Provinzen und wie ist ihm zu helfen? Preischrift aus dem Wettbewerb der Zeitschrift „Das Land“. — Trowitsch & Sohn, Berlin, 1894. 36 S. 80 Pf.

Der bekannte Parteigenosse der Christlich-Sozialen Raumann'scher Richtung glebt in der vorliegenden Skizze ein gedrängtes Referat über dasjenige sozialpolitische Problem, dessen Behandlung allmählich zu einem gewissen Privilegium dieser Partei geworden ist. Verfasser geht mit den herrschenden Zuständen scharf ins Gericht,

und sagt Offenherzigkeiten, welche die in manchen Kreisen — namentlich der Großgrundbesitzer — laut gewordene Entrüstung über die ausfällig gewordenen Geistlichen erklärlich machen, um so mehr, als sich nicht viel davon leugnen läßt. Die positiven Vorschläge zur Abhilfe stehen freilich zu der im allgemeinen recht klaren und vorurteilslosen Erkenntnis und Schilderung der realen Verhältnisse in einem seltsamen Mißverhältnis. Wir meinen, daß die „Möglichkeit, einen kleinen Besitz zu erwerben“, für den Arbeiter, die Erhöhung seines materiellen und intellektuellen Niveaus für den Großgrundbesitzer sich bald als ein Dauer Geschenk herausstellen würde. Es ist fast unbegreiflich, daß der Autor bei seiner scharfen Beobachtungsgabe noch das Fehlen von einer patriarchalischen Harmonie zwischen diesen beiden Elementen erwarten kann. Auch ein nicht übermäßiger Instinkt für soziale Entwicklungs-Tendenzen müßte doch fühlen, daß hier ein Kampf zwischen zwei wirtschaftlichen Bevölkerungsgruppen entbrennt, der jede präsumierte Interessengemeinschaft als illusorisch erkennen läßt und nur mit dem offenen Siege der einen von beiden enden kann. Feinz.

Theologie und Philosophie.

Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik von Dr. Fred Bon. (Leipzig, Wih. Engelmann, 1896.)

Dies Werk, dessen Anregung vermutlich aus Wundts Leipziger psychologischem Seminare stammt, stellt sich die doppelte Aufgabe, das Sittliche als Produkt der Entwicklung zu analysieren und das gewonnene Resultat im Sinne einer Menschheitszucht technisch zu verwenden.

Verfasser definiert nach Ihering und Wundt das Sittliche als die Superordination konkluterischer Interessen gegenüber dem Iso- Egoismus. Er befindet empirisch alles Sittliche als Produkt des Daseinskampfes; er läßt es weder autonom im Gefühl noch als Vertrag im Intellekt

entstehen, vielmehr die als Ausdruck der Übermacht heteronom sich entwickelnde Sittlichkeit durch allmähliche Mechanisierung der sittlichen Leistung unabhängig vom Intellekt, den Egoismus im Sinne autonomer Moral „totalisieren“. Die gewonnenen konklutorischen Werte benutzt Verfasser zur Aufstellung einer technischen Sozialethik, in der er darthut, wie die heteronomen Gebote in autonomen Bestand des Charakters zu wandeln seien, den er (mit etwas wackliger Algebra) als „Summe von fünf Faktoren“ analysiert. Von den Anlagen (1) läßt sich zumal die Sinnlichkeit zur Zucht verwenden; fünf Methoden steigen der Totalität zur Verfüllung der Anschauungen (2) zu Gebote; die Natur- und Glücksbedürfnisse (3) sind im totalistischen Sinne umzuzüchten; fünf Methoden zur Beeinflussung der Gewohnheit (4), sechs zur Modelung der Gesinnung (5) zeigt uns der Verfasser. — — — Der Herr Verfasser ist Evolutionist, d. h., er wendet auf die alte human-christliche Ethik die sogenannte evolutionistische Methode an. Ist das Sittliche heteronom, aber autonom zu mechanisieren, so bleibt immer noch die Frage, warum gerade dieses Sittengesetz wünschenswert und eine Zucht in seinem Sinne zu erstreben sei; ja, selbst wenn es gelänge, die Existenzmöglichkeit der Gattung von der Anerkennung ebendieses Sittengesetzes abhängig zu erweisen, so kann der einzelne immer bezweifeln, ob die Fortexistenz der Gattung überhaupt nur wünschenswert sei und ihm für den geringsten Zwang seitens eines idealen Rechtes subjektiv Ersatz bietet. Züchten wir aber die Lustgeföhle im Sinne einer totalistischen Relation, so kann nach Jahrhunderten jedermann fragen, warum nun gerade diese Relation wünschenswert und nicht gerade das sogenannte Unstittliche sittlich benannt sei. Die technische Verwendung dieses Ethicismus führte notwendig zu einem unheilvoll verdummenden doktrinären Jesuitismus, ja zu

schlimmerem, zum blöden Autoritätenkultus. Ein die jeweilige Summe sittlicher Erkenntnis modelndes Organ aus den bedeutendsten Genies jeder Epoche (S. 82 u. 121) ist, abgesehen davon, daß gerade diese die schlechteste sittliche Kompetenz abgeben, ein psychologisches Konstrukt. Falls nun gar das Kriterium der Gerechtigkeit eines solchen von Natur massenfeindlichen Organs in der Übereinstimmung mit der vox populi (S. 136) gesucht würde, so würde eine treffliche „sittliche Weltordnung“ herauskommen; war solch Organ möglich, so würde ich wenigstens meine Lebensaufgabe darin sehen, nachzuweisen, daß jedes seiner Mitglieder ein Hornochs sei. Jeder soll seinem Glücke gemäß leben, vorausgesetzt, daß dies Glück im totalistischen Interesse ist; er will also die Eudämonologie par ordro du Dieux dem ethischen Inhalte anpassen.

Dieser heteronome Rufft ist die konklusive „werdende“ (S. 156) Gesamtheit (also ist sie nicht?), schließlich ist aber die „Gesamtheit“ ein weit gefährlicheres Abstraktum, als ein Wille zu sein, dessen Existenz das Sittliche manifestiert.

Daß der Entwicklungsethik die nächste Zukunft gehört, ist kaum zweifelhaft; ob nicht eine feinere analytische Psychologie dereinst den ganzen Darwinismus unter dem Hohngelächter Europas zu Grabe tragen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Bei Begründung einer Ethik statt von der Psyche des einzelnen vor der sogenannten „Entwicklung der Menschheit“ ausgehen, heißt im Grunde nur, ein Haus vom Dache an aufzubauen wollen.

Da nun aber, nach pag. 148, Verfasser, falls ich sein Buch nicht empfehlen würde, logisch notwendig nur unangenehme Rückschlüsse auf „Gemüt und Charakter“ machen müßte, so empfehle ich, zumal Staatswissenschaftlern, sein praktisches Lehrbuch der Menschheitsbeziehung zum Preise von 4 Mark.

Über den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung

von Theodor Stieglitz. (Wien, 1894, Kommissionsverlag von Friedr. Beck.)

Der Herr Verfasser leitet das Sittliche aus seine Erscheinungsformen, als Familie, Staat, Nation und Völkerverband, aus einer selbständigen Variante der Schopenhauerschen Metaphysik her. Auch ihm ist der Wille das Primäre gegenüber dem Intellekt; im Gegensatz zu Schopenhauer aber nicht das Primäre überhaupt. Empfindung und Bewegung (in ihrer vollkommensten Äußerung Gefühl und Wille) sind ihm polare Äußerung einer einheitlich sensitiv-motorischen Kraft, die ihrerseits die notwendige polare Ergänzung (nicht „Eigenschaft“) aller Materie zum Transcendenten ist, über dessen Wesen Verfasser jede andere Aussage als die induktiv gewonnene des Daseins vermeiden wissen will. Alle Äußerung dieser sensitiv-motorischen Energie befindet er als eine Differenzierung des Gleichartigen oder Wiedervereinigung des Differenzierten. Scharfsinnig zumal ist sein Versuch der Überlegung des kantischen Idealismus durch die Mannigfaltigkeit der Form unserer Wahrnehmung. (pag. 32, 33 seq.) Die Kausalität ist ihm die Form der „Aktualität des Willens“ (was notabene zur Teleologie leiten muß); er sucht den nicht bloß subjektiven, sondern transcendenten Ursprung von Raum, Zeit und Kausalität nachzuweisen; die Welt ist für das empirische Ich zwar Vorstellung, diese Vorstellung ist ihm aber bedingt durch das transcendent-reale Objekt der Welt. Auch dieser transcendenten Realismus hält ihn Schopenhauer gegenüber selbständig, den er im Vorwort gegenüber der Naturforschung und W. Wundt in Schutz nimmt. Der zweite Teil des Buches, der auf der metaphysischen und erkenntnistheoretischen Basis des ersten alle Formen des Sittlichen, a minore ad maius vorschreitend, als Ausflüsse eines unserem transcendenten Willen entstehenden „verwandtschaftlichen Gefühls“ expliciert, ist ungleich breiter und vager als Teil I. Das gediegene Buch sei warm und freudig empfohlen.

Kronas oder Seele und Welt von Johann Georg Meyer. (Leipzig, bei Witzl. Friedrich.)

Das interessante Schriftchen leidet leider etwas durch dilettierende Verwirrung aller Termini. Der Herr Verfasser operiert mit Hegels Idee, Nichtes absolutem Ich, mit Wille, Substanz, unendlichem Bewußtsein wtr durcheinander. Im Wesentlichen erzählt er im Hartmannjargon die Liebe, gute Geschichte vom Herrn Wille und der Frau Intelligencia. Im Anfang war das absolute Ich, Gott, der Überwille, Urgrund, Ungrund, Übergeist, Überbewußtsein, Unzweck, die Idee — für dies Ich und Es erfindet er den Namen Tetaetia (von τέταος und αἴα). Tetaetia ist der Weltknoten, den die Philosophie nun in Milliarden Bindfaden auseinanderknäut. Tetaetia, die primäre Substanz, ist die indifferente zeit- und raumlose Vereinigung des unendlichen metaphysischen Sollens und des unendlichen metaphysischen Erkennens, der Allmacht und der Allweisheit: es ist Kronas oder die Vereinigung von Seele und Welt, von Wille und Erkenntnis. —

Sobald wir nun aus diesem metaphysischen Nirwana einen kleinen Saltamortale ins Reale machen, den unendlichen Willen aber die unendliche Erkenntnis für sich denken, so können wir die vorausgesetzte Tetaetia leichtlich wieder als Endresultate entwickeln. Cogito ergo sum; sum ergo cogito. Dem Hauch des Seins (um mit Nietzsche zu reden) entkreucht der Wille. Der Wille muß was wollen. — Was denn? — Die Erkenntnis! Was ist der Inhalt dieser Erkenntnis? Der Wille! Was will dieser Wille? Die Erkenntnis! u. s. f., ohne Grazie in infinitum. Umgekehrt gehts auch. Das Ding an sich für das Erkennen ist der Wille, der das Erkennen will. Tetaetia ist die zeitlos zuständige Gegenwart; mit dem Willen ist das Subjekt, die Seele, die Zukunft gegeben — andererseits mit dem Erkennen das Objekt, die Welt, die Vergangenheit; Verfasser meint, daß die Vergangenheit

die Form alles Erkennens sei, auch in der Mathematik.

Er deduciert das mißverständlich so: „1000 + 100 = 1100. Die 1000 mal gesetzte Einheit ist, sobald sie erkannt ist, Vergangenheit, die 100 mal gesetzte gleichfalls: ziehen wir beide zusammen, so ist die Summe, sobald sie erkannt ist, Vergangenheit.“ — Nicht die zu 1000 Äpfeln addierten 100 neuen Äpfel sind nach der Addition vergangen, sondern die subjektive Conception der 1000 mal gesetzten Einheit ist durch eine neue Conception des Erkennens abgelöst, somit als solche vergangen. Ein edleres Rennpferd läuft Verfasser immer im Kreise herum und beißt sich in den Schwanz: das unendliche Wollen „fühlt“, daß es unendlich erkennen will, daß es unendlich will — das unendliche Erkennen aber erkennt sich als den unendlichen Willen zur unendlichen Erkenntnis. Die Kultur aber läuft natürlich darauf hinaus, mittels der „Liebe“ die ganze Welt zur seligen *telos* zu verschmelzen, die da gleichzeitig dem Verstande Ursache und dem Wollen Zweck des Kosmos ist; die Welt will also Idee des Wollens werden. Wenn der Verfasser damit angefangen hat, den Willen als das Primäre zu nehmen (der Hungerige will die subjektiv-objektive Erkenntnis der körperlichen Befriedigung, S. 1), so endet er zur Abwechslung damit, daß er die Erkenntnis primär setzt (das Tier ist hungrig, d. h. es erkennt, daß es will, nämlich das subjektiv-objektive Gefühl der Befriedigung, S. 38). Charakteristisch für den Herrn Verfasser ist die Überheißung der *Synonyma*, z. B. so: „Was ist nun das metaphysische Substrat des Geistes, des Intellectes, der Erkenntnis, der Form oder des Objectes vom Wollen? — Jedenfalls die Einheit, die Indifferenz dessen, als was der Wille, der Stoff, die Kraft erkannt wird“ — u. f. w. Einige Gedanken sind anregend weiter zu verfolgen, so die Ableitung des Bewußtseins aus dem Gefühl der Zustandsveränderung, auch

die Herleitung der Lebensphänomene aus den Nomenen der Phantasie im letzten Kapitel des etwas krausen, noch unselbstständigen Buches.

Bischof Dr. Reinens und der deutsche Katakolicismus von Willibald Beytschlag. (Berlin, Herrn. Baltzer, 1896.)

Professor Willibald Beytschlag, der heutige Rector magnificus der alma mater Hallensis giebt auf den zwanzig Seiten dieser kleinen Schrift ein knappes und würdiges Bild der deutsch-katholischen Bewegung und ihres jüngst zu Bonn verstorbenen Bischofs Dr. Reinens. Gegenüber der strupellos gehässigen Taktik, die Rom selber gegen diesen jüngsten, mein eigentlich ältesten Schöbling seiner annoch lebenskräftigen Wahrheitswurzel einhält, ist solch parteilose Würdigung der altkatholischen Sache aus protestantischer Feder doppelt sympathisch. Beytschlag legt die Gründe der geringen Ausbreitung des Katakolicismus kurz dar, erwähnt die wesentlichen Unterschiede, die den Deutsch-katholicismus vom römisch-katholischen Dogma trennen und erblickt in ihm den natürlichen Bundesgenossen in jenem Kampfe gegen die Verrottung des Christentums, in dem er selber zur Zeit wohl der geistvollste Kämpfer ist. Auch weist er mit Recht den gegen Reinens erhobenen Vorwurf der reformativen Halbheit zurück, hält vielmehr die der Zeit angemessene Begrenzung der innerkatholischen Reformation für sein Verdienst. Denjenigen Lesern, denen Beytschlag aus seiner langen Polemik mit Einig, vielleicht auch aus seinen jüngst eblernten Gedichten als vornehmer, durchgebildeter, durchaus deutscher Geist bekannt ist, sei auch dies Heftchen empfohlen. Der Stil hat eine kleine Unart; er gebraucht gern das Adjektiv mit vorgefügtem Artikel als Apposition, „der Erfolg war ein schwacher“, „der Protest war ein verhallender“ u.

Geläuterte Religion oder Rom Erzwungenen zum Ersehnten von

J. Mentz. (Saarbrücken, bei H. Klingebell, 1896.)

Der junge Föhn, der an unseren Domen und Kirchen rüttelt, ist allgemach so angekommen, daß auch in den fernsten Hütten der Schlichten und Einfältigen hier und da ein Hauch seines Weistes gespürt wird. Da kommen sie denn auch einmal auf den Kampfplatz mit ihrer schönen treuherzigen Ignoranz, die im Rockzipfel der Sache die Seele ahnt. Der Herr Verfasser ist religiös, aber anti-kirchlich gesinnt; der Inhalt des Festens kommt darauf hinaus, daß, „wie schon gesagt, im Mittelalter die Andersgläubigen verbrannt wurden“ — heut aber wir uns lieben möchten. Demgemäß sei in Liebe auch dies Buch hier empfohlen.

Theodor Lessing.

Vermischte Schriften.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Von Hermann Conrad. Berlin. H. Walter.

Ein rätselhaftes Dunkel liegt noch über der Entwicklung der eigenartigen Persönlichkeit Heinrich von Kleists. Was uns von ihm und über ihn erhalten ist, stammt zumeist aus den Tagen seiner tiefsten Verzweiflung und hat demgemäß seine Biographen zu einem wenig günstigen Urtheil über den Menschen Kleist veranlaßt. „Werther in leibhaftiger Gestalt“ nennt ihn Wilbrandt. Gegen diese Auffassung wendet sich Conrad im vorliegenden Hefte. Er bestreitet mit Recht, daß eine Werthernatur der Schöpfer der Hermannschlacht sein könne; er leugnet nicht die zahlreichen Fehler, die Kleist begangen hat, aber er sucht die Schuld nicht in einem pathologischen Charakter des Dichters, sondern in den ungelogen Verhältnissen jener Zeit. Aus diesem Gesichtspunkte giebt er eine gedrängte Darstellung von Kleists Leben und von zwei seiner Dramen, der Hermannschlacht und dem Prinzen von Homburg. Es weicht durch die vierzig Seiten etwas von der schneidigen Schärfe der preussischen Kadetten-

anstalt, wo dieser Vortrag gehalten worden ist, wie denn auch der Stolz auf den preussischen großen Dichter wohl der leitende Gedanke bei der Abfassung dieser Rettung gewesen ist.

Badener im Feldzuge 1870/71, persönliche Erlebnisse und Erinnerungen. Karlsruhe. Verlag von J. J. Neff.

10. Band. Erlebnisse eines Soldaten des 4. badischen Infanterie-Regiments von Ernst Hänfler.

11. Band. Erlebnisse eines badischen Bibelsboten von J. G. Lup.

12. Band. Der Karlsruher Männerhilfsverein im Kriege 1870/71 von Th. Cathiau.

Die fünfundschwanzigjährige Gedächtnisfeier des großen Krieges hat eine schier ungeheuerere Litteratur über unsere letzten Siege erzeugt. Man begnügte sich nicht mit der kritisch-gelehrten Darstellung aus der Feder des berufenen Geschichtsschreibers, unser subjektives Geschlecht heischte Schilderungen von Kriekämpfern, Leuten, die wirklich dabei gewesen waren und selbst durchlebt hatten, was sie erzählten. Überreichlich ist diesem Geschmade Rechnung getragen worden, fast jedes Winkelblättchen versorgte sich mit einem berichterstattenden „Kombattanten“, und viele mehr oder minder Unberufene veröffentlichten gar ihre Erlebnisse in Buchform. Vor mir liegen noch ein paar Spätlinge dieser letzten Gattung. Die beiden ersten teilen den großen fast allgemeinen Fehler dieser persönlichen Darstellungen: ihre Verfasser verstehen nicht, zu erzählen; sie halten sich bei Nebensachen auf und gehen über das, was dem Leser gerade wichtig wäre, mit ein paar kurzen Worten hinweg. Der Kunstmalter Hänfler vom vierten badischen Infanterieregiment ist verhältnismäßig stark ins Feuer gekommen. Er hat erst vor Straßburg mit gelegen und dann die endlosen Hin- und Hermärsche an der französischen Südobergrenze, sowie die Schlacht bei Belfort mitgemacht. Seine Darstellung ist noch leidlich, er ist kein schlechter Beobachter und

weiß bisweilen durch Einschlebung kleiner anekdotenhafter Züge zu fesseln. Von geradezu tödlicher Langweiligkeit sind die Erlebnisse des badischen Bibelboten Luz, der weiter nichts zu erzählen hat, als wie viel Testamente er hier verkauft, wie gut oder schlecht er dort gegessen und da geschlafen hat. Ich begreife nicht, wie man überhaupt die Truderschwärze an dieses Buch hat verschwenden können. Die Geschichte des Karlsruher Männerbittvereins von Th. Cathiau ist eine aktenmäßige Darstellung von der Entstehung und der opferwilligen Wirksamkeit dieses Vereins in den beiden Kriegsjahren nebst einem kurzen Überblick über seine weitere Thätigkeit. Trotz der echten Begeisterung, die aus jeder Zeile spricht, wo der Verfasser selbst zu Worte kommt, kann das Buch eine Verbreitung über die rotgelben Grenzspähle hinaus nicht beanspruchen; für die badische Landesgeschichte wird es zweifellos einmal von Wert sein.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Stuttgart. Belfersche Verlagsbuchhandlung.

Heft 151. Die Grenzen der freien Forschung und der Lehrfreiheit in der Kirche. Von Th. Jr. Meyer.

Heft 152. Die öffentlichen Feste des deutschen Volkes. Wie sind sie zeitgemäß umzugestalten und zu wahren Volksfesten zu machen? Von Erhard Kiefner.

Ich vermag zunächst nicht einzusehen, was der Inhalt des ersten Heftes mit den Zeitfragen des christlichen Volkslebens zu schaffen hat. Die Grenzen der Lehrfreiheit in der Kirche gehen doch nur theologische Fachleute an, und der Verfasser wendet sich meist auch geradenwegs an sie, der Mehrheit der Laien fehlt für die Lösung dieser Frage nicht nur das Interesse, sondern vor allem das Verständnis. Meyer versucht „festzustellen, welcher Spielraum der Theologie als der Wissenschaft der Kirche gelassen, welche Normen ihr gesetzt sind“, und er findet dafür dreierlei Normen:

juristisch-dogmatische, erkenntnis-theoretische und religiös-sittliche. Er ist nicht glücklich gewesen in der Wahl seiner Einteilung, denn indem er als einzig juristisch-dogmatische Norm die Bibel erkennt, macht er die besondere Hervorhebung der religiös-sittlichen im Grunde überflüssig, da sie ja von der Theologie einzig aus der Bibel abgeleitet werden. In den erkenntnis-theoretischen kämpft der Verfasser gegen die Abhängigkeit, in welche die Theologie von den Naturwissenschaften der historischen Kritik und der Philosophie geraten ist; er bleibt ziemlich sachlich, aber mir scheint, als ob er nicht immer auf der Höhe der neuesten Forschungen stünde.

Eine wirklich tief ins Volksleben eingreifende Frage behandelt die Schrift Kiefners, aber so sehr ich auch von der allmählichen Verflachung unserer öffentlichen Feste überzeugt bin, so kann ich doch die Mahnen, die Kiefner für deren Umgestaltung vorzeichnet, im allgemeinen nicht mit betreten. Er sieht die Dinge durch die schwarzen Brillengläser des Theologen und tritt schon an ihre Prüfung mit einer vorgefaßten Meinung heran. Der grobsinnliche Charakter des Volkes ist ihm unfehlbar, die derbe, ungeschlachte Art seines Genusses und seiner Freude roh und gemein; daß der körperlich schwer Arbeitende eine andere, einfachere, mehr körperliche Erholung bedarf als der verwöhnte Kultur-mensch mit seinen überfeinerten Nerven, bedenkt er nicht. Er ärgert über den riesigen Durst der Leute, über Freiluftzert, Vogelschießen und Vordierfest, er eisert gegen die harmlosen Bänkeltänzer und das lustige Artistenvöllchen mit seinen Sprüngen und Vorträgen, und die Masse, die an all dem Gefallen findet, hält er für „zu sehr übersättigt, überreizt und entmerzt“. Die erste Hilfe erwartet er von Staat, Kirche und Schule; strengere polizeiliche Überwachung und verschärfte Geseze gegen Trunksucht und Unfehlbarkeit — damit hofft er das Volk zu heben! — Seine Einzelvorschläge, die sich meist nur auf die Umgestaltung

gewisser süddeutscher Volksfeste beziehen, gehen nicht wesentlich über das hinaus, woran schon Ludwig Zahn in seinem „deutschen Volkstume“ mahnte: Pflege der Wettspiele, des Wettbringens und Preisturnens, sowie der Volksaufführungen.

Karl Credner.

Französische Litteratur.

Gyp, „Le Bonheur de Ginette“ (Paris, Lévy). — Die unerschöpfliche Arbeitskraft und Arbeitslust, die die Gyp in ihrem literarischen Schaffen beihängt, wirkt geradezu verblüffend; fast ohnegleichen in der Litteratur ist es aber, daß sie sich dabei die frische Originalität ihrer Wesensart und das Sprühfeuer ihrer geistfunkelnden Einfälle im Laufe der Jahre so kräftig bewahrt hat, daß man in dem lepterschienenen der Bücher, die sich Schlag auf Schlag folgen, zugleich auch die beste und ausgeglichene Leistung der schaffensfreudigen Schriftstellerin zu sehen vermerkt, die auf dem ausgedehnten Gebiet der neuzeitlichen Romaneilitteratur ein kleines Feld für sich abgrenzte, auf dem sie als souveräne Herrscherin schaltet. Ihr neuestes Werk bietet mehr als ein buntes Allerlei von lose aneinandergereihten Gesellschaftsbildern und satirischen Randbemerkungen, es ist ein in sich geschlossener, mit virtuosem technischem Geschick komponierter Roman, der uns in dem sorgsam ausgeführten Charakterporträt der Heldin den Typus der modernen Frau von dreißig Jahren vor Augen stellt. Ginette de Thière hat das Unglück, die Leute, unter denen sie dahingeheitert, geistig und seelisch weit zu übertragen. An der Seite ihres steifsteinerne Watten, eines Pachzigeplars des herzenskalten korrekten Mannes von Welt, erfüllt sie gelangweilt und interesselos die Anstandspflichten ihrer gesellschaftlichen Stellung und bemüht sich nach Kräften, unter den Puppen des Salons die Rolle der Puppe zu spielen. Immer auf der Suche nach dem Glück und halb verschmachtet vor ungestillter Sehnsucht be-

gegnet sie dem Mann, der die Ergänzung ihres eigenen Seins bildet. Endlich hat sie das Glück gefunden und mit der Herzensangst einer Ertrinkenden klammert sie sich an den Erretter aus tiefer Not, in dessen Armen sie sich für die Entbehrungen ihrer langjährigen Herzens einsamkeit zu entschädigen hofft. Allein das erbarmungslose Schicksal reiht die beiden Liebenden, kaum daß sie sich gefunden, schon wieder auseinander und stößt die arme Ginette wieder zurück in das Nichts ihres standesgemäßen Daseins, dessen Last sie jetzt, wo sie das Glück kennen gelernt hat, kaum wird weiter tragen können. Es versteht sich, daß die Verfasserin ihrer Aufgabe nicht mit dem schweren Rüstzeug der tiefgründigen Seelenanalyse zu Leibe geht; sie tritt nicht mit der Annäherung des gelehrten Blaustrumpfs auf, der sich bemüht sieht, einen neuen Beitrag zur Psychologie der modernen Liebe zu liefern, nein, sie begnügt sich in richtiger Würdigung ihres Talentes damit, ein gutes, lebendiges Buch zu schreiben, aus dem in jeder Zeile das kluge Verständnis einer welt- und lebenskundigen Frau spricht. Und damit dem Drama das spasshafte Satirspiel nicht fehle, geht neben der Haupthandlung die lustige Pantomimie des würdigen Herrn de Thière nebenher, in der sich die gute Laune und der prächtige Humor der lachenden Philosophie von ihrer besten Seite zeigen. Alles in allem: ein echter und rechter Gyp, und deshalb ein Buch, das den zahlreichen Verehrern der geschätzten Schriftstellerin willkommen sein wird.

Der Roman, den Paul Adam unter dem Titel „La force du Mal“ bei Colin & Cie. in Paris erscheinen ließ, ist zweifellos von den Werken, die der Romanschriftsteller bisher veröffentlichte, dasjenige, das das allgemeinste und menschlichste Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. In einem Orte des französischen Flanderns ist die Cholera eingezogen. Ein junger, von edlem Streben erfüllter Arzt kämpft mit dem ganzen Aufgebol seiner Kräfte und

seiner Wissenschaft gegen das physische und moralische Feind, gegen die apathische Saumseligkeit der einen und die krasse Ignoranz der andern an. Eng verknüpft mit der Schilderung dieses Kampfes, in dem der Gegensatz der beiden, den Schauplatz der Handlung bevölkernden Klassen scharf zum Ausdruck kommt, ist die tragische Herzengeschichte des Arztes, der lieber die Erwähnte seines Herzens zu einer Konventionzweige zwingt, als daß er auf das Mädchen, das seine Liebe nicht zu erwidern vermag, verzichtet. Ein herber Pessimismus ist die Grundstimmung der Erzählung, die sich als die schäpferische Arbeit eines Künstlers charakterisiert, der es ernst mit seiner Kunst nimmt, und dem nicht die Lust am Fabulieren allein die Feder in die Hand drückt.

Dieser letzteren verdankt dagegen die Liebes- und Ehebruchsgeschichte „Ambitieuse“ von Jane de la Vaudère (Paris, Ollendorff) wohl in erster Linie ihr Entstehen. Jane de la Vaudère hat eine ganze Reihe von poetischen Werken, Romanen und Theaterstücken verfaßt, die alle den sicheren Geschmack und die routinierte Hand eines talentvollen Schriftstellers erkennen lassen. „Ambitieuse“ macht in dieser Beziehung keine Ausnahme von der Regel. Eine hübsch erdachte, der gehörigen Dosis rührseligen Sentimentalität nicht entbehrende Handlung, geschickte Führung und Entwicklung der flott erzählten Geschichte, glatt und geleckt gemalte Augenblicksbilder aus dem Gesellschaftsleben des vornehmen High life, eine nicht gerade vertiefte, aber auch nicht allzu oberflächliche Charakterisierung, das alles sind Vorzüge, die das Glück eines Romans ausmachen, der wie der eben genannte nur dem reinen Unterhaltungszweck dienen will.

„Monté-Léone“ ist der Haupttitel einer Folge von Romanepisoden von Paul d'Aigromont, deren beiden ersten Teile zu einem Bande vereint in der Pariser „Librairie illustrée“ zur Ausgabe gelangten. Die Untertitel der beiden Ab-

teilungen „Mortelle Intrigue“ und „Le Fou“ im Verein mit der bombastischen Bezeichnung des Ganzen als „Grandroman dramatique“ lassen keinen Zweifel über die Natur und den Kunstwert dieser Schöpfung. Herr d'Aigromont hat eine blühende Phantasie, von der er im Interesse sensationslüsterner Feuilletonleser den ausgiebigsten Gebrauch macht. Dank dieser glücklichen Beanlagung hat er einen Sensationsroman zu Stande gebracht, der in Bezug auf romantische Verwickelungen und aufregende Situationen das Unmöglichste leistet, und der deshalb auch nur von jenen harmlosen Leuten nach Verdienst gewürdigt werden wird, die ein gut Teil plumper Rache und billiger Effekthascherei gern mit in den Kauf nehmen, wenn es der Autor nur versteht, ihr Interesse dauernd rege zu erhalten.

Die geschichtliche Erzählung „Drapaux ennemis“ von Ernest Daudet (Paris, Plon) bildet einen weiteren Band der Romanreihe, in der der verdienstvolle Autor seine umfassenden Studien über das Zeitalter des ersten Napoleon verwertet. In den Mittelpunkt des Romans stellt der Autor einen Adjutanten Napoleons, der aus den Reihen der Verschwörer und gut königlich gesinnten Aristokraten hervorgegangen ist, während sich in einer Zahl von lebendig gezeichneten Charakterfiguren der royalistische Geist verkörpert, der die Kreise der Chouans und Emigranten besetzte. Die dramatisch bewegte Handlung, deren treibende Motive Politik und Liebe bilden, führt dem Leser die weltgeschichtlichen Ereignisse vor Augen, die sich in den Jahren von 1800—1815 abspielten.

„Tableaux vivants“ nennt Aurélien Scholl sein neuestes Buch, das bei Charpentier in Paris soeben erschienen ist. Der Band enthält eine bunte Sammlung von allerlei literarischen Kleinigkeiten, die eine anerkannte Spezialität des geschätzten Pariser Causeurs bilden. Leicht und gefällig geschriebene Feuilletons, graziose Skizzen aus dem großstädtischen

Leben, humoristische Improptus, pikante Gauloiserien wechseln mit ernsthaften Geschichten und fein pointierten Novellen, in denen die Tragik des Lebens oft einen erschütternden Ausdruck findet. Schöns liebenswürdiges Buch ist die willkommene Gabe eines Künstlers, der unter den „fantaisistes“ der Gegenwart der besten einer ist.

Maurice Maeterlinck, „Le Trésor des Humbles“ (Paris „Mercure de France“). Der Band enthält eine Reihe von Studien und Aufsätzen, die zur Evidenz weisen, daß der Essay Maeterlincks starke Seite nicht ist. Von dem intimen Stimmungsbreis, dem Duft und dem zart abgetönten Kolorit der Darstellung, die den poetischen Schöpfungen des viel gefeierten und viel geschmähten Dichters ihr eigenartiges Gepräge geben, ist hier nichts zu verspüren, dafür machen sich die schmelzige Diktion und die nebelhafte Verschwommenheit der Sprache, die das Ganze im unklaren Halbdunkel eines dümmenden Zwielichts erscheinen lassen, so störend bemerkbar, daß man seine liebe Not hat, sich durch den Dunst glücklich hindurchzuschleichen. Und ist man endlich so weit gekommen, so fragt man sich kopfschüttelnd, was der Titel eigentlich zu bedeuten, und in welchem Zusammenhange er mit dem Inhalte stehen mag. — Im gleichen Verlage veröffentlichte Pierre d'Alheim, der geschätzte Verfasser des „Jargon jobelin de Maistro François Villon“, eine Biographie des russischen Komponisten M. P. Mussorgski („Moussorgski“), die den pietätvollen Zweck verfolgt, das künstlerische Wirken eines Tonsetzers, dessen Ruf über die Grenzen seines Vaterlandes nicht hinausgedrungen ist, zu Ehren zu bringen. Das Buch sei der Aufmerksamkeit aller Musikfreunde bestens empfohlen.

Henri Rochefort hat sich endlich entschlossen, auch unter die Remoiten-schreiber zu gehen und die Geschichte seines sturmbelegten Lebens zu schreiben. Der erste Band dieser mit degreiflicher Neu-

gierde erwarteten „Aventures de ma vie“ ist jedoch im Verlage von Dupont in Paris zur Ausgabe gelangt, er enthält die Jugendgeschichte des streitbaren Kämpfers und den Bericht des ersten Teiles seiner journalistischen Kampagne, der mit der Beschlagnahme der „Lanterne“ und der Flucht Rocheforts nach Brüssel seinen Abschluß findet. Wenn der Autor in der Vorrede seiner Befürchtung Ausdruck giebt, er möchte das Schicksal des seine Bedeutung überschätzenden Renommisten teilen, der die Leute Jahr aus Jahr ein mit der Bemerkung haranguierte: „Ach, wenn ich Euch einmal von meinem Leben erzählen wollte!“ und der dann, beim Wort genommen, endlich seine Drohung zur Ausführung bringt, um mit Entsetzen wahrzunehmen, daß seinen Zuhörern diese Lebensgeschichte gar nicht so interessant erscheint wie ihm selbst, so wird ihn der Erfolg seines Buches darüber belehren, daß er sich jeglicher Sorge in dieser Hinsicht entziehen darf. Der Mann, der sich auf den verschiedensten Gebieten der schriftstellerischen Thätigkeit versuchte, der in seiner „Lanterne“ das zweite Kaiserreich mit unbarmherzigen Nabelstichen verfolgte und Napoleon III. durch einen planvoll geleiteten journalistischen Guerillakrieg ständig in Atem hielt, der als Politiker bald oben, bald unten, aber stets am exponiertesten Punkte stand und stritt, hat in der That das Recht und die Pflicht, von seinem Wirken öffentlich Rechenschaft zu geben und die Geschichte eines Lebens zu erzählen, das gleichzeitig auch die Geschichte der französischen Politik der letzten Jahrzehnte wieder spiegelt. Rochefort stets schlagfertiger Witz, der beißende Hochn und die temperamentvolle Verve seiner Darstellung geben auch der Schilderung seiner „Lebensadventure“ einen eigenen Glanz und Farbe und tragen wesentlich dazu bei, dem Buche den Reiz eines fesselnden Romans zu verleihen, der uns ein Stück Menschen- und Zeitgeschichte im Lichte geistvoller Lebensde-

obachtung vor Augen stellt. Ich werde nicht verfehlen, auf das hochbedeutende Memoirenwerk zurückzukommen, sobald es erst abgeschlossen vorliegt.

Gustavo Isambert, „La vie à Paris pendant une année de la révolution“. (Paris, Alean.) Isambert rekonstruiert uns hier nach den authentischen Dokumenten der Zeit ein Bild des Pariser Lebens, wie es sich zwischen dem 21. Juni 1791, dem Tag, der die Franzosen ihres Königs beraubte, und dem 20. Juni 1792, dem Datum des ersten Tuileriensturmes, abspielte. Der Autor denkt sich in die Rolle eines gesälligen Führers, der den eden mit der Post angekommenen Fremden in Empfang nimmt, um ihm bei seinen Wanderungen durch Paris als freundlicher Cicerone zu dienen. — Im gleichen Verlage erschien sechsen der zweite Band der „Oeuvres complètes de Maria Deraismes“, der die „Eve dans l'humanité“ und die „Droits de l'enfant“ zum Inhalt hat.

Roger Peyre, Napoléon et son temps. Bonaparte. Livre illustré de 159 gravures d'après les documents et les monuments de l'Art (Paris, Vibot). — Die Neuausgabe dieses im Jahre 1888 erschienenen hervorragenden Prachtwerkes, das der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Napoleonsbüchern geworden ist, wird in der Welt der Bücherfreunde mit Dank begrüßt werden. Das Buch ist auch heute noch weder in textlicher, noch in illustrativer Hinsicht von keiner der zahlreichen Arbeiten, die den gleichen Gegenstand behandeln, übertroffen. Der Text ist ein Muster objektiver, auf sorgfamer Quellenforschung beruhender Geschichtsdarstellung, und die Illustrationen reproduzieren nicht allein die Hauptwerke der Kriegs- und Schlachtenmaler der Zeit, sondern geben uns in ihrem Zusammenhange eine umfassende Übersicht über das Kulturleben am Anfange unseres Jahrhunderts.

„Précis historique de la littérature française“ par W. Gobert (Stutt-

gart, Hobbing & Büchle). — Das Büchlein enthält die Vorlesungen, die der Verfasser in seiner Eigenschaft als Literaturprofessor an einem Lehrerinnenseminar gehalten hat und ist in erster und wohl auch einziger Linie dazu bestimmt, den Schülerinnen derartiger Lehranstalten als Leitfaden zu dienen. Mehr als eine bloße Aufzählung von Namen, Buchtiteln und Jahreszahlen darf ein halbwegs Einsichtiger von solchen literaturgeschichtlichen Handbüchern, die wie das ebengenannte nur für den Schulgebrauch bestimmt sind, nicht verlangen.

„Les Lundis de Caran d'Ache“ betitelt der beliebte Karikaturist seine neue, bei Plon in Paris erschienene Sammlung von Wüdehumoresken, die er für die Kinder von vierzig Jahren und darüber bestimmt. Die Tagesereignisse und all die tausend Pücherlichkeiten unseres politischen, literarischen und sozialen Lebens bilden den dankbaren Gegenstand dieser satirischen Wochenschau, die wir der übermühtigen Laune des beliebten Zeichners verdanken.

A. G — tze.

Portugiesische Litteratur.

Aus der Fülle der poetischen und sozialpolitischen Werke, die mir vorliegen, greife ich zunächst die große epische Dichtung „A Paqueta“, das Lebenswerk von Baltho Pato heraus, ein Gedicht in sechzehn Gesängen, dessen erste Gesänge im Jahre 1856 gedichtet, dessen letzte 1894 veröffentlicht wurden. Das Werk nimmt wie Byrons „Don Juan“ und Ariosts „Orlando“ einen ersten Platz in der Litteratur ein. „Paqueta“ hat einen lebendigen Stil; die Verse, zum großen Teil Oktaven im angenehmen Wechsel mit Sech- und Vierzeilern, sind von hoher poetischer Schönheit. Durch die Dichtung geht die Kraft des Lebens, der Wirklichkeit, durch die Poesie veredelt. Keine uns fremde, fernliegende Darstellung, nicht eine Schilderung von Personen, Scenen und Landschaften, die nur in der Phantasie des Dichters leben,

sondern atmendes Leben, Naturbilder, die wir sehen, begreifen, uns an ihnen beglücken, Charaktere, die wir zu kennen meinen, weil wir Jüge unseres Ichs in ihnen wiederfinden. Bewundernswert beachtet der Dichter den weiblichen Charakter. Jede noch so verborgene Eigenart, jede Schwäche, die heldenhafte Größe, die sich im Kleinen bewährt, fällt uns bei den Heldinnen, Paquita, Adellina, Germinia, Angelina, ins Auge. Der Abschied des Helden „Pepe“ von seiner Paquita ist in bezaubernden Farben und Tönen gegeben. Und gerade diese beiden Hauptpersonen des Werkes sind auch als jugendliche Verführung der Menschheit gedacht. Aus einem Feuilleton, das der bedeutende Schriftsteller Rebello da Silva nach dem Erscheinen der ersten Gesänge im „Diario de Noticias“ veröffentlichte, entnehme ich folgendes: „Paquita“ nähert sich in der äußern Form, im Aufbau mehr Byron's „Don Juan“ als Ariosto's und Bojardo's „Orlando“. Anders könnte es gar nicht sein. Zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert gähnt ein bodenloser Abgrund der Gedanken, Tendenzen und Sitten. Aber sowie man die intime Organisation der beiden Dichtungen studiert, sieht man die großen Unterschiede, die sie trennen. Wenn der D. Juan des Sängers von Child Harold nicht Mozarts und Rossini's D. Juan gleicht, so auch Pepe in der „Paquita“ nur insofern, daß beide Spanier sind, beide Abenteuern nachgehen, und beide erotisch angelegte Naturen sind. Byron legt in die sechzehn Gesänge seines „D. Juan“ die Substanz seiner skeptischen Philosophie nieder, ergoß die Bitterkeit einer verwundeten glaubenslosen Seele, alles Gift des metaphysischen Geistes über die reinsten und edelsten Gefühle. . . . Pepe ist nicht der Sohn des Unglaubens. Er tritt durch das Thor der Morgenröthe in das Leben. Alle Schönheiten, alle Illusionen lächeln ihm. Er nippt wie ein Schmetterling von den Blumen, der Duft derauscht ihn, der Glanz schöner Augen reißt ihn fort. Ita-

lisches Blut fließt in seinen Adern. Märchenhafte Träume beherrschen, von goldigen Wolken eingehüllt, seine Seele. In seiner Brust verbämmert das Bild einer einzigen Liebe durch die Vision einer andern. Sinnlich wie D. Juan, aber von einer poetischeren Sinnlichkeit, geht er durch die physische Leidenschaft zur Ekstase platonischer Liebe über. Castellaner, der an Gott und seine Dame glaubt, bereit, für beide zu sterben, greift er zum Regen mit demselben Blick wie zur Gitarre, erlebt er tausend Idyllen, die er im Gebet vor dem Kreuz vergißt. Pepe's Individualität bildet die Einheit des Gedichts. In allem andern ist Abwechslung und unendliche Freiheit. . . . Original in der Idee, durch und durch peninsular in den Formen, in der Sprache, in den Affekten, wird „Paquita“ leben, so lange man Camões' Sprache schreibt, ein bleibendes Werk. Die kleinen Fehler kann der Dichter von Auflage zu Auflage ausmerzen, um so leuchtender werden die Schönheiten hervortreten.“ Und der viel zu früh dahingegangene Alejandro Ferruciano, der die Wahrheit liebte und die Heuchelei verachtete, sagte u. a. über „Paquita“: „Sie gehört jener italienischen Schule an, bewundernswürdig durch ihre feinen Charaktere, Abwechslung und Einfachheit, eine Schule, die mit feiterer Treue das wirkliche Leben zu malen verstand, die in derselben Strophe lachte und weinte, bevor Shakespeare in demselben Akte, derselben Scene lachte und weinte, eine Schule, die uns Camões nicht gab, denn das Genie schickt Gottes Mitleid den Nationen, die in langam schmachtvoller Agonie sterben, um ihnen das Graubal mit einem Ruhmesstrahl zu beleuchten. „Paquita“ ist ein Protest gegen die französische Poesie, die uns überschwemmt, und die uns, aller metrischen Harmonien dar, von einer Raritätur in die andere schleudert. . . .“

Außer diesem großen poetischen Werk hat der nun siebenundsechzigjährige Dichter verschiedene Bände Poesien herausgegeben, unter welchen besonders hervorzuheben sind:



„Versos“ (2 Bände), „Canções da tarde“, „Cantos e satiras“, „Flôres agrostes“. Auch Theaterstücke dichtete er und machte sich um die Übersetzung Schafspearscher Dramen und Lamartines „Graziello“ verdient. Noch arbeitet der Dichter in ungeschwächter Schaffenskraft und erfreut sich mit vollem Recht als Dichter und als Mensch der gleichen Sympathien in seinem Geburtslande (Spanien) wie in seinem Adoptivvaterlande Portugal.

Wer ist der Dichter, der seinen Namen durch die Verse in diesem kleinen supermodernen Hefte „Azul“ verdient hat? Antonio de Oliveira Soares. Äußere Merkmale dieses „Azul“ (Coimbra Livraria Portuguesa o Estrangeira do Manuel d'Almeida Cabral) sind schönes unbeschmittenes Papier und wunderniedlicher Druck. Die Rückseite des Hefes trägt die Bezeichnung „Litteratura decadente“. Auch ohne diesen Vermerk begreift man, daß man es mit einem Delatent zu thun hat, man erkennt ihn bald aus den feinen, formschönen, farbigen und duftlühenden, oft inhaltsarmen Poesien. Aber unverkennlich bleibt meinem schwerfälligen nordischen Hirn, wie man zehn — sage und schreibe zehn Gedichte herausgeben kann. Da wart' ich doch, bis ich dreimal, viermal, fünfmal zehn solcher entzündenden Gedichte vereint habe. Antonio de Oliveira Soares würde mir vielleicht sagen, daß es mich absolut nichts angehe, wie viele Gedichte in seinem „Azul“ stehen. Er hätte recht damit. Hoffentlich lehrt uns die Zeit, daß dieser echte Dichter mit glücklichem Erfolge die Staffeln seines jungen Ruhmes ersteigt.

Neben einem patriotischen Eufus von Stropfen, die unter dem Titel „Um Grito“ (Typ. do Commercio de Portugal-Lisboa) erschienen und der portugiesischen Jugend gewidmet sind, habe ich noch ein großes Gedichtbuch von Luiz Osorio hier. Luiz Osorio? ja, der brillante Redner, welcher im Januar bei Gelegenheit des Sieges der Portugiesen in Afrika und der Befangenahme des wilden Häuptlings

Gungunhana im Abgeordnetenhaus in Alfadon der im Laufe der letzten Jahre verstorbenen geistigen Kämpfer gedachte, er hat die Alma Lyrica (Lisboa. Livraria de Antonio Maria Pereira) geschrieben. Das Buch zerfällt in drei Teile, von welchen mir der dritte Teil „No rio“ am besten gefällt. Gewiß sind unter den gemischten Gedichten warm empfundene Verse, die sowohl von der hohen Begabung des Dichters Zeugnis geben, als auch von der Meisterschaft, mit welcher er die Sprache in der Gewalt hat; aber von seiner Eigenart sprechen jene Poesien „auf dem Flusse“. Das Wasser mit seinem unergründlichen Zauber, das Wellenspiel mit seinen Farbentönen, die Melancholie, die ihn, uns alle mehr oder weniger erfüllt, begeistern den Dichter zu herrlichen lyrischen Liedern, die wir wieder und wieder mit stillem Entzücken lesen.

H. W.

Bibliographie.

Vom 15. Februar bis zum 15. März sind bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ folgende Schriften eingegangen:

Th. Agell: Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. — Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1896.

Agropolitische Aufsätze. Ein Beitrag zur badischen Agropolitik von *.*. — Heidelberg, Verlag von J. Hörning, 1896. — Preis 1 Mark.

Aufgelesen auf dem Lebenspfade von einem irrenden Wanderer. — Kassel, Verlag von Max Brunnemann. — Preis 1 Mf.

Avonianus: Dramatische Handwerkslehre. — Berlin 1895; Verlag von Hermann Walther. — Preis 5 Mark.

Adolf Bartels: Aus tiefer Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Mit dreißig Dichterbildnissen von Edmann Wagner. — Vahr, Moritz Schauenburg, Verlagsbuchhandlung. — Preis eleg. gebunden 3 Mf.

Otto Julius Bierbaum: Die Freierfahrten und Freiermeinungen des weidwiesigen Herrn Pantrajius Graunzer, der schönen Wissenschaften Doktor, nebst einem Anhang, wie schließlich alles

ausgelaufen. — Verlag des „Vereins für freies Schrifttum“, Berlin, 1896. — Preis 4 Mark.

E. Böschstein: Fort mit dem Steuerzettel. Ein steuerpolitischer Vorschlag. — Zürich, Albert Müllers Verlag, 1895. — Preis 50 Pfg.

Dr. Fred Bon: Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1896. — Preis 4 Mark.

Otto Bülow: Sozialer Aufruf an das deutsche Volk. — Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach, 1896. — Preis 50 Pfg.

Dr. Carpin: Frauenstudium, Sittlichkeit und Sozialreform. Ein Mahnruf an Deutschlands Gesetzgeber. (Ausflug akademischer Broschüren, Heft XI.) — Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag. — Preis 60 Pfg.

Faul Carus: Goethe und Schillers Xenions selected and translated. — Chicago, The open court publishing Company, 1896.

Dr. Bernhard Cohn: Vor dem Sturm. Erste Mahnworte an die deutschen Juden. — Fr. Besemanns Verlag, Berlin W. 30.

C. Gayer: Nur ein Modell. Zwei Anekd. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 4 Mark.

H. Gebert: Précis historique de la Littérature française. — Stuttgart, Göbbing und Wüchle, 1896.

Jannie Gröger: Himmlsgeschichten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 2 Mark.

Albert Grün: Aus der Werdeszeit. Gedichte. — Berlin, 1896. — Verlag von Karl Georg Wegandt. — Preis 1,50 Mark.

Olof Hellgren: Aus den Memoiren eines Laubfrosches. — Clarus u. Leipzig, Schwelzer Verlags-Anstalt (B. Vogel). — Preis 3 Mark.

Theodor Herzl: Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. — Leipzig und Wien, 1896. R. Breitensteins Verlagsbuchhandlung, Wien IX, Währingerstraße 5. — Preis 1 Mark.

Max Kempners-Hochstädt: Medea. Modernes Schauspiel in vier Akten. Mit dem Porträt des Verfassers. — Berlin

und Leipzig, F. Trautwein'sche Buchhandlung (L. Wendtner), 1896. — Preis 1 Mark 50 Pfg.

Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Zweites Buch. Geschichte des Materialismus seit Kant. Fünfte (wohlfeile und vollständige) Auflage. Mit dem Stahlstich-Porträt des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von Hermann Cohn, Professor der Philosophie. — Leipzig, Verlag von J. Neudecker, 1896.

Theodor Lessing: Das Recht des Lebens. Drama in vier Akten. — Brackes Rubinverlag, München.

Guy de Maupassant: Die Erbschaft. Deutsch von Karl Rosner. — Berlin, Schuster & Köfler, 1896.

Georg Ludwig von Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt. — Zweite Auflage mit einleitendem Vorwort von Heinrich Cunow. — Wien, 1896, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). — Preis 5 Mark.

Wilhelm Megger-Bohrt: Zahnarzt Kleinbach. Roman. — Leipzig, Verlag von Felix Simon. — Preis 3 Mark 50 Pfg.

Dr. Max Möller: Studien zum „Don Karlos“. Nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuskript (erster Druck). — Greifswald, Verlag und Druck von Julius Abel. — Preis 4,80 Mark.

Pestalozzi's sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Dr. H. Morf und Dr. O. Hunziler herausgegeben von L. B. Schaffarth. — Neunzehnter Band, Lieferung 4—8. — Plegnitz, 1895, Druck und Verlag von Carl Schaffarth. — Preis pro Lieferung 60 Pfg.

Georges Pictot: Der Kampf wider den Umsturz. Aus dem Französischen übertragen von Eduard Goldbeck. — Berlin, Fussingers Buchhandlung, 1896. — Preis 1 Mark.

S. Prjzbyšzewski: Im Raistrom. Roman. — Verlag des „Vereins für freies Schrifttum“, Berlin W., Wiedtichstraße 35. — Preis 3 Mark.

Leon Rictor: Des Bases classiques Allemandes. Histoire de l'enseignement en Allemagne des origines aux temps modernes. — Paris, Librairie

de la France Scolaire, 1896. — Prix: 75 centimes.

Wilhelm Kuland: *Riviera-Skizzen*. — Olarus und Leipzig, Schweizer Verlags-Anstalt (B. Vogel). — Preis 2 Mark.

Dr. med. L. Salzer: *Die wissenschaftliche Grundlage der Theosophie*. In autorisierter Übersetzung von Ludwig Deinhardt. — Leipzig, 1896, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 1 Mark.

Emilie Scheel: *Am Edderstrand. Ein Sang aus dem Kattenland*. — Kassel, 1896, Verlag von Max Brunnemann. — Preis 2 Mark.

Carl Scholl: *Religion auf Kommando! Die neuesten Vorgänge in Preußen*. — Bamberg, Verlag und Druck der Handelsdruckerei. — Preis 30 Pfg.

L. W. Seyffarth: *Pestalozzi in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung*. Nach Vorträgen zur Feier des 100. Geburtstages Pestalozzi gehalten in Regnitz und Charlottenburg. — Regnitz, 1896, Druck und Verlag von Carl Seyffarth. — Preis 50 Pfg.

L. W. Seyffarth: *Frau Pestalozzi, Anna geb. Schulthess. Ein Lebensbild*. — Regnitz, 1896, Druck und Verlag von Carl Seyffarth. — Preis 50 Pfg.

Konstantin Eschluschkewsky: *Der Professor der Unsterblichkeit. Eine*

Erzählung, aus dem Russischen übersezt von Dr. Alexis Lupus. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung. — Leipzig und St. Petersburg, Verlag von Carl Ritter, 1896. — Preis 2 Mark.

Thaddeus P. Thomas, Ph. D.: *The City Government of Baltimore*. — Baltimore. The Johns Hopkins Press.

E. Feld: *Alles wohl an Bord! Roman*. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Benschheimer, 1896. — Preis 4 Mk.

Dr. Leo Verkauf: *Sozialreform in Osterreich. Eine Kritik der jüngsten Gewerbenovelle*. Vortrag. — Wien, 1896, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). — Preis 10 Kr.

Julius von Werther: *Eine anständige Frau*. — Stuttgart, Verlag von Adolf Benz & Co., 1896. — Preis 3 Mark 60 Pfg.

Ernst Wolfram: *Bürgerzopf. Schauspiel in vier Aufzügen*. — Karau, Druck und Verlag von H. H. Sauerländer & Co., 1896. — Preis 2 Mark.

Rendant Max Zimmermann: *Vohheit oder Unkenntnis? Eine Entgegnung auf die beiden Flugchriften des ehemaligen bayerischen Premierleutnants Rud. Krafft „Glänzendes Elend“ und „Kasernen-Elend“*. — Berlin, Fussingers Buchhandlung, 1896. — Preis 1 Mark.

Mit dem 1. April 1896 ist die „Gesellschaft“ in den eigenen Verlag des seitherigen Schriftleiters übergegangen.

Wir bitten, von nun an sämtliche Manuskripte, Bücher, z. Sendungen ausschließlich an

**Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.



Dr. C. J. F. Faischley.



Panoptikum.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)



ir haben wieder einmal Messe in Leipzig.

Trotz dem feinen Sprühregen drängen sich die Menschen — zum Teil recht fragwürdige Gestalten — zwischen den schmierigen Leinwandzelten und Bretterbuden, deren grell bemalten Morithatenbildern die Käse für kurze Zeit eine gewisse brutale Farbenfrische verleiht.

Es riecht nach feucht gewordenen Kleidern, gekochten Würstchen und schlechtem Fett.

Unablässig drehen sich die Karusselle, endlos jammern die Leierkasten, vor einer erotischen Ausstellung kreischen ein paar struppig aussehende Kalabus, und zwischen all den Spektakel hinein bimmelt mit ewig gleichem spizen Tone das hysterische Glöcklein einer Elektrifiziermaschine.

Von Zeit zu Zeit treten die „Spezialitäten“ in ihrem bunten Flitterputz aus den Spalten des Teppichs hervor, um sich der staunenden Menge in ihrer Größe und Schönheit zu zeigen. Der Bajazzo verzerrt sein trauriges Gesicht zu einem unnatürlichen Grinsen, fingerdick geschminkte unsörmliche Weiber machen vergebliche Anstrengungen, verführerisch zu lächeln, und der Herr Direktor nimmt die lange Werte zur Hand, schlägt damit wie besessen auf die schaurig bemalten Leinwandtafeln los und beginnt das P. T. Publikum zu häranguieren:

„Zumer herau, meine Herrschaften! Das ist groß! das ist lehrreich! Das allernueste, das allerinteressanteste, was man hat. Nur zehn Pfennig, nur einen Groschen bezahlt die Person, ausnahmsweise heute, nur einen

Groschen. Immer heran! Das muß man gesehen haben. Hier sieht man die neuesten Weltereignisse, die Verhaftung des Freiherrn von Hammerstein und des Dr. Friedmann, das große Eisenbahnglück bei Deberan und das Duell zwischen dem Ceremoni—i—ienmeister von Roze und dem Freiherrn von Schrader — alles in Natur, alles in Lebensgröße, nicht durch Gläser. Immer herein! Hier braucht man nicht zu warten, hier ist gleich Anfang, sogleich ist das Auge beschäftigt — — die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals durch Se. Majestät den Kaiser Wilhelm II., — das Duell des Ceremoni—i—ienmeisters von Roze — die Schreckenskammer des finstern Mittelalters, für einen Groschen extra, mit der eisernen Jungfrau — der Kanzler Leist und die Pfandweiber — — —“

Ich werde mit zur Kasse gedrängt, bezahle meinen Groschen und befinde mich in der Bude drin.

Da stehen sie nun im dämmrigen Raume, die ausgestopften Gespenster des Lebens, rücken mit den Armen, zucken mit den Beinen, rücken mit den Köpfen und verdrehen die Augen in abgemessenen Zeiträumen, wie sie von den versteckten Drähten regiert werden. Es könnte einem ganz graulich werden, wenn man sich längere Zeit allein in dieser Gesellschaft aufhalten wollte.

Wenn doch eine dieser Wachsfiguren einmal eine andere Bewegung machte, eine nicht vorhergesehene, unberechnete! — Doch das geschieht nicht. Jede schnurrt ihr Pensum herunter, bis mit einem letzten lahmen Ruck das Uhrwerk plötzlich stille steht und die ganze Herrlichkeit ein Ende hat.

Und wie schlottrig sie alle aussehen, wie schäbig, wie verbraucht, alle die berühmten und berühmtesten Herrschaften. Den Königspurpur haben die Motten zerfressen und die Vergoldung der Ordenssterne ist blind geworden; der Busen der berühmten Ballerina hat eine schadhafte Stelle, aus der langsam und ruckweise feine Spreu hervorrieselt.

Schweigsam schieben sich die Besucher zwischen den Figuren durch und unterhalten sich nur im Flüsterton; als ob die hören könnten, was über sie gesagt wird, die wächsernen Gespenster. Leise surren die Uhrwerke, leise klappern die Wachsglieder, leise kuislern und rascheln die Gewänder. Und das Surren, Nicken und Rucken nimmt kein Ende.

Run kommt der Erklärer, um seinen Sermon zu beginnen. Aber ich habe genug, ich ertrag es nicht mehr länger hier drin. Rückwärtslos drängte ich mich durch die Menschen hindurch und bin endlich im Freien. Ich eile davon, und hinter mir verklingt und verschwindet der ganze Neplärm in einem unbestimmten, mählig entschwindenden Summen — — —

— — — Nein, das ist alles Lüge, abgeschmackte Entstellung. Jene Drahtpuppen sind kein Abbild des Menschen und seiner Handlungen. Der

Mensch bewegt sich frei. Er handelt mit Überlegung und nach vernünftigen Grundsätzen. Wir haben das Gute vom Bösen unterscheiden gelernt, wir haben die sozialen Triebe gepflegt und die antisozialen nach Kräften ausgerottet, wir haben in Jahrtausende langer Arbeit Gesittung und Kultur geschaffen und haben darauf unsere gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen gegründet. Wir haben die Barbarei nach und nach abgelegt, der rohen Gewalt entsagt und kämpfen nur noch mit geistigen Waffen, wir haben es herrlich weit gebracht, wir haben den Gipfel der Vollkommenheit erklommen, wir haben — — — —

— — — — aber was ist das? Steck ich denn immer noch in dem verberhten Panoptikum? Ist das nicht die heisere Stimme des Erklärers? Ist das nicht der Sermon, dem ich entfliehen wollte?

„Sehen Sie, meine Herrschaften, hier den edlen Freiherrn von Hammerlein! Beobachten Sie gefälligst genau, wie natürlich er die Hand hebt und ganz leise mit dem Revolverhahn knackt. Loszudrücken brauchte er selten; denn die Leute, denen das Knacken galt, die wußten, daß der edle Freiherr gar gut zielen konnte, und daß sich jeder Gentleman der Pistole eines Ehrenmannes stellen muß; denn der Mord ist verboten und wird mit Zuchthaus bestraft, das Duell aber ist eine heilige Sache, sie ist zwar auch verboten, doch zieht sie die Begnadigung nach sich und macht den Selben angenehm bei Gott und den Menschen, besonders aber bei den Damen — — —

„Und sehen Sie hier den Herrn von Koge und den Herrn von Schrader, sehen Sie, wie sie mit den Köpfen schütteln und nicht wollen. Aber nun beachten Sie genau, jetzt tritt dieser Draht hier in Funktion, und sofort heben die beiden den rechten Arm und schießen auf einander los. Und hier erblicken Sie den Herrn Rechtsanwalt Zeuler und den Herrn Lieutenant zur See von Kettelhodi, sie schütteln auch mit den Köpfen, aber nun zuckt der Draht, und die Sache geht los — — —

„Und hier sind noch ein paar tausend deutsche Studenten, mit und ohne farbige Mützen, die schütteln nicht mit den Köpfen, sondern hauen gleich aufeinander ein, aber es ist nicht so gefährlich — — —

„Und da sind — — —“

„Verzeihen Sie,“ — falle ich dem unermüdlischen Erklärer ins Wort. „Wer ist denn der Werkmeister, sozusagen der Direktor dieses entsetzlichen Panoptikums, wer regiert alle diese Drähte?“

„Auch das kann ich den Herrschaften erklären,“ erwidert er. „Da drinnen im Extrabüreau sitzt er, und ich werde ihn einem hochwohlwollenden Publikum sogleich vorführen, vorher aber halte ich mich rekommandiert um ein kleines Douceur oder Trinkgeld.“

Nachdem er schmunzelnd die Nidel eingestrichen, schlägt er einen Vorhang

zurück, und wir erblicken einen gebrechlichen, hochbetagten, altmodisch gekleideten aber doch noch ziemlich würdevoll aussehenden Herrn, der eifrig auf einer Art Klaviatur herumfingert.

„Dies ist der Herr Ehrenkober, Staatsrat a. D.,“ sagt der Erklärer respektvoll, indem er seine Stimme zum Flüsterton dämpft. „Nachdem er pensioniert worden war, und eine jüngere Kraft, der Herr Gesetzgeber, seine Funktionen übernommen, hat er sich aus langer Weile dieses Panoptikum konstruiert, damit er doch noch etwas zu regieren hat, und läßt nun die Menschen an seinen Drähten tanzen.“

„Menschen! Menschen?! — Puppen, wollten Sie wohl sagen.“

„Puppen oder Menschen, — für unsereinen ist das gleich!“ ruft er und rennt die Treppe hinauf, die zum Podium vor der Bude führt. Dabei verschiebt sich sein langer moderner Überzieher, so daß man den Pferdesuß deutlich darunter sehen kann.

Und wieder höre ich ihn draußen mit seiner heiseren Stimme rufen:

„Immer heran, meine Herrschaften! Das ist groß, das ist lehrreich! Heute ist der Eintritt ausnahmsweise billig, er kost' nicht einmal ganz die ewige Seligkeit! — Immer heran! — Das Allerneuste! — Ceremoni-en-meister von Koke! — Das muß man gesehen haben — da muß man die Gelegenheit wahrnehmen! — Immer heran!“

Wenn ich nur wüßte, wie wir aus diesem vertraften Panoptikum wieder herauskommen.



Der Bund der nützlichen Berufe.

Von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

Wer von der Gesellschaft mehr empfängt als er ihr leistet, ist ein Dieb.

Graf Spongl,
in der ungarischen Kammer.

Die Gewerkvereine waren des Klassenkampfes müde geworden. — Ihre oft verzweifelten Anstrengungen, die Arbeitslöhne auch nur in einigen Gewerben dauernd zu erhöhen, waren vergebliche gewesen. Und so kamen sie endlich zu der Einsicht, daß, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, das mittelalterliche Kunst- und Zunftwesen nicht wieder aufleben könne.

Darum beschloßen sie, einen großen intergewerblichen Bund, einen „Bund der nützlichen Berufe“ zu begründen.

Es bildete sich ein Ausschuß zur Prüfung der Beitrittsberechtigung der verschiedenen Berufe, deren Vertreter nacheinander vorgelassen wurden.

Zuerst erschienen die Ackerbauer. Sie baten dringend um Aufnahme, weil sie aus dem „Bund der Landwirte“ ausgetreten seien, der, — unter dem Vorwande, für das Wohl aller Landwirte zu wirken, — in Wahrheit nur die Interessen der Junker und der großen Grundeigentümer vertrete.

„Jawohl,“ meinten die Herren vom Ausschuß, „recht gern. Aber was wollt Ihr für uns thun?“

„Wir?“ fragten die Bauern erstaunt, „wir werden für Euch säen und ernten, wir bauen Obst und Gemüse und bringen Euch Butter und Käse in die Stadt.“

„Sehr richtig,“ meinten die Herren am Tische, „unser tägliches Brot müssen wir haben, und auch den Ärmsten soll es bei uns gebuttert werden. — Ihr seid aufgenommen.“

Dann kam der Vertreter der Schmiede und erklärte: seine Genossen seien bereit, in den Bund einzutreten.

„Was könnt Ihr machen?“ erkundigte sich der Vorsitzende.

„Wir können die Pferde beschlagen und die Wagenachsen schmieden. Wir können allerhand Werkzeuge anfertigen und ausbessern.“

„Gut,“ hieß es, „Ihr seid aufgenommen.“

Danach ersuchten die Maurer um Aufnahme.

„Was könnt Ihr bauen?“ wurden sie gefragt.

„Häuser und Ställe, Scheunen und Brücken.“

„Schön, Ihr dürft beitreten.“

Darauf wollten die Schuster Mitglieder werden.

„Was könnt Ihr leisten?“ fragte man sie.

„Wir können Schuhe und Stiefel für die ganze Gesellschaft machen.“

„Selbstverständlich müßt Ihr zu uns kommen. Schuhzeug brauchen wir alle,“ meinten die Herren vom Bunde.

Run traten die Kaufleute und Fabrikanten, die Unternehmer und Kapitalisten ein.

„Sie, meine Herren, muß ich höflichst bitten,“ — rief der Vorsitzende diesen entgegen, — „Ihre Thätigkeit und die Nützlichkeit Ihrer Berufe etwas ausführlicher klarzulegen. Die Staatssozialisten unter uns sind nämlich sehr gegen Sie eingenommen. Die glauben, Sie seien der Gesellschaft ganz entbehrlich.“

Die so Angeredeten lächelten und erklärten zu ihren Gunsten unter anderm folgendes:

„Wir vermitteln den Güteraustausch in organischer Weise. Wir sorgen dafür, daß Waren, die an einem Ort in Überfluß vorhanden sind, rechtzeitig an Orte kommen, wo Nachfrage besteht. Wir fördern die Gütererzeugung, indem wir für den Güterabsatz und für die Arbeitsteilung wirken. Unsere Handelsthätigkeit bildet überhaupt einen Teil der Güterproduktion.

Der Prozeß der Güterverzehrung eines Volkes ist ein ebenso organischer Vorgang, wie die Speiseverzehrung und Verdauung beim einzelnen Menschen. Er läßt sich nicht mechanisch bewirken. Der Handel mit seinen zahllosen Fühlarmen fühlt und tastet gewissermaßen den Volksbedarf von Tag zu Tag heraus. Der freie organische Handel befriedigt längst gefühlte und oft kaum geahnte Bedürfnisse des Publikums. Eine bureaukratische, eine mechanische, kurz eine sozialistische Güterverteilung würde längst gefühlte Bedürfnisse des Publikums nur sehr schwerfällig oder gar nicht befriedigen. Vorauszuhien würde eine Handelsbureaukratie gewiß nichts. Das reformfeindliche Staatsbahnsystem und alle Staatsmonopole beweisen es. Ein zukunftsstaatliches Beamtenheer dürfte es kaum besser machen.

Als Fabrikanten und Unternehmer aber gründen wir neue Erwerbszweige und vermehren somit die Arbeitsgelegenheit. Großem Gewinn — in unsern Verufen — steht regelmäßig großer Verlust gegenüber. Unser Durchschnittsprofit kann kein hoher sein, weil die Konkurrenz ihn niederhält, ja oft vernichtet; sodas, erfahrungsgemäß, die große Mehrzahl der Kaufleute und Fabrikanten, der Unternehmer und Kapitalisten früher oder später mit nichts aufhört oder Pleite macht.

Wo man aber, in unsern Ständen, auf außergewöhnlich große Vermögen hinweisen kann, wird man, bei näherm Zusehen, fast immer finden, daß sie durch Monopole aller Art, durch Staatsprämien, durch sogenannte Liebesgaben, Schutzzölle, Patente und hauptsächlich durch verschleierte Bodenspekulation entstanden oder groß geworden sind. Keine Handels- oder Kapitalgewinne stellen große Vermögen selten dar.

Der reine Kapitalzins, — der ebenfalls scharf von Rente und Monopolgewinn zu trennen ist, die oft in Form von Zins bezahlt werden, — beraubt aber durchaus nicht die Arbeit, wie die Staatssozialisten meinen. Denn niemand erzeugt und erspart sich wirkliches Kapital — also Werkzeuge, Warenvorräte und wirtschaftliche Gebäude —, wenn ihm nicht wenigstens ein Teil dieses Kapitalnutzens vergütet wird. Niemand wird sich Kapital borgen, wenn er, — nach Zahlung des Zinses — nicht auch seinerseits Vorteil und Gewinn aus der Benutzung des Kapitals erzielen kann.

Der echte Kapitalzins ist der gerechte Lohn der Sparfamkeit. Bei

den Fleißigen, die gleichzeitig die Tugend der Sparsamkeit besitzen, fließt der Lohn für beide in eine Tasche. Die aber, die nicht sparsam waren, die müssen — falls sie Kapital benutzen wollen — in Form von Leihzins, den Kapitalnutzen mit denen teilen, die gespart haben. Wer das Saat Korn sich am Munde abspart, hat einen ebenso wichtigen Anteil an der Erzeugung der künftigen Ernte, wie der, der den Boden umpflügt.

Die Sparsamkeit ihres Lohnes berauben, wäre ebenso ungerecht und unmöglich, als der Arbeit ihren Lohn entziehen. Daß ein Naturgesetz beiden einen verhältnismäßigen Lohn gesichert hat, beweist die Thatsache, daß: wann und wo der Lohn steigt, auch der Zins steigt, und wann und wo der Lohn sinkt, auch der Zins sinkt.

Die „wahren“, die „echten“ Kapitalisten unter uns — wie wir sie zur Unterscheidung von den „Monopolisten“ nennen möchten — können mit ihrem wirklichen Kapital — das nur aus Verzehr- und Vermehrungs-Gütern besteht — dem arbeitenden Volke nicht schaden, sondern nur nützen. Weil Werkzeuge allein nichts erzeugen können. Die Werkzeugbesitzer müssen Arbeiter haben, sonst können sie nichts verdienen. Verzehrsgüter aber müssen abgesetzt werden, sonst bringen sie Verlust. —

Der von den Staatssozialisten so sehr angefeindete sogenannte „Unternehmergewinn“ setzt sich aus Arbeitslohn und Zins zusammen. Daß die geistige Arbeit des Unternehmers keine Arbeit sei und keinen Arbeitslohn verdiene, können nur solche Sozialisten behaupten, die eben nur Handarbeiter als Arbeiter gelten lassen wollen. Aber die für alle Produktion mindestens ebenso wichtige Kopfsarbeit und Erfahrung der Unternehmer verdient ebenfalls ihren Lohn, und diese haben für verwendetes eigenes Kapital selbstverständlich ein natürliches Recht auf Zins. Weber der Zins noch der Lohn des Unternehmers können den Lohn der Handarbeiter vermindern.

Arbeit und Kapital haben indessen einen gemeinsamen Feind und der ist: der Monopolismus an dem Naturfaktor aller Produktion.

Leider werden die echten Kapitalisten stets mit jenen „Monopolisten“ verwechselt, denen der Staat heute das Arbeitsfeld und den Arbeitsraum des Vaterlandes und alle Urstoffe und Naturkräfte — ohne Entschädigung — als unumschränktes Eigentum überläßt, und für die er oben drein noch eine Reihe anderer Vergünstigungen und Vorrechte — wie schon erwähnt — geschaffen hat.

Diese übliche Verwechslung von „Kapitalist“ und „Monopolist“ schädigt eben unsere Berufe so sehr in den Augen des großen gedankenlosen Publikums. Sie verhindert die Erkenntnis der wahren Ursache der heutigen wirtschaftlichen Not und erschwert ihre Beseitigung.“

Nach kurzer Beratung des Prüfungsausschusses wurden die Herren

alle in den „Bund der nützlichen Berufe“ aufgenommen, da man, — solange der sozialistische „Zukunftstaat“ noch nicht gegründet sei, — einfließen die Kaufleute und Fabrikanten, die Unternehmer und Kapitalisten nicht entbehren könne.“

Es traten nun die Dichter, die Sänger und die Künstler ein. Sie priesen die Poesie und die schönen Künste, „die das Leben verschönten und erst lebenswert machten.“

Es kamen die Tagelöhner und die Fabrikarbeiter, die Ärzte und Apotheker, die Gelehrten und die Lehrer. Kurz, alle Berufe meldeten sich nacheinander. Jeder Stand hatte wenigstens etwas anzuführen, das seine Aufnahme in den Bund als wünschenswert erscheinen ließ. Und sie wurden denn auch alle aufgenommen.

Zuletzt erschienen noch zwei feingekleidete Herren an der Saalthüre. Eine hochgewachsene aristokratische Erscheinung und ein kleiner, wohlbeleibter Herr mit plutokratisch geschwungener Nase. Sie sahen sich beide stolz um, und, die Herren am Bundestische erblickend, rief der aristokratische Herr mit schneidiger Stimme:

„Na nu! was machen Sie denn hier?“

„Wir sind der Prüfungsausschuß des „Bundes der nützlichen Berufe“, und in diesem Saale werden die Beitrittserklärungen aufgenommen.“

„Richtig, wir haben davon gehört, daß die Gewerkschaftler einen Bund gründen wollen,“ sagte der kleine Herr. „Wir nahmen denn auch schon Rücksprache mit unseren Berufsgenossen und haben beschlossen, uns einschreiben zu lassen.“

„Und was ist Ihr Beruf meine Herren?“ fragte der Vorsitzende, die Feder eintauchend.

„Wir sind „Grundeigentümer“.“

„Und was können Sie thun?“

„Wir können spazieren fahren und reiten, wir können jagen, fischen und reisen.“

„Aber bitte, meine Herren, wir möchten nur erfahren, auf welche Weise Sie Ihren Lebensunterhalt verdienen?“ fragte der Vorsitzende ungeduldig weiter.

„Warum nicht gar, — dienen? — — Wir dienen überhaupt nicht!“ rief der aristokratische Herr. „Uns muß man dienen, denn wir leben von der Grundrente, die wir von Euch allen, vom ganzen arbeitenden Volke, als eine Art „Landaufenthalts- und Arbeiterlaubnissteuer“ erheben.“

„Wir möchten aber wissen, was Sie zu Gunsten der menschlichen Gesellschaft thun wollen?“

„Wir überlassen ihr unsern Grund und Boden, falls sie uns eine

mit der Zahl, dem Fleiß und dem Erfindungsgeist ihrer Mitglieder stets steigende Grundrente zu zahlen willig ist. Das heißt, wir bedürfen eigentlich keiner Einwilligung. Denn diese Erde ist unser unumschränktes Privateigentum, auf der Ihr Bund und jede andere Gesellschaft leben muß. — Uns kann man — Gott sei Dank — nicht boykottieren. In der Luft und im Wasser kann das bodenlose Volk glücklicherweise noch nicht leben.

Da nun jedes bewohnbare Stück Oberfläche dieses Planeten in unseren festen Händen ist, so sind wir auch nicht so einfältig, bloß den reinen Nutzungswert des Bodens zu berechnen. Wir erzwingen einen viel höheren Preis. Denn, indem wir stets einen Teil unseres Bodens, unseres Baugrundes, unserer Bergwerke und unserer Naturschätze der Bebauung und Benutzung vorenthalten, treiben wir den Preis dieser zum Leben und zur Arbeit unentbehrlichen Elemente immer höher und höher und erzielen eine nette „Monopolrente“ für die Arbeits- und Wohnstätten unserer Erde.“

„Haben Sie denn diese Erde selber gemacht?“ erlaubten sich — unverschämterweise — die Herren vom Bunde zu fragen. „Wir waren immer der Meinung, Gott der Allmächtige habe diese Erde erschaffen und zwar für alle seine Menschenkinder!“

„Davon ist jetzt nicht die Rede,“ entgegneten die Grundeigentümer betroffen. „Diese Erdkugel ist unser unumschränktes Eigentum, und wir sind heute die Herren auf ihr. Der liebe Gott braucht sich nicht um Staat und Gesetzgebung zu kümmern. Religion und Moral gehören in die Kirche und nicht ins Erwerbsleben oder gar in die Politik. Nur die Geistlichen sollen davon reden, und wir hören am Sonntag gerne zu, und wir geben — durch unsere Frömmigkeit — dem gottlosen Volke ein Beispiel. — In der Woche aber und in irdischen Dingen ist sich jeder Christ selbst der Nächste.“

„Sie — als Eigentümer — haben aber doch wohl jenen Wert wenigstens selbst geschaffen, den Sie „Grundrente“ nennen?“ meinte einer der Herren der Prüfungskommission.

„Nein,“ erwiderte ärgerlich der kleine fette Grundeigentümer. „Der jährliche Pachtwert des unbebauten Bodens, den man „ökonomische Grundrente“ nennt, entsteht nur durch die Zunahme der Bevölkerung und ihrer Kultur, und auch durch die Ausgaben des Staates und der Gemeinde für gemeinnützige Einrichtungen. Der Preisunterschied bei Ackerland und Mineralboden wird durch dessen Fruchtbarkeit, durch seine Lage und Reichhaltigkeit bedingt. Der Preis der Baugrundstücke hängt jedoch nur von ihrer lokalen Lage und von der Größe und dem Reichtum der betreffenden Stadt ab.“

Der wissenschaftliche Begriff „Grundrente“ darf jedoch nicht mit jener Rente verwechselt werden, die die Landwirte häufig ebenfalls „Grundrente“

nennen, nämlich: dem wirtschaftlichen Ertrag eines Landgutes. Diese Benennung ist hier falsch, denn die Pacht oder der Gewinn, der mit dem wirtschaftlichen Inventar eines Gutes erzielt wird, ist keine Rente, sondern Arbeitslohn und Zins. Darum wird, zur Unterscheidung, der Jahreswert, den der Grundeigentümer — ohne eigne Arbeit — für ein unbebautes Stück Boden in Stadt oder Land bekommen kann: die „ökonomische Grundrente“ genannt.

Außerdem wird der Grundwert von uns als Spielwert in gar vielerlei Gestalt verschachert und verhandelt. Er wird an der Börse, in Form von Kohlen- und Eisenaktien, Hypothekendarlehenaktien, sogenannten Baugesellschaftsaktien und Aktien aller Art, oft in so toller Weise in die Höhe getrieben, daß es eine wahre Freude ist.

Glücklicherweise halten die Sozialisten und andere unklar denkende Leute, Aktien und Hypotheken für reines Kapital. Sie bekämpfen unsern Sündenbock, den „Kapitalismus“, und lassen unser schönes Einkommen — das in Deutschland zum Beispiel doch nur etwa drei Milliarden jährlich beträgt, — ganz ungeschoren.

Regierung und Parlament schaffen nach und nach alle Grund- und Bergbausteuern ab; sie legen alle Steuern auf die Arbeiter und die Kapitalisten, und zwar mit Recht. Denn die Kerle erzeugen soviel Güter, die die reichen Leute nicht gebrauchen und die die Armen nicht kaufen können, daß niemand weiß wohin damit. Weil eben zu viele Güter da sind, darum müssen die Arbeiter darben und die Landwirte müssen ob des Überflusses an Brotfrüchten verhungern. Die „Überproduktion“, der „Überfluß“ von Reichtum erzeugt Armut!“ —

Die Herren am Bundestische hatten mit wachsendem Erstaunen den letzten „Gedanken“ des Grundeigentümers und seinen „Schlußfolgerungen“ zugehört. Es war etwas zu viel für ihre Fassungskraft.

„Nach welchem Recht sind aber gerade Sie die Eigentümer dieses Rentenwertes geworden, den Sie — wie Sie sagen — doch nicht selbst geschaffen haben?“ forschten sie weiter.

„Nach dem römischen Recht. Weil der Boden unser unumschränktes Eigentum ist, haben wir — nach den heutigen Gesetzen — ein Recht auf alles, das auf und unter dem Erdboden vorhanden ist oder entsteht,“ erwiderte schmunzelnd der kleine Herr.

„Ist das Gerechtigkeit?“ fragten einander die Herren am Tische.

„Lassen Sie uns nur in Ruhe mit dem demokratischen Schlagwort „Gerechtigkeit!“ schnarrte der aristokratische Grundeigentümer die Herren an, deren Bemerkung er gehört hatte. „Heutzutage giebt es glücklicherweise nur ein gesetzmäßiges überliefertes „Recht“ und keine utopische „Ge-

rechtigkeit“. Unsere gelehrten Juristen — unsere Schwiegerjöhne — haben dafür gesorgt. Die machen unsere deutsche Gesetze nach dem guten alten corpus juris. Denn der deutsche Geist ist unfähig, seinem Volke germanische Gesetze zu geben. Das christliche deutsche Reich muß seine Rechtsbegriffe noch immer aus dem vorchristlichen Rom beziehen. Der Entwurf des neuen Civilgesetzbuches soll es ja beweisen.“

„Aber glauben Sie nicht, teure Grundherren, daß das Volk auch ein Recht an den Boden seines Vaterlandes hat? In der alten Zeit war doch überall der Grund und Boden Eigentum der Gemeinde“, erlaubte sich ein Herr vom Bunde einzuwenden.

„Bleiben Sie mir doch vom Leib mit Ihren „Volksrechten“ und „Menschenrechten!“ rief der wohlbeleibte Vertreter der Grundeigentümer. „Das Zeug ist ja ganz und gar veraltet! Von so was reden nur hirnverbrannte theoretische Idealisten und Weltverbesserer. Ernste praktische Männer befassen sich nicht mit solchem Unsinn. „Menschenrechte“ giebt es überhaupt nicht, sondern nur „Eigentumsrechte“ und „Staatsrechte“, die vernünftigerweise zu Gunsten der besitzenden Klassen geschaffen wurden. Denn das arme Lumpengefindel hat ja gar nichts, das der Staat beschützen könnte! Der Staat ist aber hauptsächlich zum Schutze des Eigentums da.“

„Aber glauben Sie nicht, daß jedes menschliche Wesen, gleich jedem Tier, ein Recht auf eine Heimstätte in Gottes freier Natur hat?“ fragte einer der Vorstehenden.

„Gott bewahre!“ rief entrüstet der große Herr dazwischen. „Das Gerede von Wiedereinführung von „Gemeindeländ“ und „Heimstätten“ für das Volk ist einfach Blödsinn! Woher denn das Land nehmen? Der ganze Erdboden gehört ja uns! — Und nun muß ich bitten, uns rasch zu sagen, was Sie noch weiter wissen wollen!“ schloß der nur schwer seine Erregung verbergende Grundeigentümer.

„Es steht neuerdings soviel in den Zeitungen von uotleidenden Landwirten und Gutsbesitzern. Giebt es auch unter Ihnen Notleidende? Ich weiß nämlich nicht, ob es ratsam wäre, gleich anfangs Notleidende aufzunehmen“, erkundigte sich ein Herr vom Bunde.

„Ich muß bitten, gefälligst sehr scharf zwischen Grundeigentümer und Grundbesitzer unterscheiden zu wollen“, nahm der kleine Herr wieder das Wort. „Wir sind Grundeigentümer, nicht Grundbesitzer. Die Grundbesitzer sind nur dann auch Grundeigentümer, wenn sie, und soweit sie, ihr Land schuldenfrei eignen. Das ist aber heutzutage nur bei den wenigsten der Fall. Viele Grundbesitzer sind nur noch halbe Eigentümer oder überhaupt keine mehr, weil ihr Grundwert zur Hälfte

oder ganz mit Hypotheken belastet, somit verpfändet und verkauft ist. Ja, die meisten Grundbesitzer und Hausbesitzer sind so tief verschuldet, daß sie thatsächlich nur noch Pächter auf der sogenannten „eigenen Scholle“ sind.

Grundbesitzer können also notleidend sein und sind es auch vielfach, weil die hohe „Monopolrente“, die sie, in Form von Grundpacht oder Hypothekenzins, an die wirklichen Eigentümer zahlen müssen, ihren Bauungsverdienst schmälert oder aufzehrt.

Teure Grund- und Bodenwerte kommen eben stets — gleich kostbaren Juwelen — früher oder später in die Hände reicher Leute.

Hier mein Berufsgenosse zum Beispiel, der Herr Graf, hat, als Majorats- herr und Kempter Freier Fideikommißbesitzer, sein riesiges unverschuldbares Grundeigentum für sich und seine edlen Nachkommen für alle Ewigkeit, oder wenigstens bis zum Untergang dieser Erde gesichert.

Er ist also gewiß kein Notleidender. Und wenn er zuweilen den Notleidenden spielt, so thut er dies nur, um den Staat zu täuschen und ihn zu zwingen, die Preise seines Getreides, seiner Zuckerrüben oder seiner volkvergiftenden Schnapsprodukte künstlich zu erhöhen. Durch derlei Preis- erhöhungen wird der Boden, auf dem solche Produkte wachsen, immer wertvoller, ohne den Arbeitslohn der armen Landarbeiter auch nur um einen Pfennig zu erhöhen; und mein reicher Freund und seine feudalen Standesgenossen erhalten eine fettere Grundrente, der arme Mann eine trockenere Brotrinde.

Ja, meine Herren, so ein Edelmann und seine Söhne brauchen eben ein riesiges Geld, um standesgemäß leben und lieben, trinken und spielen zu können. Darum müssen sie durch solche Kniffe, die sie klugerweise als „Sozialreform“ ausposaunen, die Stimmen der armen kleinen Bauern, — die nur Grundbesitzer sind, — fördern, um ihre Standesgenossen an der Klinker der Gesetzgebung zu halten, auf daß sie eben immer wieder in der Lage sind, neue, die ökonomische Grundrente künstlich hebende Gesetze durchzudrücken.“

„Schmusen Sie nicht so viel, Kommerzientat!“ erwiderte gereizt der Graf, seinem Berufsgenossen heftig auf die breiten Schultern klopfend. „Hören Sie nur, meine Herren, wie es der Kommerzientat noch schlauer gemacht hat:

Nachdem er sein riesiges Vermögen durch Baustellenwucher und sogenannte Spekulation, das heißt, durch ebensolchen Börsenwucher in Kohlen- und Eisengruben, mit Hilfe von Syndikaten, durch sogenannte Ringe und dergleichen zusammengeschachtelt hatte, legte er es fast nur in ersten Hypotheken an. Dies ist die allersicherste Form von Grundeigentum. Er braucht

sich jetzt um gar nichts mehr zu kümmern. Der Staat und seine Gerichte bewachen sein Vermögen, als wenn es ihr eigenes wäre. Ja, der Herr Kommerzienrat ist ein Schlauberger erster Güte!"

"Seien Sie still, Sie Stempelfreiherr! Ich verdanke mein Grundeigentum meiner Voraussicht, meinem Spekulationsgeist, kurz, meiner geistigen Überlegenheit. Sie aber haben Ihr Grundeigentum nur ererbt. Das ist kein Kunststück. Dazu gehört weder Fleiß noch Sparsamkeit noch Verstand, nur — Vorsicht in der Wahl der Eltern oder des Schwiegervaters."

"Es ist vornehmer und feudaler, sein Grundeigentum ererbt, als es ohne Arbeit und mit geistiger Voraussicht erwuchert zu haben. Verstanden! Sie Börsenjobber Sie!"

"Haben Ihre Ahnen es etwa durch ehrliche Arbeit erworben? Sind sie nicht vielleicht Raubritter gewesen, Menschen, die man heute als Verbrecher hängen würde? Klebt nicht vielleicht Bauernblut an dem Besitztitel? Ist es nicht vielleicht Fürstenschmeichelei oder schlimmeren Diensten zu verdanken? Wer kann die Herkunft von jedem Feudalgut untersuchen? Ganz sauber ist die Sache selten! „Arrondieren“ sich die Großgrundherren nicht noch heutzutage, und vertreiben so die armen kleinen Bauern von ihrer Scholle? Nehmen sie nicht den armen Bauerngemeinden durch lange kostspielige Prozesse ihr letztes Gemeindeland und ihr letztes Wald- und Weiderecht?"

"Schlachten Sie nicht ebenfalls Bauern und Bauhandwerker ab, durch Ihren Hypothekenzwucher? Sie möchten wohl am liebsten uns Majoratsherren auch noch auswuchern und geadelt werden? Ist es nicht so, lieber Kommerzienrat?"

"Und die verschuldeten Rittergutsbesitzer verliehen sich alle gerne in Kommerzienratstöchter, um wieder Rittergutsbesitzer zu werden," antwortete kühl der Vertreter der Plutokratie.

"Nun aber still, Sie Bodenzwucherer!"

"O, — — Sie Raubgesekritter!"

Während die Vertreter der Grundeigentümer einander noch weitere unangenehme Wahrheiten sagten, hatte sich die Prüfungskommission in ein Nebenzimmer zurückgezogen, um über die Zulassung der „Grundeigentümer“ in den „Bund der nützlichen Berufe“ zu beraten.

Nach einiger Zeit erschienen die Herren wieder, und der Vorsitzende machte den Vertretern der Grundeigentümer folgende ernste Mitteilung:

"Während der „Bund der nützlichen Berufe“ beschlossen hat, die „Grundbesitzer“, — die ihren Boden in Stadt und Land selbst bebauen und anbauen, also selbst benutzen, — in den Bund aufzunehmen und dahin zu wirken, daß der Stand der „Grundbesitzer“ im Volke sich stetig ver-

mehre, bis schließlich jeder Bürger in Stadt und Land wenigstens eine eigene Heim- und Arbeitsstätte habe, auf daß der Lohn in allen Berufen auf den vollen Ertragswert steige, kann der Bund dagegen den Beruf und Stand der:

„Grundeigentümer“

als einen gemeinnützlichen nicht anerkennen. Er hält diesen Stand vielmehr für einen gemeinschädlichen. Darum verweigert er ihm die Aufnahme und erklärt sich für dessen unwiderrufliche Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft.“

Die beiden Grundherren erblickten.

„Auf welche Weise wollen Sie uns denn ausschließen? Wir können — als Eigentümer der Erde — Sie alle von diesem Planeten verjagen; Sie aber uns doch nicht!“ rief mit drohender Stimme der schneidige aristokratische Grundherr.

„Wir werden Sie hinaussteuern!“ lautete die lakonische Antwort.

„Wie heißt?“ rief verzweifelt der fette Grundeigentümer.

„Der „Bund der nützlichen Berufe“ wird beim Staat in gesetzmäßiger Weise beantragen, daß alle Steuern auf die der Menschheit nützlichen Berufe aufgehoben und auf den schädlichen Stand der Grundherren gelegt werden. Dann verschwindet das Grundherrentum und es bleibt nur der Grundbebauerstand übrig.“

„Woher haben Sie denn diese Staatsweisheit?“

„Von dem Weltwirt und Moralphilosophen Henry George, bei dem Sie ausführlicher darüber nachlesen können,“ entgegnete gelassen der Vorsitzende.

„Was? Moralphilosophie?! — Das ist Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus!“ jammerten zerknirscht die beiden Grundherren, den Saal verlassend.

„Rein, meine Herren!“ riefen im Chorus die Mitglieder des „Bundes der nützlichen Berufe“ ihnen nach, „es ist eine gründliche und staaterhaltende Sozialreform, die auch Ihnen Glück bringen wird: denn die Reform wird Ihre Standesgenossen von allem physisch und moralisch schädigenden Überfluß befreien und zu gefunden und nützlichen Menschen machen.“

* * *

Seit jener denkwürdigen Ausschussitzung haben alle Grundeigentümer schlaflose Nächte, weil sie mit Recht befürchten, daß doch bald die Zeit kommen könnte, in der die „nützlichen Berufe“ ein solches Steuergesetz vorzulegen und damit durchdringen werden.



Arbeit am Volkstum.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

(München.)

Vor einiger Zeit hat eine Berliner Zeitung die Behauptung aufgestellt, der Bildungsgang eines deutschen Jünglings könne nur durch einen längeren Aufenthalt in Berlin den richtigen Abschluß erhalten. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß manche Leute nur in Berlin das werden können, was ihnen als Ideal vor-schwebt, nämlich Großstädter darzustellen. Besonders schwer ist es ja nicht, Großstädter zu werden, und wenn einer es nicht einmal für ein rechtes Glück halten will, so kann er sich auf Bismarcks bekannte Charakterisierung Berlins als eine Wüste von Häusern und Zeitungen berufen. Übrigens kommt es doch bloß auf die Individualität an, ob einer dort im guten oder schlechten Sinne ein Großstädter wird; und junge Künstler oder Schriftsteller sollten es sich recht genau überlegen, bevor sie sich kraft ihres Berlinertums andern Leuten gegenüber auf das hohe Ross zu schwingen versuchen. In Berlin gehört eine viel größere geistige Kraft, eine stärkere Eigenart, ein reicherer Besitz an Anschauungen und Erfahrungen, als der Mittelschlag mitbringt, dazu, um sich mitten in den großartigen politischen und gesellschaftlichen Eindrücken zu behaupten, vollends um sie zu bewältigen und in künstlerischer Freiheit zu gestalten. Der typische Berliner ist ja aber gar nicht der echte Berliner, sondern der Zugezogene, der sich als Berliner aufspielt, weil er aufgehört hat, etwas anderes zu sein, nachdem er wie ein Marbel oder Schussler in dem großen Drehkasten so lange sich an den übrigen gestoßen und gewetzt hat, bis er gleichmäßig rund und abgeschliffen „auch einer“ geworden zu sein fühlt. Das ist die Sorte, die allenthalben in Deutschland und anderwärts die Abneigung gegen das selbstgefällige, anmaßende, schnodderige, windige Berlinertum hervorgerufen hat. Und diese Abneigung scheint nun doch dadurch gerechtfertigt zu werden, daß in Berlin selbst die Reaktion gegen das Berlinertum seine journalistischen Wortführer gefunden hat.

Diese Befehdung des Berlinertums aus seiner eigenen Mitte ist allerdings auf den ersten Anblick eine bestrebende Erscheinung. Ihresgleichen wird man in London und Paris, in Madrid und Pest, in Rom und Stockholm vergebens suchen. Da fühlt sich jeder Einwohner als ein Stück der Hauptstadt, auf die das ganze Land schaut, die den Leitton in politischen, geistigen und geselligen Dingen angiebt. Wer möchte behaupten, daß Berlin in demselben Verhältnis zum deutschen Reich sich befinde? Es

gilt höchstens für die östlichen preussischen Provinzen, während nach Westen und Süden der Einfluß von Hamburg, Leipzig und Dresden entgegenwirkt. Der beste Gradmesser hierfür sind die Zeitungen, abgesehen natürlich von den Monats- und Wochenschriften. Es giebt keine Berliner Tageszeitung, die sich einer allgemeinen Verbreitung, eines durchschlagenden Ansehens im ganzen Reiche rühmen dürfte; man muß sogar sagen, daß der Deutsche gebildete Leser ganz und gar nichts verliert, wenn er keine Berliner Zeitung lieft. Noch weniger empfindet der Deutsche im Ausland, auf Reisen, dieses Bedürfnis; denn gerade die eine, die die krampfhaftesten Anstrengungen macht, sich im Ausland als „die deutsche Zeitung“ *κατ' ἐξοχην* einzubürgern, begegnet allenthalben der nach Weite und Umfangbarkeit des Blickes durchaus überlegenen Konkurrenz der Kölnischen oder der Münchener Allgemeinen Zeitung. Und die paar guten Berliner Zeitungen wenden sich von vornherein an noch engere Kreise. Man könnte vielleicht einwenden, daß die überragende Bedeutung anderer Hauptstädte, wie Paris oder Pest, auf der strafferen Centralisation beruhe. Aber es ist doch auch in Berlin das politische Leben des Deutschen Reiches durch den Reichstag und die Reichsbehörden schon im höchsten Maße centralisiert, das politische Leben der Einzelstaaten ordnet sich widerspruchlos unter. Wie viel stärker ist der Separatismus in der österreichisch-ungarischen Monarchie, und doch pflanzt sich die gestaltende Kraft des Wiener Lebens und Treibens als Vorbild für den ganzen Zuschnitt bis in die letzte slavische und magyarische Mittelstadt fort, die magyarische, tschechische, polnische „Kultur“ ist vorläufig nicht viel anderes, als eine Übersetzung aus dem Wienerischen. Und dabei ist Wien doch viel stärker als Berlin mit fremdbürtigem Zug überchwemmt, der sich spröde genug gegen die Assimilierung der Großstadt sperrt. Gerade auf diesem Feld zeigt sich eine stellenweise nur oberflächliche Analogie mit Berlin. Wer hätte noch vor wenigen Jahren geglaubt, daß sich aus den platten schmeichelnden Wellen des Wiener Lebens die wildausschäumende Flut der antisemitischen Bewegung erheben würde? Was daraus werden soll, läßt sich vorderhand noch kaum absehen, aber man muß bei ihrer Beurteilung den Gegensatz zur Berliner antiberlinischen Bewegung festhalten, es handelt sich um eine elementare Reaktion des Urviennertums, das den historischen Charakter der deutsch-österreichischen Hauptstadt mit Wucht in den Vordergrund drängt.

Aus antisemitischen Regungen ist ja auch die in Rede stehende Berliner Bewegung hervorgegangen, aber sie hat schon bald das Bedürfnis empfunden, sich innerhalb der gemischten antisemitischen Gesellschaft abzuschließen, indem sie den an sich negativen oder defensiven Bestrebungen eine positive Ergänzung zu geben suchte durch die Schlagworte des reinen

Deutschtums oder Volkstums. Es liegt darin der Vorwurf, daß gerade in Berlin der nationale Herzschlag des deutschen Volkes zu schwach verspürt werde, daß er dort gestärkt werden müsse, um lebhafter auf die Außenseite zurückzuströmen. Daß dieser Vorwurf berechtigt ist, dafür zeugt noch aus jüngster Zeit unter andern die Klage der Vorstandschast des Allgemeinen deutschen Schulvereines, daß keine einzige Berliner Zeitung von ihrem letzten Jahresbericht Kenntnis genommen habe. So schwach ist das Verständnis für die wichtigste politische Aufgabe des deutschen Volkes seit der Gründung des Deutschen Reiches in dessen Hauptstadt, so blind und blöd die Gewöhnung, die Zukunft des Deutschtums in Mitteleuropa der Günst des Zufalls oder der Weisheit und Kühnheit der Staatsmänner anheinzustellen. Als ob ein Bismarck alle Menschenalter geboren würde, der die aus den Fugen gewichene Welt zum Nutzen der Deutschen einzurenten hat, damit sie selbst möglichst wenig Sorge zu haben brauchen!

Allerdings die Erkenntnis, daß das deutsche Volkstum nicht nur einen angeborenen Besitz, sondern auch eine Pflicht und eine Arbeit bedeute, ist seit dem alten Jahn, der das zuerst gepredigt hat, nicht mehr ganz eingeschläumert. Auch die neue Berliner Bewegung hat — bewußt oder unbewußt — in ihrer Weise auf Jahn zurückgegriffen. Erinnert doch der Titel der eigentlichen Programmschrift dieser Bewegung, Friedrich Langes „Reines Deutschtum“ an Jahns „Volkstum“. Eine Ähnlichkeit besteht auch in der schriftstellerischen Unvollkommenheit, in dem Mangel der Durchbildung, Ausreifung und Abrundung; denn Langes Schrift ist nur eine Zusammenstellung von einzelnen Aufsätzen aus seiner eigenen Zeitung, der Setzer und der Buchbinder haben ihnen das äußere Ansehen eines Buches gegeben, die Arbeit des Schriftstellers ist unterblieben. Jahn wußte wenigstens recht gut, was man ihm immer wieder zum Vorwurf machen muß, er entschuldigt sich wegen der Formlosigkeit seines „Volkstums“ damit, daß die vollständige Ausarbeitung im Kriege von 1806 zu Grunde gegangen sei, daß er später aus dem Gedächtnis nur eine Art Übersicht, ein Fachwerk des Gerüstes niedergeschrieben habe. Er hat dann aber zeitlebens die Mühe gesucht, diese Unvollkommenheiten zu bessern, die seiner Jugend gelungene Aufgabe war seinem reifen Alter zu groß, er hat sich nur noch mit Nachträgen und Ergänzungen beholfen. Es giebt freilich so wunderliche Leute, die dem guten Jahn aus seiner Zersahrenheit, die Pröbhe sehr anschaulich darstellt, noch ein Lob machen möchten und dabei ganz übersehen, daß Jahn nicht nur systematisch, sondern sogar pedantisch verfuhr beim litterarischen Arbeiten, ebenso wie bei der Ausbildung der Theorie des Turnens.

Das kann man Langes Aufsätzen nicht zum Vorwurf machen, sie sind flüchtig, aber doch in einem Guffe und in unzerstreuter Fülle der Empfin-

dung niedergeschrieben und gleich gedruckt, für Zeitungsartikel ein Vorzug, der aber auch seine Schattenseiten hat. Es ist eben nicht seine Art, die Gedanken still reifen zu lassen, einen Aufsatz einige Zeit liegen zu lassen, um dann die Vorzüge zu bessern, die Mängel zu tilgen; deshalb trägt die Leistung das Gepräge des Überhasteten, Nervösen. Immerhin behalten sie als Ausdruck einer energischen Persönlichkeit für die Freunde und Bekannten einen gewissen Wert, wie ja auch Reden und Briefe. Der alte Jahn hätte nun freilich nicht geglaubt, daß man das Deutschtum durch fulminante Leitartikel und Feuilletons zu retten versuchen müsse. Er habe es vorgezogen, schreibt er gelegentlich in seiner naiven Selbstüberschätzung, seine Ruhe gründlichen Forschungen und ernsten Selbstbetrachtungen zu weihen, als Zeit und Kraft in Flugschriften zu zerplittern, es widerte ihn auch an, ein Schriftsteller von Handwerk zu sein und ein täglicher Anrufer in öffentlichen Blättern. Und doch war hier das Gebiet, auf das ihn das Maß seiner Konzentrationsfähigkeit und sein Temperament geradezu hätte drängen müssen, wenn nicht für seine Lebensbedürfnisse durch die Pension von tausend Thalern — für jene Zeit eine beträchtliche Summe! — und dann durch die öffentliche Sammlung für seinen Hausbau gesorgt gewesen wäre! Und außerdem träumte er wehmütig seiner gescheiterten Hoffnung nach, auf den Turnplätzen das deutsche Volkstum neu und stark erblühen zu sehen. Das hatten auch andere gehofft, wie der feurige Idealist und fleißige Philologe Passow in Breslau, der 1817 sich dahin aussprach, die Öffentlichkeit und Allgemeinheit des Turnens stelle das deutsche Volksleben selbst dar, zu dem der nordische Himmel, die Gestaltung der öffentlichen Thätigkeit und die Hinneigung des Deutschen zur Zurückgezogenheit fast alle Gelegenheit geraubt habe. So biete der Turnplatz einen Mittelpunkt für das gesamte Volk, der, hier verschmäht, überall vergebens gesucht würde. Auch ein Heiligtum vaterländisch volkstümlichen Gedächtnisses sei der Turnplatz durch die Pflege der Erinnerungstage der Befreiung; alles Vaterländische und Volkstümliche habe geschichtliche Grundlage und bedürfe mehr als des Lesens und Erzählens der Bücher. Daß bei diesen Wünschen der Gedanke an die republikanischen Feste in Frankreich, überhaupt das ganze Streben der Jakobiner nach der Umschmelzung des alten Frankreich hereinspielt, verstanden die zeitgenössischen Leser ohne weiteres. In ihrer Art stellt auch die tschechische „Beseda“ einen solchen Festabend dar, der die nationalen Gefühle für Vergangenheit und Zukunft bis zur religiös exaltierten Inbrunst steigert; die sich dann beim Nachhausegehen am liebsten an den Fensterscheiben deutscher Nachbarn, in Ermangelung derer an österreichischen Ablern auf Amtsgebäuden, an Briefkästen u. s. w., die befriedigende Entladung verschafft. Dagegen waren die Jahn'schen Turnplätze doch sehr harmlos, denen die Engherzigkeit des poli-

zeitlichen Ruhebedürfnisses das Lebenslicht ausgeblasen hat. Es paßt ja vielmehr auf die heutigen Turnvereine und Turnplätze, was Treitschke den damaligen zum Vorwurf macht, die Pflege eines gedankenlosen Athletentums. Nur in den deutsch-österreichischen Turnvereinen schwelt die Glut nationaler Erregung; wenn die Flamme hervorbricht, so leuchtet sie vor allem zu dem Werk der Reinigung des Vereins von den „unariischen“ Mitgliedern. Es ist auffallend, daß Lange bei seinem nationalen Bestreungswerk an die Turnvereine gar nicht zu denken scheint, obgleich doch auch der alte Vater Jahn zu Zeiten antisemitische Anwandlungen gehabt hat. Bei einer Revision der Grundzüge einer nationalen Weltanschauung ließe sich ohnehin noch manches nachtragen. Die Devise: „Kauft nicht bei Juden“, unter der die praktische Arbeit am deutschen Volkstum begonnen hat, ist auf die Dauer etwas zu eng. Vielleicht hätte auch Jahn das Verständnis gehabt für die geschichtliche Verbindung von Idealismus und Geschäft, die sich in der Gründung einer „Leibwache des Deutschtums“ aus den Abonnenten und Mitarbeitern kundgibt, die auf die Worte des Meisters schwören und die Arbeit am Volkstum als ihr Monopol betrachten. Und wie Jahn eine ziemlich starke Neigung zum Selbstlob besaß, so könnte nur ein arger Neidhummel es verübeln, wenn sich der Herausgeber in der eigenen Zeitung den Weihrauch anzünden, als den vierten Evangelisten des reinen Deutschtums neben Jahn, Gustav Freytag und Kiehl kanonisieren läßt; denn nur die Dumpe sind bescheiden.

Aber Scherz bei Seite, denn unter allen Umständen bleibt die Arbeit am deutschen Volkstum ein ernstes Werk, bei dem jeder nach seinen Kräften mithun und bei aller Freiheit der Kritik die Klust der persönlichen Gegensätze lieber zu überbrücken als zu erweitern streben sollte. Und wenn auch der Zeitungsredakteur mit dem Volksvertreter das Vorrecht teilt, über alles, was da kreucht und fleucht, handelt oder schreibt, sein Momenturteil mit dem Brustton der Unfehlbarkeit zu verhängen, so muß ihn doch der Zweifel an seiner Gottähnlichkeit hie und da beschleichen bei dem Gedanken daran, wie das meiste Geredete und Gedruckte mit dem flüchtigen Augenblick des Hörens oder Lesens spurlos in Vergessenheit versinkt. Aber trotzdem wäre es doch recht hübsch, wenn man immer nur über solche Dinge schreiben oder reden möchte, zu deren Beurteilung man die nötigen Kenntnisse und ganz besonders die logische Schulung aufbringen kann. Es kommen sonst recht verschrobene Grillen zum Vorschein, die dem einen Leser nichts schaden und nichts nützen, den andern aber irreführen. Dazu gehört z. B. das Gefasel von der Bedingtheit deutschen Fühlens, Denkens und Wollens durch eine bestimmte Kopfform, die um ein Haar der gläubigen „Gemeinde“ als orthodoxer Glaubenssatz der nationalen Weltanschauung aufgezungen

worden wäre. Die Verantwortlichkeit des Redakteurs hat ja nach dieser Seite hin noch ein großes Loch, während die sog. Lehrfreiheit durch die Öffentlichkeit und die Konkurrenz beständiger Kontrolle untersteht. Es wird also nötig sein, auch die Arbeit am deutschen Volkstum vor Abwegen dadurch zu bewahren, daß man sich vor allem mit der Frage befaßt, was denn dieses Volkstum eigentlich ausmacht.

Jahns Gedankenblitze, wie sie unter der Spreu unverarbeiteter Exzerpte durch geschmackvolleren, ungelünstelten Ausdruck hervorleuchten, sind noch immer beachtenswert, so sehr das Volkstum als Ganzes durch die methodische Sammel- und Denkarbeit der Nachfahren überholt ist. Aber den Begriff des Volkstums wird man auch heute noch kaum besser als mit Jahns Worten bestimmen können, es sei das Gemeinsame des Volks, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine [geistige!] Wiedererzeugungskraft und Fortpflanzungsfähigkeit. Viel unklarer drückt das Lange mit dem Satz aus, das Volk habe sein vorbestimmtes Wesen, aber nur die Geschichte, die einst auf das Grab dieses [welches?] Volkes schauen werde, könne alle Einzelzüge seines Charakters überschauen und die wesentlichen von den zufälligen [!?] scheiden. Ja, Lange hat von Jahn so wenig gelernt, daß er die Behauptung aufstellen kann, Nationalität sei nicht dasselbe wie Volkstum, da doch Jahn das Wort Volkstum eben für „Nationalität“ einführen wollte, gegenüber der „Bequemlichkeitsucht“, der „Ausländerei“! Die Unklarheit Langes läßt ihn die Nationalität bezeichnen als das Künstliche neben dem Natürlichen des Volkstums, es müsse sich mit diesem ein Element des Bewußten, eine politische That mischen und daraus eben die Nationalität und das Nationalbewußtsein entstehen; ein stark ausgeprägtes nationales Bewußtsein auf schwachem oder sehr gemischtem Volkstum könne dennoch stärker gegen die Nachbarn wirken, als ein schwaches Nationalbewußtsein auf starken und breitem Volkstum. Hier quirlen ganz verschiedene Dinge in dem Urbrei des Denkens durcheinander; der stufenweise Entwicklungsgang vom Nationalgefühl zum Nationalbewußtsein, zum nationalen Gewissen und Willen, ihr von historischen Einflüssen bedingter Inhalt oder Gegenstand, und endlich die je nach dem Volkstemperament verschiedene Stärke des Nationalgefühls, das ja auch bei seiner Entwicklung zu bewußter Klarheit der Untergrund bleibt. In der Einleitung zu des Verfassers „Geschichte des deutschen Nationalgefühls“ ist das deutlich genug auseinandergesetzt; ob Lange bei der zweiten Auflage seines reinen Deutschtums davon Gebrauch gemacht hat, ist mir nicht bekannt.

Was nun aber das deutsche Volkstum eigentlich ausmacht, das setzt Jahn, und ebenso Lange, als bekannt voraus; der erstere kommt wohl

gelegentlich auf die gemeinsamen Volksgüter wie die Muttersprache zu reden, aber die Hauptsache ist ihm, wie Lange, die Sorge dafür, wie das ganze Leben des Volkes in Sitte und Sprache, Staat und Gesellschaft unter die Herrschaft der deutschen Volksart gebracht werden soll. Diese „Deutschtum“ ist also doch zunächst der Volkscharakter, der dem Volkstum das Gepräge giebt, sie sind also verschieden wie Stoff und Form für die Betrachtung, wenn auch in der Erscheinung des Volkes verschmolzen. Denn auch z. B. in der Sprache muß der Charakter des Volkes gestaltend leben und weben, so schwierig es auch ist, diese Beziehungen zu fassen. So berührt z. B. Rüllenhoff in seiner weit ausholenden, aber vielfach im Stoff erstickenden deutschen Altertumskunde dieses Problem der Sprachgeschichte mit den Sätzen, daß in der germanischen Lautverschiebung sich dieselbe Stetigkeit und Energie offenbare, mit der das Volk nach seiner Trennung von der arischen Familie sich in die rauhe Natur der neuen Heimat an Oder und Elbe einlebte; ebenso entspreche die durchgängige Betonung der Haupt- und Stammsilbe der Wucht und Einseitigkeit des kriegerischen Charakters der Germanen*). So tief hat selbstverständlich bei dem damaligen Stand der Wissenschaft und bei seinem frühen geistigen Stillstand Zahn nicht graben können, und es ist auch von Lange nicht zu erwarten. Die vortretenden Eigenschaften des deutschen Volkscharakters werden gelegentlich gestreift, so heißt es bei Zahn, „Vollkraft, Niederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Nedslichkeit und das ernste Gutneinen waren seit ein paar Jahrtausenden die Kleinode unseres Volkstums, und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben,“ anderwärts bemerkt er, „die Demut sei seit 1648 des Deutschen größtes Erblasser“, er achte sich selber gering, und die Völker umher verachten ihn. In ähnlicher Weise bezieht sich Lange auf die „nationalen Tugenden der Kampfeslust, der Arbeitsamkeit, der Ordnungsliebe und der sorgsamten Aufmerksamkeit auf das Einzelne“; er preist das Deutschtum als kindlich und männlich, zart und stark zugleich, er preist den deutschen Idealismus in der selbstlosen

*) Abgesehen von solchen verstreuten Winken sind dem Schreiber dieser Zeilen als zusammenfassende Darstellungen des deutschen Volkscharakters nur bekannt sein Vortrag im Münchener Volksbildungsverein, „der Deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen“ (abgedruckt in den Grenzboten 1887, III. Quartal, S. 16, 69, 115, 162 ff., soll demnächst bereichert und vertieft neu gedruckt werden), dann der Aufsatz Wichens in dessen „deutschen Zuständen und Interessen“ 1864, beachtenswert durch den literarischen Apparat, jedoch ohne den Vorzug, die einzelnen Züge auf eine Einheit der Anlage zu beziehen oder historisch zu erklären und zu verfolgen, endlich das in Weises „Unsere Muttersprache“ gebotene. Wenig Neues bieten Feinzelmann, der deutsche Volkscharakter, im Jahrbuch der Erfurter Akademie, neue Folge, Bd. 19, oder Pfeleiderer, deutscher Volkscharakter im Spiegel der Religion, in der deutschen Rundschau, Augustheft 1894.

Hingabe an mühsame und wenig lohnende Arbeit, in dem bescheidenen Anspruch an Lebensgenuß; er bespricht den Wert der Persönlichkeit im Anschluß an den Rembrandt als Erzieher, ohne daß er zu der Erkenntnis durchdringt; daß in dem deutschen Individualismus der Kern des deutschen Wesens nach Tugenden und Fehlern begriffen ist. Bismarck hat hier wie so oft den Nagel auf den Kopf getroffen mit der Ausführung, daß dem Deutschtum durch den Individualismus, durch den Drang der Persönlichkeit, sich auszu- leben, ein Mangel an staatsbildendem Talent anhafte, durch die Legierung desselben mit slavischem Element sei erst der preussische Staat und seine stramme Zucht möglich geworden. Mit dem „neuen“ Deutschtum verträgt sich das nicht recht, wohl aber mit dem Anspruch des deutschen Volkes als Herren- volk zu gelten, es wieder zu werden, wie im Mittelalter, wie die Engländer. Die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches ist ein gewaltiger Fortschritt in dieser Richtung, über den weiteren Weg aber muß die öffentliche Meinung sich im Ablauf einiger Generationen ebenso abklären und vertiefen, wie ein langes und zähes Ringen der Meinungen und Hoffnungen nötig war, damit das Genie der That die Zeit erfüllet finden konnte.

Mit diesem deutschen Volkscharakter, dessen Verständnis doch nur auf dem Wege der Induktion, der aus zahlreichen Beobachtungen schließenden Abstraktion zu gewinnen ist, kann man nun freilich nicht wieder etwas erklären wollen, wofür man keine naheliegenden Ursachen zu sehen vermag. Es ist doch kaum mehr als ein Spiel mit Worten, wenn Lange auf den deutschen Charakter sich beruft, für das, was er als „Unterscheidungsfinn“ in höherem Maße den deutschen Schweizern, Holländern, Dänen, in geringerem „seinem süddeutschen Landsmann“ vorrückt. „Es ist ein unglaublich einfältiger, nichtsnutziger Winkelpatriotismus, der so manchen Schwaben und Bayern gegen die Norddeutschen, namentlich gegen die „Preußen“ unter ihnen, kleinlich, argwöhnisch, ja hämisch macht, aber er treibt sein Wesen bis zum heutigen Tage nicht nur in den gedankenlosen unteren Klassen, sondern auch in manchem gescheiten Kopfe und hat im allgemeinen noch viel mehr Boden als wir in Norddeutschland uns träumen lassen.“ Allerdings, und Lange hätte sogar schreiben dürfen „in so ziemlich allen gescheiten Köpfen“, aber er wirft dabei zwei grundverschiedene Dinge durcheinander. Das süddeutsche Wesen, in dem die Stämme der Bayern, Schwaben und Franken zusammentreffen, fühlt sich etwas fremdartig berührt von dem, was den „Preußen“ kennzeichnet, wenn man so das ostelbische Deutschtum nennen will, das im Berlinertum sein Vorbild sucht. Denn den mitteldeutschen Obersachsen, besser Thüringern, Hessen und Rheinfranken, sowie den Niederfranken und Niedersachsen steht diese instinktive Empfindung viel schwächer entgegen, und sie begegnet auch nicht den wär-

digen Vertretern „preussischen“ Wesens. Aber Lange hat doch selbst eine Ahnung, was den Süddeutschen daran zuwider ist und sein muß. Es ist die schnarrnde Sprechweise, die Zuckknöpftheit, der Anspruch des Bessers und Besserwissens, die Ansätze eines Kastenwesens — all das, worin etwa ein Reserveleutnant in Civil seine innere Erhabenheit kundzugeben trachtet, was ja auch in Süddeutschland Schule gemacht hat. Am besten läßt sich der Unterschied durch eine kleine Reiserinnerung lebendig machen. Es war auf dem Gardasee, auf einer Dampferfahrt von Riva nach Desenzano. Ein norddeutsches Pärchen, unverkennbar auf der Hochzeitsreise, alles glänzend neu vom Wädeler bis zum Operngucker, in jeder Miene das Bewußtsein wohlgefüllten Geldbeutels, aber auch der Ausdruck, daß nur der Gesellschaftszwang, die Notwendigkeit, auch da gewesen zu sein, sie nach Oberitalien führte. Von der sonstigen Reisegeellschaft, lauter Süddeutschen, waren sie durch die innere Schranke geschieden, die nach Lange bloß der einfältige Winkelpatriotismus aufrichtet. Von uns Süddeutschen hatte keiner den andern zuvor in seinem Leben gesehen, es fand sich aber auch keiner bemüht, durch ein schnarrendes „Mein Name ist Müller“ ein zwangloses Geplauder über die Gegend und die Einheimischen einzuleiten; es machte sich von selbst, und ebenso wurde auch das Pärchen zu Zuhörern. Die Herren wollten nach Mailand, keiner verstand italienisch, ich konnte ihnen manchen Rat geben, einige Nebensarten vorsagen und aufschreiben, Aufschlüsse über die Citronenkultur am Gardasee geben und dergl. und empfahl ihnen dann einen italienischen Gasthof in Mailand als reinlich, gut und billig. Die junge Frau fand sich dadurch veranlaßt, ihrem Manne die leicht zu denkende Frage zuzulüftern; er musterte mich von Kopf bis zu Füßen, fand an meiner Reifekleidung — ich hatte von Bozen ab die schönen westlichen Seitenthäler zu Fuß durchwandert, und mein brauner Samtflaus war mehr bequem als elegant — ohne Zweifel die Merkmale einer niedrigeren Rasse und schüttelte verneinend den Kopf zu meiner innerlichen Belustigung. Ich sah das Pärchen später auf der Veranda des Ridobades in Venedig mit demselben steifen Ausdruck ins Meer hinausschauen; der eine der andern Herren, den ich auch in Venedig wiedergestrogen hatte, mit dem ich acht Tage zusammen war, an deren dritten oder vierten wir die Karten tauschten, sagte, daß es der Sohn eines Messerfabrikanten sei. Reserveleutnant in einem ostelbischen Regiment war er aber jedenfalls noch mehr. Wohl kaum ein Westfale.

Und solche Beobachtungen macht der Süddeutsche zu Duzenden, wo er immer mit dem „Reisegeziefer“, wie Wischer sich ausdrückte, zusammen trifft; ist es zu verwundern, daß er sich auch abschließt, zurückhaltend wird? Mit politischen Dingen aber hat das ganz und gar nichts zu thun, der

Süddeutsche ist ein so guter Reichsbürger als der Norddeutsche, er erkennt — mit geringen Ausnahmen — den Beruf Preußens zur Führung rückhaltlos an, nur hält er fest an Manchem, was ihm wert geworden ist, von dessen Opferung ihm die Stärkung des Reiches nicht abhängig scheint. Die „süddeutsche föderalistische Propaganda“, die neulich durch die Zeitungen lief, ist höchstens ein schlechter Witz gewesen. Und wenn Lange schreibt, daß das frühere „großdeutsche“ Empfinden der Süddeutschen hundertmal lieber auf Preußen, als auf Österreich verzichtet hätte, um zur Einigung zu gelangen, so ist das eine völlige Verkennung der Stimmungen in den fünfziger und sechziger Jahren; man fühlte das Unnatürliche, daß die Bayern, Franken, Schwaben jenseit der österreichischen Grenze einem „fremden“ Staate angehörig sein sollten, und schloß lieber die Augen vor der Unmöglichkeit, das ganze Völkergemenge Österreichs in ein wirkliches deutsches Reich mit hereinzunehmen. Das Problem, wie in der österreichischen Monarchie dem Deutschtum seine historische Stellung verbürgt werden solle, dessen Lösung auch für das deutsche Reich nötig ist, kann auch der „kleindeutsche“ Lange nicht von der Hand weisen. Ist es doch auch ein Stück Arbeit am Volkstum! Wer freilich das von der Regierung des deutschen Reiches erwartet, sie solle „als der verordnete Anwalt alles Deutschtums auf Erden den falschen Nachbar rücksichtslos zum Rechte anhalten oder die Freundschaft kündigen“, der steigert den bequemen Wahn, daß das deutsche Volk selber nichts zu thun brauche, da die Regierung ihm alle Arbeit abnehmen müsse. Ein derartiges Ultimatum könnte nur die Ankündigung der Eroberung Österreichs sein. Welcher nüchternen politischen Denker kann das eher fordern, als bis alle andern Mittel erschöpft sind? Wirklich nationale Politik kann nur da gemacht werden, wo die öffentliche Meinung der Regierung um ein paar Schritte voraus ist.

Und was für die äußere, das gilt zum großen Teil auch für die innere Politik. Eine Regierung hat schon mehr als die bloße Pflicht gethan, wenn sie für eine spätere Initiative die Bahn weise im Voraus geebnet hat; nur das unsichere Laufen und Schwanken darf man ihr zum Vorwurf machen. Vor allem muß der Aufwand an Mitteln dem Werte des Zweckes entsprechen. Ist das der Fall, wenn man im Namen einer deutschen Politik fordert, daß die Polen und Elsäßer durch ein großartiges Enteignungsverfahren allmählich ins Innere des Reiches, an ihre Stelle aber Deutsche an die Grenzen gesetzt würden? Gewiß, die unerschütterliche Entschlossenheit des deutschen Reiches, Elsaß-Lothringen und die polnischen Grenzstriche festzuhalten, kann nicht scharf genug kundgegeben werden, und die innere Kolonisation ist das durchgreifendste Mittel, um dort das Deutschtum zu stärken. Aber niemals kann man jemand zwingen, seiner angeborenen oder

anempfundenen Nationalität sich zu entfremden, die Antwort auf solche Versuche ist stets die Verstockung, die nächste Folge die Prämierung der sittlich minderwertigen Elemente. Ein Gewinn sind aber nur die besten, die Masse folgt ihnen dann von selbst. Ist es eine Entschuldigung, daß auch Zahn immer wieder in den Irrwahn gefallen ist, daß man alles machen könne, was zum Heil des Volkstums dient? Es ist eine Ansteckung der jakobinischen Gleichmacherei, ein Mangel geschichtlichen Verständnisses.

So kann uns auch nur die Geschichte sagen, was denn das Gemeindeutsche ist gegenüber den mannigfachen Stammesarten. Ist doch auch die deutsche Gemein- und Schriftsprache ein Ergebnis geschichtlicher Beziehungen, sie entstand durch die wechselseitige Abschleifung der mundartlichen Verschiedenheiten in einem engen Kreis, ihre Wiege ist die Kanzlei der böhmischen Lühelburger. Und da sie ohnehin den mitteldeutschen Mundarten am nächsten stand, so konnte der titanische Drang eines Mitteldeutschen, wenn nicht allen Deutschen, doch möglichst vielen zu sagen, was not thue, dieser Kanzleisprache seinen Geist einhauchen. Luthers sprachschöpferische Gewalt hat dieses schlichte Gefäß mit dem köstlichen Inhalt gefüllt. Dem Aufschwung folgt ein langer Zeitraum der Versteifung und Verarmung, bis wieder gelehrte Leute feilten und schliffen, und dann hat Klopstock dieser Schriftsprache Erhabenheit, Lessing Schärfe und Knappheit, Wieland Anmut, der junge Goethe die Fülle der Empfindung abgewonnen. Diese Sprache der Wissenschaft und Dichtung hat die Schule, das Theater, die Kanzel ins Leben hinausgeführt; und besonders in den großen Städten, wo mancherlei Mundarten zusammenstoßen, erweitert diese deutsche Gemein- sprache zusehends ihre Geltung, am auffallendsten in den Städten des niederdeutschen Sprachbodens. Der Sozialdemokratie wird eine spätere Zeit auch daran eine wesentliche Beihilfe zuerkennen.

Aber wohlgemerkt, echtes, gewachsenes Volkstum birgt diese deutsche Sprache nicht, ihr papierner Ursprung ist nicht überwunden. Ein richtiges Deutsch schreibt und spricht nur, wer es schulmäßig gelernt, ein schönes und gutes nur, wer auf der Höhe der Bildung steht, ein lebendiges nur, wessen Sprachgefühl die Wurzeln tief in die bodenständige Mundart der Heimat hineingetrieben hat. Zahn hat nicht verstanden, was die Mundart auch für die Schriftsprache des Einzelnen ist und sein soll, wie könnte er sonst den glatten Satz nieder schreiben, daß das Plattdeutsche und jede sehr abweichende Mundart Predigern und Schullehrern die Amtsführung erschwere! Sein eigenes so oft auf Stelzen wandelndes Deutsch zeigt, wo es ihm fehlte; nur selten fand er das schlichte und deckende Kleid seiner Gedanken, es kauft sich meist in anspruchsvoller Gesuchtheit. Auch die Sprache wird ihm zum Turngerät, an dem er seine Künste zeigt.

Es zeigt sich also hier eine Aufgabe für die deutschen Volksschullehrer, für die sie vielleicht ihre bisherige sachliche Bildung nicht genügend befähigt. Viel mehr innerlicher Besitz wird die Schriftsprache, wo sie nur die höhere Stufe der gewohnten Sprechweise darstellt. Hätte Jahn doch versucht, das treuherzige und zugleich zierliche Plattdeutsch in hochdeutsche Laute umzusetzen — es ist ja der Weg, auf dem zahllose Redensarten und Sprichwörter zum Gemeingut geworden sind. Wodurch hätte denn sonst die Umgangssprache in Süddeutschland ihre größere Frische und Anschaulichkeit bekommen?

Allerdings hat sich heute insolge der Freizügigkeit eine starke Schicht des Gemeindeutschen gebildet, von der Dichtung, Wissenschaft und öffentliches Leben getragen werden — aber lebendiges Volkstum ist noch immer fast nur das Stammestum, so abgeschwächt es vielfach erscheint, besonders in den Industriefrühen und an den großen Verkehrslinien. Zäher hastet es im Süden, bei den Bayern und Österreichern, Franken und Schwaben, noch mehr bei den Schweizern und Siebenbürger Sachsen, wo die Mundart, noch kaum berührt von der Schriftsprache, auch den Gebildeten die eigentliche Sprache ist, für das Ohr, nicht für das Auge. Es ist doch recht charakteristisch, daß Volkmars die oberbayrischen Bauern durch Ansprachen in der Mundart für die Sozialdemokratie zu gewinnen sucht, nicht daß sie nicht hochdeutsch verstanden, sondern weil sie so eher glauben können, daß es sich um eine vollstümliche Sache handle! Eine sehr lehrreiche Geschichte wußten Schweizer Zeitungen vor einigen Jahren zu berichten aus einer Versammlung, wobei ein Deutschschweizer im Laufe seiner Rede in seine Mundart geriet und deshalb von den französischen Teilnehmern nicht mehr verstanden wurde. Dann ergriff einer von diesen das Wort und hielt eine längere Rede, die nun den Deutschen unverständlich blieb, bis er die Verwirrung löste mit den Worten, er habe ihnen zum Dank für den Vortrag in schwyzer Ditsch nun auch die interessante Mundart der Waadtländer Bauern vorführen wollen. Von da an beflissen sich die deutschen Schweizer schriftdeutsch zu sprechen. Die Pflege der Mundart auf Kosten des Gemeindeutschen hat aber auch ernste Folgen. Die sorgfältige Ermittlung der deutschen Sprachgrenze in der Schweiz durch Dr. J. Zimmerli in Luzern (I. Teil, 1893, II. Teil, 1895) hat für den Jura festgestellt, daß die deutsche Sprache vor der französischen weicht, und daß am allerwenigsten die deutsche Einwanderung in dem französischen Gebiet ihre Sprache festhält. Als den Grund dieser Erscheinung bezeichnet der Freiburger Professor Streitberg, daß der ungebildete Deutschschweizer der deutschen Schriftsprache nur äußerst unvollkommen mächtig werde. Zwingt ihn nun eine neue Umgebung französisch zu sprechen, so könne die deutsche Mundart der neuerlernten französischen Schriftsprache keine Konkurrenz machen, sondern ziehe jedesmal den

kürzeren, und mit ihr unterliege das Deutschtum überhaupt. Gewiß eine richtige Beobachtung, aus der man nur eben nicht die Folgerung ziehen darf, daß die Schule der Mundart den Krieg erklären müsse.

Als Mufter und Vorbild für die Arbeit am Volkstum auf diesem und noch manch anderem Gebiet ist das kleine Volk der Siebenbürger Sachsen hervorzuheben. Man trifft dort schlichte Bauern, die trotz der Festigkeit der Mundart, in der fogar vielfach gepredigt wird, sich in tabellosem Schriftdeutsch klar und gewandt auszudrücken wissen, Dank dem achtjährigen Lehrgang der sächsischen Volksschulen, aber noch mehr Dank der Dienstleistung von Theologen an diesen Schulen, die erst später Pfarrer werden. Beiden hat der Zwang, auch das Magyarische lehren zu müssen, die Schwierigkeiten bedenklich vermehrt; hoffentlich vermag die Absicht, die Theologen in noch engere Verbindung mit dem Volksschullehrerstand zu bringen, — durch die Loslösung der Gymnasiallehrerstellen aus dem Lebenslauf der Geistlichen, durch die Bildung eines selbständigen höheren Lehrstandes — das Volksschulwesen über diese Klippen hinwegzuführen. Denn schon klagt man, daß die Erlernung der deutschen Sprache geschädigt werde durch das zeitraubende Drillen im Magyarischen, dessen der Bauer und Bürger leicht entträt.

Die Arbeit am Volkstum ist im Wesentlichen — das läßt sich am besten an den deutschen Sprachinseln in Oesterreich und Ungarn zeigen — Erhaltung des Überlieferten in Sprache und Sitte, Abwehr der Einflüsse, die der Gleichmacherei in größeren Gebieten, der Untergrabung des Charakteristischen, des Ausnahmeweisen Vorschub leisten. Arbeit am Volkstum ist alles Streben, die alten Trachten zu bewahren, die alten Sitten als sein volles Erbe nicht mit Rationalismus, sondern mit Pietät, mit künstlerischer Freude zu betrachten; Arbeit am Volkstum ist es auch, wenigstens zu sammeln und aufzuzeichnen, was zu Grunde zu gehen droht. Und das ist nicht die Sache eines bequemen Dilettantismus, sondern eine Aufgabe, die Vertiefung, Unsticht und Gewissenhaftigkeit im höchsten Maße erfordert. Musterhaft ist die Gründlichkeit, mit der der Prager Privatdozent Dr. Adolf Hauffen im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen sich an die Sammlung der vollstümlichen Überlieferungen in Deutschböhmen macht. Arbeit am Volkstum leistet jeder bürgerliche und bäuerliche Gesangsverein, der doch innerlich der Pest der blödsinnigen Sassenhauer Berliner Ursprungs ein Gegengewicht abgibt; noch verdienstvoller wäre es, in ihnen unsere schönen alten Volkslieder bis auf die des 16. Jahrhunderts zurück neu zu beleben. Das erleichtert die neue Ausgabe von Erks deutschem Liederhort, den Böhme mit Unterstützung des preussischen Ministeriums besorgt hat. Das sind nur einige Beispiele. Gewiß ist erst recht die Erhaltung des Bauernstandes,

überhaupt des sogenannten Mittelstandes eine Daseinsfrage für das Volkstum. Aber vom Redaktionsstisch aus wird diese ernste Frage nach der Lebensfähigkeit des selbständigen Handwerksmeisters ebenso wenig gelöst werden, als vom vielgescholtenen grünen Tisch der Schreibstube aus. Der Schuster, der mit derselben Gleichgültigkeit gegen die Hühneraugen seiner Opfer erfüllt ist wie der jüdische Besitzer eines Stiefel- und Schuhmagazins, der Schneider, dem es gleich ist, ob der Rock sitzt, wenn er nur bezahlt wird, verdient keine Rechtfertigung seines Schimpfens auf die Juden durch das reine Deutschtum. Es giebt auch gar keine allgemein gültigen Mittel für die Rettung des Kleingewerbes vor dem Kapitalismus. Möglich, daß die elektrische Kraft dem fleißigen und geschickten Meister Lust macht, aber vor allem bedarf es der Klarheit darüber, welche Gewerbe lebensfähig sind neben der Großindustrie und unter welchen Bedingungen. Und da ist wieder Forschung, methodische Sammlung und Bearbeitung des Materials das erste Erfordernis; das wärmste Herz und die Engelszunge sind unnütz ohne die nüchterne Fähigkeit, aus Thatsachen Schlüsse zu ziehen. Die Untersuchungen über das deutsche Kleingewerbe, die der Verein für Sozialpolitik in drei Bänden veröffentlicht hat, nennen sich zwar nicht Arbeit am Volkstum, aber sie sind es. Denn diese Arbeit ist nicht geeignet, das Monopol eines aufgewärmten Jugendbundes zu sein, Tausend und Aber-tausend sind längst dafür wirksam, ohne davon zu reden oder sich im Abglanz ihrer Wichtigkeit zu spiegeln. „Ein jeder lern seine Lektion, so wird es wohl im Hause stahn.“



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Cäsar Flaifchlen.

Im Spiel des Lebens.

Auf und nieder
schwankt die Wage
deiner Tage,
wie sich füllen
ihre Schalen,
diese hoch und jene tief.

Laß sie sinken,
laß sie steigen,

diese hoch und jene tief . . .

Du nur zwischen beiden siehe
unbeirrt in deinem Ziel,
stark und fest, als Halt und Träger,
als gerechter Gleicher und Wäger,
still und ruhig, über ihrer
Gaben, jede Stunde wechselnd,
leisem Auf- und Niederspiel!

So freu dich doch —

So freu dich doch, daß es Frühling wird
und laß die Wintergedanken!
laß keimen, was der Sonnenschein
dir in die Seele will ranken!

Überall alles voll Jubelgetön,
voll Maitrost-entgegen-Genesen,
und die Luft so lau, und der Himmel so blau,
und die Welt so schön, o! so wunderschön,

wie sie seit Jahren und Jahren nicht mehr
in keinem Frühling gewesen.

Es wird schon werden, es wird schon
werden!

Ein kleines Weilschen nur noch, und:
mit blühenden Rosen steht es am Weg
und küßt auf die Stirn dich
mit seligem Mund!

Einem Kinde.

Sei nicht traurig,
sei nicht traurig —
es ist heute nur
so trübe,
es ist heute nur
so schwer!

Morgen blüht die Sonne wieder,
leuchten Rosen weiß und rot,
und das Kerchenlied der Hoffnung
jubelt in den hellen Morgen,
jubelt in den blauen Himmel,
freigleich über Leid und Not! . . .

Quillt und schwillt mit jungen Kräften,
quillt und schwillt mit junger Lust
lebenwarm dir in die Brust,
weckt und wappnet deine Seele
glaubensfroh zu neuer Wehr! . . .

Sei nicht zag drum,
sei nicht traurig —
es ist heute nur
so trübe,
es ist heute nur
so schwer!

Tagebuchblätter.

I.

Was ist es,
was müde macht:
dieses Warten,
dieses heimliche Horchen nach der Treppe,
dieses Aufspringen,
wenn es klingelt . . .
und . . . statt der erwarteten Freude dann

mit blühendem Aug
und lachendem Mund
steht ein frierendes Kind draußen,
verhärtet und elend,
und bittet weinend
um ein Stückchen Brott!

II.

Mach, was du willst, mach's wie du willst,
nur sorg, daß es in deinem Sinn
als Ganzes, Volles dir gelingt!
Man nenn's dann gut, man nenn' es schlecht,
es habe ruhig jeder recht,
und wer da lachen will, soll lachen . . .
Wiße sind immer leicht zu machen! . . .
Die einzige Frage, die da gilt,
ob einer lobt nun oder schilt,
die einzige Frage ist —: ob's zwingt?!

Berlin.

Cäsar flaischen.



Jocosa.

Wie von dem Tag und seinem Licht
vergesen,
Seitab der Welt und ihrer lauten Flut,
Umschattet tief von Eichen und Cypressen
In eines Chales Arm ein Grabmal ruht.
Ein reicher Römer, raunt die dunkle Sage,
Kieß es erbaun für ein geliebtes Weib,
Ein Steinsymbol der thränenlosen Klage
Um ihren holden, frühverlorenen Leib.

Es waren Grab und Thal vom Volk ge-
mieden,

Das Thal der Toten hieß der düstre Hain:
„Die Seele wache über ihren Frieden
Und keiner träte ungestraft herein!“
Dies flüsterwort, gehaucht von Mund zu
Munde,
Es machte auch die Schatzesucher feig,

Von keiner Art gestreift in weiter Kunde,
Wuchs dichter, immer dichter Zweig an
Zweig.

Doch was Jahrhunderten gilt unverleßlich,
Und was des Wahnes heiligste Gestalt,
Und schien es einer Menschheit unersetzlich,
Hersüßert des Zweifels spöttische Gewalt.
Die Stunde kam, wo jenes Grabes Ruhe
Dem Frevel eines Weibes ward zum Raub,
Die heilige Asche aus erbrochener Truhe
Aufstob in einer Wolke Knochenstaub.

Jocosa hieß das Schicksal jener Stunde,
Die leichtgeschürzt der Freude Hester rit,
Von deren tollem Treiben rings die Kunde
Entsetzt-erschaut von Haus zu Hause schritt.
Sie hatte von dem Hain nicht allzuferne
Ein Lusthaus für der Sommermonde Pein,

Und jede Nacht begrüßte dort die Sterne
Ein torybantisch Toben, Zechen, Schrein.

Blond, üppig und den Sieg in blauen Augen,
Die bald wie Gnade feucht, bald hart wie
Stahl,

So recht gemacht, dem Manne zu entsaugen
Den letzten Rest Verstand mit süßer Qual.
Am Tag wie welcke Blumen, doch die Nächte
Durchhauchend schwül mit heißer Blüten
Duft,

So war sie Herrscherin der Liebesmächte,
Die nie ein Weib umsonst zu Hilfe ruft.

Doch im Genuß nach neuem stets ver-
langend,

Und, noch den letzten Kuß auf welcher Brust,
Nach immer heißerm Kuß des Glücks er-
bangend,

Empfand sie Leere oft in ihrer Lust.
So sah sie einst am späten Nachmittage
Auf dem Altan verdrießlich und allein,
Da sah sie tief wie eine dunkle Sage
Durchs Abendlicht herdräuen jenen Hain.

Sie frag — und kaum, daß sie die Mär
vernommen,

War unverhofft, wie aus bedeckter Nacht
Ein Silberstern, in ihrer Brust erglommen
Das Neue mit verführerischer Macht

„Das ist ein Reiz für abgestumpfte Sinne,
für ledte Lust ein niegeahntes Kleid!
Das war noch nie — und was ich da beginne,
Das schäfe der Kleopatra selbst Weid!“

Und hellen Kußs, mit hocherglühnden
Wangen

Heißt sie das ganze Haus zum Dienst
herbei.

Und alles lauscht, in Staunen ganz be-
sangen,

Wie wundersam ihr Sinn verwandelt sei.
„Ihr Mädchen, auf von euerm faulen
Pfühle,

Ihr Freunde, reißt aus weichem Arm
euch los!

Der Abend schenkt uns seine Schattenfühle
Und ein Beginnen, unnahehmlich groß!

„Nicht mehr die Sklavin hergebrachter
Wonnen,

Nein, freie Herrin der Glückseligkeit,
Hab ich ein Fest, o hört, ein Fest eronnen,
Das schreuen Atems nicht erzählt die Zeit!
Ich will die Lust aus einem Becher schlürfen,
Den Tod und stärkstes Grauen hält um-
spannt,

Ich will den Menschen zeigen, was die
dürfen,

Die nicht der Feigheit Knechtesitte bannt—“

„Was Neues hat sie wieder aufgefunden?
Welch Niechdörtes hat sie sich erdacht,
Die Bühlerin, zur Kurzweil mißger Stun-
den?

Ein Troß mit Jackeln wälzt sich durch die
Nacht!

Ein bunter Schwarm von tollenden Mäna-
den,

Von trunkenen Männern eine wilde Schar,
Ein Heer von Dienern, speis- und trank-
beladen —

Wo zlehn sie hin, der Scham und Sitte bar?“

„Zum Thal der Toten!“ heißt das Ungeheuer
Von Antwort, das die Gegend beben macht.
Schon leuchtet ihrer Jackeln blutig Feuer
Durch jenes Hains jahrhundertlange Nacht.
Da schwirren Tausende von dunkeln Eulen,
Von Fledermäusen auf aus dem Versteck,
Es grüßt ein trunkenes Ewoöheulen,
Ein gellendes Gelächter ihren Schreck.

Jocosa überrinnt ein selbes Schauern,
Als nun im Grabmal ledt umher sie steht.

„Es weht wie Frost von diesen morschen
Mauern.

Ihr steht verstummt? Der Wangen Rot
entfliehet?

Ihr Diener, auf, der Urne Last hernieder
Nehmt von dem Sims, entschüttelt ihr den
Staub! — —

Ihr zaudert! — Wie, es beben euch die
Glieder?

Bezahlte Schar, — so leicht der Feigheit
Raub! —

„Nun denn, ihr, die so oft mir zugeschworen;
Nichts gab es, das ihr thätet nicht für mich —
Ihr Freunde, hört, für immer ist verloren
Jocosa euch, laßt ihr sie feig im Stich!
Seht hier den Kranz, was soll er an dem
kalten

Und toten Scherben, drin die Asche wohnt,
Ich nehm' ihn fort und will ihn mir behalten,
Bis eines Keckern Haupt er würdig lohnt.

„Der goldne Kranz ziemt nur dem gold-
nen Leben,
Das noch im Vollglanz seiner Wonne lacht!
Nicht soll erblindend er am Staube kleben,
Der allzubreit mit solchem Schmuck sich
macht!

Nehmt diese Asche, streut sie in die Winde,
Sie zu bewahren dünkt sie mich zu schlecht,
Die Urne füllt mit süßem Trank geschwinde:
So sprech' ich Toten und Lebendigen Recht!“

Sie spricht es, feurig stolz. Aus leichter Hülle
Des Byssus strebt die widerregte Brust,
Sie drückt den Kranz in ihrer Ecken Fülle,
Die Königin der zügellosen Lust.

Ein jedes Glied an ihr scheint ein Ver-
langen,

Ein jeder Nerv vom Sinnereiz gespannt,
Wer so sie schaut, den faßt ein schwindelnd
Bangen,

Er ist in ihren Zauberkreis gebannt . . .

Noch steht die Schar in ungewohntem Zagen
Und keiner wagt die ungeheure That,
Ererbte Scheu kämpft stumm mit keckem
Wagen,

Das lockender sich nimmermehr genahet.
Da horch! Dort von des Grabmals enger
Schwelle,

Auf die der Jacken blutig Licht gestreut,
Kommt eine Stimme, spottend, scharf und
helle,

Die also ihren Gruß der Schar entbeut:

„Zu schlecht zum Guten und zu feig zum
Bösen!

So nenn' ich euch, die ihr hier sinnt und wägt.

Um glimpflich aus der Klemme euch zu
lösen,

Gleich einem Handelsmanne überlegt.

Ja, sie hat Recht, euch gründlich zu ver-
achten,

Denn Knechte seid ihr, jämmerlich gezeugt!
Die ihr aus Schwachheit vor dem Her-
gebrachten,

Doch nicht aus Frömmigkeit die Seele
beugt —“

Und zu der Urne wuchtig hingeschritten
Zeigt sich ein Fremdling, blond und schön
und stark.

Gottähnlich ragend in der Stuger Mitten,
Blutäugig, in den Gliedern Adlersmark,
Der hebt die Urne leicht vom Sims herunter,
Entschüttelt ihr den grauen Knochenstaub.

Dann ruft er hell: „Ihr Sklaven, heba!
Munter!

Nun mißt den Trank! Seid ihr vor
Staunen taub?

„Nach seltnem zwar sieht eurer Herrin
Schönen,

Und Übermenschen graute selbst davor!
Mag sie in solchem Thun sich glücklich
wähnen!

Es ihr zu neiden bin ich nicht der Thor.
Kredenze du den Trank zu dieser Feier,
Du einzig Weib! Sieh ganz dich wie dubist!
Nimm von der Scham den letzten deiner
Schleier:

Zu rasch entweicht solch seltnen Glückes
Früß —“

Jocosa schaut von Staunen halb befangen
Dem Kühnen Fremdling in die Augen tief.
Aufglüht ein Wunsch auf ihren vollen
Wangen,

Der lang verborgen in der Seele schlief.
Die Mannesgröße, nie vorher gefunden,
Die stolz aus seinem klaren Blicke quillt,
Mit süßer Fessel sei sie fest umwunden,
Bis ihrer Sehnsucht Dürsten voll gefüllt!

Doch dieser Blick, versengend und ver-
langend,

Den sie in seiner Augen Tiefe senkt,

Er findet ihn nicht wollustvoll erbangend.
Sie fühlt: hier wird nicht leicht ihr Günst
geschenkt!

Es liegt etwas von schlechtverhohlnem
Spotte

In seiner Augen ruhig vollem Blick.
Zum ersten Mal sieht wie zu einem Gotte
Sie demutsvoll und zag um ihr Geschick.

Und zitternd nimmt den Kranz sie aus
den Locken

Und reicht ihn hin, dem Jüngling schön
und kühl

Will reden, und die Stimme fühlt sie stocken
Von heißem widerstreitendem Gefühl.

Ihr Stolz wallt auf und will sich frucht-
los bäumen,

Und sinkt zurück — und langsam spricht
sie dann,

So wie Geheimen spricht aus irren Träumen,
Wie wer bezaubert von der Liebe Bann:

„Wer du auch seist, o Fremdling, schön
und sonnig,

Der meiner Seele Wunsch so kühn gewährst,
Dir lohn' ein Trank, unsagbar süß und
wonnig,

Wie ihn kein Sterblicher noch je geleert.
Doch nicht aus diesem toten Aschenscherben,
Nein, von den Lippen voll und rot und heiß,
Und aus den Armen, die um Liebe werben,
Und aus dem Leib, der deiner Mannheit
Preis.“

Er sieht sie an, groß, ernst. Gleichwie
in Sinnen

Auf ihrem Antlitz ruht sein Augenpaar.
Sie fühlt ein Regen tief im Herzen innen
Von etwas, das vor langen Zeiten war.
Ihr ist zu Mut, sie möchte am liebsten weinen
Wie bei der ersten Liebe heiligem Kuß —
Sie möchte gerne stolz und frech erscheinen,
Da sie in Scham und Sehnen vergehen muß.

Da plötzlich bricht hervor in lechtem Grimme
Ihr wider Troß, so wie Gewittermacht
Längst schon gebrochen noch erhebt die
Stimme,

Daß weithin noch einmal erbebt die Nacht:

Die Gesellschaft. XII. 5.

„Sei, Fremdling, denn mein Gast! Bringt
her die Krüge!

Den stärksten Trank, ihr Sklaven, braut
zurecht!

Wer heute nicht erreicht der Luft Genüge,
Der ist ein Tropf und für die Luft zu schlecht.

So hört es auch, was ich vor euch beschwöre:
Wenn diese Nacht mir nicht den Wunsch
erfüllt,

Den ich aus meiner Sehnsucht Tiefe höre,
Wo er sich feig in Zweifel noch verhält,
Wenn ein Atom nur fehlt zu dem Genießen,
Deß' Ahnung Nerv und Adern mir durch-
bebt,

Seht ihr Jocosens Blut zum Mischtrank
fließen,

Satt bin ich's dann! Ich hab' umsonst ge-
lebt!“

Das Bacchanal, auf dem es wie die Spuren
Von Geisterhand mit leisem Schauer ruht,
Hat in den Hain und weiter in die Fluren
Jocosens Schar zerstreut in Weines Mut.
Jocosa ist mit ihrem Gast alleine
Zurückgeblieben in des Grabmals Raum.
Und ihre Wangen glühn — doch nicht
vom Weine,

Ihr Gast trank nichts — und sie, sie
nippte kaum.

Von zornigen Thränen quillt's in ihren
Augen

Sie seufzt, ihr Busen hebt sich unruhvoll,
Ob ihr die Lippen, die zum Flehn nicht
taugen,

Sein Mund nicht doch noch selbst erschließen
soll?

Ihr Götterleib gleicht einer lichten Welle,
Die über schwanker Tiefe schaukelt leis:
Bald taucht sie tief ins Dunkel, bald in Helle
Zum Himmel stutet sie verlangend heiß.

Und zögernd nimmt sie aus dem krausen
Haare

Nun eine Rose, dunkel voll erglüht.

„Die Rose, stummer Gast, dir offenbare,
Daß sie wie Frauengunst gar rasch verblüht.“

Nur diese Nacht noch will sie Duft ver-
spenden,

Doch einen Duft, herauschend unsagbar!
Sie biet ich dir. Und du, mit leeren Händen
Stehst du und reichst nicht Gegenspende
dar?"

Und er mit rauher Stimme spricht dagegen:
„Die Rose gieb mir nicht, o schöne Frau!
Mich führt mein Pfad auf wilden Felsen-
wegen,

Wo scharf der Sturm und kalt der nächt'ge
Tau.

Mir sind genug in deinem Aug die Thränen!
Ich sah dich weinen, und nun kann ich gehn.
Zum ersten Mal belohnt sich nicht dein
Sehnen,

Dem deinem Zauber kann ich wider-
stehn —"

Da fliegt ein Bliß scharf wie ein Dolch-
gesunkel

Aus ihren Augen auf den kühnen Gast
Und spaltet jäh der Wimpern sehend
Dunkel.

„Wie? hab der Worte Sinn ich recht erfasst?
Mich, mich verschmähst du? diese Pracht
der Glieder,

Die nur für dich Verlangen zitternd füllt?
So steh! Und schlag' dein Auge zaghaft
nieder,

Soll dich nicht blenden, was sich dir enthüllt!"

Und rasch, wie Kais einstmals that am
Strande,

Streift sie im Taumel von dem Götterleib
Des Byffus Stoff, die schimmernden Ge-
wande.

Nackt steht sie da, das wunderbarste Weib.
Ein kurzes Schweigen . . . dann zu-
sammenschreckend,

Da regungslos sie seine Füße sieht,
Bricht sie in Schluchzen aus, die Augen
deckend,

In jähem Strom ihr Blut vom Herzen
fließt . . .

Er spricht, und schmerzlich ruht auf ihrer
Blüte

Sein ernster Blick: „Verhülle deinen Leib!

Zu rasch verchenkst du solche seltn' Güte,
Und Grauen faßt mich an vor dir, o
Weib! . .

Ist nichts erinnernd wach in dir geblieben
An jene einzge schöne Sommernacht,
Wo brennend sich erschloß in erstem Lieben
Die reine Blüte deiner Leibespracht?

Wie Träume, deren flüchtig bange Süße
Uns lang mit halbverwischten Bildern quält,
So haben jener Stunden flammenküße
Auf deiner Spur mit Sehnsucht mich besiegt,
So wie ein Kleinod, zitternd kaum besessen,
Verloren dann, Jocosfa, suchst' ich dich!
Wohl lang ist's her! Nicht hab' ich dein
vergeffen —
Der Jüngling ward zum Mann! Erkenntst
du mich?"

„Du? Menon — —?" „Ja! Und dies das
Wiedersehen!

Verflucht sei dieser Glieder feile Pracht,
Die nun zur Schau dem ersten Besten stehen,
Da einst sie keusch so selig mich gemacht
So seien denn zerrissen auch die Bande!
Ausbrennen will im Herzen ich dein Bild
für alle Zeit mit dieser Stunde Schande,
Die so mein heilig Sehnen mir gefüllt —"

Er wendet sich. Da schreit sie auf voll
Jammer:

„O eine arme kurze Stunde bleib!
Geh'unversöhnt nicht! diese Grabeskammer
Wird sonst zum Grabmal auch für meinen
Leib!

Was ist das Leben, wenn du hingeschwun-
den?

Ein mattes Nichts! Ein qualvoll langer
Traum!

Gedenke jenes ersten Glückes Stunden,
Und gieb noch einmal jener Liebe Raum!

„Wohl bin ich schlecht! Wie häßt' ich sonst
vergeffen,

Im Schlamm versenkt so ganz vergeffen
dein!

Doch nun an meiner Seite du gefessen,
Ist mir, als fühle ich wie einst mich rein!

O laß nicht! Zu Eis erstarrt dies Kachen!
Gewähre dieser Täuschung flüchtig Glück!
An deinem Mund entschläfen! Kein Er-
wachen

führt dann ins alte Chaos mich zurück —“

Umsonst ihr angsterpreßtes, heißes Stehen!
Ein letzter unbeschreiblich kalter Blick.
Dann wendet er sich ohne Laut zum Gehen.
Keer wie das Nichts gähnt vor ihr das
Geschick . . .

Da zuckt es auf wie Stahl im matten Leuchten
Der Fackel, die erhellt das Grabgemach.

Ein geller Schrei, und rote Tropfen seuchten
Jocosens Brust — ein Zittern und ein Ach —

Und nieder sinkt sie. Ihre Lippen flüstern:
„Laß rinnen nur dies allzu wilde Blut.
Die Fackel lißst! Ach, nun im heimlich
Düstern

Entschläft in deinen Armen sich's so gut.
Das Liegenosse sollte mir gehören,
Und so zermalmt das Schicksal mich mit
Recht:

Dir, Tote, wagt' ich deine Ruh' zu stören,
Gestorbne Liebe, sieh, hat dich gerächt!“ —

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Der Streit um die Seele

Ein Sommernachtstraum.

Wings Sterne. Ewigkeit und Sphärenklang.
Durch meine Traumeschwüngen wehte kühl
Die Mitternacht. Gen Sonnenuntergang
Leut' ich den Flug, und auf den Purpurfühl
Der Abendröten sank ich müd' und träumte
Tief unter mir das dunkle Leben schäumte
Da klang auf einmal durch die Nebelweiten
Ein Zwiesgespräch, als wenn sich zwei entzweiten,
Und über mir auf goldnem Wolkenrand
Sah ich zwei weiße Engelsflügel blihen
Und weiß wie Mondlicht leuchten ein Gewand
Und sah daneben Satan sinnend sitzen — —
Der Schreck durchrieselt alle meine Glieder,
Doch meines Herzens Ruhe kehrte wieder,
Als sanft der Engel sprach: „Wie Sonnenlicht
War seine Seele keusch! Er kannte nicht
Die Sehnsucht nach dem Weibe, darum ward
All seine Kraft dem Höchsten aufgepart —“
„Du irrst,“ rief Satan, der in sich ganz leise
Hineingelacht so überlegen weise —
„Du irrst, ich sah den Heiligen allzuoft
Allein mit sich: das war ein wildes Sehnen!
Und eines Tages kam ich unverhofft —
Ich schweig': er dachte heiß an Magdalenen
Doch hör' mich weiter: die geheime Blut,
Grad dieses ungefüllte heiße Blut
Drang ihm ins Hirn und gab ihm dort die kranken
Und die gesunden ewigen Gottgedanken —“

Ein Flügeltrauschen. Und ein leises Lachen.
 Ein weiß Gewand in weiter, weiter Ferne,
 Aus tiefem Traum ein plötzliches Erwachen,
 Rings Sommernacht. Hoch über mir die Sterne.

Der Tag war tot

Ich vergeß es nie — — der Tag war tot,
 Und aus der Tiefe quoll das Abendrot

Der Friede saß und sang im dunklen Ried
 So mild und mild ein spätes Erntelied

Dein blondes Haar hob leis der Sommerwind —
 Wie warst du glücklich, du mein keusches Kind!

Wie lag dein Auge tief und groß und weich
 In meinem! Der Madama sahst du gleich,

Die Glückes voll vor ihrem Gotte schweigt
 Und seiner Offenbarung still sich neigt — —

Du gläubige Maria! — — — Und es stand
 Mein Schicksal hinter mir und hob die Hand

Und raunte heimlich mir ins hohle Herz
 Die Worte voll von Hohn und tiefem Schmerz:

Du närrischer Gott, gutherziger Heuchler du,
 Ein ist nun deines Geistes große Ruh

Berlin.

Hans Benzmann.

Ich liebe dich!

Ich liebe dich! Kein demutvolles Zagen,
 Kein Veilchengruß im sanften Maienwind!
 Glutrofen um die Stirn, vom Sturm getragen
 Kam meine Liebe wie ein wildes Kind!

Im weiten Auge sehnsuchtsvolles Bangen,
 Ein Herz bereit für alle Herrlichkeit,
 Die weißen Arme offen voll Verlangen,
 Den Mund zu heißem Gegentusch bereit.

Ein Königreich von Glück, ein Meer voll Wonne,
 Die Seligkeit der Erde als Gewinn,
 Ein Kleid von Licht, als Diadem die Sonne —
 Und in dem All — die Liebe Königin!

Ich liebe dich! Kein demutvolles Zagen,
 Kein Veilchengruß im sanften Maienwind —
 Die Sturmbräut hat mein Herz zu dir getragen:
 Dein Eigen ist das ungefüme Kind!

Dresden.

Johanna M. Kanfau.

Unsre Nacht.

Ich führte dich, trug dich
Über den Fluß.
Ich spürte den Duft
Deines Leibes nur.

Die Nacht meines Zimmers
Uns tief umschloß
Und zitternd und wild
Dir die Blut sich ergoß.

Wir standen, du befest,
Es schwankte dein Fuß:
Ah, Mund an Mund,
Wir ertranken im Kuß!

Dann bleich von den Kerzen,
Entschleiernd, das Licht,
Und Liebeszauber
Bedeckt dein Gesicht.

Schwarz war dir das Haar
Um die Hüften gerollt,
In Scham deine Nacktheit
Schaudernd und hold.

Der Gott auf flackernde
Flügel uns nahm,
Durch Dunkel brennend
Aus Schuld und Scham.

Es rauscht' der Urur
Rotzitternd im Strahl,
Bis kühl unter Palmen
Wir ruhten im Thal.

Gestern.

Ah er ist fort! Ach wie ich es fühle:
Er kehret nie mehr zu mir zurück,
Daß er die Blut meines Leibes fühle;
Und er weiß doch, daß er mein ganzes Glück!

Er war so anders. Ich seh' ihn nicht wieder.
Ach wie ich in seiner Liebe lebte!
Einst als er mich bog in den blühenden Flieder,
Ach wie er an meinem Munde bebtel!

Und gestern — ach wie er so viel erzählte!
Er ging, noch eh er sich süß mir vereint.
Der letzte Kuß, ach wie er mich quälte!
Ich habe die ganze Nacht durch geweint.

Flechtendorf (Waldeck).

Willy Kentrodt.

Frühling.

Noch warte ich still
In meinen vier Wänden,
Eingespinnen von Träumen und Sorgen,
Noch warte ich still auf den Frühling.
Wohl huscht es draußen über die Zweige.
Ein sonniges Lächeln,
Ein lächelndes Locken:
Heraus! Heraus! —

Noch warte ich still.
Ob auch ein Atem,
Ein leiser, schüchternes Veilchenatem,
Durchs Fenster hereinströmt,
Das heut' ich geöffnet zum ersten Mal.
Ich warte.
Doch wenn er kommt
In zeugungsbrünstiger Märznacht,

Der junge Titane,
 Der Taufsturm,
 Und mit schallender Faust
 An die Scheiben mir schlägt
 Und ins Herz mir donnert
 Der Auferstehung urmächtige Rhythmen,
 Dann schleud' ich von mir,
 Was mich drängte und drückte.
 Dann reiß' ich die Thür auf
 Und trete hinaus,
 Und gebe sie preis
 Die Blut meiner wilden Seele,
 Daß sie auflöset

Ein weithin leuchtendes Osterfeuer!
 Und dann stürmen wir hin mit Aufruhr-
 gefängen,

Du Tod des Todes,
 Am Himmel du,
 Auf Erden ich,
 Und brechen,
 Was morsch und faul,
 Du Stämme und Äste,
 Und ich Gesetze,
 Mir selbst Gesetz,
 Wie du dir!
 Frühling! Frühling!

Wieselburg a. d. Erlaf (Nied.-Österreich).

Karl Bienenstein.

Frühlied.

Hastig, hastig, liebe Feder!
 Zeit ist Gold, und um das Kalb
 Tanzt und grüßt und kniet ein jeder,
 Jud' und Deutscher — meinethal!
 Klimpert mit den Silberlingen
 Und verrätet euern Herrn!
 Wächtern nur sind eure Schwingen
 Und der Sonne bleibt ihr fern.
 frei und ledig aller Sorgen
 Streicht die blanken Thaler ein!
 Nach dem Heute kommt das Morgen,
 Nach dem Regen Sonnenschein!

Heulend, wenn die Flügel schmelzen,
 Stürzt ihr in des Lebens Sumpf
 Und der Storch mit langen Stelzen
 frisst euch auf mit Stiel und Stumpf.
 Dann will ich die Schwingen breiten
 Zu allmächt'ger Erdenschau
 Und auf sicherem Fittich gleiten
 Durch das lichtgetränkte Blau.
 Klangvoll rauschet mein Gesieder —
 Alles taucht in Licht und Glanz —
 Und ins Weltmeer werf' ich nieder
 Meinen güldnen Sonnenkranz!

Falsch.

Traumdunkel Auge, wie lockst du süß
 Zu heimlichem Küssen und Kosen!
 Du glühendes Weib, Gott grüß! Gott grüß!
 Gott grüß, du schönste der Kosen!

falsch bist du mit all deiner Blut und Pracht!
 Doch könnt' ich mich an dich schmiegen,
 Zeitlebens prief' ich die selige Nacht —
 Und die Nacht und ich — sind verschwiegen!

Leipzig.

Edgar Steiger.

Am Saum des Wassers.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Hoffmann (Berlin).

I.

In dem Waschraum an dem Ufer traf die Sonne;
 Die trägen Enten schlummerten im Schmutz,
 Und glutvoll war die Luft, daß man die Bäume
 Vom Wipfel bis zur Wurzel flammend wäthte.
 Ich lag im Grafe bei dem alten Boot,
 Wo frau'n die Wäsche wuschen. Schmutz'ges Wasser,
 Voll großer Seifenblasen, die bald platzen,
 floß mit der Strömung, lange Spuren bildend.
 Ich dämmerte so hin. Da sah ich nahen
 Im hellen Freilicht bei der Tropenhitze
 Mit festem und geschwindem Schritt ein Mädchen,
 Das mit erhobnen Armen sicher hielt
 Den großen Wäschehaufen auf dem Haupte.
 Breithüftig, feinen Wuchses, einer Venus
 Von Marmor gleich, kam sie ganz gerade an
 Und wiegte sich ein wenig auf den Knenden.
 Ich folg' ihr auf dem engen Steg zur Schwelle
 Des Waschraums, wo ich hinter ihr dann eintrat.

Sie wählte ihren Platz, und in ein Waschkloß
 Lud sie geschmeidig und behend die Last ab.
 Die Kleidung, die sie trug, war kaum zu rechnen.
 Sie wusch ihr Kinnen, und bei jeder Bewegung
 Der Arme und der Hüften sah man deutlich
 Im engen Unterrock und dünnen Hemd
 Den runden Hinterleib, die runden Brüste.
 Sie schaffte emsig; als sie müde war,
 Hob sie die Arme anmutvoll und rechte
 Schmiegsam den Leib und kreuzte ihre Knenden.
 Die Planken knarnten bei der großen Hitze;
 Der Kahn wies Risse auf, als wollt' er atmen.
 Die Frauen keuchten; unter ihren Ärmeln
 Ward stellenweis' der Schweiß der Arme sichtbar.
 Vollblütig wie sie war, ward rot ihr Hals.
 Da wandte sie zu mir sehr dreist die Augen
 Und haß' ihr Hemd auf, und ihr runder Busen,
 Doppelt und schimmernd, quoll in voller Freiheit,
 In hohen Hügel, fest und umfangreich.
 Nun schlug sie ihre Wäsche, jeder Schlag
 Kieß rasch für einen Augenblick erzittern
 Die fleisch'gen Rosenknospen an der Spitze.
 Heiß traf die Luft mich wie aus einer Esse
 Bei jedem lauten Hauch aus ihrem Halse.

Des Holzes Schläge fielen mir aufs Herz!
 Sie sah ein wenig spöttlich zu mir hin;
 Da naht' ich, starr den Blick gewandt zum Busen,
 Der tropfenfeucht war, weiß und recht zum Küssen.
 Ich that ihr leid, weil ich so blöde war,
 Drum sprach sie zu mir und begann zu plaudern.
 Verbornem Klange gleich traf mich ihr Wort.
 Ich hörte nichts, in Anschau ganz versunken.
 Nach ihrem offenen Kiele sah ich verstoßen,
 Thöricht von Glut, was drunter, zu erraten.
 Als sie dann wegging, sprach sie leis: Am Rande
 Der Wiefe wolle sie mich abends treffen.

Mein ganzes Innre floh mit ihren Schritten;
 Was ich gewesen, schwand, wie Wasser trocknet!
 Doch blieb ich freudig, denn mein Wesen war
 Verauscht vom Nachklang ihrer vollen Stimme.
 Und immer späht' ich nach dem Dämmerhimmel,
 Und als die Nacht kam, schien's mir Morgenrötel!

II.

Sie war die erste bei dem Steldichein.
 Ich lief hinzu und kniete vor ihr nieder,
 Und mit den Händen die Gestalt betastend,
 zog ich sie an mich. Aber sie erhob sich
 Und eilte durch die mondbestrahlten Wiesen.
 Endlich erreicht' ich sie: ein feines Strauchwerk,
 Das sie nicht sah, hielt ihren Fuß gefangen.
 Sogleich umschlang ich ihre runden Hüften
 Und trug sie fort zu einem Baum am Ufer.
 Sie, die sich neulich dreist und schamlos zeigte,
 War hieich, verfürbt und weinte stille Thränen,
 Derweil es in mir aufstieg wie ein Raufsch
 Der Kraft, der sich aus ihrer Ohnmacht nährte.

Was ist und woher kommt zur Liebestunde
 Der Gärtloff, der den Mann im innern aufregt?

Der Mond beleuchtete taghell die Feider.
 Das laute Volk der Frösche in dem Schiife
 Vollführte einen wahren Höllenlärm.
 fern klang der Doppelschrei von einer Wachtel,
 Und wie zum Vorspiel einer Serenade
 begann das Zwitschern neuerwachter Vögel.
 Der Wind schien weither Gärtlichkeit zu tragen,
 Ganz schwer von Küssen, voll des warmen Hauches,
 Den wir mit langem Schauer kommen hören,
 Wenn er beim Brand aus feuersgluten grollt.
 Gewalt'ge Brunnst troff aus der lauen Brise.

Ich dachte: „Unterm unbegrenzten Himmel,
In dieser weichen Sommernacht, wieviele,
Die eine Angst quält und die der Instinkt eint,
Wieviele wohl von Menschen und von Tieren.“
Und ich allein hätt' mögen sein sie alle!

Ich küßte ihre Finger, und sie bebte.
Die frischen Hände rochen nach Lavendel
Und Thymian, dem Balsam ihrer Wäsche.
Ihr Busen gab dem Munde den Geschmack
Von Mandeln, wildem Lorbeer, duft'ger Milch,
Die Ziegenbrüste im Gebirg' uns bieten.
Sie sträubte sich, doch fand ich ihre Rippen!
Der Kuß war lang wie eine Ewigkeit,
Der untre Körper unbeweglich hielt.
Sie sank zurück, mein Kosen ließ sie leuchten,
Ihr angeschmiegender, wollustharter Busen
Ging schwer und atmete mit tiefem Schluchzen.
Die Wangen glutvoll, Augen halb geschlossen,
Floß ineinander Küßten, Sehnen, Seufzen.
Dann in der stillen Nacht, wo das Gefühl schläft,
Erscholl ein Liebeschrei, so wild und stark,
Daß Vögel aufgeschreckt im Finstern schwirrten.
Die Wachtel und die Frösche, Lärm und Stimmen
Verstummt, tiefstes Schweigen ward im Raum.
Plötzlich, ein windgetragener grauser Drohruf,
Scholl dreimal fern das Heulen eines Hundes.

Doch als der Tag erschien und sie noch da war,
Entfloß sie. Blindlings irrte ich durch die Felder
Und träumte von dem Duft der Haut, mich hielt
Ihr Blick, als sank ein Anker in mein Herz.
Gleich zwei Galeerenklaven, festgeschmiedet,
Hielt uns ein Band, des fleischlichen Wahlverwandtschaft.

III.

Fünf Monat' lang allabendlich am Ufer,
Voll von Entzücken, das niemals erlahmte,
Hab' ich geliebt im Gras gleichwie im Bett
Dies prächt'ge, brünst'ge unerfahrene Mädchen.
Und morgens, von Erinnerung vollgefogen,
Obwohl ganz matt vom Küßten dieser Nacht,
Wenn im Geländ' ein Vogellied begann,
Schien's uns, als käm' die Nacht doch gar zu langsam.
Manchmal vergaßen wir des Tages Kommen,
Und fest umarmt sah uns die Morgenröte.
Schnell ging's dann längs der hellen Wege hin,
Auge in Auge, Hand in Hand geschlungen.

Ich sah den Lichtglanz in den Hecken kimmern,
 Baumstämme plötzlich wie von Wunden rot
 Und dachte nicht, daß dies die Sonne schuf;
 Wenn meine Stirn in Flammen war gebadet,
 Wähnt' ich, aus ihren Augen fiel der Schein.
 Ging sie zum Waschraum mit den andern Frauen,
 So folgt' ich voll Erwartung und voll Sehnsucht.
 Sie stets zu schaun war meine einz'ge Lust;
 Fest angewurzelt blieb ich so, die Liebe
 Hielt mich gefangen wie in einem Kerker.
 Mein Horizont schloß ab mit ihrem Körper,
 Und meine Hoffnung hing an ihrem Gürtel.
 Ich blieb bei ihr, den Augenblick erspähend,
 Wo stets bereiter Mutwill' abgelenkt ward.
 Schnell neigt' ich mich, sie wendete das Haupt,
 Und flugs berührten, stoßen sich die Lippen.
 Manchmal ging sie hinaus und winkte heimlich;
 Ich folgt' ihr dann dorthin, wo ein Versteck
 Im Weinlaub oder Buschwerk uns verbarg.
 Hier sahn wir das Getier, gepaart in Liebe:
 Vier Flügel, die zwei luft'ge Falter trugen,
 Ein schwarzes Doppelseisen, das am Weg kroch.
 Ernst hob sie auf die winzigen Verliebten
 Und küßte sie. Keck schnäbelten sich Vögel
 Ob unsern Häupten oft, beim Lieben scheuten
 Sich Pärchen nicht, wir thaten ja wie sie.

Wenn übervollen Herzens in Erwartung
 Ich nach den Windungen des Ufers spähte,
 Bis sie im Schutz der hohen Pappeln ankam,
 Helles Verlangen in den braunen Augen,
 Und jeder Mondstrahl, der sich zwischen Bäumen
 Quer auf den Weg warf, übers Kleid ihr huschte,
 So dacht' ich jener Töchter aus der Bibel,
 Die in sehr ferner Zeit durch ihre Schönheit
 Die Engel mit unkeuschem Leib verführten,
 Daß abends sie verliebt mit ihnen kosten.

IV.

Einst, als der Arbeitgeber vor der Thür schlief,
 Am Mittag, fand der Waschraum sich verödet.
 Der heiße Boden dampfte wie ein Kind,
 Das atemlos bei Glut schafft; doch geringer
 Schien dieser Brand als jener melner Sinne.
 Kein Lärm war hörbar, aus den Nebenkammern
 Nur abgerissner Sang und trunknes Lachen,
 Darauf von irgendwo ein Wassertropfen,
 Der, als des alten Bootes Schweiß, herabfiel.

Wie rote Kohlen blühten ihre Lippen,
 Aus denen plötzlich wilde Küsse zuckten
 Gleich Feuerfunken aus der hellen Glut,
 Bis zur Erschlaffung unsrer matten Körper.
 Man hörte nur Grashüpfer, dieses Volk
 Der Sonne mit dem ewig gleichen Hirpen,
 Das in dem trocknen Gras wie Feuer knistert.
 Wir sahn uns an erschaut und unbeweglich:
 Wir waren bleich, daß beide wir erschrafen,
 Die Augen, siebrißch, zeigten schwarze Ränder:
 Denn uns besiel die Liebe, die da tötet,
 Und unser Leben floh durch unsre Sinne.

Wir schieden und versprachen uns ganz leise,
 Zum Ufer abends nicht mehr hinzukommen.

Doß zur gewohnten Zeit zog das Verlangen
 Mich machtvoll zum bekannten Baum, zu träumen
 Von all der Wollust des geliebten Leibes,
 Im Geiste die Lieblosungen zu kosten,
 Mich in das Gras zu legen voll Erinnerung.
 Als ich nun kam, berauscht von früh'ren Wonnen,
 Stand sie schon da und spähte, ob ich komme.

Seitdem, gepackt von sonderbarem Fieber,
 Treib's rastlos uns zur Liebe, die uns aufzehrt.
 Wenn uns der Tod auch droht, ein stärker Drang
 Quält uns und zwingt uns, unser Blut zu mischen.
 Wir sind bei unsrer Glut unflug und furchtlos,
 Und keine Scheu stört unsre Flammenblicke;
 Wir sterben durcheinander; Brust an Brust
 Verkaufen wir die künst'ge Zeit für Küsse.
 Wir sprechen nie. Bei diesem Weibe gilt
 Nur Liebesruf, so wie der Hirsch im Wald röhrt.
 Mein Leib bewahrt den Schauer der Berührung,
 Die stets von neuem das Verlangen aufregt,
 Und dürstet mich, so ist's nach ihrem Munde!
 Mein Feuer wächst, und meine Kraft entschwindet;
 Denn tödlich ist dies Lieben wie ein Kampf.
 Der Rasen ist verbrannt, wo wir uns lagern,
 Und da wir ständig dorthin kehren, sieht man
 Am nackten Boden unsrer Leiber Abdruck.

Und eines Morgens wird man uns nun beide
 Am Ufersaume unterm Baume finden.
 Man legt uns in ein pumpes Boot, wo wir
 Beim Rudertakt uns noch umschlungen halten.
 Dann wirft man uns in ein versticktes Loch,
 Wie man mit Leuten thut, die sündig starben.

Doch dann, wenn's wahr ist, daß die Schatten umgehen,
 Sehn wir des Abends bei den hohen Pappeln,
 Kandleute, die uns nicht vergaßen, sehn uns
 Eng angeschmiegt dort schreiten, und sie sprechen,
 Indem sie beten und sich fromm bekreuzen:
 „Seht! Der aus Liebe starb mit seiner Wäscherin!“



Der Tod.

Skizze nach dem Leben von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Er war ein armer Student und sie eine arme Nähterin. Ihre Bekanntschaft miteinander war ungefähr eben so alt, wie ihre Freundschaft mit Frau Sorge; beides datierte nämlich bis in ihre frühesten Kindheitstage zurück, wo er als Sohn eines höheren Beamten die Bedeutung des schönen Wortes „noblesse oblige“ für die zahlreiche Nachkommenschaft eines vermögenslosen, schlecht bezahlten Staatsdieners kennen lernte, während sie als „Nadel, das im Schnupfstüchel gefunden war“, wie sich ihre Pflegemutter sinnig ausdrückte, auch nicht gerade mit Selt und Austern ausgepäppelt wurde.

Als sie zu ihren Jahren gekommen waren, lebte sie von der Nähterei, — soweit man es Leben nennen konnte, — während er mit Hilfe von Stunden und Stipendien durch seine Existenz die Studentenschaft der Provinzialhauptstadt vermehrte. Etwas Angehörige beider hatten es längst vorgezogen, das Zeitliche zu segnen, vor Standesrückichten bewahrte sie der Mangel eines Standes, Religion und Moral waren gleichfalls bei beiden schwach vertreten, — so kam es, daß sie eines Tages zusammenzogen. Aus Liebe? — Nein; dazu waren beide zu müde und gleichgültig. Er saß den Tag und einen beträchtlichen Teil der Nacht über alten Schmökern und baute ein Staats- und Dilligenz-Examen nach dem andern; sie saß neben ihm und nähte, nähte, nähte, ohne Hast, aber auch ohne Pause, bis es nichts mehr zu nähen gab, d. h. bis die zusammengebettelte Arbeit erledigt und der Korb leer war.

Von Unterhaltung war dabei natürlich nicht viel die Rede, — wovon hätten sie auch mit einander reden sollen? —; von Liebe oder ähnlichen anstrengenden, zerstreuenden und darum kostspieligen Scherzen noch viel

weniger. Aber man sparte an Miete, Heizung, Beleuchtung, half sich mit seinem Hausinventar aus und wurde durch die Gegenwart eines andern lebenden Wesens vor thörichter Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft und überflüssigen Ausgaben bewahrt.

Ihm wurde, wie üblich, wenn's zu nichts verpflichtet, — wegen seiner guten Anlagen und seines eisernen Fleißes eine glänzende Zukunft prophezeit. Nur waren sich die Fakultäten noch nicht recht einig darüber, wo eigentlich. Denn während ihn die Philosophen noch hienieden als Renommier-Leuchte ihrer Wissenschaft zu sehen hofften, diagnostizierten ihm die Mediziner einen baldigen Einzug in die Gefilde der Seligkeit und Anstellung als Oberengel mit Pension, weil der Geist zwar willig, aber das Fleisch — in diesem Falle die Lunge — etwas schwach war, und Metaphysik und Psychologie trotz ihrer unbestreitbaren Vorzüge für den inneren Menschen, dem äußeren lange nicht so dienlich sind wie ein gutes Filetbeefsteak mit Ei und ein mehrstündiger Spazierritt täglich.

Es entwickelte sich im Lauf der Zeit also der schönste Vorwurf eines naturalistischen Dramas: Er bleich, hustend, spuckend über seine Folianten gebeugt, unempfindlich gegen die heitere Außenseite der Frau Welt und nur mit der Vollendung seines großen philosophischen Erstlingswertes beschäftigt, mit dem er seit Jahren schwanger ging, — sie, zwar nicht hustend, aber gleichfalls blaß und mager, über die Arbeit gebückt, nähend mit der stumpfen, automatenhaften Emsigkeit eines elektrischen Motors. Beide natürlich fürchtbar langweilig und wohnten „Gartenhaus“ vier Stiegen links.

Auf diesem status quo blieb die Geschichte einige Jahre lang stehen.

Die paar Bekannten, welche das sonderbare Paar von früherher hatte, und einige bohémien des Studenten- und Litteraten-Proletariats, die, angezogen durch die Originalität des Verhältnisses, mit ihnen angebändelt hatten, blieben allmählich aus. Denn der Zigeuner der modernen Großstadt findet in kurzer Zeit auch die seltsamsten Verhältnisse natürlich, und was er natürlich findet, langweilt ihn, und was ihn langweilt, vertauscht er mit etwas neuem. So waren sie schließlich ganz allein und lebten dahin, gleichartig und mechanisch, wie ein Uhrwerk, das täglich neu aufgezogen wird.

Da trat eines Tages die „Katastrophe“ ein.

Er klappte nämlich mit einem hörbaren Knack und wider Gewohnheit energisch einen seiner dicksten Schmöker zu, wischte am Jadenfutter die Feder aus und sich den Schweiß von der Stirn, und sagte in demselben müden Ton, den sie von ihm gewöhnt war: „So, mit meinem Buch bin ich fertig, und einen Verleger habe ich auch. Im übrigen möchten wir wohl zu Ostern die Wohnung kündigen; Carlstens hat mir gestern gesagt, daß ich hier in Deutschland den Winter nicht überleben würde.“ Dann folgte eine

ziemlich lange Pause, bis von der Gegenseite die Antwort kam: „Und ich? Was soll aus mir werden? —“ Er fuhr ganz erschreckt zusammen: „Du?“ — Auf den Gedanken war er eigentlich noch nie gekommen. Das klang ja beinahe, als ob sie noch ein anderes Band verknüpfte, als die gemeinsame Not. Die Verantwortlichkeit für ein anderes Menschenkind, ein Gefühl, das er, verhärtet durch die Gewohnheit des eigenen Unglücks, stets kühl von sich gewiesen hatte, trat zum ersten Male ernstlich an ihn heran.

Er antwortete nichts und sie sagte auch nichts weiter. Über seine Papiere gebeugt, saß er da. Aber er schrieb nicht mehr. Mechanisch betriebte er, was er sonst als unsinnigste Verschwendung gebrandmarkt hätte, die schönen weißen Blätter mit Ranken und Arabesken. Zum ersten Male in den langen Jahren ihres Zusammenlebens dachte er über ihr gegenseitiges Verhältnis nach. Verstoßen sah er zu ihr hinüber, wie sie über die Nähsterei gebückt neben ihm saß. In dem Gesicht war Kasse, sie war eben nicht umsonst ein Findelkind. Aber fein und scharf traten überall bereits die Fältchen in ihm zu Tage, die Früchte von Nachtwachen und Überarbeitung, und das Fleisch hatte jenen schönen gelblich-weißen Ton, wie altes Elfenbein, der entweder von Ausschweifungen oder von durch und durch saulen, ungesundem Säften zeugt. Und er dachte zurück bis zum ersten Tage ihres Zusammenlebens. Die Nachbarn hatten anfangs den Kopf geschüttelt und nicht recht gewußt, ob sie Mann und Frau wären oder nicht. Auch wunderten sich alle, daß keine Kinder kamen. Er selbst war nie bisher auf den thörichten Gedanken gekommen, in ihr das Weib zu sehen; dazu hatte er zu viel zu arbeiten. Sie war für ihn ungefähr daselbe gewesen, wie eine alte Haushälterin; nur daß sie mit einem geringeren Aufwand von Worten mit einander auskamen, als das zwischen Herr und Dienerin der Fall zu sein pflegt.

Und er dachte auch an die Zukunft.

Wie würde sie enden? Auf der Straße, im Hospital oder im Wasser? O, sie konnte auch noch eine kurze Zeit ein glänzendes Leben führen, denn noch war sie schön, und doch fror ihn bei dem Gedanken. Auch wurde ihm die Kehle etwas eng, und er bekam einen heftigen Hustenanschall.

Auch sie durchlief einen ähnlichen Gedankengang.

Eintönig und freudlos die Vergangenheit, dunkel und ungewiß die Zukunft. Diese kurze, trockne Mitteilung, daß er nun sterben müsse, — sie liebte ihn nicht, nein, aber er gehörte doch zu ihr, eng, wie ein Glied ihres Körpers; und jetzt sollte sie plötzlich allein sein, ganz allein. —

Es war immer derselbe kurze Gedankenkreis, der in ihrem Kopf wiederkehrte, und allmählich kleidete es sich in die Worte, das alte Volkslied fiel ihr ein:

. . . Sie zogen hinaus in die weite Welt,
Sie sind gestorben, verdorben.

Und sie sumnte es halblaut vor sich hin, und die Lampe sumnte mit und schwelte trüb, und drüben knisterte die Feder auf dem schönen weißen Papier und malte noch immer Blätter und Ranken, die es gar nicht giebt. — Die Stunden schlichen dahin, die Nadel säumte ein Wäschestück nach dem andern, der Korb wurde leer, die Arbeit war gethan und die Lampe fast ausgebrannt.

Sie entkleideten sich stumm und mechanisch, wie gewöhnlich, und immer noch ging ihnen die eintönige Melodie im Kopfe herum, die in wenig Lauten ihr ganzes Leben umspannte. Aus allen Ecken des kahlen Zimmers, von allen Wänden sangen ihnen müde, gleichgültige Stimmen ihr Schicksalslied höhnisch entgegen. —

Und plötzlich ward ihr mit grausamer, brutaler Deutlichkeit die ganze Bedeutung dieser Worte klar. Sie fühlte, was sie bisher bloß stumpfsinnig in Worten vernommen hatte: Der Tod lag neben ihr, und streckte seine Knochenhände nach ihr aus. Das Ende des Lebens, das farblose Nichts, das Vergehen in einen Klumpen Rot gähnte dicht vor ihren Füßen; sie war durchs Leben dahingewandelt, ohne es zu kennen, nun sollte sie es lassen für ewig, ewig, und nie gewußt haben, was Glück, was Genießen ist. Und ein wilder Glücksdurst, eine Sehnsucht nach einem Rausch des Vergessens flammte in ihr auf. Wie eine wahnsinnige Angst vor einem nahen furchtbaren Unbekannten erfaßte es sie. Sie warf sich auf ihn, umklammerte ihn mit ihren Armen, preßte sich an ihn: „Du darfst nicht sterben, Du sollst nicht sterben, das ist ja Unsinn, heller Unsinn, Du sollst leben, für mich, für meine Liebe, mein Glück.“

Er lächelte spöttisch. „Warum denn leben? Wofür deun? Für den alten Jammer? Laß mich doch, ich werde ja noch einmal ein „berühmter“ Mann. Es ist ja so schön das Totsein, wenn nur das Sterben vorher nicht so häßlich wäre.“

Aber sie ließ ihn nicht los. Jetzt plötzlich, im Angesicht des Endes, war es wie ein wilder Taumel über sie gekommen; sie wollte genießen, genießen, einmal nur, einmal noch, ehe alles zu Ende war. Und ihre heiße Jugendkraft zwang seinen erschlafften Körper zurück ins Leben. Es war, als wollten sie alles nachholen, das Glück, den Genuß, die Seligkeit des Lebens, die sie entbehrt hatten, ohne sie je gekannt zu haben. Seine Nägel gruben sich in ihr Fleisch, seine Zähne in ihre Brust, — in einer großen, alles verzehrenden Flamme des ersten Liebesgenußes verlohte der Rest ihres armseligen Lebens.

* * *

Im Laufe des nächsten Tages fanden die Nachbarn die Befcherung. Beide fest in einander getralt noch im Tode, sodab man sie mit Mühe zu trennen vermochte. Das gab wieder viel Verwundern in allen vier Stockwerken des Hinterhauses; und die schauerlichsten Geschichten wurden daraus gemacht. Er war ja immer schon mehr eine wandelnde Speisefammer für die Würmer gewesen, als ein richtiger Mann. Aber sie war doch ein junges, verhältnismäßig kräftiges Ding. Auch der Arzt, der Herzschlag konstatierte, schüttelte den Kopf dazu. —

An einem Novembernachmittage fuhr man die beiden Armenfärge durch den Nebel und Qualm der Fabrikvorstadt nach dem Kirchhof. Es fehlte sogar nicht ganz an Gefolgschaft. Einige der früheren Bekannten aus der Bohème suchten hier künstlerische Inspiration. Auch der Polizeibericht und die Zeitungen nahmen gebührend Notiz. Ob wohl jemand dieser „Leidtragenden“ der Gedanke kam, daß es sich hier nicht nur um zwei künstige Romanfiguren oder zwei fortgefallene Nummern der Statistik oder ein saftiges Sujet für den Lokalreporter handelte, sondern um zwei junge, lebensfrohe Menschenkinder mit heißem Daseinsdurst und tiefer Sehnsucht nach Sonne, nach Liebe und Glück? —



Garnichtsel.

Eine Komödie von Emanuel von Bodman.

(Konstanz.)

Personen:

Päppel, Oberpostsekretär.	
Babette, seine Frau.	
Lina, 29 Jahre alt,	} ihre Kinder.
Gertrud, 21 Jahre alt,	
Gustav, stud. theol.,	
Marie, 13 Jahre alt,	
Hans Berg, stud. phil.	
Ursel, Päppels Dienstmädchen.	

Ort: Eine badische Kleinstadt.

Schauplatz: Päppels Wohnzimmer. Eine Thüre führt in den Flur, eine andre in die Küche. Sopha, Tisch und Stühle; eine alte Kommode, darauf eine Vase mit Zrieder, Rauchutenstücken und die Bibel. Ein Klavier, bedeckt mit einem gestickten Wüfer, eine Sphing aus Gyps darauf. Durch ein Fenster sieht man in den Garten.

Frau Pöppel (ein Beefsteak zerschneidend): So, Alter, isß und laß Dir's brav schmecken, ich hab' Dir ein gutes zurecht gemacht. Wir haben zu Mittag bloß Kalbskopf. Wozu brauchen junge Leute Beefsteak essen! (Schlau): Weißt, wir wollen ihn nicht gleich verwöhnen. Gelt?

Pöppel (essend): Ja.

Frau Pöppel: Schmeckt's?

Pöppel: Freilich.

Frau Pöppel: Wenn's nur schmeckt. (Sie blättert in der Zeitung): Ach, ist heut die Zeitung langweilig. Nicht ein Unglücksfall.

Pöppel: Sieh doch nach, ob keine Verkündungen an der Post vorgekommen sind.

Frau Pöppel: Ja, hier. (Liest): Postgehilfe Neumann —

Pöppel: Ach, die Postgehilfen! Ich meine höher hinauf.

Frau Pöppel: Sonst keine.

Pöppel: Gut. Ich hasse alle Veränderungen. Sich immer mit neuen Herren einleben! Und wenn wir einmal versetzt würden! Denk: diese Umstände, diese Unannehmlichkeiten! Bis man erst wieder einen gemüthlichen Stammtisch gefunden hat. Unserer ist doch recht der Tücke des Schicksals ausgesetzt.

Frau Pöppel: Ja, und auch für die Kinder —

Pöppel: Die könnten sich eher dareinsinden. Die hängen weniger am alten.

Frau Pöppel (über die Zeitung gebüct): Das ist ja eine gräßliche Historie.

Pöppel: Nun, was ist wieder los?

Frau Pöppel: Da hat sich ein Mädchen ins Wasser gestürzt. hm, hm, hm. Denke Dir, aus unglücklicher Liebe. Gertrud Kalbe heißt sie.

Pöppel (essend): Schlimme Geschichte.

Frau Pöppel: Eine furchtbare Geschichte. Und daß sie gerade Gertrud heißen muß. Gott, wenn unserem Kind so was zustiehe!

Pöppel: Da brauchst Du keine Angst zu haben.

Frau Pöppel: Ja, so redet Ihr. Ihr müßt es wissen, wie's einem liebenden Mädchen ums Herz ist.

Pöppel: Wie's Dir ums Herz war, weiß ich schon.

Frau Pöppel: Was willst Du damit sagen?

Pöppel: Ich wollt' sagen — daß dies Beefsteak gut ist.

Frau Pöppel: Das freut mich. Gelt, Alter, ich sorg halt für Dich?

Pöppel (wischt sich den Mund): Besonders heut!

Frau Pöppel: Darf ich Dir ein Gläslein holen?

Pöppel: Meinetwegen.

Frau Pöppel (holt Weinflasche und Glas): So, Alter, prost!

Pöppel: Sag' einmal aufrichtig, Babet', hättest Du Dich ins Wasser gestürzt, wenn Du mich nicht gekriegt hättest?

Frau Pöppel: O Du!

Pöppel (lachend): Ich auch nicht. Und Gertrud wird es ebensowenig thun —

Frau Pöppel: Gertrud? Da kennst Du sie schlecht. Die hat ein ganz eigenes Blut.

Pöppel: Stimmt. Darin schlägt sie Dir nach.

Frau Pöppel: Nein Dir!

Pöppel: Nein Dir.

Frau Pöppel: Dummes Zeug! Ich war nicht so.

Pöppel: Ich auch nicht.

Frau Pöppel: Ja, wer denn sonst?

Pöppel (lacht): Wir alle beide.

Frau Pöppel: O Du! — Hoffentlich sieht es bei Berg.

Pöppel: Wozu? Müssen denn meine Töchter heiraten?

Frau Pöppel: Was?!

Pöppel: Froh bin ich, daß ich meine Lina noch habe. Wer würde mir sonst abends die Pantoffel anziehen? Den Bart stutzen? Butterbrötchen streichen?

Frau Pöppel: Das ist wahr. Aber alle Deine Töchter brauchst Du nicht dazu. Gertrud muß heiraten, so wahr ich auf den Tisch klopf.

Pöppel: Warum?

Frau Pöppel: Darum. Dann wird sie nimmer den lieben langen Tag herumhocken und pinseln.

Pöppel: Bah, bah. Wenn ihr das Vergnügen macht . . .

Frau Pöppel: Es soll nicht heißen: Pöppels Töchter kriegen keine Männer. Diese Schande!

Pöppel: Aber Frau, es wird heißen: Pöppels Töchter wollen keine Männer. Und das wäre keine Schande. Im Gegenteil.

Frau Pöppel (die lauernd umhergegangen, setzt sich auf das Sofa und stützt den Kopf in die Hand): Ich seh's kommen.

Pöppel: Was siehst Du kommen?

Frau Pöppel (ausschnellend): Zwist und Ärger und häuslichen Unfrieden. Und das in unserer Ehe, in der fast nie ein lautes Wort gefallen.

Pöppel (erschreckt): Ich bitt' Dich, Babet'. Eh' es dahin — wir können doch alles in größter Gemütsruh' abmachen!

Frau Pöppel: Ho! In dem Punkt werden wir noch rauh aneinander geraten.

Pöppel (eingeschüchtert): Sie mag ihn ja gar nicht so sehr.

Frau Pöppel (freundlicher): Freilich. Wir haben miteinander gesprochen. Wer weiß, ob sobald wieder einer kommt, der das im Sack hat. Und die heutige Gelegenheit wär' günstig.

Päppel: Er wird Dir gleich anbeißen!

Frau Päppel: Er hat schon. Laß nur mich sorgen. Wenn Du nur mit darin folgen würdest.

Päppel: Ich — der Familienvater —?

Frau Päppel: Ich meinte: Dich mit mir verbünden würdest — um Streitigkeiten auszuweichen.

Päppel: Diese Form verträgt sich eher mit meiner Würde. (Er trinkt): Babett'!

Frau Päppel: Was?

Päppel (gibt ihr die Hand): Meinetwegen!

Frau Päppel (tätschelt ihn): Das ist brav von Dir, Alter. Hab's doch gewußt. Nun sollst Du aber auch ein gutes Gläslein bekommen. (Sie gießt ihm ein): Also, Du wirst es auch den Kindern sagen, daß sie ja recht freundlich gegen den Herrn Berg sind? Der Dube ist ihn nicht grün.

Päppel: Ein Mann, ein Wort. Ich werd's ihnen eintränken. Ich will ihnen zeigen, wer Herr im Hause ist.

Marie (hüpft lachend herein).

Frau Päppel: Was giebt's?

Marie: Mutter, der Gustav hat der Lina —

Frau Päppel: Haben sie wieder gehändelt? Schau, schau! (Auf die Wanduhr blickend): Halb eins! Wo ist Gertrud?

Marie: Sie ist eben vom Markt gekommen, mit einer Bekassine. Die hat sie von ihrem Taschengeld gekauft, die will sie malen.

Päppel (klopf sich auf den Bauch): O!

Marie: Jetzt ist sie hinten in ihrem Zimmer.

Frau Päppel: Geh, Marie, und sag', sie möchte in einem Viertelstündchen herkommen mit einer Handarbeit. Sie soll den Herrn Berg damit empfangen. (Zu ihrem Mann): Das macht einen guten Eindruck auf so'n jungen Herrn. (Marie ab.) Hoffentlich kocht uns die Urjel gut. Wir haben Kalbskopf, Spinat und geröstete Kartoffeln. Und einen Kuchen, der mir allein 95 Pseunig kostet. Nun, zum ersten Mal . . . !

Päppel (nickt): Hm.

Lina (tritt durch die Küchentür herein, hinter ihr Gustav): Jawohl, mein Mehlbreichen, mein gutes Mehlbreichen!

Päppel: Na, was ist mit Deinem Mehlbrei? Hat ihn die Kat' gestohlen?

Lina: Nein, der Gustav, der Lausbub, aß es auf, und ich hatt' es so schön versteckt.

Urjel (streckt lachend den Kopf hinter Gustav herein): Unter dem Herde! (Sie verschwindet wieder.)

Gustav: Ach du meine Güte, Du thust, als ob sich's um eine verlorene Seele handle.

Lina: Du mußt Dich noch entschuldigen! . . . Und ich war immer so gut gegen Dich.

Gustav: Ja, ja, Linchen.

Lina: Brauchst gar nicht zu spötteln.

Päppel (mit Würde): Daß Ihr mir recht artig seid gegen Herrn Berg! Habt Ihr verstanden?

Gustav (stupt).

Frau Päppel: Das will ich meinen.

Päppel: Er verdient unsere ganze Achtung —

Gustav (sehen): So?

Päppel: Und es ist leicht möglich, daß ihn einst ein innigeres Band mit unsrer Familie verknüpfen wird.

Lina: Ja?

Gustav: Ei!

Frau Päppel: Da giebt es nichts zu eien! Das würde mir noch fehlen, daß sich die Kinder gegen die Eltern auflehnten!

Päppel: Ich erwarte, Gustav —

Gustav: Aber natürlich, Vater! Ich war bloß erstaunt, im Augenblick, das von Dir zu hören. Nein! das vierte Gebot werden wir aufrecht erhalten.

Lina: Hoffentlich. Ich hab nichts gegen den Herrn Berg. Gertrud ist zwar etwas jung, aber wenn sie zusammenkommen, dann war es der Wille eines Höheren.

Gustav (hämisch, dann sehen): Wenn sie zusammenkommen!

Frau Päppel: Jawohl, Gustavel, sie werden!

Gustav (nach kurzem Schweigen): Der Jackel vom Schwanen drüben sagte mir neulich, Berg habe es vor einiger Zeit mit seiner Schwester gehalten, der langen Lise.

Frau Päppel: Was? mit der langen Lise? Er soll nur erst bei uns festhaken, ich laß ihm die Zügel nicht los.

Lina: Mit der?

Päppel: — Mir ist nichts darüber zu Ohren gekommen. Und wenn es wahr sein sollte: er hat's ja nicht an die große Glocke gehängt! Diese Sachen werden schon einmal anshören.

Gustav (in stiller Entrüstung): Schande genug, daß sie einmal angefangen haben.

Päppel: Still. Wie gesagt, ich verlange, daß Herr Berg bei uns allerfeist offene Arme finde.

Lina: So, wie Du willst, Vater.

Gustav (schaut auf die Uhr): Herr Berg wird wohl bald erscheinen?

Frau Pöppel: 's ist ja wahr. Ich muß nachsehen, was die Urjel macht.
(Sie geht in die Küche.)

Pöppel: Und ich sollte meinen äußeren Menschen noch etwas modeln.
Willst Du mir in einem Weilchen behilflich sein, Lina?

Lina: Gern, Vater.

Gustav (hält Pöppel, der gehn will, beim Arm): Vater, verzeih', dürft' ich einen Augenblick mit Dir allein sein? Vielleicht interessiert es Dich doch, daß Berg —

Pöppel (sich losmachend): Wer ist Herr im Hause? (zst.)

Gustav: Da haben wir's. Da ist nur die Mutter dran schuld.

Lina (schmollend): Und wenn!

Gustav: Du mußt nicht mehr böß sein, Linchen. Ich werde Dir auch die „Palmbblätter“ zu Deinem Geburtstag kaufen.

Lina: Willst Du wirklich? Das wäre ja lieb von Dir.

Gustav: Freilich. — Du! ich hätte nimmer gedacht, daß die Mutter den Vater dazu herumkriege.

Lina: Ich auch nicht; aber, wenn er will, müssen wir auch wollen. Das geziemt sich.

Gustav: Wenn er's nur nicht bereuen muß.

Lina: Darüber waltet die Vorsehung.

Gustav (finster): Ich glaub', es würde mir in die Leber fahren, wenn dieser Freigeist in unsere Familie läme.

Lina: S' ist ja noch nicht so weit. Bedenk': sie haben sich erst zwei oder drei Mal gesprochen. Und wer weiß, ob er's überhaupt ernst meint.

Gustav: Geh! Er that zu freundlich gegen mich heut Morgen. O, wenn ich's nur verhindern könnte. Bei seinem Leichtsin! (Verstekt). Sag, Linchen, könnten wir nichts unternehmen?

Lina: Thu, was Du magst — mich laß aus dem Spiel. Ich handle nicht wider den Willen der Eltern. Ich will mir keine Schuld auf-laden. Meine jetzigen Ausichten dorthin (sie weist nach oben) stehen gut. Zudem gömt es mein Herz der Gertrud. — Aber horch, Gustav, dieser Kragen ist doch zu hoch für Deinen Hals. Du solltest einen von den niedern anziehen.

Gustav: Schaf! Rußt Du mir wieder mit dem Halse kommen! Was kann ich dafür, daß andere Leute längere Hälse haben. (Verbißnen.) Das ist die himmlische Gerechtigkeit!

Lina: Pst! — Ich wollte Dir nicht weh thun, gar nicht weh thun. Und ist denn das so schlimm, Gustavel? Das ist doch nur äußerlich.

Gustav: Was hast Du da?

Lina: Noten. Vielleicht wird nach Tisch gesungen.

Gustav: Bah. (Er geht vertauscht herum, bald für sich): Wartet nur, ich werde doch gewinnen! Jawohl, Vergleib, eine offene Hand wirst Du finden, und wirst daraus fressen, wie unsere Taube, und wenn Du voll bist, dann zieh' ich Dich an einem Bindfaden zur Thür hinaus, hahaha! . . . Aber wie nun? Sag Lina! (Es fällt in der Küche etwas zu Boden.) Urjel . . . ? Hahaha, die Urjel soll das Lockfutter sein.

Lina (in ihre Noten vertieft): Was hast Du mit der Urjel?

Gustav: Hä? Sie soll etwas Ordnung machen. (Kuft in die Küche): Urjel!

Lina: Ach so, ich muß ja zum Vater. (Ab.)

Urjel (tritt herein): Was, Herr Gustav?

Gustav: Sie könnten hier den Staub vom Klavier nehmen. Er liegt doch gar zu dick.

Urjel (abstäubend, mit einem Seufzer): Ja, ja, er liegt dick.

Gustav: Überhaupt —

Urjel: Überhaupt!

Gustav: Was?

Urjel (resigniert): Ich will nichts gesagt haben! (Sie wendet sich wieder zur Küche.)

Gustav: Halt, Urjel, langsam. Ich beiß Sie ja nicht.

Urjel (lacht): Das glaub' ich, daß Sie kein Mädchen beißen.

Gustav (unangenehm berührt): Wieso?

Urjel (drollig): Ach, das wär' ja eine Sünde!

Gustav: Ich glaube, es ist Zeit zum Decken. Das sollte geschehen sein, wenn der Herr kommt.

Urjel: Ich hätt' es fast vergessen. Wo einem hier überall der Kopf steht. (Sie deckt.)

Gustav: Urjel!

Urjel: Hä?

Gustav: Kennen Sie den Herrn Berg?

Urjel: Vom Sehen.

Gustav: So. Wie gefällt er Ihnen denn, hm?

Urjel: Wieso? Er ist hübsch.

Gustav: Zum Verlieben, nicht? Seien Sie mit nur recht artig gegen ihn, der Vater hat's auch gesagt. Er mag ihn wohl leiden.

Urjel: Ich denke, Fräulein Gertrud noch mehr?

Gustav: Hm. Jedenfalls soll ihm alles hier einen netten Eindruck machen, und Sie dürfen heut auch einmal ein anderes Gesicht aufsetzen, Sie gucken ja immer drein, als ob Sie Spinnen verschluckt hätten.

Urjel: Muß genug hinunterschlucken.

Gustav: Nun, das wird sich geben. -- Also, wenn Sie Herr Berg gelegentlich ein bißchen kreißen sollte, in die Backe, oder hier (er zwinkt sie in den Arm) wie's die Studenten so haben, dann brauchen Sie ihn nicht gerade anzufahren.

Ursel: O mein, ich werde ihn anlachen wie der Sonnenschein. -- Aber Herr Gustav, Sie sind heut ja ganz anders wie sonst? So -- frei von der Leber?

Gustav: Ist das Ihre neueste Entdeckung? Ja, es muß ein frischerer Zug in unsere Wirtschaft hinein.

Ursel: Wirklich? Na, mich soll's freuen. (Ab.)

Gustav (sieht ihr nach und nickt geheimnißvoll mit dem Kopfe).

Gertrud (mit einer Handarbeit): Ich weiß eigentlich nicht, was die Männer für ein Vergnügen daran finden, wenn wir uns mit solchen (sie schnellt mit den Fingern) -- Kindereien abgeben. Sag mal, Gustav, schneidiger wär's doch, ich säße bei Bergs Eintritt vor meiner Staffelei und hielte den Pinsel?!

Gustav (mit gehauchter Überzeugung): Entschieden.

Gertrud: Ja, aber die Männer sind zu kowitzisch, und man hat es zu leicht mit ihnen verdorben. (Sie setzt sich und arbeitet.)

Gustav (fährt in seiner Rolle fort): Er darf froh sein, wenn er's mit Dir nicht verdirbt.

Gertrud: Meinst Du? Bin ich denn ein so begehrentwerter Artikel?

Gustav: O ja. Warum nicht!

Gertrud: Eigentlich hast Du recht. -- Du, Gustav, sag' mal, geben alle Männer gleichviel auf graziöse Bewegungen? Die Gänschen üben sich schon in der Töchterchule darauf ein.

Gustav: Ah ha! Berg ist hoffentlich darüber hinaus.

Gertrud: Sieh, das dacht' ich auch. Sonst wäre er nicht so nett zu mir gewesen. Ich gab mir übrigens alle Mühe. Soll einmal eine den ganzen Tag vor der Staffelei sitzen, wie ich, und dann noch Zeit finden, ihr Körperchen zu biegen und zu dreheln. Soweit ich Berg kenne, glaub' ich zwar, daß er lieber mit mir tanzen, als mit mir malen möchte.

Gustav: Kann sein. Diese Herren haben ja keine Ahnung, was hinter Dir steckt.

Gertrud (spitz): Wird's ihm schon zeigen! Bei der nächsten besten Gelegenheit, aber -- mit Vorsicht. Pst! da kommt er.

Gustav (ironisch): Viel Vergnügen! (Ab.)

Gertrud (nachdem es getlopt hat): Herein!

Berg: Guten Morgen, Gertrud. (Er giebt ihr die Hand.) Ganz allein?

Gertrud: Guten Tag. Entschuldigen Sie, daß die Eltern — sie werden übrigens bald erscheinen.

Berg: Ich denke, wir unterhalten uns solange allein, nicht?

Gertrud: Ja. Bitte, nehmen Sie Platz.

Berg: Also hier sind Sie aufgewachsen! Sie haben es hübsch. Der blaue Flieder! . . . Sind Sie gestern noch länger spazieren gegangen?

Gertrud: Nein, ich ging früh schlafen.

Berg: Drum ist Ihr Gesicht auch so frisch. Ich möchte immer hineinsehen. Darf ich?

Gertrud: Schmeichler!

Berg: Und wie geschickt Ihre Hand ist. Das Sopalissen, das Sie mit in der Ausstellung zeigten, war wirklich allerliebste.

Gertrud: Finden Sie?

Berg: Und was haben Sie denn da schon wieder?

Gertrud: Ach, ein Nachtjäckchen für den Winter.

Berg (die Arbeit betastend): Warme Wolle!

Gertrud: Ja! Ich werde Ihnen auch ein solches stricken.

Berg (etwas bestreut): Sehr freundlich. (Herzlicher): Wenn Sie mein Frauchen sind, gelt?

Gertrud (ergreift seine Hand): Ja, Herr Berg.

Berg: Wie steht's mit Ihren Eltern? Denken Sie immer noch so günstig über unsere junge Bekanntschaft wie neulich beim Fest?

Gertrud: Ach ja, warum sollten sie ihre Ansichten ändern? Die Mutter ist rein in Sie verliebt.

Berg: Wirklich? (Umfaßt sie.) Trude!

Gertrud (fast unwillig): Lassen Sie doch! Wozu denn gleich küssen?

Berg: Wollen doch sehen!

Gertrud (verständnisvoll): Na, wenn Ihnen denn an einem Kuß soviel liegt, da! (Sie spißt ihren Mund.)

Berg (sie küßend): Der erste! Du bist ein Mädchen!

Gertrud: Wie alle andern!

Berg: Hab' bisher wenige kennen gelernt.

Gertrud (steht auf): Wo die Eltern nur bleiben? (Ruft hinaus): Vater! Mutter!

Päppel (tritt herein, hinter ihm Frau Päppel und Lina mit der Suppenhülle): Habe die Ehre, Herr Berg!

Berg: Ah, guten Tag, Herr Oberpostsekretär, Frau Päppel, Fräulein . . . ?

Päppel (vorstellend): Meine Tochter Lina.

Berg (reicht ihr die Hand): Fräulein Lina. — Sie fehlten neulich beim Musikfest, Fräulein? Es war wirklich sehr hübsch, und zum Schluß wurde noch getaut. Fühlen Sie keine Reue?

Lina: Nein. Das Tanzen von heut — wissen Sie: ich finde es unvornehm.

Berg (mit leisem Spott): Ah!

Päppel: Ja, meine Tochter beschäftigt sich lieber mit der Religion. Gelt Lina?

Frau Päppel: Ja, das thut sie gern.

Berg (fremdsich): So. Suum cuique, jedem —

Lina: Das Seine. Ich kann auch etwas Latein.

Berg: Sind Sie gelehrt!

Päppel (begeistert): Es bereitet mir großen Genuß, Sie einmal unter meinem Dache zu haben, Herr Berg. Man lernt sich erst in den eigenen vier Wänden recht kennen.

Berg: Sicherlich. Ihre Einladung hat mich herzlich gefreut.

Gertrud: Das ist schön, Herr Berg.

Berg (nicht ihr zu).

Frau Päppel: Sie werden uns immer hochwillkommen sein, ja, ja, Herr Berg. Aber wollen wir nicht Platz nehmen? Bitte, kommen Sie hierher auf's Sopha. (Man setzt sich.) Trinken Sie Weißwein oder Rotwein, Herr Berg? (Sie bietet ihm eine Flasche an.)

Berg: Wenn ich wählen darf, ziehe ich Weißwein vor, er kühl't mehr bei dieser Hitze.

Päppel: Halt, Babet! (Zu Berg): Wir machen's so: da Weißwein mehr kühl't, Rotwein aber sonst gesünder ist, pflegen wir ein halbes Glas Weißwein mit einem halben Glas Rotwein zu mischen, und erhalten ein Glas Wein, in dem das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigt ist. Wollen Sie es wagen?

Berg (lächelnd): Nicht übel. Ich glaub' indes, ein Glas von der einen Sorte würd' mir doch besser bekommen.

Frau Päppel (guckt ein): Wie Sie wünschen, Herr Berg. (Ruft laut): Marie! Gustav! Wo bleiben sie denn?

Lina: Da sind sie.

Gustav }
Marie } (treten herein): Guten Tag, Herr Berg.

Berg: Guten Tag. Bist Du die jüngste?

Marie: Jawohl. (Marie und Gustav setzen sich.)

Berg: Diese Hitze heut. Ich bin ganz in Schweiß geraten auf dem Weg zu Ihnen.

Frau Päppel: Ei? Wir wollen die Thür ein bißchen öffnen. (Sie macht die Thür spaltweit auf.) Komm, Alter, daß Dir der Durchzug nichts schadet. (Sie bindet Päppel ihr Halstüchlein um. Man beginnt zu essen.) Schadet Ihnen der Zug nichts, Herr Berg?

Berg: O nein. Ich bin ziemlich abgehärtet.

Päppel: Das ist eine gute Gewohnheit.

Marie: Wir haben Hitzferien heut Nachmittag.

Berg: Das ist etwas für Dich.

Gustav: Ist gar nicht sicher, Marie.

Marie: Aber es ist uns doch verkündet worden.

Gustav: Ich bin Fräulein Lehmann vorhin zufällig begegnet, und die sagte mir, es würde sich erst um zwei Uhr entscheiden, das Thermometer zeige erst 19°. Für Dich empfiehlt es sich, einmal zur Schule hinzugehn. Sollte dann wirklich frei sein, so brauchst Du ja nicht im Schweiße heimzurennen, kannst ja zu einer Freundin gehn.

Marie: Darf ich, Vater?

Päppel: Hab' nichts dagegen.

Ursel (bringt einen Teller).

Frau Päppel: Was bringst Du da?

Ursel: Brot. (Sie stellt den Teller ab, wobei sie sinnlich erregt Bergs Hand streift.)
Verzeihung, Herr Berg!

Berg: Bitte, bitte.

Gertrud: Na, Ursel, Sie werden uns doch nichts umwerfen! (Ursel ab.)

Gustav (zu Berg): Haben wir nicht ein hübsches Mädchen?

Berg: O ja.

Hedwig (spöttlich): Die reinste Venus von Milo!

Frau Päppel: Sie ist treu und brav, wir haben sie schon seit zwei Jahren.

Päppel: Und das ist die Hauptsache.

Berg (zu Gustav): Was machen denn Ihre Studien, Herr Päppel?

Gustav (verlegen): Ach, wenn man im ersten Semester ist, läßt man sich davon nicht erdrücken.

Frau Päppel: Brauchst —

Gustav: Sie sind im dritten, Herr Berg?

Berg: Ja, ich habe noch so'n halbes Duzend vor mir.

Päppel: Ein halbes Duzend?

Frau Päppel: Brauchst nicht so zu thun, Gustavel. Er arbeitet recht ordentlich, Herr Berg, und liest fleißig die Bibel.

Gustav: Das bringt der Beruf mit sich.

Lina: Und die Herzenspflicht.

Berg: Ich habe glücklicherweise im ersten Semester viel gefaulenz.

Frau Päppel: Ei was?!

Päppel: Glücklicherweise?

Berg: Jawohl. Das Faulenzen erzeugt viele Einfälle und ist ein Mittel zur inneren Bildung.

Päppel: Dieser Ansicht, muß ich sagen, kann ich kaum beistimmen. Der Beschäftigung, der Arbeit möchte ich den Vorrang geben. Wenn man immer etwas treibt, auch in seinen Mußestunden, dann macht man sich keine Gedanken, wissen Sie. Und die können einem das Leben verbittern. Abends, nachdem ich meine Pflicht gethan, gönne ich mir freilich auch hie und da einen kleinen Spaziergang in die Natur, lieber geh ich aber zu einem Glas Bier; am Stammtisch hat man immer wieder etwas zu hören und zu sagen. Das mit dem Faulenzen jedoch, offen gestanden, das ist mir zu neu!

Lina: In der Schrift heißt es —

Frau Päppel: So sei doch Du still.

Berg: Sie mögen in manchem Recht haben, Herr Oberpostsekretär, aber ganz unterschätzen soll man das sogenannte Faulenzen nun doch nicht. Wir wenigstens sind in müßigen Stunden manche gute Gedanken gekommen, die ich in einer Schrift, die bald erscheinen wird, verwertete.

Päppel: Sie wollen etwas drucken lassen?

Frau Päppel: So, Herr Berg?

Gertrud: Darf man wissen?

Berg: Natürlich. Gegenwärtig arbeite ich noch daran. Es ist eine Studie über gewisse Formen des Kampfes ums Dasein.

Päppel: Des Kampfes ums Dasein? Marie, geh einen Augenblick hinaus! (Marie ab.) Das ist ja interessant, daß Sie etwas in Druck geben wollen. Von wem rührt doch das berühmte Wort her? Ist es nicht von — (Er fährt sich über die Stirne.)

Berg: Von Darwin, ganz richtig.

Päppel: Ich habe die Schriften Darwins persönlich nicht gelesen, das verbot mir meine Zeit, aber ich kenne recht wohl ihre Grundgedanken. Sie gipfeln bekanntlich darin, daß der Mensch vom Affen abstammt.

Frau Päppel (wiegt den Kopf): Hm! Hm!

Gustav (zu Lina): Wir schweigen darüber, gelt?

Lina (nickt).

Berg: Die Lehre ist einfacher und anziehender, als man vorher meint.

Gertrud: Na!

Berg: Kennen Sie sie?

Gertrud: Durch und durch.

Päppel (abbrechend): Was wollt' ich gleich sagen? Hm: glauben Sie nicht, Herr Berg, Sie könnten bei der Veröffentlichung Ihrer Schrift auf Schwierigkeiten stoßen?

Berg: Wieso?

Päppel: Nun, ich denke, die Herausgabe wäre vielleicht — unratfam

wegen der Verhältnisse in unserer Stadt. Übrigens dürfte ein Mann wie Darwin diesen Stoff erschöpfst haben. Auch liegt es ja außerhalb Ihres Gebietes! Überhaupt: diese Naturwissenschaft! Die erschüttert bloß unsre heiligsten Gefühle. Ich glaubte, Sie befaßten sich mit dem Leben und den Sitten der Völker?

Berg: Jawohl. Aber dazu bedarf es einer guten naturwissenschaftlichen Unterlage. Wie soll man die Seele des Lebens verstehn, wenn man seinen Leib nicht kennt? Und wer die Kraft in sich spürt, sich zu bethätigen, braucht sie nicht einzudämmen.

Päppel: Ja, ja. Sie sind jetzt in den Jahren, wo man über die Schnur hauen, wo man groß werden möchte.

Gertrud: Aber Vater —

Päppel (fortfahrend): Später wird das anders. Wohl dem, der soviel erreicht, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Ich in meinem Berufe habe allerdings schon manche schöne Stufe erstiegen. Da hieß es aber: regelmäßig hinauf! Schritt für Schritt! Ohne Hitze und Übereilung! . . . Man muß seinen Karren nicht in rascheren Lauf setzen wollen; ist er einmal in seinem richtigen Geleise drin, dann geht er schon von selbst. Alles nach dem Gesetze der langsamen Entwicklung, von der Sie wohl auch gehört haben werden?

Berg (ergötzt): Gewiß.

Päppel: Als ich in Ihrem Alter war, ging ich öfters in einen Vortrag zur allgemeinen Bildung. Ich hielt einmal sogar selbst einen über alte Münzen in einem kleinen und gemütlichen Kreise von Postbeamten; auch einige Studenten waren da. Er wurde recht beifällig aufgenommen, aber daß ich ihn hätte drucken lassen, davon war keine Rede.

Lina: Da hast Du wohl daran gethan, Vater.

Frau Päppel (wäscht ihn): Ja, ja, Alter.

Berg: Ich lasse nicht alles drucken, was ich schreibe. Was mir aber davon gut und eigen dünkt, muß auch heraus.

Päppel: Trotz Ihrer Jugend?

Berg: Ja. Ich glaube, meine Arbeit ist selbständig in Stil und Inhalt. Später hab' ich vielleicht nimmer den frischen Drang zu diesem Stoff, und es wäre schade, wenn ich ihn liegen ließe.

Päppel: hm! Das wäre schon recht, aber bedenken Sie, Herr Berg, man darf nicht immer sagen und drucken lassen, was man möchte.

Berg: Und warum nicht?

Päppel: Wegen der Verhältnisse um sich herum, wegen der Leute.

Berg (gedehnt): Ah so!

Päppel (hebt den Zeigefinger): Merken Sie? Das würde sich schlecht aus-

nehmen, wenn es hieße: „Der Sohn des Herrn Baurat Berg ist Freigeist und Darwinianer!“

Berg: Und wenn mich das unbekümmert ließe?

Päppel: Unbekümmert? Wie können einen Rücksichten auf seine Familie, auf seine Freunde unbekümmert lassen!

Berg: Sie müssen doch selbst sagen, Herr Päppel: mit vielen Rücksichtlein und Nachsichtlein an den Sohlen kommt man nicht auf den Berg!

Päppel (gemüthlich): Es braucht auch nicht gerade jeder auf den Berg zu wollen. (Mit klugen Augen): Seien Sie zufrieden, Sie heißen ja Berg. (Er lacht und die andern stimmen mit ein.)

(Kleine Pause.)

Frau Päppel: Alter, ich glaub', Ihr habt jetzt genug politisiert, 's wird alles kalt in der Küche. (Sie klingelt.)

Päppel: Hast recht, Babet'. Während des Essens soll man nie disputieren, es könnte einem dabei zu leicht ein Brocken in die Luströhre geraten.

Frau Päppel (ruft): Marie, darfst wieder 'reinkommen.

Marie (tritt herein und setzt sich).

Päppel: Kinder, wir wollen jetzt anstoßen! Auf's Wohl, Herr Berg!

Berg (höflich mit ihm und allen andern anstößend): Prost! Prost! Profit, Fräulein Gertrud!

Gertrud: Prost, Herr Berg.

Ursel (bringt Speisen; beim Abgehen betrachtet sie Berg verthöhlen).

Frau Päppel: Bedienen Sie sich, Herr Berg. Ist Kalbskopf nach Ihrem Geschmack?

Berg: O ja, Frau Päppel.

Frau Päppel: Und hier sind Kartoffeln.

Lina: Die Ursel hat natürlich wieder den Spinat vergessen; ich will ihn holen. (Ab.)

Frau Päppel: Gut. (Heimlich): Wissen Sie, Herr Berg, eigentlich hatte ich einen schönen Braten bestellt, Lina aber mußte ihren Dickkopf durchsetzen.

Lina (ist wieder hereingekommen; sie steht hinter der Mutter, die Schüssel in der Hand): Was, Mutter? Hast Du gestern nicht ausdrücklich gesagt, ich solle lieber einen Kalbskopf mitbringen, weil — (Sie stellt die Schüssel mit einigem Geräusch ab.)

Frau Päppel: Ich glaube, Du träumst. Überhaupt: wozu denn immer aufstehen? Setz Dich doch an Deinen Platz!

Berg: Wie dem sei, jedenfalls schmeckt alles vorzüglich. Mein Kompliment Ihrer Kochkunst, Frau Päppel.

Frau Pöppel: Das müssen Sie der Gertrud machen.

Berg: Ja? Ihre Tochter wird eine gute Hausfrau abgeben, ich hab' es ihr bereits gesagt.

Gertrud (großmütig): Lina hätte auch keine schlechte gegeben, sie versteht zu kochen.

Gustav: Ihre Mehlsbreichen sind nicht übel!

Lina: O Du, wenn Du nicht aufhörst, mich zu ärgern, kannst Du zusehn, ob ich nachher daheim bleibe.

Gustav: Was Du sagst! Übrigens: um drei Uhr ist Vortrag im Lutheraal.

Lina: Da geh ich hin, dann hab' ich den Plagegeist los.

Berg: Sie scheinen Ihre Schwestern gern aufzuziehen, Herr Pöppel?

Lina: Nicht wahr, Herr Berg?

Gustav: Solche kleine Bosheiten sind eine Würze des Alltagslebens.

Pöppel: Friede und Behagen sind bessere Würzen.

Gertrud: Dem Spinat gab ich doch etwas zu viel Salz.

Frau Pöppel (schlau): Das wird seinen Grund haben.

Berg (lächelt).

Marie: Wär' ich froh, wenn ich heut frei hätte!

Berg: Glaub's gern. Heut in der Schule zu schwitzen, wäre eine Plage. Ich möchte weder Schüler noch Lehrer sein.

Pöppel: Stimmt!

Gertrud: Unter den jetzigen Verhältnissen möchte ich auch nicht Lehrerin sein.

Berg (legt seine Hand auf ihren Arm): Das verlangt niemand.

Gustav: Na, wenn die Lust dazu vorhanden wäre . . . (Er schaut Gertrud fest ins Gesicht.)

Berg: Nun, hätten Sie's vielleicht gern, eine Lehrerin mit einer Brille auf der Nase zur Frau zu bekommen?

Gustav: Käme darauf an — Marie, es ist jetzt Zeit für Dich.

Frau Pöppel: Geh, Marie, den Kuchen kriegst Du als Besperbrot.

Marie: O je.

Frau Pöppel: Fort, fort!

Marie: Also adieu! (Ab.)

Urfel (bringt einen Kuchen).

Frau Pöppel: Bitte, Herr Berg.

Berg (nimmt ein Stück): Danke schön. Ich will weiter geben.

Frau Pöppel: Seien Sie so freundlich! (Urfel ab.)

Pöppel: Ah, diese Hitze! Babett', das Halstuch wird mir zu schwer.

Frau Pöppel: Dann nehmen wir's weg! (Sie faltet es zusammen, dann schließt sie die Thurtür.)

Pöppel: Sagen Sie einmal, Herr Berg, sind Sie Sammler?

Berg: Sammler? Nein. Das heißt: doch! Ich habe einen Glaskasten voll Tiere, hauptsächlich Insekten, die ihrer Umgebung oder andern Tieren ähneln, sie nachahmen, um ihre Verfolger im Kampf ums Dasein zu täuschen. Schmetterlinge, sehn aus wie Blätter, Raupen wie Zweige, eine sogar wie eine große Spinne. Man heißt das Mimicry. In meiner Schrift streife ich auch diese Erscheinung und bringe Beispiele aus dem Leben der Menschen für sie auf.

Päppel: Aha. Besitzen Sie noch andere Sammlungen?

Berg: Nein, ich bin sonst kein Freund davon. Leute, die Briefmarken oder Wappen sammeln können, müssen Heu im Kopfe haben, hahaha.

Päppel (lacht).

Lina: Der Vater hat aber eine Münzensammlung.

Päppel: Aus früheren Jahren! Ich betrachte mir übrigens die alten Moneten gern von Zeit zu Zeit, in Ermangelung der neuen, hahaha.

Frau Päppel: Na, Alter, darüber brauchen wir uns gerade nicht zu beklagen.

Päppel: Nein, ich machte bloß ein Späßchen. Der Herr Berg versteht mich schon.

Berg (nickt): hm.

Frau Päppel: Nehmen Sie noch ein Stückchen! Sie essen so wenig!

Berg: Danke, ich kann nimmer. Es ist heut zu heiß! (Er sieht Gertrud an.)

Päppel (holt ein Cigarrenetui): Dann darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?

Berg (nimmt sich eine): Sehr gütig.

Frau Päppel (deckt ab; Gertrud hilft ihr, Päppel hat wieder Ploz genommen).

Gustav: Vater, ich seh' Dir's an, ihr würdet gern nach eurer Gewohnheit —

Päppel: Was fällt Dir ein!

Gustav (zu Berg): Die Eltern pflegen nach Tisch ein Schläfchen zu machen.

Ich glaube, Vater, vor Herrn Berg bedarf es doch keiner Umstände!

Päppel: Du bist verrückt!

Berg: Aber bitte, Herr Oberpostsekretär, Sie werden doch meinetwegen Ihre Gewohnheiten nicht ändern.

Päppel (erhebt sich): Ja, wenn Sie es erlauben, dann ziehen wir uns auf ein Stündchen zurück. Komm Babet! Sie bleiben bis heut' Abend,

Herr Berg, wir gehen nachher in einen Biergarten.

Berg: So? Das wird hübsch. Und alle zusammen?

Päppel: Alle zusammen!

Frau Päppel: Ursel wird Ihnen jetzt einen Kaffee machen —

Gustav: Ich will ihn bestellen. (Ab in die Küche.)

Frau Päppel: Das kannst Du. — Denn wissen Sie, Herr Berg, ein Kaffeelein nach dem Mittagessen, das ist gut.

Päppel: Und gesund. Also: auf Wiedersehn!

Berg: Auf Wiedersehn!

Päppel und Frau Päppel (nickend, ab).

Berg (umhergehend): Wie der Flieder duftet!

Lina (wehmütig): Ja, ja, der Flieder . . .

Berg: Was werden wir nun beginnen?

Lina: Ich denke, der Herr Berg singt uns etwas vor.

Gertrud: Thun Sie das, Herr Berg.

Berg: Ich bin heute nicht bei Stimme, aber Sie können uns das Vergnügen machen, Fräulein Lina.

Lina: Ich?

Gertrud: Nur zu, Lina, Du kannst schon.

Lina: Ich will's versuchen. (Sie setzt sich an das Klavier.)

Gertrud (auf dem Sofa): Herr Berg, wollen Sie mir Garn halten?

Berg: Gern. (Er setzt sich neben Gertrud und ist ihr beim Garnaufwickeln behülflich.)
Leise: Jetzt wird's nett, Trude, hm?

Gertrud (auch leise): Natürlich.

Lina (singt):

Wo a klein's Hüttle steht, ist a klein's Gütle,
Wo a klein's Hüttle steht, ist a klein's Gut.
Und wo viel Bube find, Maidli find, Bube find,
Do ist's halt liebli, do ist's halt gut!

Berg: Reizend. Nun die weiteren Strophen!

Lina (singt):

Lieble ist's überall, lieble auf Erden,
Lieble ist's überall, lustig im Mai.
Wenn es nur mög'le wär', z' mache wär', mög'le wär',
Mein mußt Du werde, mein mußt Du sei!

Berg (unterdessen leis zu Gertrud): Käpchen!

Gertrud: Schäkchen!

Berg (stößt ihr die Hände): Kleines, liebes! (laut): Hübsch, Fräulein Lina:
„wenn es nur mög'le wär'!

Lina (singt):

Wenn zu mei'm Schäk'el kommst, --

Gustav (steckt den Kopf herein): Lina!

Lina (unwillig): Was denn?

Gustav: Du wolltest doch in den Besaal gehn?

Lina: In einer halben Stunde!

Gustav: Du mußt früh hin, wenn Du einen Platz bekommen willst. (ab.)

Lina: Unsinn! Platz giebt es immer. Ich hole ein anderes Lied, das ist nun doch einmal unterbrochen.

Berg: Schade. (Lina ab.) Trude!

Gertrud: Was wünschen Sie?

Berg: Sie! Du! Schau mich an.

Gertrud: Und?

Berg: Hast Du mich lieb? So lieb, wie ich Dich habe?

Gertrud: Ja. Du weißt es doch.

Berg (schwül): Ach, Gertrud, Du bist mir ein Rätsel.

Gertrud: Solche giebt's in jeder Liebe.

Berg: 's ist wahr . . . Und doch nicht solche! . . . Du hast etwas von einer Seerose. Sie zieht einen an, wenn man am Wasser steht, und hält man sie nachher in der Hand, dann schließt sie ihre Blätter, laßt.

Gertrud (faßt ihn an beiden Armen, in Angst): Nein, Hans, nein!

Berg (küßt sie): Ach, es war nur Einbildung.

Gertrud (küßt seine Hand): Nicht wahr?

Berg: Ich freue mich so!

(Kleine Pause).

Gustav (sieht herein und zieht sich gleich wieder zurück): Ich will nicht stören.

Berg: Du, Dein Bruder muß es wirklich gut mit uns meinen. Alle schickt er fort, daß wir allein sein können. Hast es doch gemerkt?

Gertrud: Ja. (Sie macht sich von ihm los und wirft ihre Arbeit hin.) Ach diese dumme Arbeit! Ich will Dir mal mein neues Gemälde zeigen. (Sie steht auf.)

Berg (bittend): Muß es denn gerade jetzt sein?

Gertrud (nickt und geht).

Lina (bringt Roten herein und legt sie auf den Tisch).

Berg: Singen Sie oft, Fräulein Lina?

Lina: Ziemlich oft. Man muß die Zeit herumbringen. (Wehmützig): Sie verstreicht zwar schnell genug.

Berg (herzlich): Sie müssen heiraten, Fräulein Lina.

Lina: Heiraten? O nein, das ist vorbei.

Berg: Warum denn! Hatten Sie nie Lust dazu?

Lina: Einst, ja. Ich war mit einem Herrn vom Gericht bekannt. Es mag etwa sieben Jahre her sein. Wir mochten uns soweit ganz gern leiden und hätten uns wohl aneinander gewöhnt; aber meine Großmutter wollte ihn nicht. Und nachdem sie gestorben, hielt ich ihren Wunsch in Ehren und sagte ihm ab. Jetzt ist's geschehn.

Berg (ernst): Sie müssen nicht vergessen, Fräulein Lina, daß es noch eine höhere Pflicht giebt, als die gegen die Toten: die Pflicht gegen das Leben.

Lina: Ja, gegen das Leben im Jenseits.

Berg (gedacht): Ach so!

Lina: Und die erfüll' ich. — Für die Eltern ist es auch besser so. Wenn Gertrud fortkommt, und vielleicht einst Marie, dann bedürfen sie doch einer fürsorgenden Hand, die ihnen die Falten vom Gesichte streicht und sich sonst um sie nützlich macht. Es sah schon recht, recht einsam bei uns aus, als Gertrud in Berlin auf der Malerinnenschule war.

Berg: So? also daher . . !

Lina: Und von Langeweile werd' ich wenig geplagt. 's giebt immer etwas zu thun in der Haushaltung. Und bin ich fertig damit, dann geh' ich in die Kirche, oft ganz allein, und bete still um Vergebung meiner Sünden —

Berg (mit kaum merklichem Spott): Unterlassungssünden?

Lina (fortfahrend): Und Anderer. — Oder ich nehme in meinen freien Stunden ein Buch vor, wie „Herzblättchens Zeitvertreib“, „Stille Geschichten“, die „Gartenlaube“, oder eine Stickerei. (Sie deutet auf die Klavierdecke.) Sehen Sie, die ist von mir.

Berg: Sehr hübsch. Ah, nun weiß ich auch, wo Gertrud das Sticken gelernt hat.

Lina: Gertrud? Nein, Herr Berg, da irren Sie, Gertrud kann nicht sticken.

Berg: Aber ich bitte Sie! Gestern zeigte sie mir doch in der Ausstellung für Frauenhandarbeiten ein Sophatissen, das sie gestickt hat.

Lina: Nein, nein! (Sie legt die Hand auf die Brust.) Meine bescheidenen Verdienste laß ich mir nicht schmälern: das Rissen ist von mir. Auf dem Zettel, der daran hängt, fehlt nur der Vorname.

Berg (erbittert): Dann hat sie mich ja —

Lina (hustet): Das wird wohl ein Irrtum sein, Herr Berg. Sie haben meine Schwester gewiß falsch verstanden.

Berg (hebt): Ich habe sie recht gut verstanden!

Gertrud (bringt ein Bild): So!

Lina (leise zu Berg): Pst! nachher.

Berg (wirft einen Blick über Gertruds Schulter auf das Bild): Darf ich's sehn?

Gertrud: Nein, nein, ich will's hier auf's Klavier stellen. Sie müssen fünf Schritte davon.

Berg (mit lesem Spott): Oder zehn!

Gertrud (stellt das Bild auf das Klavier): Ja, aus der Entfernung wirkt es besser. Ach, wenn es nur aufgenommen wird!

Berg: Aufgenommen? Wo?

Gertrud: In der Sezeßion in München.

Berg (erstaunt): In der Sezeßion in München?

Gertrud (spitz): Ja! . . . (Sie trommelt auf den Tisch.) Ich hoffe, sie nehmen's an! Ich hab's nach der neuesten Mode gemalt.

Berg (steht befremdet da).

Gertrud (freundlich): Nun, was meinen Sie dazu?

Berg (hat sich gefaßt): Um! Modern ist es schon,

Gertrud (freudig): Geld?

Berg: Gewiß! Es gehört in die Richtung, welche dich aufrägt, Alex neben Alex, wie der Maurer den Mörtel. Aus der Nähe erkennt man wenig, aber aus der Ferne wirken die Bilder oft wunderbar.

Gertrud (immer freudiger): Was Sie für ein Kenner sind, Hans; das hätte ich mir nie träumen lassen.

Lina: Ja, Herr Berg, Sie verstehen's.

Gertrud: Und mein Bild, wie wirkt das?

Berg: Jetzt wird es mir deutlicher.

Gertrud: Geld? (Sie hält die hohle Faust vor's Auge.) Jawohl, da liegt Farbe drin, und Ton und Licht, Licht. O, denen will ich noch etwas vorpinseln! . . . Sagen Sie, Hans, duftet's nicht förnlich?

Berg (mit herbem Lächeln): Jawohl — es duftet! Am klarsten wirkt das Dach mit dem Schimmer darauf.

Gertrud (fährt zurück): Dach? (Gezwungen lachend): Sie spaßen! Wo sehen Sie denn ein Dach auf dem Bild! Es stellt doch ein Narzissenbeet vor.

Berg (stellt sich erstaunt): Narzissenbeet?

Gertrud: Ja, was denn sonst?!

Berg: Ich — ich hielt es für einen Kuhstall bei Sonnenuntergang.

Gertrud (trägt das Bild zornig fort): Sie werden in der Kunst noch lernen müssen, Herr Berg. (Ab.)

Berg (schüttelt den Kopf hin und her).

Lina (ruft unruhig zur Thür hinaus): Gertrud! halt! ich will Dir noch etwas sagen! Du mußt dem Vater nachher . . . (Zu Berg, der sich an den Tisch gesetzt hat und brütet): Sie hört nicht! (Sie schaut nach der Uhr.) Gott, 's ist bald drei! Ich muß fort.

Berg: Ach so, Sie wollten in den Lutherfaal.

Lina: Wir sehen uns später wieder, Herr Berg, entschuldigen Sie; Adieu einstweilen.

Berg: Adieu.

Lina (ruft in die Küche): Den Kaffee nicht vergessen.

Ursel (in der Küche): Gleich!

Lina (küst unruhig hinaus. Man hört sie draußen einmal laut Gertrud rufen.)

Berg (allein): . . . Ich werde Dir die Mücken vertreiben! . . . Und es sind nur Mücken.

(Kleine Pause.)

Urfel (bringt eine Tasse Kaffee).

Berg: Na, Urfel, warum machen Sie denn immer ein so lächelndes Gesicht?

Urfel: Werde doch einen jungen Herrn nicht anbrummen. Und dann — ich darf ein lächelndes Gesicht an Sie hinmachen.

Berg: Sie dürfen?

Urfel: Ei ja, der Herr Gustav hat es mir erlaubt.

Berg (verblüfft): Der Herr Gustav? .. So! — Sind Sie denn so mürrisch sonst?

Urfel: Das gerade nun doch nicht. Aber trinten Sie jetzt Ihren Kaffee, er wird kalt.

Berg (ergreift die Tasse): Wenn er so gut zubereitet ist, wie das Mittagessen —

Urfel: Hat es Ihnen geschmeckt, Herr Berg? Das freut mich, hab' mir auch alle Müh' gegeben.

Berg (erstaunt): Sie? (Er sah sich.) Der Spinat war etwas versalzen, Sie müssen verlobt sein, hm?

Urfel: Ach, gehen Sie!

Berg (schüchtern): War Ihnen Fräulein Gertrud nicht dabei behülflich?

Urfel: Fräulein Gertrud? Beim Kochen? Nein, die malte unterdessen . . . das heißt, sie sagte, etwas wolle sie auch helfen und schälte eine Kartoffel.

Berg (trüb): Hätte sie die lieber nicht geschält.

Urfel: Ach, warum denn?

Berg: Weil — aber hören Sie, Urfel, daß niemand erfährt, worüber wir da reden.

Urfel: Kein Wort. Da dürfen Sie Gist drauf nehmen.

Berg: Ich glaub' Ihnen.

Urfel: Also? Warum?

Berg: Weil sie behauptete, sie habe gekocht. Was denken Sie nun dazu?

Urfel: Kleine Notlüge!

Berg (trüb): Notlüge? Nein, eine kleine Locklüge mehr. Eine sehr, sehr kleine (aufbrausend) und sehr lächerliche! Wenn mir ein Mädchen gefällt, gefällt sie mir, ob sie kochen kann oder nicht.

Urfel: Das mein' ich auch. (Neugierig.) Hat Ihnen Fräulein Gertrud also gesagt, sie habe gekocht?

Berg: Halt! Das ist eine gute Frage. Nein, sie sagte es ja gar nicht, sondern die Mutter. Das ist wahr . . .

Urfel (geht über die Schulter): Sie dauern mich, Herr Berg!

Berg (tropig): Was?! .. Halt, Urfel, noch eins! Herr Gustav gebot Ihnen also, mir ein freundliches Gesicht zu machen?

Urfel (halb schmolzend, unter der Küchentür): Ja wohl that er das. Ich hätte es zwar auch ohne ihn gethan! Er hat sich ganz verändert, der Herr Gustav, er war Ihnen sonst wenig grün. (Ab.)

Berg: Wenig grün? Eine — Falle? (Er tupft sich die Stirn.) O Gustav!

Gertrud (tritt durch die Thür herein, sie reibt sich die Finger): Verzeih', lieber Hans, ich bin vorher heftig geworden. Und dann muß ich Dir was gestehn!

Berg: Gestehen? Schau, so gefällst Du mir viel besser mit Deinem Schmeichelmunde. (Er setzt sie zu sich auf das Sofa.) Nun?

Gertrud (guckt in gemachter Verschämtheit an ihrem Busenlag): Ich hab' Dich be —

Berg: Was be—? Heraus damit, das befreit.

Gertrud: Geulkt! Das Rissen in der Ausstellung —

Berg: Ist von Lina! Lassen wir das, Du darfst mir's aber nimmer thun.

Gertrud: Nein. Woher — weißt Du das übrigens?

Berg (sieht sie fest an): Ich meine, das solltest Du wissen.

Gertrud (errödet): Ja.

Berg: Wenn Du an solchen Handarbeiten keinen Gefallen findest, dann wird Dich niemand dazu zwingen. Und was liegt denn mir daran!

Gertrud: Ja? — Ich hab' übrigens auch dran gearbeitet.

Berg: So?

Gertrud: Ja, ich hab's zusammengenäht.

Berg: Aha.

Gertrud: Und vielleicht lern' ich noch das Sticken.

Berg: So? — Wie freut es mich, Gertrud, daß Du offen warst. Schau, ich wollte Dir vorhin sagen, Du kämst mir heut gar nimmer so lieb vor wie gestern. Nein! so seltsam, so seltsam. (Küßt sie.) Aber jetzt ist alles wieder gut.

Gertrud: Hans, sag', wann werden wir uns heiraten?

Berg: O wenn Du nur jetzt schon mein wärst! . . . Aber ich will ausharren! In drei Jahren, ja, in drei Jahren kann es sein.

Gertrud (stellt sich naiv): Wie mag ich wohl im Brautfschleier aussehen? — (Echt.) Manchmal hab' ich die Stimmung dazu, manchmal nicht.

Berg: Das giebt sich, Schatz.

Gertrud: Alte Jungfer werden ist doch auch nichts. Die Unannehmlichkeiten von außen . . .!

Berg: Um Himmelswillen! O es wird schön, Trude. Gleich nach der Feier setzen wir uns auf den Zug und fahren in die Schweizerberge.

Gertrud: Nein, nach München. Jetzt haben wir Juni . . . in drei Jahren! . . . Dann kämen wir eben zur Ausstellung.

Berg: Ach was: Die Ausstellung! Die können wir auf dem Rückweg besuchen. — (Zart.) An unsrem Hochzeitstag denken wir doch nicht daran! (Er küßt sie.) Welt?

Gertrud (küßt leise seine Finger): Nein. Du hast ja recht.

Berg: Trude! Süße Trude!

Gertrud (gibt ihm die Hand.)

(Keine Pause.)

Berg (versunken): Wie die Sphinx einen anstarrt . . . Rätsel! Rätsel der Liebe. Ein schönes Gebilde der Alten.

Gertrud: Heutzutage würde man sie anders machen.

Berg: Wieso?

Gertrud: Ach, diese Büste ist doch nicht mehr modern. Jetzt, wo die schroffen Gegensätze zwischen den Geschlechtern sich auszugleichen beginnen, muß dies auch in der Kunst ausgedrückt werden.

Berg (ärgert): Diese Haube hast Du aus Deiner Malerinnenschule mitgebracht. Die Büste da ist sehr schön gebaut und beseelt.

Gertrud: Geschmackssache! Ein tiefer moderner Künstler würde einer Sphinx keine solche barbarische Brust geben.

Berg: Na, dann müßte er ein merkwürdiges Bild von seiner Geliebten, von seinem weiblichen Ideal in sich tragen. (Zag.) Du brauchst vor dieser Sphinx doch nicht zu erröten?

Gertrud (mit geschicktem Lächeln): Ne. Wir sind noch alle zu roh. — Sieh, wie die Sonne in meinem Haare glänzt. (Sie spielt mit ihrem Haar.)

Berg (stern): Ja, in Deinem blonden Haar. (Nach kurzem Schweigen deutet er auf ihre Brust.) Guck, da fehlt Dir ein Knopf.

Gertrud (drüber hinsahrend): Ach, wir nehmen das nicht so genau.

Berg: Wie?

Gertrud: Nun, ich meinte wir Malerinnen.

Berg (gepeinigt): Du sollst Dich nicht immer als Malerin fühlen. Malen kannst Du ja soviel Du willst, aber ob dies ein ausschließlicher Beruf für Dich ist, bezweifle ich. Du bist doch in erster Linie Weib. (Er streichelt sie.) Und schau (er deutet auf das Knopfloch), ein Mädchen muß auf Ordnung sehn, vielleicht, weil sie uns so oft im Stiche läßt, hahaha!

Gertrud: Ja, ja.

Berg (bestimmt): Ja! Und dieser Faden hier muß auch weg. (Er nestelt einen Faden aus ihrem Busen.)

Gertrud (wehrt): Was soll?

Berg: Er muß! (Er zieht und — zieht ein größeres Taschentuch heraus. Entrüstet): Gertrud!

Gertrud (ist mit einem Schrei zur Sturzhüre hinaus).

Berg (läßt das Tuch fallen und ballt die Faust gegen den Kopf, nach kurzem Schweigen): . . . Jetzt versteh' ich alles! . . . (Bitter): Das ist also das Ende vom Lied! (Nachdem er eine Weile stumm dagelesen, steht er auf, nimmt den Hut vom Wandhaken, besinnt sich und hängt ihn wieder auf): Nein! Sie sind es

alle nicht wert, daß ich mich erzürne. (Er setzt sich niedergeschlagen hin und brühet ins Beere. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Kleine Pause.)

Urfel (halb unter der Küchentür, schüchtern): Herr Berg! (Als dieser keine Antwort giebt): Herr Berg, wer hat denn vorher geschrien? War es nicht Fräulein Gertrud?

Berg (ohne aufzublicken): Ja.

Urfel (gutmütig): Aber — haben Sie sich gezanzt?

Berg (wie vorher): Nein.

Urfel: Herr Berg — warum so traurig?

Berg (schroff): Darum!

Urfel: Entschuldigen Sie, wenn —

Berg (steht auf): Eigentlich sollte man sich darüber keine Grillen machen. (Er sieht das Tuch am Boden und lacht in bitterer Lustigkeit.)

Urfel (heiß): Hahaha.

Berg: Warum lachen Sie?

Urfel: Weil Sie lachen.

Berg (betrachtet Urfel einen Augenblick, dann saßt er sie in plötzlicher Laune an den Armen): Sagen Sie, Urfel, erraten Sie, wozu das Tuch da diente?

Urfel: Das Taschentuch? Nun, um sich zu schneuzen.

Berg: Auch! (Er hebt das Tuch auf, ballt es und hält es vor ihre Brust): Es ist fast noch warm. Raten Sie jetzt?

Urfel (wiegt den Kopf): Ich weiß nicht . . . ?

Berg: Nun? Na, Sie kommen ja doch nicht darauf. (Er steckt das Tuch in seine Tasche, dann deutet er auf ihren Busen): Da hatte sie es drin, um — ihre Reize voller erscheinen zu lassen.

Urfel: Hahahahaha.

Berg: Hätten Sie ihr das zugetraut?

Urfel: . . . Fräulein . . . Gertrud? Nein!

Berg: Sie brauchen das nicht, Urfel.

Urfel (mit verschämtem Stolz): Nein.

Berg: Und wenn Sie's brauchen könnten, dann thäten Sie so was nicht.

Urfel (schaut auf ihre Brust herunter): Nie! . . . Hahaha.

Berg: Hahaha. Urfel! (Er saßt sie an den Armen.)

Urfel (erregt): hm?

Berg (plötzlich): O, ich Narr! (Er küßt sie wild auf den Mund.)

Urfel (unter Küßen): Sie erdrücken mich ja!

Berg (unter Küßen): Ich möchte Dich erdrücken! — (Er läßt sie los.) O, daß ich nicht alles am Anfang gemerkt habe! Aber wie hätte ich daran denken sollen! Ich war ja blind wie ein Maulwurf und verliebt wie ein Vogel. Ja, die Malerinnen mit ihren Busen! Die können's

Das hat sie wenigstens auf ihrer Kunstschule gelernt, mit geringen Mitteln viel zu sagen. Wie sind meine Augen nun auf einmal klar! Und doch müßt' ich kaum, wem hier eine Dose gebührt oder ein Kock; das beste wär' für alle — der Schlafrock.

Ursel: Hahaha.

Berg: Wie lang bist Du denn da, Ursel?

Ursel: Ich? Zwei Jahre.

Berg: Zwei lange Jahre. Ich habe genug an einigen Stunden. Nein, das ist nichts für Dich. Diese laue Luft hier muß einem ja ins Herz fickern und es allwählich mürbe machen, daß alles mögliche Ungeziefer drin groß werden kann. Es steckt in allen davon. Du bist zu gesuud dafür, zu frisch.

Ursel: Ich wär' gern schon gegangen, wußte aber keine Stelle.

Berg: Ich weiß Dir eine. Nachher! (Er küßt sic.) Komm, Ursel, setz Dich jetzt ein bißchen zu mir aufs Sofa.

Ursel (entwischt ihm): Nein, nein, wenn sie kommen!

Berg: Dann geh ich ein bißchen zu Dir in die Küche.

Ursel (lacht und schüttelt den Kopf).

Berg: Doch. Meinetwegen mögen sie kommen! Ich sage, ich hätte mir bloß die Hände gewaschen. (Er schiebt Ursel in die Küche.)

Ursel (auf der Schwelle): Die Thür aber lehnen wir an, daß Sie gleich wieder draußen sind.

Berg: Ich werde ihnen antworten! (Beide ab. Man hört sie in der Küche schäkern.)

Marie (trippelt herein mit ihrer Schultasche, die sie auf den Tisch legt. Als sie in der Küche flüstern hört, horcht sie still).

Lina (tritt erpöht herein und wirft ihren Hut auf den Tisch): Wart', Gustavel, Du sollst mir hüßen. (Als sie Marie bemerkt): Was? Du hast keine Schule.

Marie: Nein.

Lina: So, so, dann hat er uns beide an der Nase herumgeführt, der Schlingel. Einen bei der Nase so weit versprengen! Wo ist Herr Berg?

Marie (lügt): Weiß nicht.

Lina: Er wird wohl mit der Gertrud im Garten sein. Ja, ja. (Sie setzt sich ans Klavier und singt):

Schön ist die Zu—u—geud, sie kehrt nicht mehr.

Sie kehrt nicht mehr, nicht mehr,

Nein, sie kehrt nimmermehr —

Marie (die wieder an der Küchentür gelauscht hat, nickert).

Lina (kehrt sich um): Was giebt's? Muß ich denn heut immer gestört werden?

Marie (geht auf sie zu, den Finger am Mund): Horch, Lina, ich will Dir was sagen . . .

Päppel (katt herein mit Hut, Sonnenschirm und einer Botanisiertrommel; hinter ihm Frau Päppel): So, Kinder, macht euch bereit, wir spazieren zuerst durch den Mäzjenpark, und dann setzen wir uns ein Stündchen in den Schwanengarten.

Lina: Das ist nett. Was hast Du denn da, Vater?

Frau Päppel: Vorwärts, vorwärts. Wozu das Geschwäg!

Päppel: Wir haben eine alte Botanisiertrommel aufgegebelt, für den Fall, daß Herr Berg Raupen suchen will.

Frau Päppel: Wer soll sie nur tragen? Du kannst sie doch unmöglich über den Rücken hängen!

Päppel: Nein, der trägt schwer genug. Dir stünde sie gut an.

Lina: Hahahahaha.

Frau Päppel (den Finger an der Stirn): O!

Päppel: Ich machte bloß einen Witz. Herr Berg wird sie schon selbst tragen müssen. Wo steckt er denn?

Frau Päppel: Ja, wo steckt er denn, der Herr Berg?

Lina: Hab' keine Ahnung.

Frau Päppel: Hä?

Marie (heimlich): Vater, ich glaub', ich hörte ihn vorhin in der Küche lachen.

Päppel (gemüthlich): Das werden wir gleich sehen. (Er will zur Küche.)

Marie (sahz ihn rasch am Arm, leise): Ja, mit der Urjel.

Päppel (leise): Wie?

Frau Päppel (ebenso): Mit —? Und Gertrud und Gustav?

Marie: Gustav saß in der Weisblattlaube, als ich heimkam.

Päppel (schielt durch den Spalt in die Küche, den Finger am Mund).

Frau Päppel (hinter ihm): Nun?

Päppel (enttäuscht, leise): Eben hat er sie geküßt.

Frau Päppel: Wen? Die Urjel?

Päppel (nickt): — Während sie die Löffel abwischt!

Marie (stößt Lina, die sie mit dem Ellbogen zurückweist).

Frau Päppel (ruft laut): Urjel!

Berg (in der Küche, unsichtbar): Ja!

Päppel (ängstlich und verduzt): Was soll denn das heißen?

Frau Päppel: Wa—wa—was? (Weibe wollen in die Küche.)

Berg (schiebt Urjel ins Zimmer und tritt selbst herein): Hier!

Frau Päppel: Das ist aber merkwürdig!

Päppel: Sehr.

Frau Päppel (zu Urjel): Warum hast denn Du nicht geantwortet, hä?

Urjel (ist verlegen).

Päppel: Wie kommen Sie denn in die Küche, Herr Berg? Man hält sich doch im Wohnzimmer auf.

Berg (ruhig): Sonst ja.

Frau Päppel (lebenswürdig): Die Urjel hat Ihnen wohl den Kaffee schlecht gemacht? (Sie wirft Urjel einen bösen Blick zu.)

Berg (wie vorhin): Doch nicht, Frau Päppel, der Kaffee war ausgezeichnet.

Päppel (auch lebenswürdig): Sie hatten vielleicht sonst in der Küche was zu thun!

Berg (zuckt läßt die Achseln).

Frau Päppel: Wo ist denn Gertrud?

Berg: Ich denke, sie wird in ihrem Schlafzimmer sein.

Päppel: Was? Wie kommen Sie darauf? Sagen Sie, was ist eigentlich los?

Frau Päppel: Ja, was ist los, Herr Berg?

Berg: Fräulein Gertrud weiß es am allerbesten. Gelt, Urjel?

Urjel (nicht schüchtern).

Frau Päppel (die zur Thür hinaus wollte, kehrt bei den letzten Worten wieder um).

Päppel: Ich begreife wirklich nicht, wie vertraut Sie mit unserem Dienstmädchen verkehren.

Frau Päppel: Ich auch nicht.

Päppel: Schon vorhin, als Sie in der Küche waren, nahmen Sie ihr die Antwort aus dem Mund.

Berg (sichert ihn).

Päppel (dem seine Frau zunickt): Und ich will es Ihnen nur sagen, Herr Berg, ich hab' es mit meinen eigenen Augen bemerkt, wie Sie in der Küche unserem Dienstmädchen einen Kuß gaben. — Sie, der Sie gewissermaßen als Freier in unsere Familie kamen!

Berg (deutet auf seinen Hut an der Wand, herb): Den Freiershut hab' ich an den Nagel gehängt.

Frau Päppel: Was sagen Sie?

Päppel (gedehnt): So?

Frau Päppel (ergreift den Löffel in Bergs Kaffeetasse und geht auf Urjel zu): Du Schlampe! Du Nichtsnutz! Du Heuchlerin! Wart', ich will Dir, mit einem Herrn Dich einlassen! Ich werde Deinen Lohn bestuzen! (Sie stößt ihr den Löffel auf den Kopf.)

Berg (fällt ihr in den Arm, ernst und frei): Halt, Frau Päppel, ich weiß für Urjel eine Stelle, wo sie noch mehr Lohn erhält, wie bei Ihnen, und nicht geschlagen wird. Da mir mein Vater für die nächsten Jahre unser Landhäuschen bei München zur Verfügung gestellt hat, wird mir Urjel, die bereits zugesagt, die Haushaltung führen, bis ich eine Frau nehme.

Frau Pöppel (läuft keuchend umher): — Herr Berg! Dort . . ist . . die Thür! (Sie sinkt auf einen Stuhl.)

Pöppel: Babett', in Frieden, in Frieden! Wenn wir uns trennen müssen, Herr Berg, was leider der Fall zu sein scheint —

Lina: Allerdings!

Pöppel: Dann soll es eben nicht in Feindschaft geschehen. Geben Sie mir nur einen Aufschluß über das, was vorgefallen.

Frau Pöppel: Mein schönes Mittagessen!

Berg: Ich habe eine neue Beobachtung gemacht, Herr Pöppel, die in meiner Schrift sehr gut zu verwerthen ist.

Pöppel: So hören Sie doch auf zu spaßen.

Gustav (tritt herein und sieht sich um): Was giebt's? Wozu diese Unruhe?

Frau Pöppel: Wer hätte auch das gedacht!

Lina (zu Gustav): Du hast es geahnt.

Gustav: Nun?

Frau Pöppel: Eben sind wir dazu gekommen, wie Herr Berg und unsere Urkel in der Küche sich verküßten. Der Vater sah's durch den Thürspalt.

Gustav: Ei? So, so! — Vater, wer hat Dir immer geraten, auf der Hut zu sein vor diesem Herrn? Da haben wir die Früchte der Sorglosigkeit und des Vertrauens. 's ist nur gut, daß er noch rechtzeitig entlarvt wurde.

Berg (von oben herab): Wofür er selbst gesorgt hat.

Gustav (stutzt).

Lina (die von Marie wieder angestoßen wird): Brauchst Du mich noch zu stupfen? — Ja, das kommt davon, daß man nie in die Kirche geht.

Berg: Fräulein Lina, soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie — das Kreuz geheiratet haben?

Lina: Ich will nichts mehr von Ihnen wissen.

Pöppel (erdnet an seinem Rodtragen): Dieses Gerede! Herr Berg, mein Name ist Pöppel, Oberpostsekretär. Ich fordere Sie nun auf, als Familienoberhaupt, uns zu erklären, was vorgefallen ist.

Berg: Sehr wohl, Herr Oberpostsekretär, es soll geschehen. Die beste Auskunft könnte Ihnen allerdings, wie gesagt, Ihr Fräulein Tochter geben.

Frau Pöppel (ruft zur Thür hinaus): Gertrud! Gertrud!

Gertrud (kommt nach einer Weile mit bösem Lächeln).

Frau Pöppel: Nun?

Gertrud (streckt die Zunge heraus).

Berg: Ersparen Sie's ihr. — Ich habe eine Form des Kampfes ums Dasein entdeckt, die Sie, Herr Oberpostsekretär, jedenfalls in den Werken von Charles Darwin nicht vorfinden werden. Eine neue Form also! Sehn

Sie! (Er zieht das Taschentuch aus seiner Tasche und ballt es.) Auch um die Verfolger zu täuschen, wie jene Raupe, aber anders!

Päppel (ängstlich): Ja, was soll —

Gertrud (stößt dem Vater in die Seite; frech): Und wenn?

Päppel (der begriffen hat, bittend): Aber, mein werter Herr Berg —

Berg: Eine Form, die auch nach dem Gesetz der langsamen Entwicklung zustande kommt, ohne Übereilung, nämlich: wenn man den Karren laufen läßt!

Gustav: Unverschämtheit!

Berg: Ihnen, Herr Gustav, (er nimmt seine Hand und drückt sie) muß ich noch dafür meinen warmen Dank aussprechen, daß Sie mir auf den halben Liter Vermutstropfen, den ich hier verschluckt, gleich ein Stück Zucker (er deutet auf Ursel) zur Verfügung gestellt haben.

Gustav (steht verblüfft da).

Berg: Fräulein Gertrud, Sie werden das nicht mehr wollen! (Er steckt das Tuch ein.) Ich will's daheim in meinen Glaskasten stecken zu den Insekten und sonstigen Formen der Mimicry. — Und nun, meinen Dank für die Einladung. Der Spinat, Frau Päppel, war zu verliebt gesalzen, als daß er von Ihrer Fräulein Tochter bereitet gewesen wäre.

Frau Päppel (verzieht den Mund).

Berg: Gelt, Fräulein Gertrud? (Als diese wegsieht): Nein! ich trage Ihnen nichts nach. Ich bin über Ihren Verlust vollkommen getröstet, denn ich glaube nun sicher annehmen zu dürfen, daß ich in einer Ehe mit Ihnen doch nie so feurige Küsse bekommen hätte, als mir Ursel da heut Abend im Alazienpark geben wird.

Ursel (stößt ihn verächtlich mit den Ellenbogen): Au!

Gustav: Pfui!

Frau Päppel: Heut? Oho!

Berg: Dann morgen. — Denn wissen Sie, (er verbeugt sich leicht gegen Gertrud) ich bin ein Männchen —

Ursel: Und ich bin ein Weibchen!

Berg: Und Sie, Fräulein —

Ursel: Sie sind ein Garnichtsel! (Sie geht durch die Küchentür, Berg durch die Flurthür ab. Die andern sehen sich verdutzt an. Päppel sezt sich schnaufend hin und zündet sich eine Cigarette an.)

(Vorhang.)



Der Beileidsbrief.

Von Victor von Reisner.

(Biederschönhausen bei Berlin.)

Schon gelesen? Otto Hermsau gestürzt — Genick gebrochen — tot.“
 „Der Alte?“

„Kapitaler Biß! Nee, lieber Severtow, S' sind doch wirklich ein Spakvogel — der Alte! Der ist froh, wenn er mit seinem Pobagra . . . ne, ne, ne,“ — pustete er — „'s ist wirklich zu drollig, der Alte zu Pferd! Da lesen Sie doch selbst.“

„Ihre Heiterkeit verflucht deplaciert, Herr Kamerad, wissen doch — ach was, brauchen es gar nicht zu wissen“ — und ohne mich um sein verblüfftes Gesicht zu kümmern, schnalle ich den Säbel um und eile nach Hause.

Dumme Geschichte das. Wenn sie wenigstens in der Stadt wäre, dann könnte man hingehn — „gnädige Frau — tief betrübt — und so weiter, und so weiter“ — aber so, fatale Geschichte. Schreiben war nie mein Fall, na, was nützt das, sein muß es ja doch. Ich setze mich also an den Schreibtisch und nehme den Bleistift zur Hand. — Konzipiere nämlich alles, selbst wenn es sich nur um die Bestellung von Schuhen handelt, die ich mir aus der Residenz kommen lasse — man kann ja nicht wissen, ob sich nicht die Nachwelt dafür interessiert.

Nun sitze ich da, den Kopf in die Hand gestützt und sinne und sinne. — Fürchtbar dumme Sache, so ein Beileidsbrief! Na ja, man ist doch auch nicht dazu auf die Welt gekommen, um Federschmiererei zu betreiben. Wir Severtows haben es überhaupt nie nötig gehabt, mit unserm Geist zu paradien! Gott sei Dank, nie. Aus unserm Geschlecht ist noch keiner unter die Schriftsteller gegangen. Wäre auch zu infam, sich mit Kerlen, die keinen Dunst vom Dienst haben, um die Palme streiten zu müssen!

Als ob dazu überhaupt viel Kunst gehörte! Lieben sich — kriegen sich — oder wenn's hoch geht, stirbt eines . . .

Donnerwetter, da fällt mir ja Otto ein. — Zum Kukuck, hätte sich auch hier das Genick brechen können — nee, er muß dazu partout erst fortfahren — war immer so verdrehter Kerl.

Kreuzhimmelschodschwerenot, fällt mir denn gar nichts Veruünftiges ein?!

Na, denn los — zieh, Schimmel, zieh . . .

— Hochverehrteste, gnädige Frau! Da es Gott dem Allmächtigen gefallen . . .

Nein, nein — viel zu geschraubt!

— Hochverehrteste, gnädige Frau! Mehr als wie Sie selbst, erschütterte mich...
Bodo, bist Du bei Trost! Wie kann man nur . . .

Es fällt mir wirklich nichts ein, und dabei werde ich immer aufgeregter.

Donnerwetter, wenn man doch glattweg schreiben könnte, wie man denkt — wünsche ich mir, und wahrscheinlich insolge meiner überreizten Nerven fängt meine rechte Hand ganz plötzlich zu zucken und zittern an. Schließlich überfällt mich noch ein Gefühl der angenehmsten Mattigkeit, die Augen schließen sich, und in diesem übernatürlichen, mysteriösen Zustand folgt der Stift dem Gedankengang und ich schreibe:

Hochverehrte — am Ende schreibe ich lieber Hochgeschätzte — ach was, das ist ja ganz schnuppe, ein festes Weib ist sie doch — ich wollte, ich wäre an seiner Stelle, das heißt — gewesen? Was schreibe ich denn? Ja so, also weiter — gnädige Frau — ein Patentweib war sie von jeher, das ist wahr — kusch, Sapperment, gut, daß mir das einfällt, die Mizzi will ja den Ring. Soll ihn haben, kann ihr ja doch nichts abschlagen, sonst läßt sie mich sitzen und nimmt den Steinegg — wär' sehr dumm von ihr, denn mehr als Schulden machen kann er auch nicht, na, und da kommt mir doch keiner leicht über. — Donnerwetter, was schreibe ich denn nur, um sie zu trösten. Persönlich trösten wäre nicht übel! Könnte sich gratulieren — würde einmal schneidigen Reiter kennen lernen — Schenkeldruck *comme il faut* — ja so, vergesse beinahe — das aufrichtige Freundschaftsverhältnis — hat sich was! Mit der Fuchsstute hat er mich schön hineingelegt, das Vieh lahmt ja schon wieder, gerade so wie der zweihundertprozentige Ipaal. Kann sich auch das Genick brechen. — Der alte Herr wird ein schönes Gesicht machen, wenn er die Wechsel — ah was, pah! tarara-bum-tapa . . . ja so, will ja schreiben — Freundschaftsverhältnis — in dem ich zu Otto stand — nee, wie der Mensch nur Otto heißen kann! Scheußlicher Name. Bodo — das ist etwas anderes — was?! Liegt Schwung drinne! Schreibt sich schön, liest sich schön, klingt schön — überhaupt schöner Kerl! Wollte, ich gestiehe ihr. Muß klugig Geld haben — keine Kinder — doch das giebt sich, ja, das giebt sich — ah so — läßt mich Ihren Schmerz — sollte froh sein, daß sie den Rörgelstrigen los ist. Wenn es mir nicht um sie gewesen wäre, so hätte er mich gewiß nie bei sich gesehen. — Verfluchtes Kopfweh — werde mich krank melden. Ja so, geht ja nicht — abends Ball. Auch superbes Frauenzimmer, unsere kleine Kommandeuse! Walzt fein. Wär' was für meines Vaters ältesten Sohn. Alter Witze — aber gut — mache immer gute Witze! — Ihren Schmerz, Ihren Schmerz . . . in seinem vollen Maße fühlen — pyramidale Idee, Sekt aus dem Krüge trinken — au, dieses Kopfweh! Alles die Mizzi schuld. Kapitales Weib, kostet mich auch ein Kapital — na, der Alte hat

es ja — tarara-bum-taya, ta . . . verfluchte Melodie, geht mir nicht aus dem Kopf — tara . . . schon wieder . . . Ja, ja, mit dem Löffel hat er auch nicht die Weisheit eingenommen, der liebe Otto. Und so einem Weib untreu zu sein! Donnerwetter, wollte, sie wäre es ihm auch gewesen — Vaters ältester Sohn, tarara-bum-taya, tara . . . eiliges Zeug. — Wo blieb ich nur stehen? Weiß schon — gescheiter Kopf weiß alles. Es wäre ein Un Ding — Hektor, hör' mit Deinem verfluchten Kraxen auf. Das Dieß verdirbt mir noch das ganze Konzept. — Nee, bei diesem Nordswaid noch über die Stränge zu schlagen — als ob so ein Ehekrüppel überhaupt noch Remonten zureiten könnte! Donnerwetter, wenn sie nur hierher ziehen würde, damit ich die Sache bequemer hätte — nähme sie gern von neuem an die Longe. Heiraten? Nein — na, warum eigentlich nicht? Mizzi bleibt mir ja doch treu. Der Teufel soll die ganze Kondoliererei holen — Sie mit Worten trösten zu wollen — mit Küßen wäre es entschieden angenehmer — für beide! tarara-bum-taya — tara . . . was, schon sechs Uhr?! Wie doch die Zeit vergeht — oder läuft die Zwiebel schon wieder vor? Muß mir 'ne neue kaufen. Kein Verlaß, kann am Ende Rendez-vous verpassen. — Vorwärts, Bodo, sonst sitzt Du noch morgen da. Spreche mit mir immer per Du — Blutsverwandtschaft! — Kapitaler Biß — ob er wohl von mir ist? Na, von Otto sicher nicht, da gehört schon etwas Grütze dazu . . . also — wo doch nur die Zeit ihr Leid lindern kann — jawohl, lindert sich was — hätte ihr den Schmerz auch schon früher anthun können. Wie alt wird sie denn sein? Höchstens vierundzwanzig. Jung genug, dabei reich! — Gold ist nur Chimäre — oder was! — Werden sich schon trösten müssen, mein liebes Fräulein von Sening, aber sie sind mir ohuehin zu mager. Jetzt kommen die fetten Jahre. Der Alte muß auch herausrücken, dann kann es wieder losgehen, tarara-bum-taya, tara . . . Man kommt doch zu leicht vom Thema ab — kolossaler Gedankenreichtum! Zur Sache, Bodo — aber meiner herzlichsten und tiefsten Teilnahme — wie, wenn ich anstatt Teilnahme Liebe setzte? Da wüßte sie doch gleich, daß sie auf mich hoffen kann. Nein, geht nicht. Muß ihr doch wenigstens acht Tage zum Trauern geben. Für Otto eigentlich schon viel zu lang. Ob er sich wohl sofort das Genick gebrochen hat? Na, Glück hat er ja immer gehabt — auch im Spiel. Kostet mich ein Heibengeld! Nein, alles was recht ist, gemogelt hat er wohl nicht — aber ein Schwein! — na Schwamm drüber! — und nun beileide Dich, lieber Bodo — darf ich Sie versichern — wie sollte ich es nicht dürfen? Ich, sein Busenfreund! 's ist zum Tötlachen, sogar die Mizzi hat er mir wegfishen wollen! Bin doch wirklich durch und durch noble Natur. Anstatt mich zu rächen, heirate ich seine Witwe. Oder sollte das

Rache sein?! Herr, du mein, wie kann man nur mit sich selbst so schlechte Witze machen?! Glaube gar, Otto hat mich mit seiner Dummheit angestecht. Nein, nein, so lange man so klar denkt, ist man noch lange nicht dumm. Die Hauptsache ist, die dummen Einfälle zu verschweigen. Man muß ja nicht immer sagen, was man denkt — das wäre ja noch schöner! — Dann gab es überhaupt keine Weisen! — So, bis hierher wäre es ganz gut gegangen, jetzt heißt es noch einen hübschen, recht aufopferungsvoll-freundschaftlichen Schluß finden — hat ihn schon — nein, noch nicht — zum Donnerwetter, wirklich fatale Sache. Lieber zwanzig Liebesbriefe schreiben — jawohl, mein lieber Bodo, darin bist Du Meister, das geht im Schlaf — aber zu Ende muß ich doch kommen! — Sollten Sie — hoffentlich bald „Du“ — in dieser schweren Zeit — ja, ja, alle Welt klagt — nein, Mizzi nicht, hat auch keinen Grund — oder auch späterhin — ja späterhin, da werde ich sie mir erst erziehen müssen, das heißt wenn mir Mizzi Zeit läßt. Na, kleinen Urlaub, wenigstens für die Flitterwochen, wird sie schon bewilligen. Dann habe ich zwei Weiber. Das eine hat Geld, das andere braucht Geld — so reimt sich das, so reimt sich das, so reimt sich das zusamm' — tarara-bum-taya, tara .. und nun zum wichtigsten — späterhin, späterhin meiner Dienste bedürfen — bravo, Bodo, fein gesagt, da muß sie doch gleich merken, wo ich hinaus will. Na ja, umsonst bietet man doch nicht seine Dienste an! Die Hauptsache ist und bleibt: nicht mit der Thür ins Haus fallen — immer galant, immer galant! Wie sagt doch nur einer von den alten Herren, die wir Deutschen kennen sollten? Ach ja „kommt den Frauenzimmern nett entgegen“ — so'n Zeug ist eigentlich nur für den Plebs geschrieben, uns Severtows liegt das ja schon im Blut. Jawohl! Kusch, Sektör — wenn sie mich nimmt — na, eigentlich ist das selbstverständlich — dann bekommst du — was soll ich ihm denn nur gleich versprechen? Ach egal, versprechen darf man alles — halten, wie es eben kommt. Keine üble Anschauung! Teufel, wenn das einer hörte — tarara-bum-taya, tara ... ob ich die Drechselmelodie wohl los werde! Werde doch sonst alles los — selbst das Geld. Wieder kapitalen Witze gemacht! Bin doch ganz samoser Kopf! — Kopf, Knopf, Kropf — alles reimt sich — sogar im Träumen! Wenn das bei einem von diesen Dichterkerlen so leicht ginge, na, ich danke, ein ausgeblasener Frosch wäre ein Spülwurm gegen ihn! — Donnerwetter, halb sieben! Bodo, mache, mache — so bitte ich Sie, zu versügen über Ihren — wenn ich doch schon der ihre wäre! Herrschaft noch einmal, hat das Weib ein Sauglück!

Hier bricht die Spitze des Bleistifts, und ich erwache mit eingenommenem Kopf und zerfchlagenen Gliedern aus meinem hypnotischen Zustand — oder wie ich das Ding sonst nennen soll.

Erst laun ich mich auch gar nicht erinnern, was ich beim Schreibtisch wollte. — Ach ja! Die Depeſche im „Vollblut“.

Der arme Otto! Schade um ihn, war wirklich ein guter Kamerad.

Nun heißt es, feinen innerſten Gefühlen freien Lauf laſſen und dem bedauernswerten Weibe kondolieren.

Ich greife alſo nach dem Bleistift, und da fällt mein Blick auf den vollgekrüppelten Bogen.

„Zum Teufel“ — entfährt es mir — „da will ſich wohl jemand einen Scherz mit mir machen“ — aber nein, das war ja ausgeſchloſſen; denn es war ja meine eigene, feinaristokratiſche, unſeſerliche Handſchrift! Und nun erinnere ich mich auch meines Wunſches, eben ſo ſchnell ſchreiben zu können, wie man denkt.

Ich kann mir dies Räſſel umſoweniger erklären, als ich weder an Hypnotismus noch an Spiritismus — überhaupt an keinen der inoderuen Iſmuſe glaube. Das vor mir liegende Wunder kann aber doch ſchwerlich anders als durch eine dieſer geheimnisvollen Naturkräfte entſtanden ſein.

Das Ausholen der Wanduhr entreizt mich dem ohnehin nutzloſen Grübeln und erinnert mich, daß ich nicht mehr viel Zeit zu verlieren habe.

Glücklicherweise fallen mir bei der Durchſicht meines myſteriöſen Konzepts einige Stellen auf, die ſich ganz gut verwenden laſſen, und ſo nehme ich denn raſch einen Briefbogen zur Hand und ſchreibe dieſe ſein ſäuberlich ab.

In der Eile couvertiere und adreſſiere ich das Konzept — bemerkte es aber zum Glück noch rechtzeitig. Donnerwetter, die hätte ein Geſicht gemacht!

Schnell mache ich das Verſehen gut und laſſe den Brief, um ihn ja nicht noch einmal zu verwechſeln, gar nicht mehr aus der Hand. Erſt als ich ihn ſelbſt in den Briefkaſten geſteckt, bin ich beruhigt.

Nun bin ich aber auch vollkommen zufrieden mit mir, denn ich kann mir ſagen, daß der Stil den feinfühlenden Mann verrät, und dieſe Schmeichelei thut mir außerordentlich wohl. Was Wunder, daß ich dieſen Abend in vorzüglichſter Laune bin — in einer Laune, wie man es eben nur mit gutem Gewiſſen ſein kann.

Ich tanze für ein Duzend und hoſiere was das Zeug hält. Alles in allem, die Mädels hatten eine gute Nacht, und ſo manche wird wohl von mir geträumt haben.

* * *

Am Abend des nächſten Tages finde ich unter den eingegangenen Briefen auch ein ſchwarzgerändertes Couvert — die Todesanzeige.

Mit ernſter Miene, wie es ſich bei ſolch traurigem Anlaß geziemt, öffne ich Poſt Türken, bin ich denn verrückt?!

Ich lasse das Monocle aus dem Auge fallen und lese noch einmal: Rittmeister a. D. Otto von Hermsau, siebenundsechzig Jahre alt . . . eines plötzlichen Todes . . .

Das ist ja meines Ottos Onkel, nach dessen Tod das Majorat auf ihn übergegangen wäre!

Und nun mußte er gleichzeitig d'ran glauben! Das war schon mehr als Pech!

Dieser Doppeltodesfall verdirbt mir meine sonst immer gute Laune. Ich schreibe daher Mizzi, die ins Theater geführt werden will, ab und bleibe zu Hause. — Oh, ich kann auch solide sein. Und da ich schon vier Nächte nicht geschlafen, so lege ich mich, um einmal von den Strapazen des Dienstes gründlich auszuruhen, schon um neun Uhr zu Bett.

Zwölf Stunden später weckt mich mein polnischer Butsche auf.

„Herr Graf Strom und Herr Lieutenant von Kozetitz sind sie da und wull'n mit Pane Baron reden.“

Mit beiden Beinen springe ich gleichzeitig von meinem Heldenlager und befehle dem Diener, zu melden, daß ich in fünf Minuten erscheinen werde. Es dauert auch kaum eine halbe Stunde, bis ich mich meinen Gästen präsentiere.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ — entschuldige ich mich — „wenn ich geahnt hätte — von so liebem Besuch überrascht zu werden, so . . .“

„Wir kommen in einer sehr ernstigen Angelegenheit,“ — unterbricht mich Graf Strom — „Herr Rittmeister von Hermsau fühlt sich durch ein von Ihnen an seine Gemahlin gerichtetes Schriftstück, das zufälligerweise nicht in ihre Hände kam, aufs tiefste beleidigt und fordert Satisfaktion. — Wollen Sie uns, bitte, Ihre Zeugen nennen . . .“

„Hermsau ist doch tot . . .“

„Sein Onkel.“

„Er doch auch . . .“

„Gott bewahre.“

Ich bin sprachlos, sage mir aber sofort, daß der Irrtum allerdings sehr unangenehm sei, aber immerhin keinen vernünftigen Grund zu einem Duell gebe.

Diese Anschauung mache ich auch den beiden Kartellträgern gegenüber geltend.

„Sie hätten ja ganz recht,“ — erwidert mir Graf Strom etwas gereizt — „es handelt sich aber auch gar nicht um die irrtümliche Kondolenz, sondern um die nachgeschickte — geradezu unerhörte Epistel, welche Sie . . .“

„Entschuldigen Sie einen Augenblick“ — stürze ich nach meinem Schreibtisch.

Zu nervöser Hast hebe ich ein Blatt nach dem andern auf, untersuche sämtliche Laden, schütte den ganzen Inhalt des Papierkorbes auf den Teppich — alles vergeblich, der erstcouvertierte Brief war und blieb verschwunden.

Ich läute.

„Wo ist der Brief, der hier gelegen hat?“ — donuere ich den Burtschen an, welcher mir im Bewußtsein seiner Schlaueit grinsend erwidert:

„Hab' ich sie surtgeschickt — hab' ich Pone Lieutenant nicht mahnen wull'n, wegen lumpiges zehn Pfennig.“

„Du bist ein . . .“ — ich würge den Dachsen hinab und habe mich, wie es eines Severtkows würdig, schnell gefaßt.

„Es ist ein peinlicher, mir umso unliebsamerer Mißgriff,“ — sagte ich ruhigen Tones — „als ich an der Entstehung dieses Aufsatzes wirklich unschuldig bin — aber selbstverständlicherweise stehe ich Herrn Rittmeister von Hermsau zur Disposition. — Wenn Sie gestatten, Herr Graf, werden sich meine Zeugen bei Ihnen gegen Mittag einfänden.“

Eine angemessene Verbengung — und ich war allein.

* * *

An der Thüre wurde geklopft.

Ärgerlich, gestört zu werden, stelle ich mich taub und tauche die Feder wieder ein. — Das könnte mir auch noch fehlen, gerade jetzt, wo ich die Gedanken straff zusammenhalten muß, Besuch zu empfangen.

Der vor der Thüre scheint aber Zeit und Fingerknöchel von Eisen zu haben, denn mit bewundernswerter Ausdauer klopft er weiter.

„Na warte, Bürschchen, Du sollst einmal hören, was es heißt, grob zu sein,“ — denke ich und rufe ein eben nicht sehr einladendes „Herein“.

Meine stille Hoffnung, daß diese so außerordentlich lebenswürdige Einladung den Störenfried noch im letzten Moment vertreiben würde, erfüllt sich leider nicht, und gleich darauf wird die Thüre geöffnet.

Ich bleibe, ohne mich umzusehen, sitzen.

„Sie sehen, ich bin beschäftigt,“ — brumme ich — „wenn Sie aber schon durchaus mit mir sprechen müssen, so machen Sie es kurz.“

„Du bist doch noch immer derselbe alte Drumbär“ — dröhnt ein tiefer Bass hinter meinem Rücken.

Mit einem Satz springe ich auf.

„Reinhold, Erdensohn, Menschentind!“ — eile ich ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen — „woher des Wassers?“

„Direkt aus Südwest-Afrika.“

„Wie geht es, was treibst Du, wie lange behalten wir Dich da —

willst Du rauchen, oder etwas trinken oder beides — nein? Ah, diese Überraschung, wie geht's, wie geht's . . .“

„Wenn Du nicht bald aufhörst, so wird es mir noch recht schlecht ergehen. — Aber sage, Freundchen,“ — nimmt er mich gelassen bei der Hand und schaut mir fest in die Augen — „schreibst Du auch so viel, wie Du sprichst?!“

„Möglich — aber so sage doch nur, wie Du . . .“

„Halt, beruhig' Dich vor allem und dann beichte erst Du. — Was hast Du denn eben jetzt geschrieben?“

„Eine Plauderei — „Der Beileidsbrief“. — Soll ich sie Dir vorlesen?“

„Bitte.“

Er war der alte, gute Kamerad und läßt sich das Manuscript wirklich vorlesen.

„Hübsch — recht hübsch,“ — lobt er — „und der Schluß?“

„Ja siehst Du, über den habe ich eben nachgegrübelt und deshalb Dein Klopfen auch überhören wollen.“

„So setz' Dich wieder hin,“ — drängt er mich zum Schreibtisch — „und komm' zu Ende.“

„Ja, wenn dies so leicht ginge,“ — seufze ich — „willst Du mir vielleicht einen Rat geben?“

„Laß ihn über den Haufen schießen.“

„Nein, das geht nicht,“ — nehme ich meinen Bodo von Severtow in Schutz — „für einen im unbewussten Zustand geschriebenen Brief lade ich mir kein Menschenleben aufs Gewissen.“

„Na, dann bleibt nichts anderes übrig, dann müssen sie sich eben versöhnen.“

„Das geht nicht so einfach, wie Du denkst. Strafe muß sein — das erfordert die poetische Gerechtigkeit.“

Wir überlegten.

„Ich hab's, ich hab's,“ — schnellte Reinhold aus dem Sessel — „opfere wenigstens seine Nasenspitze und gieb ihm die magere Genug — so heißt sie doch? — zur Frau.“

„Du bist ein Barbar, dem da unten jedes menschliche Mitgefühl abhanden gekommen ist — aber warte, warte — ich weiß schon, was ich thue . . .“

„Nun?“

„Graf Strom muß mir helfen. Durch Bodo hat er natürlich den ganzen Zusammenhang erfahren — es gelingt ihm daher, Herrnsau zu überreden, und im Einverständnis mit diesem citiert er Bodos Vater herbei, der seinem etwas leichtsinnig veranlagten Sohn gehörig den Kopf wäscht und die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt.“

„Das ginge ja an,“ — meint Reinhold — „soll dies aber die ganze Strafe sein?“

„Bewahre! Ahnst Du denn noch nichts?“

„Nein.“

„So höre — das bittere Ende kommt noch. Strom steckt sich nun hinter Mizzi, redet ihr ins Gewissen und bringt sie schließlich so weit, daß sie nicht nur von Bodo läßt, sondern aus Neue ins Kloster gehen will.“

„Fürchtbar!“

„Na, tröste Dich. Vorläufig will sie es ja erst thun. Vielleicht überlegt sie es sich noch und vertraut sich dann der väterlichen Leitung ihres neuen Seelenfreundes Strom an. — Was meinst Du, wäre das nicht eine raffiniert erfonnene Strafe für den liebegirrenden Bodo?“

Reinhold war von meiner teuflischen Grausamkeit so erschüttert, daß er nur stumm nicken konnte.

„Und nun komm,“ — fuhr ich aufatmend fort — „laß uns bei einer Flasche Rheinwein das Wiedersehen feiern.“

„Das ist entschieden, seit meinem Hiersein, Dein vernünftigster Gedanke, alles Haus“ — streckte er mir die Hand entgegen — „denn siehst Du, so fürchtbar interessant die Sache ja auch ist, so löst man schließlich mit Tinte keinen Durst — und den habe ich jetzt.“

„Na, dann Prost.“

„Prost.“



Der Künstler.

Von Cäsar Flaischlen.

(Berlin.)

Oben auf dem breiten Gefims eines Bodensfensters saß er, mit langen braunen Locken.

Sein feines Gesicht war krankhaft blaß, seine Brust atmete schwer und langsam, aber seine Augen flammten in blühendem Feuer, als strahlten sie die Abendlichter zurück, die durch die stillen Wipfelkronen der Eichen flimmerten, die das Haus umstanden.

Er hatte einen Strohhalm in der Hand und tauchte ihn dann und wann in ein kleines Krystallglas voll purpurroten Schaumes, das auf dem Gefims neben ihm stand, und blies prächtige Seifenblasen in die Luft.

Zimmer größer und schöner. Und wie Gold und Purpur leuchtend trieben sie die Gärten hinab, zwischen die ärmlichen niedrigen Dorfhütten hinein.

Unter dem roten Schaum in seinem Glas jedoch pulsierte, langsam und immer langsamer, ein leise zuckendes Herz.

Drüben über dem Gartenzaun stand ein Hause Rinder, der sich nach und nach zusammengesunden hatte, ihm zuzusehen, und schrie und lärnte zu dem stillen, einsamen Knaben empor und klatschte in die Hände über das schöne Seifenblasenspiel, das er ihnen vormachte.

„Noch mehr! noch mehr!“

Wenn eine von ihnen jedoch zu schwer geraten war und niedersank, so kletterten sie auf den Zaun und schlugen danach und freuten sich, wie sie zerplatzte.

Die Sonne aber sank tiefer und tiefer und die blinkenden Augen des Knaben oben erloschen in gleicher Weise mit der Sonne. Zuletzt blieb nur noch ein einziger Strahl an dem Glas haften. Wie Golddampf leuchtete es daraus auf, und ein zitterndes Purpurwölkchen zerträufelte sich in der Luft, während die Rinder über dem Straßenzaun drüben johlend in die Hände klatschten . . .

Nur durch die Kronen der Eichen schauerte ein heimlicher Windstoß.

„Seife hätt's auch gethan!“ meinte der Totengräber am anderen Tag, „und er wäre dann noch am Leben!“

„Seife hätt's auch gethan!“



Der neue Pan-Redakteur.

Porträtkizze von Walter Harlan.

(Leipzig.)

Gäsar Fleischlen war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, als er im zweihunddreißigsten Stück seiner „Tagebuchblätter eines Sonderlings“ die bange Frage an das Schicksal richtete:

„Wohin einst wird mein Loos mich fähren,
Nachdem ich unster Land und Meer
Durchschritten und durchschwommen habe,
In ihrem Zuge, kreuz und quer?“

Und nun ist er — Redakteur des „Pan“ geworden. Mit zweiunddreißig Jahren. Sein „Loos“ hat ihn auf einen höchst gefährlichen Vorposten geführt. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, und man kann wohl sagen: die meisten mit der edlen Absicht, festzustellen, daß er es auch nicht kann. Es ist nämlich sehr schwer. Die beiden Redakteure des Pan müssen durchaus modern, dürfen aber ja nicht umstürzlerisch sein, der Inhalt ihrer Zeitschrift muß immer eigenartig, aber doch auch abgeklärt, möglichst klassisch sein. Man verlangt von einer Zeitschrift, wie diese, daß sie in jeder Beziehung Gründliches und Gediegenes biete; ist sie aber langweilig, so bestellt man sie ab.

Und ich meine, wenn es einen Menschen auf der Welt giebt, der vielleicht alle diese Hazerai zu wege bringen könnte, so ist das der seit einigen Jahren in Berlin lebende Schwabe und Dr. phil. Cäsar Flaischlen, der Dichter des „Martin Lehnhardt“ und Herausgeber von Hauffs Werken, der herzliche Mensch und Künstler, der die quellsrischen Gedichte „Vom Haselnußkroci“ und doch auch die „Graphische Literaturtafel“ gemacht hat.

Flaischlen ist Dichter und Gelehrter. Er ist sogar Sammler. Er sammelt Gassenhauer, die ja allerdings, Gott sei's geklagt, das Volkslied unserer Zeit sind, und eingegangene litterarische Zeitschriften. Er ist noch immer ein wenig „Sonderling“, aber freilich: solcher Sonderlinge könnten wir mehr brauchen. Auch die goldene Herzensgüte, die den Sonderlingen zu eignen pflegt, rühmen alle an Flaischlen, die mit ihm in persönliche Berührung kamen. Und es ist eine Lust, zu betrachten, wie die edle Menschlichkeit eines Dichters allenthalben mit lieben Kinderaugen aus seinen Werken herauschaut: die Redaktion der „Gesellschaft“ konnte mir keinen Auftrag erteilen, der mir lieber wäre, als der, ein Weniges „über Flaischlen“ zu schreiben.

Flaischlen ist 1864 in Stuttgart geboren, und hat die übliche Gymnasialbildung genossen. Er hat dann germanistische Studien getrieben, als deren Früchte sein „Otto Heinrich von Gemmingen,“ ein Beitrag zu einer Geschichte des bürgerlichen Schauspiels (1890), dann die erwähnte Ausgabe von Wilhelm Hauffs Werken (1891—1892, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) und jene „Graphische Literaturtafel“ erschienen. Die Literaturtafel soll den Einfluß, den fremde Litteraturen auf die deutsche von den ältesten Zeiten an bis heute ausgeübt haben, in der Figur eines Stromes und seiner verschiedenfarbigen Nebenflüsse darstellen und gewährt jedenfalls den Vorteil einer raschen Übersicht, — die illustrierte, von Flaischlen besorgte Hauffausgabe gilt als eine vorzügliche und hat den Dichter in seiner Heimat, wie er selbst gelegentlich wehmütig äußerte, mehr zu Ehren gebracht, als seine eigenen sämtlichen Werke. Vorwort und Biographie zu dieser

Ausgabe lassen an ihrem schlichten, plastischen Deutsch und an der wohlthuenden Strenge des Denkens erkennen, wie nahe dieser bescheidene Herausgeber seinem klassischen Landsmann im Geiste verwandt ist. In dreißig oder vierzig Jahren, meine ich, wird irgend ein anderer eine illustrierte Fleischlen-Ausgabe machen. Ich wüßte einiges, besonders aus „Im Schloß der Zeit“, wozu sich herrliche Sachen zeichnen ließen. Der Dichter Fleischlen überschreitet selbst nur gar zu gern einmal die Grenzen der Malerei und Poesie: ich habe eben eine Stelle aus „Professor Hartmuth“ (in „Neuland“, Verein der Bücherfreunde, 1894) im Auge, wo der alte, liebe Stammgast an einem Marmortischchen im hinteren Duster des kleinen, alten Cafés sitzt, und der konservative Wirt mit seinem neuerungssüchtigen Herrn Sohn an den Tisch rücken, um dem Herrn Professor die Entscheidung zu übertragen, ob umgebaut und vergrößert wird oder nicht. Ich kann das nicht nachbilden, — wenn ich's nicht einfach abschreiben soll. Ich habe Fleischlens Schilderungen gegenüber immer das Gefühl, als ob ich ein gutes Porträt betrachtete: Da ist kein Strich und kein Pünktchen beliebig; wollte man das Geringste ändern, so würde man Gefahr laufen, den köstlich intimen aus der künstlerischen Gesamtwirkung aller Züge sprechenden Ausdruck unwiederbringlich zu zerstören.

Fleischlen, der meines Wissens nicht in Verhältnissen ist, die ihn über alle Sorgen stellten, hatte den Mut, sobald er seine Studien mit dem Doktor-examen offiziell beschlossen hatte, „Schriftsteller“ zu sein. Man muß seine vor kurzem beendete Novelle „Flügelmüde“ (die mir zufällig im Manuskript vorlag) gelesen haben, um eine Vorstellung zu gewinnen, welche Kämpfe in der Seele des Dichters getobt haben mögen, ehe er sich zu so reiner, sonniger Gewißheit über die Heiligkeit seines Künstlerberufes hindurchgelämpft hatte. Durch! das scheint Fleischlens Lieblingswort zu sein. Wenn er seine höchste Verehrung für einen Menschen ausdrücken will, so sagt er von ihm, er sei vollkommen durch. Ich habe ihn von dem Kritiker Heinrich Hart sagen hören: „Der ist nur deshalb kein großer Dichter, weil er viel zu durch ist, um überhaupt noch — Bücher zu schreiben.“ Das war nun freilich als Bonmot gemeint, denn Meister Heinrich Hart wird hoffentlich noch viele Bücher schreiben, ebenso Cäsar Fleischlen, — „durch“ aber sind diese beiden ganz gewiß so sehr, wie nur wenige auserlesene Menschen.

Fleischlen ist nicht der Mann, der sein Leben aus dem Vollen lebt. Er scheint meist an seinem Schreibtisch zu sitzen. Das heißt, er gefällt sich da. Er hat auch das mit allen eigentlichen Lyrikern gemeinsam, daß er sich nur mit der Feder in der Hand ganz wohl fühlt. Ich bin weit entfernt, nun etwa Cäsar Fleischlen, den Fleißigen, preisen zu wollen. Man braucht den Bienen nicht zu danken, denn sie können ja gar nicht anders, sie

müssen den Honig machen. — Ich bekam eines Tages einen höchst geschäftlichen Geschäftsbrief von Flaischlen, in welchem er ganz plötzlich anhub, in der entzückendsten Weise von der Sonne zu erzählen, die so und so über seinen Schreibtisch getrocknet sei. Auf der nächsten Seite teilte er mir mit, er stecke bis an den Hals in Arbeit, und wisse nicht, wo er die Zeit hernehmen solle, alle die notwendigen und dringenden Briefe zu schreiben. Aber das ist ja eben die glückliche, hochgelobte Verbindung in Flaischlens Wesen. Ein Redakteur, der ebenfogut auch Leiter einer Gummischlauchfabrik sein könnte, ist ein schlechter Redakteur.

Solche Leute, wie Flaischlen und Heinrich Hart, das sind die sicheren Säulen, um die sich eine Generation von Dichtern immer wieder mit herzlichem Vertrauen scharen wird: sie verstehen uns, sie sind sehr modern, aber sie wechseln nicht alle Tage mit der Mode. Ein Redakteur mag Dichter sein, das ist gut, aber es ist auch gut, wenn er selbst nicht irgend eine abstruse Spezialität hat, wenn er selbst nicht in Mystik und Mystifikationen macht, sondern ein etwas solideres Genre pflegt.

Der Wortewäger Otto Julius Bierbaum, Flaischlens Vorgänger auf dem Redaktionsthrone, hat wohl in seinen zahlreichen Schriften nicht ein einziges Mal das Adjektivum „diesbezüglich“ gebraucht, er hat auch niemals einen Satz gebildet, wie: „Betrachten wir nun Haußs Werke u. s. w., so finden wir u. s. w.“ — Flaischlen ekelt sich vor so was nicht, ja, ich möchte sagen: wo er einmal Schulmeister ist, da schwelgt er auch ordentlich in Schulmeisterei, — und das liegt keineswegs etwa nur äußerlich an den verschiedenartigen Themen, die Bierbaum und Flaischlen behandeln: man lese Bierbaums köstlichen, wortentrunknen, raffiniert einseitigen Panegyrikus auf Liliencron und etwa Flaischlens wohlwollende Studie über Hartleben, so wird man den Unterschied sehen.

„Es handelt sich darum, zu können, was man will, nicht bloß, zu können, was man kann oder was einem gerade Freude macht,“ sagt Flaischlen in der Hartlebenstudie, er predigt immer und überall Energie und Selbstzucht, während Bierbaum sein Leben lang der Meinung war, daß man dahin reiten müsse, wo die Sonne scheint. Bierbaum hat mehr Leidenschaft, Flaischlen hat mehr Kritik. Ist er auch keiner von den Kritikern, die immer so thun, als ob die Dichter lauter dumme Zungen wären, so weiß er doch auch die Fehler und Lächerlichkeiten der Unechten genau zu treffen und höchst wirksam zu geißeln. Ich habe mir vor ein paar Jahren einmal einen Satz von Flaischlen über die Verse des abscheulichen Herrigschen Lutherfestspiels notiert: „Wie Schlangenkünstler krümmen sie sich logisch und grammatikalisch ineinander, sehen sich durch die Beine und sitzen sich selbst auf dem Kopf.“ Wer die dahinklappernde Dilettantenarbeit Hans Herrigs kennt, wird mir recht geben, daß jener Satz Flaischlens, seiner Prägnanz und mit jedem Worte

ins Schwarze treffenden Charakteristik wegen, mir aufbewahrenswert erscheinen konnte.

Fleißchens eigene Gedichte sind die vollkommensten Muster einer zwanglos in ihrer natürlichen Numut einherstreichenden Sprache. Seine Lyrik, besonders die „Vom Haselnußkro“, klingt gerade, als ob Gott irgend einem Bannernjungen auf einmal die Gabe verliehen hätte, zu sagen, was er fühlt:

„Rebenomg' hofft.“

„Han me g'freut dagaus ond rei, Bis de wieder dō könntst sei.		Höst toln Patzch ond laum en Orueh. Wie wann alles bloß e Rueh!
• Jezet kommst ond bist verstemmt, Duest verdross, tolt ond fremd.		Höst lo! oizigs liebers Wort Ond wilt morgo wieder sort.

Ond i han me uf de g'freut,
Wie-n e Kënd uf d' Weihnachtzeit.“

Habe ich nicht recht? — Es giebt freilich Menschen, die der Meinung sind, solche Gedichte zu machen, wäre — keine Kunst. Nun — es giebt auch Menschen, denen es keine Freude macht, durch den grünen Wald zu gehen. Und von der „Kunst“ verstehen solche Leute gewöhnlich auch nichts, sonst würden sie anderer Meinung sein. Denn das ist die höchste Kunst des Lyrikers, daß er mit ein paar ganz schlichten, scheinbar garnicht gewählten Worten eine intensive Empfindung in unsern Herzen erzeugt, und diese Kunst ist es, die Fleißchen, wie wenige, versteht. Neulich fand ich, an wenig zugänglicher Stelle, eine „Meißnitzkizze“ von ihm, die ich als beste Erläuterung des eben gefagten hierhersetzen will:

Von Rügen.

„Tief und still in grauem Regen liegen Wald und liegen Wiesen . . . tief und still mit müden, schweren Wellen schleppt das Meer zum Strand . . . graue Röhren flügelschlagend		schreien um die Kreideseifen, und im weißen Dunst der Ferne gleht in breitgeballter Wolke dicken Qualmes, wie der schwarze Schwan des Todes, horizontentlang ein Dampfer, tief und still in grauem Regen.“
--	--	---

Wie das Meer mit müden, schweren Wellen zum Strand „schleppt“, — hört ihr's klatschen? Aber die Leute, die sich nichts aus Waldspaziergängen und sowas machen, werden sagen: „Nicht einmal Reime! Es ist wirklich keine Kunst!“ — — —

Auch Fleißchens Urreigenstes, seine „lieben“ Rondos, sind rein lyrischen

Charakters. Wenn auf mich etwas ankommt: ich „liebe“ die Rondos nicht, ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß ihr technisches Prinzip: in einem kleinen Gärtchen auf zierlich geschlungenen Wandelgängen zwischen Bosquets und gedrehten Säulchen eine Promenade zu machen, bei der man immer wieder auf denselben Punkt zurückkommt, sehr leicht zu Kleinlichkeit und Spielereien verführt; aber freilich: um einmal ein Viertelstündchen in allen Herrlichkeiten unserer gottgesegneten deutschen Sprache zu schwelgen, dazu ist die Form des Rondo gut. —

Es ist sehr merkwürdig, daß ein so ausgesprochener Lyriker, wie Flaischlen, den „Martin Lehnhardt“ schreiben konnte. Unergeßlich wird es mir bleiben, wie nach der dritten Scene dieses Dramas, als es in der „Litterarischen Gesellschaft in Leipzig“ zur ersten Aufführung kam, ein Sturm von Beifall das Haus durchdröhnte, wie ich ihn zuvor noch nicht gehört hatte, und wie er beispielsweise in Berlin nicht vorkommen kann, weil die Berliner die Begeisterung verlernt haben. Da habe ich gehört, wie das Publikum nicht nur klatscht und Bravo ruft, sondern neue Laute erfindet, seinem Dichter zu danken. Wie ich ihn beneidete!

Einen solchen Jubel konnte ein Diskussionsdrama wachrufen!? Ein Diskussionsdrama noch dazu, in dem über Dogmen debattiert wird!? In dem mit den Waffen unserer jämmerlichen Vernunft „um Gott“ gekämpft wird!? Dieser Stoff war an sich so spröde, wie kaum einer. Aber diese Debatten hat der Dichter mit einer Glut der Überzeugung erfüllt, daß man wohl sieht, wie er selbst mit heiligem Ernst diese Kämpfe gekämpft hat. Wir kennen ihn wieder, den „Sonderling“, der einstmals bekannte:

„Ich kann mich einmal nicht mehr schiden
In Eures Glaubens Regelzwang,
Ich muß die Fessel endlich brechen,
Die ich getragen schon so lang.“

und dann feststellte:

„Propheten giebt's nicht mehr auf Erden,
Die Zeit der Heiligen ist vorbei,
Der Mensch soll selber selig werden,
Und Glaube und Vernunft ist frei.“

Was dieses Jugendgedicht („Bekennnis“, „Nachtschatten“, S. 184) kunstlos proklamiert, das ist im „Martin Lehnhardt“ Form und Leben geworden. Und in diese religiösen Kämpfe spielt ein Liebeshandel zwischen dem jungen Helden und einer um ein Bedeutendes älteren Frau hinein, der in all seiner Gewagtheit dennoch recht eigentlich den Reiz einer entzückenden Keuschheit ausübt. —

Ich habe mich fortreißen lassen, vom „Martin Lehnhardt“ zu schwärmen, und nun habe ich keine Lust mehr, über Flaischlen's erstes Drama „Loni Stürmer“, oder über seine burleske Sylvester-Paraphrase „Im Schloß der Zeit“ zu reden. Dieses ist ein Buch mehr für Feinschmecker, und jener dramatische Erstling kann den Vergleich mit „Martin Lehnhardt“ nicht aushalten. —

Im letzten Heft des „Pan“ hat Flaischlen eine Art Aktusrede „Zur modernen Dichtung“ veröffentlicht, die uns Jüngern fast allzu abgeklärt vorkam, — aber wir alle meinen, daß seine dort niedergelegte Auffassung über den jetzigen Stand unserer deutschen Litteratur, wie sie geworden ist, und wie sie werden soll, durchaus die richtige ist; wir meinen, daß wir uns diesem neuen Lootsen lieber als irgend einem andern vertrauen können.



De profundis.

Von Arthur Moeller-Brud.

(Leipzig.)

Es war immer das Ziel Przybyszewskischer Kunst, der menschlichen Psyche beizukommen, sie gewissermaßen vor sich selbst zu entkleiden und sie so in ihrer göttlichen Adam- resp. Ewanachtheit zu zeigen — diese beiden Worte symbolisch, als Sexualbegriffe für das rein männliche und rein weibliche gefaßt; denn: „das Geschlecht ist die Grundsubstanz des Lebens, der Inhalt der Entwicklung, das innerste Wesen der Individualität“, wie ein Przybyszewskis Auffassung der Menschenseele prägnant bezeichnendes Wort in der „Totenmesse“ lautet. Auf das Geschlecht mußte Przybyszewski also zurückgehen, wenn er den Nabelstrang erfassen wollte, der zu jenen geheimen Gründen führt, in denen das jedesmalige Menschenrätsel gelöst und eine jede einzelne Handlungsweise auf das letzte x zurückgeführt erscheint. So wurde er zum psychophysiologischen Analytiker und setzte sich damit in einen schroffen Gegensatz zu der herrschenden Kunstströmung, dem Realismus. Psychophysiologie verlangt gerade so wie in der Wissenschaft auch in der Kunst zweierlei: Die Kritik des Bewußten und das Experiment zu dem Zwecke, auch das Unbewußte — Unterbewußte mit Bewußtseinsheile zu beleuchten. Die „Kritik des Bewußten“ kennt der Realismus auch, faßt man ihn tief auf, so ist sie sogar das wesentliche an ihm; aber das Experiment, die rein künstlerische Note, die Thätigkeit der Phantasie — der Seele, muß ihm notwendig fremd sein. Die letzten Jahre moderner Dichtung waren bereits ein Versuch, die Phantasie der Kunst zurückzuerobern; einigen

wenigen unter den Jüngsten — Hugo von Hofmannsthal, wie mir scheint, an der Spitze — ist dies denn auch gelungen — äußerlich! Im dekorativen, malerischen und vor allem in der Stimmung sind sie meisterhaft; aber ihre Psychologie hat sich nicht weiter differenziert: immer und immer wieder mußte man sehen, daß sie nur Seelenimpressionen, Charaktere, die „prächtig gezeichnet“ waren, u. s. w. zu geben hatten — allerdings waren ihre Menschen oft von einer ausgefuchten Seltenheit, mit unendlich feinem Empfinden aus den Wirrungen unserer Zeit gewählt: daher das „moderne“, die Litteratur bereichernde an ihren Dichtungen. Aber es war eine Bereicherung in alten Bahnen. Mit durchaus neuem Geiste in jeder Beziehung „neue“ Wege erschlossen zu haben, ist erst das Verdienst des Stanislaw Przybyszewski.

Ich habe bereits von seinem Ziele gesprochen: die Menschenseele als die grandioseste Offenbarung des Menschen-*Ichs* der Dichtung zugänglich zu machen. Will man das verstehen, so muß man sich den Begriff „Seele“ im Przybyszewskischen Sinne klar gemacht haben: Sie steht im Gegensatz zu dem logischen Leben der Gehirnfunktionen, die von ihr, der eigentlichsten und innerlichsten Psyche, nur geschaffen sind, „um sich in der fortwährenden Berührung mit der lächerlichen Banalität des Lebens nicht jeden Tag prostituieren zu müssen“, während ihr individuelles Sein, das Urprinzip einer jeden Menschennatur, tief unter der Hautlichkeit, im Gebiete des Unbewußten — Unterbewußten ein geheimes Leben führt, um nur in seltenen Fällen — so während der Produktion eines Künstlers oder im Rausche geschlechtlicher Ekstase — mit vulkanischer Gewalt an die Oberfläche geschleudert zu werden.

Von einer Spezies des ersten Falles, dem Untergange der modernen, emancipierten, gewissenstfreien Seele durch das Geschlecht, handelte die „Totenmesse“ — von einem Ersetztwerden des Geschlechtes durch die Kunst die Frühmesse: „Vigilien.“ Dann kam der Roman „Unterwegs“, der so sehr überraschte, weil anscheinend der Zusammenhang mit den beiden vorhergegangenen Dichtungen fehlte; stofflich behandelte das Buch ein uraltes Thema mit einem, in der Kunst wenigstens ziemlich neuen Ausgang: Ein Ehepaar und eine „Dritte“; die Dritte wird jedoch überwunden, und das Männchen kehrt zu seinem Weibchen zurück; man hatte also die Geschichte der geschlechtlichen Treue — ein Loblied auf die Monogamie. Ein endgültiges und allumfassendes Urteil über „Unterwegs“ wird man sich erst bilden können, wenn die Romantrilogie „homo sapiens“, deren Mittelglied dieser Roman darstellen soll, abgeschlossen vorliegt. — Unabhängig von diesem größeren Werke ist nun eine vierte Dichtung, „De profundis“*), erschienen, die jedoch

*) Berlin, Verlag von Hugo Storm.

nicht für das große Publikum bestimmt ist und nur an Subskribenten abgegeben wird.

Wieder ist es das Geschlecht, aus dem heraus sich das Leben einer Menschen „seele“ gebiert und zu einem tragischen Konflikt auswächst — und wieder, wie seither noch stets bei Przybyszewski, handelt es sich um jene Menschenklasse, die dem Dichter das feinste, sensibelste, differenzierteste Barometer der Zeit zu sein scheint: ich meine das „moderne Individuum“, wie es Przybyszewski zuerst in den drei Raufkünstlern Chopin-Niezsche-Dla Hansson künstlerisch offenbart fand: jener moderne Mensch, der trotz seines Gefühls, außerhalb der Marktinteressen der Meute zu stehen, oder gerade deshalb, seine Instinkte verkümmern, die Quelle seiner Kräfte allmählich versiegen sieht, — jener Mensch mit der Aussichtslosigkeit seiner Sehnsucht nach Befreiung und Erlösung, deren unmittelbare Folge morbide Genußsucht bildet; wie denn das ganze Leben zu einer reinen Betäubungsfrage wird und das psychische insbesondere nichts als vergeistigter Geschlechtstrieb, vergeistigter Magenvorgang ist.

Nicht als ob Przybyszewski in seinem neuen Buche ausdrücklich darauf hinwiese! ersetzt die Kenntnis dieser Spezies der Art „Mensch“ gewissermaßen voraus und führt so auf geradem Wege in das oben bezeichnete psychische Leben und dessen physischer Rehrseite ein:

„Er ging müde und zerfchlagen nach Hause.“ — Mit diesen Worten, die gleich die ganze Stimmung geben, in der dieser namenlose „Er“ lebt, beginnt das Buch.

Man erfährt weiter, daß er nach langen Wochen litterarischer Arbeit vom Lande in die Großstadt gekommen ist, um sich zu erholen und zu zerstreuen und zugleich seine Schwester Agaj aufzufuchen; seine Frau ist daheim geblieben; nun sehnt er sich nach ihr mit einer wüsten, kranken, fiebernden Liebe — ein Zustand, der ihn stets zu befallen pflegt, wenn er von seinem Weibe fern ist.

In seinem Hotel findet er einen Brief vor: seine Frau schreibt ihm.

Und nun tritt ein spezifisch Przybyszewskischer Moment ein: irgend ein vager, nebensächlicher und äußerlicher Gedanke, der sich in ein Menschenhirn eintrahlt, kann dieses vollständig umwandeln, ihm einen neuen Sinn geben und sich selbst zum Autokraten darin aufwerfen. . . „sie liebt Dich eigentlich gar nicht wie eine Schwester“ heißt es da in dem Briefe von Agaj; und schon gleich darauf: „ein heftiges Licht durchfurchte seine Seele. Er sah deutlich Agaj sitzen. Das schwarze, seidene Kleid schmiegte sich mit warmer Wollust um die schlank, magere Gestalt. Er fühlte durch das Kleid die feinen zarten Glieder.“ Und von nun ab läßt dieser Gedanke nicht mehr von ihm; wohl sagt er sich, daß es ja Wahnsinn sei, zu denken,

seine Schwester liebe ihn, den Bruder, als Weib. Aber es ist immer nur das Gehirn, das diesen Einwand machen kann; die Seele weiß nichts davon und läßt schließlich auch seine eigenen Sexualempfindungen von seinem Weibe auf seine Schwester übergreifen. Schauerliche Halluzinationen, gräßliche Visionen lassen ihn in der Nacht mit der Deutlichkeit des wirklich erlebten sehen, wie er und Agaj sich paaren. Und dann, am folgenden Tage und die Tage darauf, als er ihr alles erzählt hat und das Geständnis abgezwungen, daß er sich nicht getäuscht — da beginnt ein fürchterlicher Kampf in beiden, dessen Ausgang von vornherein entschieden scheint: die brave, nüchterne, bürgerliche Gehirnwernunft — das Gewissen, wenn man will — muß dem mächtigen Instinktwillen ihrer beiden Seelen, die immer wilder und wilder zu einander verlangen, unterliegen. Wohl wehren sie sich noch: er bald — und bald sie; aber dann, als er ihr von einem andern Weibe erzählt, bei dem er die letzte Nacht gewesen, da bricht — ein unendlich seiner Zug — das Weib in ihr durch und „selbst wirft sie sich auf ihn, klammert sich an ihn, beißt sich an ihm fest, ersticht ihn mit ihrer kranken Raserei“, so daß auch „ihn schwindelt und er sich kopfüber in diese Hölle von Glück und Grauen stürzt.“

Hier hat das Buch seinen Höhepunkt: das Geschlecht hat die erste und entscheidende Konsequenz entzogen; — daß es hernach die letzte nicht zieht, ist eigentlich nur von nebensächlicher Bedeutung und ausschließlich sexualphysiologischem Interesse.

Es ist an dem Abend desselben Tages, an dem die erste primitive Berührung stattfand: Agaj hat den Bruder bestellt: ateuolos, glühende heftische Flecke auf ihren eingefallenen Wangen, in einem schwarzen seidnen Ballkleide, mit langen roten Handschuhen auf den nackten Armen — eine malerische Detaillierung, die, wie die nun folgende Scene überhaupt, an Munch erinnert — erwartet sie ihn; Wein steht auf dem Tisch; „ich gebe Dir heute das Abschiedsfeß“, sagt sie, als er kommt. Und weiter: „Ich reife heute Nacht weg, weg aufs Meer. — Ich gebe auch mir das Abschiedsfeß. Ich komme nie wieder zurück.“ Und nun beginnt die Wollustorgie vom Nachmittag wieder: sie kommen in einen Zustand von einer visionären, somnambulen Raserei; ihre Seelen wogen in einander über. Und doch: im letzten Moment trennt sie etwas, reißt sie auseinander . . . es ist wohl daselbe Blut: sie kann ihm nicht gehören, sie kann nicht, auch wenn sie es will. Und so müssen sie denn, ohne die letzte und größte Offenbarung ihres Geschlechts erfahren zu haben, auseinandergehen und ihren Vorsatz ausführen: sterben! Sie wird von dem Meere aufgenommen, während er in ausbrechendem Wahnsinn von der Fensterbrüstung in die Tiefe stürzt.

Man sieht: der Stoff ist von einer unendlichen Tragik; man wird in

den Litteraturen so leicht kein zweites Problem finden, das man diesem vergleichen könnte, zumal sein erster Teil, das Thema von der geschlechtlichen Untreue, völlig in den Hintergrund gedrängt wird und dafür der zweite Teil, die Idee der geschlechtlichen Blutschande, in den Vordergrund tritt. Mancher wird, auch wenn er weiß, daß der sexuellen Pathologie Fälle, wie der vorliegende, durchaus nicht fremd sind, doch die Geschichte nicht glauben können; das normale Gehirn sträubt sich eben gegen das anormale und will auch in der Kunst nichts von ihm wissen — wenn es nicht muß und von den krankhaften Erscheinungen, die nur Symptome der Geburtswehen eines neuen Geistes sind, gezwungen wird! Przybyszewskis Künstlertum ist von dieser bannenden, suggestiven Gewalt. So wird man denn auch allmählich, wenn auch widerwillig, einsehen lernen, daß diese pervertierten Probleme Notwendigkeiten für den Dichter sind, wenn er, seine große Kunst, die ihn befähigt, dem geheimsten, innerlichsten, verborgensten den Ausdruck des tatsächlichen zu geben, und deren ideellen Zweck, heute schon alles das festzuhalten, was einer Menschheit von morgen eigentümlich ist und ihre Differenzierung bedeutet, dokumentieren will; um dies letztere und das, was ich oben mit dem „neuen Geiste“ sagen wollte, verständlich zu machen, brauche ich wohl nur auf den Namen Nietzsche und dessen Übermenschen hinzuweisen: nur muß man diesen Übermenschen nicht utopisch-wörtlich auffassen, sondern als künstlerisch offenbarten Sinn einer Kulturentwicklung, wenn man will als Reaktion gegen den Sozialismus — etwa wie der Christus der Evangelisten durchaus nicht der Typus der hernach „christlich“ gewordenen Menschheit ist, sondern lediglich den personifizierten Sinn der „christlichen“ Lehre — das Vorbild bedeutet. Auf das Verhältnis Przybyszewskis zu Nietzsche näher einzugehen, würde zu weit führen, und an der Hand von „De profundis“ überhaupt nicht möglich sein, da dies Buch auffallend geringe Anhaltspunkte bietet — wie es denn überhaupt für die ideelle Entwicklung Przybyszewskis von keiner Bedeutung ist, sondern lediglich einen jener „Fälle“ darstellt, die den Autor interessieren, und die er seither mit einer kurzen Skizze abzutun pflegte: daß dies in vorliegendem Falle nicht geschah, lag an der Art des Stoffes, der einer weit zurückgreifenden Analyse bedurfte.

Um so wichtiger ist dafür „De profundis“ in anderer, in künstlerischer Beziehung. Przybyszewski hat in diesem Buche seiner Kunst — dieser Kunst der Nuance, die jede Seelenregung als Seelenstimmung auffaßt und bis in die unscheinbarsten und feinsten Töne abschattiert, ein Moment von unendlicher Bereicherung hinzugefügt. Ich meine nicht die suggestive Kraft des Mitteilungsvermögens, die man, wenn auch nicht so unbedingt zwingend, bereits an der „Totenmesse“ spüren konnte — ich meine vielmehr den

großen, einheitlichen, virtuosenhaften Zug, der durch „De profundis“ geht. Schon aus den „Vigilien“ konnte man den Eindruck gewinnen, daß alles an Przybyszewski zur synthetischen Behandlung seines Stoffes dränge; in dem Roman „Unterwegs“ trat das Bestreben noch viel deutlicher hervor . . . so deutlich, daß es den Anschein hatte, als sei der Autor zu weit gegangen: war doch nicht selten die Analyse vollständig fallen gelassen und aus ihr in die seither mit peinlicher Sorgfalt vermiedene Erzählung übergeleitet. Ich will nicht behaupten, daß das ein Fehler des Buches an sich gewesen; nur für Przybyszewski war es ein Fehler: er durfte sich von seinem Bestreben, eine einheitliche — künstlerische Dichtung zu schaffen nun und nimmer zu einem Verzicht auf die Analyse, dieser seiner eigentümlichsten Eigentümlichkeit, verleiten lassen, wenn er sich selbst getreu bleiben wollte. Daß Przybyszewski das hinterher wohl eingesehen hat, scheint mir nun das Buch beweisen zu wollen, von dem ich hier spreche. In ihm ist es in der That gelungen, das große analytische Können in reine — wohlgerneht: in reine — Kunst umzusetzen. Man kann aus ihm die Bahnen lesen, die Przybyszewski künftig gehen wird — formal-künstlerisch wenigstens, denn inhaltlich stehen vielleicht noch Überraschungen bevor, an die heute niemand denkt.



M. E. delle Grazie „Gedichte“.*)

Von Karl Bienenstein.

(St. Leonhard u. Forst, Nied.-Österr.)

Ungefähr ein Jahr ist es, daß ich in dieser Zeitschrift dem „Robespierre“ der Wiener Dichterin M. E. delle Grazie eine eingehende Besprechung widmen durfte, und nun liegt mir schon wieder ein neues Buch vor und zwingt mich aufs neue zur Anerkennung der gehaltvollen starkgeistigen Dichternatur, die es repräsentiert. Wenn ich sage „ein neues Buch“, so stimmt das nicht ganz, denn nur ungefähr die Hälfte des Inhalts ist neu; alles andere haben wir schon in den beiden früheren Auflagen des Buches getroffen. Aber gerade das neue ist es, was uns interessiert, weil es die Eigenart der Dichterin aufs deutlichste zeigt, weil es der echteste Ausdruck dieser seltsamen, allem Großen und Freien zugewandten Frauenseele ist.

*) Gedichte von M. E. delle Grazie. Dritte sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Verfasserin von William Unger. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1895.

Merkwürdig: Während die Lyrik der Männer heutzutage zur Naivetät zurückkehrt, während sie alle schwere Gedankenfracht abladet und in der fein abgetönten, mit Raffinement uancierte Stimmung das höchste zu leisten glaubt, während man bezaubernd schöne Verse schreibt und in apollinischer Harmonie schwelgt, zeigt die Lyrik der modernen Frauen gerade die gegenteiligen Bestrebungen. In dionysischer Begeisterung, eruptiv strömen sie ihr leidenschaftliches Empfinden in die Dichtung aus, in die dunkelsten Geheimnisse suchen sie einzudringen, zu den verworrensten Gedankenlabrynthen weben sie den Ariadnesfaden, die Mysterien des Seins wollen sie mit dem Lichte der modernen Wissenschaft erforschen, sie nehmen Anteil an unserm öffentlichen Leben, sie üben scharfe Kritik an unseren verrotteten sozialen Verhältnissen und stehen in der ersten Reihe der Kämpfer für die Freiheit des Geistes. Die moderne Frauenlyrik zeigt nichts Ausgeglichenes, nichts, was man für gewöhnlich „harmonisch“ nennt, sie legt kein besonderes Gewicht auf schöne Verse und sprachlichen Wohlklang, das wichtigste ist ihr der Inhalt. Darum versetzt sie auch nicht in stilles, süßes Träumen, sie zieht das Herz nicht hinein in die Zauberkreise friedensvoller, sonntagsfeierlicher Schönheit, aber sie erschüttert, sie begeistert, sie reißt mit fort. Könnte man die Lyrik der Männer, wie sie eben charakterisiert wurde, weiblich nennen, so muß der Frauenlyrik — und wir haben hier Dichteriinnen im Auge, wie M. E. delle Grazie, Alberta v. Puttkamer, Hermine v. Preuschen, Ada Negri — das Attribut „männlich“ beigelegt werden. Ob das nun eine Fin-de-siècle-Erscheinung ist, ein Krauthheitsprodukt, oder ein Zeichen der Befundung, indem man von der Überkultur unserer Tage wieder zum Jungbrunnen der Natur hinabsteigt, und die Männer diesen Weg zuerst weisen — wer könnte das mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls giebt es zu denken, und es sollte mich freuen, wenn diese Zeilen der Anlaß wären, daß sich einer an die Psychologie dieser Zeiterscheinung heranwagte.

Um aber auf M. E. delle Grazie zurückzukommen. Wie ich schon oben bemerkt habe, ist sie eine der ersten Vertreterinnen moderner Frauenpoesie, und es zeigen sich in ihrer Lyrik alle die vorher angeführten Merkmale. „Tiefe, häufig überströmende Empfindung, himmelaufloodernde Leidenschaft, aber auch wuchtige Gedanken und Weite des geistigen Horizontes — eine hochpoetische bilderreiche Sprache, die aber nie in Versgellingel oder Schwulst ausartet, eine echte Begeisterung für die höchsten Ideale, das sind die hervorragendsten Vorzüge der Dichterin.“ So durfte ich vor zwei Jahren an anderer Stelle ihr Schaffen charakterisieren. Heute muß ich dieses Urteil etwas modifizieren. Noch sind ihre Gedichte von tiefer Empfindung, aber das Leidenschaftliche hat sich etwas verflüchtigt und es ist an seine Stelle der Gedanke, der Drang nach Erkenntnis getreten. Die Dichterin ist mehr

und mehr zur Philosophin geworden. Nicht mit der Vollkraft des Herzens will sie mehr die Welt bezwingen, sondern mit der des Geistes, sie will nicht mehr blind lieben oder hassen, sondern begreifen. Und vor allem, sich selbst. „Es lebt ein mystisch Wesen in mir, ein verborgenes Sein,“ sagt sie und warnt den Fremdling, in dieses Heiligtum einzubringen, in dem ihn ihr Gott versengt, oder ihr Dämon verwirrt. Ein paar andere Gedichte hat sie direkt mit „Ich“ überschrieben. Die letzten beiden Strophen des zweiten Gedichtes lauten:

„Des Volkes Kind, das einst die Siebenhügel
Beherrscht im Zeichen goldner Adlersflügel,
Und seine Ferse ins Genick gestellt
Den wohlgeborenen Knechten dieser Welt;
Und jenes Stammes Sproß, der ohne Zügel
Durchschneift die braune Wüste, hoch zu Ross,
Der Löwe und der Panther sein Genick,
Und seiner Eile Raß des Sturmes Flügel!

Krauber, Römer, Gallier und Barbaren
Und der Normannen sturmgebräunte Scharen,
Der Troß des Nordens und des Südens Blut
Begeggen brünstig sich in meinem Blut,
Und Ahnen nenn ich sie, die Herrscher waren,
Und schnellst ihr Kind auch nur des Liebes Pfeil,
Es trifft und klingt und bringt mir Ruhm und Heil,
Und ihren Kranz trag' ich in meinen Haaren!“

Wer das Bild der Dichterin sah, das die „Gesellschaft“ im Vorjahre brachte, diese hoch ausgerichtete junonische Gestalt, der wird zugeben, daß diese Frau zum Herrschen geboren ist, daß sie sich nicht beugen kann. Besonders nicht vor Eitelkeit und Moral, oder was man so nennt. Was ihrer Sehnsucht gefällt, das reißt sie an sich, einer ganzen Welt zum Trotz und offen, denn sie kennt keine Furcht und darum auch kein Heucheln und Betrügen. Mögen sich die anderen auch gegen eine solche Herrennatur auflehnen, sie liebt den Kampf, und sie besteht ihn siegreich gegen alle Gewalten, weil sie frei ist und die andern in Ketten kämpfen. Sie hat den Mut, ganz sie selbst zu sein, sich auszuleben; sie ist wahre, reine Natur. Aber nicht für jeden taugt die Erkenntnis einer solchen Seele. Deshalb warnt sie: Unheimlich bin ich —“ Warum? Es ist ein Abgrund in ihrer Seele, den nur die Blüten der Poesie überdecken. Aber in diesem Abgrund schläft die Sphinx, welche alle Fragen des Lebens löst. Und diese Sphinx heißt Wahrheit. Wie schön auch ein Trug sei, vor ihren kalten höhnischen Augen kann er nicht bestehen, und zu jedem Empfinden gesellt sich als Correctivum der Sarkasmus. Das ist die Schülerin der modernen Wissenschaft, die vor

keinem Geheimnis Halt macht, die furchtlos den Schleier von jedem Satzbilde reißt und dann höhnisch auf den toten Götzen deutet, der dahinter gestanden hat. Achtung fühlt sie nur dort mehr, wo sie vor einem Mysterium steht. Und da giebt es nur mehr eines, das Größte, das Ewige, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden deutet und fort deuten wird, bis der letzte Mensch aus dem Erdenhause hinauszieht, das ist die Natur, das Leben, das Sein, und wie die Namen alle heißen, welche man diesem Inbegriff aller Begriffe gegeben hat. Vor der Natur senkt sie das Schwert ihres Spottes.

Wer aber glaubt, daß sich die Dichterin in dieser eisigen Höhe des Übermenschentums, in der „Lust“, wie sie das Gefühl, sich selbst täuschend nennt, über der Erde, über Freud und Leid zu stehen, immer wohl fühlt, der würde sich doch täuschen. Seit der Zweifel in ihr Herz eingezogen, findet sie keine Ruhe mehr, und manchmal wirft sie die Frage auf, was denn eigentlich besser sei, das Wissen oder der Glaube. Wohl weiß sie der herrische Zug ihrer Natur immer auf das erstere, aber nebenbei klingt auch durch das Herz eine alte Kindersehnsucht, dann weiß sie, daß das Märchenbuch ein heiliges Buch war, weil es eine Saat in das Herz streute, die immer grünt und in deren Frieden sich die Seele mild bettet, wenn die Stürme gar zu sehr toben und hinabreißen, was ihr lieb und teuer. Und es ist ihr noch viel teuer, wenn sie auch schon ihren Spott daran versuchte: die Liebe, die Schönheit, der Fortschritt, Kunst und Poesie. Wenn ihr auch die Wissenschaft lehrt, daß das Menschenleben ein Nichts und die Erde selbst nur der Tropfen am Eimer ist, so preißt sie doch, was diesem Nichts einen Schimmer verleiht, was ihm den Schein des Ewigen giebt. Sie singt der Liebe Lieder von innigstem Reiz, sie feiert die Leidenschaft, welche die Menschen zu Göttern macht, in rauschenden Rhythmen, feierliche Hymnen läßt sie zum Preise der Schönheit erschallen, in begeisterten Gesängen ruft sie zum Kampf für Licht und Wahrheit auf, und wenn sie ein schönes Stück Natur oder ein Kunstwerk gefunden hat, aus welchem der große Pan spricht, dann ruht sie nicht eher, bis es in klingenden Versen plastisch vor dem Auge des Lesers steht.

Zwei Seelen wohnen in der Brust M. E. delle Grazie. Die eine strebt zur Wissenschaft, die andere zur Poesie. Wenn die erste den Vorrang erhält, dann entstehen Gedichte voll tiefer Gedanken, und dann vergißt die Dichterin manchmal, daß es Poesie sein soll, was sie niederschreibt; es ist dann ein Ringen zwischen Stoff und Form bemerkbar, das nicht immer zu Gunsten der letzteren ausfällt. Wo sie aber nur Poetin sein will, da klingt und singt es, und man weiß, daß man vor einem der stolzeſten Bäume des deutschen Dichterwaldes steht.



Englische Maler.

Kritische Studien von George Eller.

(London.)

III.

Die Aquarellisten eröffnen alljährlich ihre Ausstellung zum Beginn des Monats März. The Royal Institute of Paintors in Water Colours besitzt im vornehmsten Stadtteil Londons, in Piccadilly, sein eigenes Heim, ein stattliches Haus, das ausnehmend gute Räume für eine Gemäldeausstellung enthält. Der Katalog der diesjährigen Ausstellung umfaßt 631 Nummern. Natürlicherweise gehört die Mehrzahl dieser Legion von Aquarellen zur Klasse der Mittelmäßigkeiten. Bei dem in unseren Tagen grassirenden Hang und Schwang zur Massenproduktion mag man es getrost zur Nichtschmer nehmen, daß in der Regel kaum mehr wie fünf Prozent der zur öffentlichen Ausstellung gelangenden Werke künstlerischen Wert besitzen. Von dieser Regel macht auch diese Ausstellung keine Ausnahme. Das Merkenswerte in diesem Falle ist nur, daß diejenigen, so als Häupter der englischen Aquarellistenkunst gelten, mit ihren konventionellen, für den Alltagsbilderhandel fabrizierten farbigen Illustrationen — Bilder kann man sie nicht nennen — die Mittelmäßigsten unter den Mittelmäßigen sind. Es ist wahrlich nicht der Mühe wert, auch nur einen dieser Pinsel-Industriellen bei seinem Namen zu nennen. Meine hochverehrten deutschen Leser verlieren absolut nichts bei solcher Omission. Die guten Sachen, die Kunstwerke, die sind mit nur wenigen Ausnahmen von Künstlern gemalt, deren Namen bis nun zum mindesten keinen „goldenen“ Klang haben. T. Hope Maclachlan gehört zu diesen Bescheidenen. Sein Bild „Woary“ („Verhärmt?“ — „Verzweifelt?“) ist das Beste der ganzen Ausstellung. Kahles Gestrüpp auf kahler Heide; ängstlich bricht sich ein in Lumpen gehülltes noch junges Weib Bahn durch das Wirris von Stauden und Ranken; naß ist's, grau, hartscher Wind weht, und ein Ausdruck der Verzweiflung ist auf dem Antlitz der Unglücklichen ausgeprägt, der dem abgehärtetsten Zuschauer einen Schauer des Mitleids abzwingt. Dabei ist dies kleine Bild anspruchslos gemalt, doch breit und kraftvoll im Kolorit. Ein „Mondaufgang“ desselben Künstlers ist voll poetischer Empfindung. R. B. Ribbets Marinebilder sind eminent. Das Beste davon ist — ein „Badeplatz“, Sonnenschein, jauchzierendes Lichtflimmern. Ein Pendant dazu: „Ein grauer Tag“ zeichnet sich durch überaus zarte Behandlung des nebeligen Tones aus. „Nach dem Sturm“ ist kraftvoll, markig; der flammend rote Himmel ist naturwahr, mächtig wirkend. Lyndor's „Boston Stump“ ist etwas hart in der Zeichnung, allein die durchsichtige klare Luft und ein überraschend glänzender Reflex im Wasserspiegel fesseln den Beschauer. Ein allerliebtestes Bild ist „Sonnenblumen“ von Mary Ferrin: ein junges Mädchen, rosig und frisch, von Sonnenblumen um- und überantant; hübscher Farbkontrast. Von W. S. Weatherheads sieben Aquarellen ist mir das liebste „Abendzeit“, ein Fischermädel, das sehnsuchtsvoll in die Weite blickt. Es ist viel Gemüt in diesem Bilde. Dagegen ist sein „Schiffers-Weib“ eine etwas steife Nachahmung der Manier des genialen Franzosen Jéhen-Perrin. Wistrey Duffield zeigt in einem Blumenstück „Gelbe Rosen und weißer Flieder“ eine erstaunliche Fertigkeit und warme Neigung fürs Schöne und Duftige und in ihren übrigen drei Blumenstücken große Gewandtheit. John J. Richardson's „Schneesturm im schottischen Hochland“, eine Kluderherde

gefolgt von dem Hirten, der sein Pferd am Jügel führt, alle mühsam sich durch den wirbelnden Schnee arbeitend, ist ganz eminent. Man hört das Heulen des Sturms, das Knistern des Schnees aus diesem Bild heraus. Hamilton Macallum hat nicht weniger wie sieben Aquarellen ausgestellt; es ist nichts Außerordentliches darunter, allein „Heimkehr vom Felde“, Feldarbeiter auf einer mit Gras beladenen Barke, ist ein gutes Specimen transparenter Wasserbehandlung; „Blumenkohl“, ein realistischsches Wollen und Können, das Aufmerksamkeit erregt. In puncto Stilleben verdienen zwei Dingelchen von Edith Grey Erwähnung, „Apfel“, zum Anbeissen frisch, und „Pflaumen“, die allem Ansehen nach sehr süß schmecken müssen. Frank Walton ist mit acht Nummern vertreten. Alle sind gut. Das beste ist ein Seestück „Nun kommt der Abend!“ Das ist ein Meisterstück. Ruhe und Zufriedenheit, so etwas wie frühliche Religiosität leuchtet aus dem Bild heraus. „Sommersee — Kynana“ ist technisch brillant, aber die Farben und Lichtkontraste sind zu wenig vermittelt und deshalb wirkt das Bild hart. Dieselbe Scene im Tageslicht „Blauer Tag“ ist voll anmutender Wärme. Joseph Knight bringt sieben gute Aquarelle zur Schau. Das bedeutendste davon ist „A Welsh Funeral“. Es regnet; auf einem zweirädrigen, von einem Pferde gezogenen Karren ruht der Sarg, Männer und Weiber mit aufgespannten Regenschirmen, dem Beschauer die Rücken lehrend, folgen dem Leichenzug; die Luft, der nasse Grund, das trübe Licht, alles drückt Trauer aus. Das Bild wäre vollendet, wenn das Colorit etwas weniger monoton wäre. Finlay Radinnon hat einen „Regentag“ gemalt, flott, fed, wahr, ein überaus anregendes Bild. Ein in nach niederländischer Manier überaus sauber ausgeführtes Stilleben „Bibliospekatisch“ von L. Bload ist interessant, wenngleich es die Frage nicht zu unterdrücken vermag: „Wozu, wofür ist das gemalt worden.“ Max Luddy versucht es, in seinen Landschaften Meister Corots Ölmalerie in Wasserfarben nachzuahmen. Natürlich vermag er den Zauber Corots nicht wiederzugeben, allein einige seiner Versuche, insbesondere „Abend“, sind sehr anerkennenswerth. Ein Meister-Landschafter ist Fred. G. Coitman. „Sierra Nevada“ ist ein Spiegelbild der südamerikanischen Hochgebirgsnatur: Blaue Luft, blaues Licht, blaues Wasser zu harmonischem Zauber vereint. Ein „Sonnenuntergang“ ist gewaltig, groß, erhebend; jedes der übrigen ist eine Pierde für jede Kunstsammlung. Ch. Nottrams „Zum Ufer hinab“ liefert den Beweis, daß der Künstler tiefe Studien in der Perspektive gemacht hat und klar und rein zu malen versteht. Cesare Formilli „Der erste Kuß der Sonne für die Erde“ ist ausgezeichnet durch die wirbelnde Bewegung der Luft am frühen Morgen. Edward Read versteht sich auf Eilmomente. „Winterzweilicht“: Im Hintergrund die Dorfstraße, die Häuser schneebedeckt, aus einzelnen Fenstern Lichtschimmer; Straße und Feld sind überföhnet und feine Flöckchen wirbeln in der Luft; im linken Vordergrund ein Waldestrand, am Raim sitzt ein armes junges Weid und birgt am Busen, das dünne Umschlagstud um es wickelnd, das schlafende Kind. Sehnsüchtig schaut die arme Verlassene hinüber ins Dorf. Das Ganze ist in grau-violettem Ton gehalten. Ein gutes Bild. Eine kleine Landschaft Robert Humes verdient Erwähnung ob der anspruchlosen Natürlichkeit, womit sie gemalt ist. James L. Watts „Winterabend im Walde“ zeichnet sich aus durch den eigentümlichen braunröthlichen Ton, den man kaum außerhalb Englands Wäldern beobachten kann. Yeend Kings Seestücke sind ziemlich kalt, sind aber sehenswert ob der seltenen Klarheit und Durchsichtigkeit von Luft und Wasser. Edgar Bundys „Eroberer“ ist eines der wenigen Figurenbilder dieser Ausstellung, das die Aufmerksamkeit des Kunstenners zu erregen vermag. Zwei nackte Knaben, im Gebüsch; sie haben ein Insekt gefangen, der eine hält es an einem Bindfaden, der andere holt

mit einer Haselgerte zum Schlag aus. Die Komposition des Bildes ist künstlerisch; die Zeichnung ist zu akademisch, die Aushäutur ist zu sehr herausgearbeitet, aber die Fleischöne und das Licht sind trefflich; im ganzen ein gutes Bild. A. E. Prodbank liebt die Natur, wie nur Maler und Dichter und Jäger sie lieben können! Sein „Frühling“ ist ein „blühendes“ Bild; man riecht den Duft der Blüten heraus. Walter Langley's „Melonalescentin“, ein genesendes Mädel am Fenster, neben ihr der Vater im Lehnstuhl in der Bibel lesend, rechts im Vordergrund die ältere Schwester eine Wiege schaukelnd, worin das jüngste schläft, ist zwar so etwas wie gemalte Marlitt —, aber du lieber Himmel, jeder hat ja nicht das Zeug zu einem Shakespeare oder Michel Angelo und —, selbst für unsereinen —, ist dann und wann so ein gouvornantenhast sentimentales Ding nicht unwillkommen, insbesondere, wenn es technisch so gut behandelt ist, wie Langley's Bild. A. Hoord Hughes versteht sich auf die Sonne. In seinem „Secuser“ glißer's und schimmer't, daß es eine wahre Freude ist. Macpherson-Hayne stellt einen „Mondausgang“ aus, Schafe als Staffage; recht gut, aber leider nahezu die Kopie eines der zahlreichen Mondschein- und Schafsbilder des kürzlich verstorbenen Charles Jacque. Lucien Davies ist immer etwas steif in seinen Bildern; es dürfte aber kaum ein anderer Maler es zustande bringen, klares Wasser so transparent, so kristallig rein zu malen, wie Davies in seinem „Mühlenteich“ gethan hat. W. J. Mackenzie hat viel Gemalt. Sein „Abend in Schottland“ ist ein rechtshaffen empfundenes Bild, von gefälliger Wirkung. Dagegen ist Frank Spenslove durch und durch Realist. Seine „Staubige Landstraße“ ist so naturgetreu, daß man rasch über die noch übrigen Bilder im letzten Saal hinwegellen möchte, um ohne Aufenthalt in den Spatenteller zu eilen, wo, auf englischem Grund, echtes Münchener gedeiht. Aber Kunstkritiker haben Pflichten zu erfüllen; die trodene Rehle muß sich gebulden, und die etwas milden Augen können sich ausruhen vor Henry Rylands leicht verbesserter Auflage Alma Tademascher Kalmantier. „Auf der Terrasse“ ist just so fein und zierlich wie die Tademas; daß auf die Balustrade mit beiden Ellenbogen sich stützende Mädel hat dieselbe griechische Linien Schönheit, und das Ganze verdient einen Roman von Georg Ebers zu illustrieren. Mein Liebchen, was willst du noch mehr? — Miss Ada Holland zeichnet gut und malt hübsch; überdies ist ihre „Violet“ ein sinnig erdachtes Bild. Miss Gertrud Hammond muß als talentvoll erwähnt werden; allein, sie ist noch allzu weiblich in ihren Kunstversuchen, als daß sie eine eingehende Besprechung ihrer Bilder beanspruchen könnte. A. D. Peppercom's „See“ ist ein gutes Bild, in breiter Manier, etwas rauh gemalt, aber naturgetreu und wahr.

Im großen ganzen leisten die englischen Aquarellisten Hervorragenderes auf den Gebieten der Landschaft und Marine als in Figurenbildern. Anzuempfehlen wäre dem Komitee des Royal Institute of Painters in Waters Colours, bei der Annahme von Bildern zur Ausstellung strenger zu Werke zu gehen; wohl die Hälfte der ausgestellten Aquarelle gehört in die Schauläden von Bilderhändlern letzten Ranges, nicht aber in die Ausstellung eines Instituts, das eine solch stolze Vergangenheit hat.

The Royal Society of British Artists hat soeben ihre 105. Ausstellung eröffnet. Der Katalog enthält 460 Nummern, meistens wertlose Dinge. Es ist wahrlich staunenswert, wie alljährlich sich die künstlerische Bedeutung der britischen Maler verringert. Unter all den Bildern dieser Ausstellung sind kaum zwei Duzend, so die Aufmerksamkeit des Kunstkritikers zu erringen vermögen. Es muß irgend etwas faul

sein im Kunststaate Englands. Meiner Anschauung nach ist hauptsächlich der allzusehr geübten Kameradschaft das traurige Ergebnis zu danken; denn ich kann und mag nicht annehmen, daß die Mitglieder der betreffenden Annahme-Kommissionen selbst auf so niedriger Beurteilungsstufe stehen, als daß sie anders, als durch Mitgefühl, die Annahme so vielen Schunds zu erklären vermögen. Einige der in dieser Ausstellung zur Schau gestellten Bilder sind allerdings von außerordentlichem Kunstwert, vor allem „Ein königlicher Wald“, ein Herbstbild von Alfred von Brönski. Es ist dem Umfange nach ein Galleriebild von überaussehnlicher Dimension: Eine Waldlichtung, ein Rudel Rehe als Staffage, Wald und Gras herrlich braun im Ton, die Luft vom Nachmittagslicht durchleuchtet, durchsichtig, klar, rein. Man fühlt die behagliche Wärme der Nachmittags-Herbstsonne, man empfindet die heimliche Stille des Waldes, man staunt ob der Majestät der ehrwürdigen Baumriesen. Eines jener Bilder, das dem Auge sich bleibend einprägt und ebenso frisch in der Erinnerung bleibt wie die lebendige Natur selber. In anderem Sinn naturgetreu, faszinierend wirkend sind die italienischen Kirchenbilder von Wyke Bayliff. Wenngleich die Lichteffekte einigermaßen theatrale behandelt sind, die Genauigkeit der Architektur bis zur äußersten Grenze getrieben ist, so wirken doch Bayliff's Bilder, die übrigens durchwegs meisterliche Behandlung der Perspektive zeigen, unwiderstehlich auf den Beschauer. „Sonnenaufgang — im Dom zu Orvieto“, „Abend in der Certosa zu Pavia“ und vor allem „Das Innere der Mailänder Kathedrale“ sind in ihrer Art Meisterwerke. Ihr mystischer Reiz fesselt unwillkürlich. Von kleineren Bildern verdienen erwähnt zu werden: „Das gallische Meer“ und „Das tote Meer“ von E. Sherwood Hunter, beide von packender Naturwahrheit und frei von der den Durchschnits-Palästinamalern anhaftenden, krankhaften Mystik. Ein treffliches Seestück von Edmund G. Fuller: „Höllisch nach dem Regen“; die Luftbehandlung ist technisch vollendet, etwas weichere Töne würden das Bild zu einem der besten der Ausstellung gemacht haben. Ein Frauenporträt von Alexander Mann. Dieser Schotte, mit seiner einfachen Malweise, den ich bis nun nur als Landschaftler kennen gelernt hatte, überrascht mich mit seiner feinsinnigen Charakteristik. In dem leidlich-leidenden Antlitz dieses Frauenkopfs kommt ein Seelenleben zum Ausdruck, das von wenigen zeitgenössischen Malern ähnlich gegeben werden könnte. Ich, der ich von übergeistigten Bildern kein Freund bin, gestehe gerne ein, daß Alexander Mann es vermag, Psychologie zu malen. Ein allerliebste erdachtes und geschickt ausgeführtes Bildchen ist „Junge Entenbrut, im Frühling schwimmend“ von Ed. Chappel; genaue Beobachtung, mitunter etwas ängstlich in der Ausführung, aber voll Leben und treu und wahr im Ton. Arnold Hecks „Morgen am Meeresufer“ — Fischerweiber nach Wärmern grabend — ist hübsch erdacht und geschickt ausgeführt; die See im Hintergrund, der graue Himmel und die leichte Brise, die über das ganze weht, sind trefflich gemalt. Red in Ton und Farbe, flott gemalt, durch diese guten Eigenschaften ausdöhnend mit dem etwas lärmenden Charakter des Ganzen ist „Rosenblumen, Sonnenschein und Korn“ von Hain Friswall. Die Schnittfiguren, die sich im grellen Sonnenlicht silhouettengleich aus der heißen Luft herausdrängen, sind, wenn auch etwas steif in der Zeichnung, von angenehmster Wirkung. A. Leiseker's Boroughs stellt „Drei Patrier“ aus, Grauköpfe in schwarzer Tracht mit weiten weißen Halskrausen, XVII. Jahrhundert; der Einfluß Franz Hals' ist nicht zu leugnen, aber, es sind drei Charakterköpfe. Ein schönes Waldbild, „Die tote Ringeltaube“ von B. C. Jay, zeichnet sich aus durch treffliche Licht- und Luftbehandlung. „Zwischen Erinnerung und Hoffnung“ von Fellowes Prynn e ist ein symbolistisches Bild von nicht geringem Reiz. Die Hoffnung, in Gestalt eines jungen Mannes — schöne edle Linien —, führt

einen müden Pilgerkreis, hinter dem die Erinnerung, ein trauernder Engel, folgt. Alle zwingen sich durch Dorngestrüpp. Das Kolorit ist leider allzu matt, aber im ganzen ist's ein weisevolles Bild. Horace Mann Livens stellt „Kindvieh“ aus: im Wald, durch einen tiefbehatteten Tümpel waten Kühe; der rechte Hintergrund, eine Blöße, erglänzt im grellsten Sonnenlicht, ebenso die weiße Kuh im rechten Vordergrund. Die Lichtkontraste sind vielleicht übertrieben, aber es ist gute, kräftige Malerei. Eine klare, transparente Ansicht von „Limburg a. d. Lahn“, gemalt von W. J. Boot, scheint etwas hart und kalt, ist aber technisch ein treffliches Bild. Robert Humes kleine Landschaften zeichnen sich durchwegs durch Anspruchslosigkeit und Naturtreue aus. Die beste ist „Aveau“ —, eine Pappelallee, worin der junge Künstler es vermieden, die vollendete Perspektive als Hauptgegenstand zu behandeln und es vorgezogen hat, durch die Anmut des Tons den Beschauer zu fesseln. Das ist eines feinsüßlichen Künstlers würdig. Noch sei eines mystischen Bildes erwähnt. „Pilgrimo“ von H. Rachall. Was mich vornehmlich an diesen in langfaltige, mattfarbige Gewänder gekleideten Frauengestalten erfreut — die mittlere steht auf einer Art von Piedestal, streckt die Arme aus und blickt verzückt zum Himmel empor —, das ist der edle Ausdruck der Physiognomien und Gestalten. Es ist Gottvertrauen in dem Bild.

Der „New English Art Club“ ist ursprünglich eine Vereinigung der Impressionisten gewesen. Die haben aber in den letzten paar Jahren ihre Excentricitäten einigermaßen gemildert und ihre sechzehnte Halbjahrausstellung, obwohl sie unter ihren 104 Nummern nichts von welterschütternder Bedeutung aufweist, ist um einiger Bilder wegen wert, besucht zu werden. Vor allem sind es die Porträts von Bill Rothenstein, die jedermanns Interesse erwecken. Sein „Fechter“, ein prächtiger Korkopf, den Schnurrbart fest aufgedreht, herausfordernd im Blick, in gelbbräunem Fechtbodenostium gekleidet, die Rechte aufs Fleuret stützend, ist eines der gelungensten Männerbildnisse, das ich jemals gesehen habe. Die Maltechnik ist brillant und erinnert einigermaßen an die besten Bilder des Pariser Carolus Duran. Was aber diesen „Fechter“ vor allem auszeichnet, das ist die unwiderstehliche Charakteristik. Zwei andere Porträts, eigentlich Bleistiftzeichnungen, denn nur die Köpfe sind gemalt, das Bildnis des bekannten Sozialisten George Bernard Shaw und das des genialen Zeichners und Hüteraussgebers der besten aller modernen Kunstzeitschriften, „The Dial“ — (über welche ich im kritischen Teile dieser Nummer berichte), Charles Hazelwood Shannon — sind echte Perlen der Porträtkunst. Anning Wells kolorierte Hautreliefs für einen „Kamin“ verbinden japanische Gracie mit pompejanischem Ernst und sind die interessante Emanation eines originellen Talents. H. S. Hartrids „Kirchgang der Wilden in Kirkendbright“ ist ein gutes farbiges Spielmen dieses allbekannten Illustrators. Eine ganz kleine „Landschaft“ von David Muirhead muß genau gesehen werden, um nicht für einen guten Corot zu gelten. H. W. Livens bringt Hühner, köstlich in Farbe, appetitlich in Natürlichkeit. Miss A. G. Drapers Seestücke überragen vorteilhaft derlei Durchschnittsarbeiten. Dagegen ist G. E. Holloways „Nach dem Sturm“ eine Kraftleistung bester Art. Wie die aufgewühlten gelbgrau gefärbten, weißlich-grün geränderten Meereswellen da schäumen und wassen! Das ist naturkräftig, stark impressiv. Ein allerliebtes Bild, satt und reich in Farbe und trotzdem anmutend ist J. E. Christics „Plaudertaschen“, kleine Mädels, im Freien bei einander hockend und emsig plappernd. Derselben Künstlers „Neue Madeln, alte Augen“, ein alt Mütterlein, das mühsam den Zwirn in die Nadel säbelt, ist innig, gut gezeichnet, traulich im Kolorit. George Gascorpe, etwas zu merkham in den Fußspitzen J. E. Millers, zeigt sich in „Feldarbeit“, „Frühmorgen“, „Halbes Licht“

als ein tüchtiger Maler. Ein Farbenrausch, „Blumengarten“ von L. Statherwid, ist trotz greller Töne und allzureichen Sonnenlichtes ein gutes Bild. Frederic Brown beweist in seinem „Waldausblick“, einem lustigen, von Lichtflecken geschickt durchschmückten Bilde, daß er sich's getraut, voll in die Sonne zu schauen. F. Wilson Steers Landschaften sind von mächtiger Wirkung, wenn auch einigermassen brutal in den Farbenkontrasten. Es ist schade, daß dieser trefflich veranlagte Künstler es sich zur Manier gemacht, seine Bilder im halbdertigen Zustand auszustellen. Sie sehen, für den Laien, geklert aus, und es bedarf eines scharfen und erfahrenen Auges, um zu ergründen, daß der Maler eigentlich und wirklich große Ziele verfolgt. Dasselbe gilt von einem Frauenbildnis Steers. Es ist unfertig, läßt aber trotzdem ahnen, wie gut der Künstler zu porträtieren verstände, wenn er sich dazu die Mühe nehmen wollte. W. G. von Mehn's „Porträt einer jungen Dame“, einigermassen an Rosetti erinnernd, ist ein nettes Werk, das des Malers Feinsichtigkeit vollauf erkennen läßt. Damit wäre das künstlerisch Wertenswerte auch dieser Ausstellung erschöpft.

Bald wird das große Alljahrsereignis in Scene gehen: Die Ausstellung der königlichen Akademie. Mehr Bericht darüber wird im nächsten Hefte der „Gesellschaft“ erscheinen. Einstweilen nur die Vorausbemerkung, daß mir bereits einige der zur Ausstellung gelangenden Werke bekannt geworden sind, die künstlerisch Epoche machen werden.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Ich muß den Gesellschaft-Lesern diesmal klassisch kommen.

Die Saison geht zu Ende, der Novitäten-Vorrat ist verdraucht. Die Herren Theaterdirektoren steigen in die Archive hinab, Lessing, Schiller und Shakespeare werden hervorgekramt und von Spinnweben gereinigt. Dann schreiten Nathan, Wallenstein, Lear, Richard III. und Heinrich IV. über die Bühne, allerdings etwas verschlafen.

Wenn das Deutsche Theater mit Heinrich IV. und Richard III. ins Feld rückt, so spielt dabei allerdings in erster Linie wohl der Wunsch mit, Herrn Josef Kainz, der in dem modernen Repertoire der Bühne wenig hervortreten kann, in ein paar Glanzrollen Raum zur Entfaltung seines Könnens zu geben. Und sientemalen Herr Kainz zur Zeit der genialste Schauspieler der deutschen Bühne ist und sein Genie — die erstaunliche Vielseitigkeit seines Könnens sei zugegeben — doch nur in der klassischen Tragödie zur vollen Bethätigung kommt, so müssen wir das Beginnen der „Deutschen Theater“-Direktion guthießen, selbst wenn die Gesamtdarstellung jener klassischen Stücke nicht immer klassisch ausfallen sollte.

Ich hatte vor sechs oder sieben Jahren Kainz in der Rolle des Prinzen Heinrich gesehen, und seitdem nicht wieder. Die Einzelheiten seiner Darstellung sind mir aber noch fast vollständig im Gedächtnis geblieben, und ich sehe, daß der Künstler die Rolle im Laufe der Jahre fast funditus umgestaltet hat. Die Grundauffassung ist glücklicherweise dieselbe geblieben, aber in zahlreichen Einzelheiten vermochte man den Kainz oder Feinz

von damals doch kaum wieder zu erkennen. Ich will es nicht bestimmt behaupten, denn mein Gedächtniß kann mich schließlich täuschen, aber es scheint mir so, als wenn die Entwicklung, die Kainz' Spiel genommen hat, einen kleinen Schritt ins Virtuosenhafte hinein bedeutete. Die Darstellung ist nach meinem Geschmack gegen früher schon viel zu sehr mit Nuancen überladen, die sich zum Teil wohl rechtfertigen lassen, zum Teil überflüssig sind, durch die Bank aber leider den Erfolg haben, die Rolle „effektvoll“ zu gestalten und das Publikum zu verwirren. Es ist selbstverständlich, daß ein fleißiger und geistreicher Künstler an einer Lieblingsrolle immer neue Einzelheiten erfinden wird; aber ich meine doch, die schauspielerischen Nuancen dürfen wie der ornamentale Schmuck eines Gebäudes nie so sehr überwuchern, daß die architektonische Gliederung des Ganzen darunter verschwindet. Die geistreichen Einzelheiten von Kainz' Spiel blendeten das Publikum viel zu sehr, als daß — namentlich für diejenigen, die ihn zum erstenmal in der Rolle sahen — ein klares Verständnis für seine Grundauffassung des Charakters möglich wäre. Und das ist im Interesse des Publikums außerordentlich bedauerlich, denn der Prinz Heinz gehörte in seiner ursprünglichen Form, die ja auch heute noch durch alle geistreichen Schnörkel hindurchdringt, zu den prachtvollsten Schöpfungen des Künstlers. Gerade die absolute Einheitslichkeit des Grundtons habe ich immer bewundert. Ich erinnere mich z. B. an den Schlussmonolog in seiner ersten Scene: „Ich kenn' euch all', und unterjäh' ein Weisßen das wilde Wesen eures Rühiggangs“ etc. Gewöhnlich werden diese Worte — wie außerhalb der Rolle stehend — in feierlicher Haltung und in geheimnisvollem Tone gegeben, als Enthüllung von Heinrichs wahrem Charakter. Kainz spricht sie, auf einem Tische sitzend und mit den Beinen daumelnd, gleichmütig vor sich hin, als wollte er nur sein Gewissen damit beruhigen, — und aus der plumpen unmoralischen Erklärung an das Publikum wird auf diese Weise eine durchaus naturwahre und psychologisch äußerst seine Selbstbetrachtung, die vollständig dem Grundton des ganzen Charakters entspricht!

Es scheint mir fast, als wenn Kainz durch die gelegentlichen Streifzüge ins „Charakter“-Fach seine ganze Spielweise schädigte. Wegen seinen Misanthropen habe ich mich in einer früheren Gesellschafts-Nummer schon eingehender ausgelassen, und für den Richard III., den er am 19. März zum ersten Mal — überhaupt zum ersten Mal — gab, kann ich mich ebenfalls nicht sehr erwarren. Hier ist mir die Grundauffassung vollständig unklar geblieben. Desjoir betonte im Richard das Tiefversteckte, die grübelnde Bosheit; Davison ließ das Dämonische des Naturells hervorreten; Levinsky — wohl der größte Richard-Darsteller der Gegenwart — versucht, den Charakter als rauhen Kriegermann und menschlich näher zu fühlren und läßt ihn seit dem Tuche der Mutter innerlich allmählich zu Grunde gehn u. s. w. — bei Kainz habe ich keinen Grundton heraushören können: es war eine Reihe geistreich aufgefaßter und fein, oft grandios gespielter Szenen; aber die Basis fehlte, der Bau schwebte in der Luft! Es ist ja richtig, daß das Stück selbst schon den Charakter Olosters nur als Fragment giebt, daß die Wurzeln seines Wesens in den vorhergehenden Dramen des Zyklus verdorren liegen — aber es müßte doch, meine ich, die Aufgabe des Darstellers sein, dem Publikum den Schlüssel des Verständnisses — des Verständnisses für seine Auffassung — in irgend einer Form zu bieten. Und die großen Richard-Darsteller haben das auch niemals veräumt.

Kainz wird nicht sein ganzes Leben lang jugendliche Helden spielen können, das ist klar. Aber ich glaube doch, daß die Zeit noch in weiter Ferne liegt, wo er die Rollen verabschieden muß, durch die sein Name in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst für alle Zeiten als epochemachend genannt werden wird. Und wenn die

Zeit einmal gekommen ist: ob dann der zweite Frühling seines Ruhmes ihm gerade im klassischen Charakter- und Intrigantensack erblühen wird — das möchte ich vorläufig doch bezweifeln.

Heinrich IV. wurde in der Försterschen Bearbeitung gegeben, beide Teile zu einem fünfaktigen „historischen Schauspiel“ zusammengestrichen.

In erster Linie interessieren heutzutage natürlich die Falstaff-Szenen. Den diden Sir John gab Hermann Müller. Herr Müller ist ein sehr kluger und offenbar auch sehr gewissenhafter Künstler, der sich mit jeder Rolle alle mögliche Mühe zu geben scheint. Ich habe noch nie gesehen, daß er eine Rolle verdarb, aber ich habe auch noch nie gesehen, daß er eine in tadelloser Vollendung darstellte. Er hat gewisse Eigenheiten in seinem Spiel — ich möchte sie nicht absolut als „aitmößlich“ bezeichnen — Eigenheiten, die in den sich von Tage zu Tage immer klarer herausbildenden Stil des Deutschen Theaters nicht recht passen. Er ist zweifellos ein ausgezeichnet begabter Schauspieler und würde vielleicht in jedem andern Ensemble eine hervorragende Stelle einnehmen — nur im Deutschen Theater stört er mich. Für den Falstaff paßt er überdies ebenso wenig, wie für den Dorfrichter Adam, da ihm sowohl Humor als Komik mangelt. — Überraschend gut war Nina Sandow als Lady Percy, meisterhaft, wie immer, Emanuel Reicher als König Heinrich. Herr Rissen als Heißsporn hätte das Anstoßen mit der Zunge, wenn er es überhaupt markieren wollte, natürlicher machen müssen; ein „idealisiertes“ Stottern scheint mir unstatthaft. Herr Jarro als Poins hätte beweglicher und lustiger sein müssen. Hanns Fischer als Schaal und namentlich Ludwig Wenzel als Stille machten ihre Sache ausgezeichnet. In den Falstaff-Szenen war, dank der Regie Cord Bachmanns, die etwas brutal feucht-fröhliche Stimmung des „lustigen Rit-England“ prächtig getroffen. Ich habe die Szenen in dieser Vollendung noch nicht gesehen.

Über die einzelnen Darsteller in Richard III. ist wenig zu sagen; gegen die Hauptrolle verschwinden alle übrigen. Hermann Müller war ein interessanter König Eduard. Ferdinande Schmittlein entglickte, zu meiner Befriedigung, in der Rolle der Margarethe vollständig. Ich halte es stets für ein Zeichen von gesundem, künstlerischem Sinn, wenn eine Schauspielerin mit diesem Konstrum von Rolle nichts anzufangen weiß. Frau Elise Sauer war als Witwe Anna hübsch, artig und wohlgezogen wie immer. Leider reichen diese löblichen Eigenschaften zur Darstellung der sehr schwierigen Rolle nicht aus. Fräulein Helene Staglö, die Talentvollste unter den Jüngsten des Deutschen Theaters, machte aus der Rolle des kleinen York ein kleines Rabnettstückchen sein-realistischer Kinder-Darstellung; schade, daß die junge Dame die kleine Unmanier hat, sich fortwährend auf die Lippen zu beißen; es macht einen nervös, sobald man einmal angefangen hat darauf zu achten. Frau Wilbrandt-Baudius gab die Herzogin von York.

Soweit über die Shakspeare-Aufführungen an der ersten Berliner Bühne.

Der April brachte uns im Neuen Theater ein längeres Gastspiel Adolf Sonnenthals. Ich sah ihn mir als Nathan, Wallenstein und Lear an; auf seinen Hüttenbesitzer, der mir noch gar zu gut in der Erinnerung war, verzichtete ich.

Zu den begeistertsten Verehrern Sonnenthals — die es auch wohl nur in Wien giebt — kann ich mich nicht zählen, aber ich gehöre auch nicht zu denen, die alles, was der in seiner Heimat zweifellos ungeheuer überschätzte Künstler darbietet, mit wohlfeilen Hinweisen auf die modernen Fortschritte der Schauspielkunst in Grund und Boden kritisieren. Sonnenthal gehört einer andern, absterbenden, meinetwegen auch schon abgestorbenen, Kunstperiode an und muß dementsprechend mit einem andern Maßstabe

gemessen werden als unsere modernen Nimen. Er ist der eigentliche Arttypus des Burgtheater-Schauspielers Laubeshcher Schule. Schöne äußere Mittel — namentlich ein prachtvolles Organ — werden durch eine geradezu fabelhafte technische Routine jederzeit zu der denkbar besten Wirkung gebracht. Dabei nirgends ein bloßes Spielen mit der technischen Virtuosität, wie etwa bei Haase oder Barnay, sondern ein durchweg ernstes vornehmes Künstlertum; die Auffassung — wenigstens in den klassischen Rollen — möglichst objektiv, weniger der eigenen persönlichen Veranlagung als den Intentionen der Dichter entsprechend; die Darstellung etwas altmodisch idealisiert, oder richtiger verwohnt, und mit vereinzelten realistischen Lichtern versehen, die dann jedesmal von außerordentlicher Wirkung sind: so z. B. wenn er bei der Musterung der Kürassier-Deputation die Front abschreitend, den einen etwas mehr ins Glied zurückschiebt, dem andern etwas am Harnisch in Ordnung bringt u. s. w., oder wenn er mitten in pathetischer Veredeklamation die Anrede an Rag plötzlich im gemüthlichsten Alltagston vorbringt: „Rag, bleibe bei mir! Geh' nicht von mir, Rag!“ x. Dazu trotz der oft grandiosen Theater-Affären, des leidenschaftlichen Mienenspiels und des dröhnenden Pathos ein etwas phlegmatisches, jedenfalls stark nüchternes Naturell mit einer kleinen Neigung zu spießbürgerlicher Mühseligkeit.

Das ist ungefähr das Bild, das ich von Adolf Sonnenthal gewonnen habe, nach allem, was ich früher und jetzt von ihm gesehen habe.

Sein Nathan entbehrt zu sehr aller individuellen Züge; er ist eigentlich nur das Idealbild des edlen und weisen Menschen; etwas mehr „äußere Kennzeichen“ für die Figur hätte der Künstler doch wohl dem Stück entnehmen können; viel Anhaltspunkte bietet es dazu allerdings nicht, das gebe ich zu.

Der Wallenstein („Wallensteins Tod“) war nach meinem Geschmack tadellos und bei weitem das Beste, was ich von Sonnenthal kenne. Nur die Erzählung „Es giebt im Menschenleben Augenblicke“ schien mir verfehlt. Es liegt meines Erachtens Stimmung darin, sie muß Grausen erregen wie eine Gespenstergeschichte. Sonnenthal sprach sie, als wenn er Jilo und Terzly eine überraschende Realiteit mittheilte; die letzten Worte „Mein Vater ritt den Schemen diesen Tag“ — Pause, Spannung, dann im gehobenen Ton, triumphierend: „Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“ Das ist zweifellos unrichtig.

Für die anstrengende Rolle des Lear reichen Sonnenthals physische Kräfte offenbar nicht mehr aus. Ich kann mir wenigstens den völligen Abfall der beiden letzten Akte nicht anders erklären. Im ganzen wirkte das Spiel etwas zu stark auf die Thränenröhren. Das war nicht der Shakespearesche Lear, sondern eine gemüthvolle Wiener Abart desselben. Der Höhepunkt der Leistung lag im Gonerilfluch, in dessen rückhaltloser Bewunderung ich mich dem Urtheil des Wiener Publikums durchaus anschließen. Ich habe sonst ein Mißtrauen gegen berühmte Stellen in berühmten Rollen berühmter Darsteller, aber der Gonerilfluch Sonnenthals gehört doch wohl zweifellos zu den grandioösesten schauspielerischen Leistungen.

Daß das Neue Theater für Stücke wie Lear, Nathan und Wallensteins Tod kein Ensemble werde stellen können, darüber war man sich von Anfang an klar. Aber etwas mehr Sorgfalt hätte die Regie trotzdem auf die Gesamtdarstellung verwenden können.

Es war nicht nötig, daß die Wüste im Nathan durch einen Prospekt dargestellt wurde, der große Ähnlichkeit mit einem unsauberen Bettkissen hatte und es würde sich wohl auch vermeiden lassen, daß Oktavio Piccolomini mitten im herrlichsten Schiller-Pathos mit der Treppe zusammenbricht und auf die Bretter, die die Welt bedeuten, zu sitzen kommt. Wenn mitten im Akt plötzlich Theaterarbeiter auf der Scene er-

scheinen, so erhöht das auch nicht gerade die Illusion. Kurz, die Aufführungen standen auf dem Niveau einer Provinz-Schmiere.

Die Einzeldarstellungen waren auch nicht viel besser. Für den Max Piccolomini, den Tempelherrn und den Bastard Edmund hatte man Herrn Emanuel Stockhausen vom Lessing-Theater herangezogen, der sich offenbar viel Mühe gab, aber doch nichts überdurchschnittliches leistete. Gut war Rosa Bertens als Goneril und Gräfin Terzh. Alle aber übertraf — den berühmten Gast nicht ausgenommen — Hans Pagan als Klosterbruder. Eine Leistung, zu der man Herrn Pagan, dessen Talent am Residenz-Theater leider nicht zur rechten Geltung kommt, aus vollem Herzen beglückwünschen kann. Die Rolle sollte er einmal den Wienern vorspielen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über eine moderne Premiere.

Am 9. April fanden am Deutschen Theater die Erstaufführungen von Georg Hirschfelds „Zu Hause“ und Moriz Heimanns Schwanf „Der Weiberschred“ statt.

Hirschfeld führt uns in eine Berliner Judenfamilie. Der Vater, Kaufmann David Doergens, arbeitet sich für die lieben Angehörigen ab, und was er am Tage verdient hat und noch etwas darüber, wird abends von einer Parasiten-Gesellschaft, deren Frau Doergens zu ihrer Unterhaltung bedarf, verzubelt. Der jüngere Sohn Arthur ist hoffnungsvoller Börsenjobber, ist kleine Tochter unheilbar gelähmt. In dieses angenehme Milieu tritt der älteste Sohn Ludwig, der in Straßburg seine medizinischen Studien beendet hat. Er ist seit drei Jahren nicht zu Hause gewesen, und gleich am ersten Abend entkühlt sich ihm das Gesamtbild der häuslichen Zustände. Er beschließt, den Augiasstall zu reinigen und verzichtet auf die geplante weitere wissenschaftliche Ausbildung, um sogleich Praxis übernehmen und Geld verdienen zu können. Da zieht eine rohe Bemerkung des munteren Arthur den letzten Schleier von dem Familiengemälde: Mutter Doergens hat ein Verhältnis mit einem der Hausfreunde. Dies geht Ludwig über den Spas — stumm kehrt er dem Vaterhause den Rücken.

„Ein Akt“ nennt Georg Hirschfeld sein Stück. Mit Recht, denn ein fertiges Drama ist es nicht. Wie bei den „Müttern“ hängt meines Erachtens die eigentliche Handlung erst da an, wo das Stück schließt. Denn der Abschied Ludwigs, über dem der Vorhang fällt, ist lediglich ein äußerer Notbehelf, der zum Zwecke der Bühnenaufführung erfunden wurde, die ursprüngliche Fassung des Stückes weiß von ihm nichts, und er ist auch durchaus unbefriedigend, da niemand im Ernst an diese Lösung glauben kann. Das Stück ist früher entstanden als die „Mütter“ und hat seine Vorzüge in der meisterhaften Milieuschilderung.

Gespielt wurde ausgezeichnet. Ferdinande Schmittlein als Frau Doergens und namentlich Rudolf Rittner als Ludwig übertrafen sich selbst. Hermann Müller stellte nach meiner Empfindung den David Doergens in Maske und Spiel allzu hinfällig dar, und Paul Biensfeld, der immer ein wenig karikiert, hätte den Arthur nicht gar so scheußlich lämmelhaft zu geben brauchen. Ich bin auch kein Freund von Berliner Börsenjünglingen, aber solche Exemplare kommen doch kaum vor. Nicht vergessen sei übrigens Fräulein Emma Sydow, deren Specialität die Berliner Köchinnen sind, und die die in dem Stück vorkommende Karoline mit erschreckender Naturwahrheit ohne jede Übertreibung gab. Gründliche Specialkenner konnten sogar aus verschiedenen feinen Details entnehmen, daß besagte Karoline nicht geborene „Berlinerin“, sondern „aus Potsdam“ ist.

Hirschfelds Akt wurde mit großem Beifall ausgenommen, und der Dichter durfte zweimal vor dem Vorhang erscheinen und sich errötend verneigen.

Das zweite Stück des Abends, der dreiatrige Schwank „Der Weiberfurch“ von Moriz Heimann, wurde vom Publikum abgelehnt. Dem Verfasser fehlen offenbar noch die einfachsten technischen Elementarkenntnisse — aber Talent hat er zweifellos. Der erste Akt amüsierte das Publikum auch einigermaßen, obwohl er sich in seinen Wirkungen nicht sehr hoch über Schönthan-Kadelburg erhob. Schließlich wurden die Vorgänge verworren und unklar und ermüdeten die mehrfachen Wiederholungen derselben, anfangs scherzhaften und wirkungsvollen Situationen. Ich will auf das verfehlte Stück nicht näher eingehen, da es bereits vom Repertoire verschwunden ist und ich vermute, daß der Verfasser uns bald mit etwas besserem aufwarten wird.

Die Darstellung, an der Marie Meyer, Hermann Nissen, Elsa Lehmann und Josef Jarno beteiligt waren, machte dem Deutschen Theater alle Ehre.



Breslauer Theaterbrief.

Von J. P. Hartwig.

(Breslau.)

Wir Breslauer tragen augenblicklich eine Art Janusmaske mit einem traurigen, einem fröhlichen Bild. Aus dem einen Auge haben wir uns eben die letzte Abschiedsjahre getrocknet, und das andere blickt hoffnungsvoll in die nicht ganz verschleierte Zukunft. Das jährentrodene beginnt sich heuchlerisch in die Berliner „tolle Nacht“ zu verjerten, in der es nach Versicherung „kunstverständiger“ Menschen toll hergehen soll, — und die den iden schließl. historischen Lustspiel-Abschiedabend im Lobetheater vergessen macht; das andere blickt ruhig hinüber zu dem vornehmen Museentempel der Schweidnitzerstraße, von dem das Heil uns kommen soll.

Vom ersten Mai an wird Dr. Loewe, der Direktor der Stadt- und Thalia-Bühne sein Scepter über drei Bühnen schwingen — ihm wird dann das in den Traditionen der Kunstwelt wohlbenannte Theater in der Lessingstraße auch noch gehören. Sieben Jahre leitete Direktor Witte-Wild die Lobebühne. Der Abschied von ihm und seiner kleinen Künstlertruppe, den Getreuen, die mit ihm in das „Theater des Westens“ nach Berlin übersiedeln, hat bewiesen, wie lieb man ihn hatte. Früher redete die Kritik immer von dieser Liebe, am Abschiedabend, dem „schlesisch-historischen“ (!) sprach sie sich in dem Wehen von tausend seidenen, leinenen und baumwollenen nach Gay, Moltenpulver — oh, ich bitte um Entschuldigung — Moschus, Veilchen und Nitzungernparfüm duftenden Taschentüchern und einem tausendstimmig gestammelten „Lebewohl — auf Wiedersehen“ aus. Das kleine intime Theater in der Lessingstraße hat etwas behagliches, — einem gemütlichen Plaudersalon mit einem Niesentafelstück in der Mitte — zu vergleichen. Auf dieser kleinen Bühne Max Habes „Die Jugend“, Hauptmanns „Einsame Menschen“, Hirschfelds „Mütter“, Sudermanns „Die Ehre“ aufführen zu sehen, ist Genuß. Man möchte sich mit Wohlgefallen auf die Herz- oder Magenegend klopfen, wie das Kind es macht, wenn ihm etwas gut schmeckt. Die Künstler sind immer dieselben, eine kleine Gemeinde, die uns jeden Sonnabend die gut eingelebte Novität vorführt. Am Sonnabend dem Premièren-, am Sonntag dem Sonntags-, am Montag

und Dienstag etwa dem kunst- und litteraturbesessenen Publikum, am Mittwoch, Donnerstag, Freitag einer Handvoll Neugieriger oder Fremder, die zufällig in Breslau sind, sich eine Oper oder ein klassisches Werk im Stadttheater und ein modernes Stück im Lobetheater ansehen, um dann wochenlang über Theater und Kunst lobreden oder schimpfen zu können. Ja, diese modernen, intimen Stücke, die aus der Wirklichkeit herausgeboren, ohne Aplomb in der Stille, ich möchte sagen um den Familientisch mit der philliströsen Wachstuchdecke und der grünbeschränkten Lampe sich abspielen, fanden auf der Lobebühne das rechte Milieu, durch das Künstlerensemble eine vorzügliche Darstellung. Noch wenige Tage vor der Auflösung der Direktion Witte-Bild fand die Premiere eines Stückes von Fedor v. Zobeltitz statt: „Das eigene Blut“, in welchem der in allen Säckeln gerechte Rohland sein Benefiz feierte. Der Rohlandjubiläum verschlang manche Schwäche des Schauspiels und trug seinem talentvollen Verfasser Beifall in Hülle und Fülle mit ein. Die letzten Abende gehörten schlesischen Dichtern. Die Idee an sich war nicht übel. Und das Programm „schlesisch-historischer Lustspielabend“ war immerhin nicht uninteressant. Der Dramaturg, Herr Carl Biberfeld, der als Gelegenheitsdichter großen Stiles in weiten Kreisen bekannt ist, hatte den „schlesisch-historischen“ zu seinem Benefiz erwählt und leitete ihn durch ein von ihm verfaßtes hübsches Reimpiegel „Schlesiens Muse“ ein. Diesem folgte ein Singpiel von Andreas Gryphius „Das verliebte Gespenst“. Was Andreas Gryphius seiner Zeit bedeutete, wissen wir; die „Fruchtbringende Gesellschaft“ nannte ihn „den Unsterblichen“. Seine lyrischen Dichtungen sind voll Schwung und Empfindung, und als dramatischer Dichter gilt er als „Vater des kunstmäßigen Trauerspiels in Deutschland“. Notwendig war eigentlich die Ausgrabung des Gespenstes nicht, das Herr Biberfeld durch Umarbeitung dem modernen Geschmack anzupassen gesucht hat . . . man gähnte doch verstockt und blickte auf das vielversprechende Programm, das Holteis „Farben“ ankündigte, die eindrucklos blieben in ihrer Farblosigkeit, und einst in ihrem leuchtenden Glanz bejubelt wurden . . . doch das war vor 80 Jahren! Und Mag Feingels, unseres tüchtigen Gegenwartspoeeten, „Spinnabend“ konnte trotz des lebhaften, frischen Spiels der schlesischen Bauern auf den Brettern nicht über das Gefühl hinwegtäuschen, daß man es nicht mit einem Theaterstück, sondern mit einer hübschen Erzählung „mit verteilten Stimmen“ zu thun habe. Dem Biberfeld'schen Epilog, von den Schauspielern Rohland und Löwe gesprochen, folgte die enthusiastische Scene im Zuschauertraum, mit welchem, um mich recht verständlich auszudrücken, erst dramatisches Leben in die Bude kam. — Nun wird fürs erste Direktor Rejthaler aus München mit seinem „Theater der Modernen“ vom 1. bis zum 15. Mai im Lobetheater gastieren.

Man wird es nicht schön finden von mir, daß ich nicht standesgemäß vorgegangen bin, mit dem Stadttheater begonnen, mit dem Lobetheater geschlossen habe. Das bitte ich, nicht übel zu nehmen. Die Vergangenheits- und Zukunftsstimmung zuckt mir in allen Nerven und man kennt ja das Wort „'s leht' iss' best!“. Wie viel durchschämliches, mittelmäßiges, schönes, herrliches, vollendetes haben uns die Musen in diesem ihrem Tempel schon beschert! Vor wenigen Jahren lagen Oper und Schauspiel ziemlich im atzen; dem bekannten „ou dit“ zufolge arbeiteten die Direktionen weniger zu Gunsten des Publikums als zu dem eigenen Vorteil. Unter der jetzigen Direktion ist das glücklicherweise anders geworden. Sie scheut weder Opfer noch Mühen, um die Breslauer städtische Bühne zu einer hervorragenden zu gestalten. Wir nennen bedeutende Opernkräfte die unsren und werden, wenn nun auch das Lobetheater der Direktion Loewe unterstellt ist, auf ein exquisites Schauspielensemble rechnen dürfen, auf Schauspielkräfte ersten Ranges, da dann an viel „Spazierengehen“ (wie die Muse im

Coulissenjargon heißt) kaum gedacht werden kann. Im Stadttheater wird die große Oper und hauptsächlich das klassische Schauspiel, im Thallatheater auch Lustspiel und Poffe gepflegt. Wir hatten im Laufe der letzten Wochen eine sehr gute Darstellung der „Heimat“ mit der gelehrigen Duse-Schülerin Wilma Hohenau als Magda, Herrn Gerlach als Regierungsrat Keller, Herrn Ottomeyer als Oberst Schwarze, Herrn Engels als Pfarrer. Wir hatten eine prächtige Aufführung von Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ und eine Durchschnittsvorstellung von Eschegarays „Gakotto“. Aber wir Breslauer sind schreckliche Tugendbündler, „so was heisses“ verletzt unsere schwarze Seele . . . wir haben Faust im Stadttheater dreimal gesehen mit dem prachtvollen Sprecher Alexander Engels — den uns wohl das Burgtheater wegzukapern wird — in der Titelrolle und Fr. Steier als Gretchen, ein gesundes Bürgermädchen mit ungelesener natürlicher Sprache, und Herrn v. Fischer als Mephisto. Wir haben Richard III. gehabt mit Herrn Ottomeyer als Richard, eine Vorstellung aus einem Guß, wenn auch bei diesem oder jenem Künstler das allerreinste Schriftdeutsch vermißt ward. Und das verlangen wir absolut: Wir verlangen „Burgtheaterdeutsch“, als ob alle Menschenkinder, die deutsch sprechen, grade Burgtheaterdeutsch redeten! wir steden noch sehr im Herkömmlichen, bewegen uns langsam vorwärts, tadeln leicht und verlieren die Liebe der Künstler, welchen wir die Kunst verleiden. Wie wohlthuend wirken Rücksicht, Rücksicht, Vorsicht! Auf dem Gebiete der Oper hat unser Stadttheater unantastbare große Erfolge erzielt. Ich erwähne nur den „Fliegenden Holländer“ mit Herrn Kammerlinger Schwarz als Holländer, Fr. Sedlmayer als Senta, Fr. Weiner als Mary, Herrn Regisseur Elmblad als Polak und Herrn Schlassenberg als Erik. Herr Schwarz ist ein durch und durch gebildeter vornehmer Künstler, der mit jedem Auftreten in einer neuen Rolle uns eine neue Überraschung bereitet. Nirgends virtuos oder oberflächlich blendend, sondern immer charakterisierend, sein ganzes Können in die von ihm dargestellte Gestalt übertragend. Fr. Sedlmayers Senta ist so glaubwürdig, daß man ihr gegenüber an kein Komödiantenmehrer glauben mag! einen so überwältigenden Eindruck wie der Fliegende Holländer hier in der jetzigen Besetzung macht, habe ich nie zuvor empfunden, man vergißt die Künstler und sieht in ihnen nur die Menschen, die sie darstellen. Eine ähnliche Begeisterung, eine ähnliche Übereinstimmung zwischen Publikum und Kritik rief die Aufführung von „Tristan und Isolde“ hervor. Neben die darstellenden Künstler muß ich aber auch die Regisseure, die Herren Habelmann und Elmblad und die Kapellmeister, die Herren Weintraub und Erdmann stellen. Auch die früher vernachlässigte Spiel- und Komische Oper erfährt jetzt mehr Beachtung; wir haben in dieser Saison Kabinettsstücke reizender Aufführungen gehabt von „Zigars Hochzeit“ mit Frau Flora als Susanne, Herrn Keller als Zigarro, Frau Krammer als Gräfin; Fra Diavolo mit Herrn Briefemester in der Titelrolle und Fr. Behme und Herrn Elmblad als Prachtexemplar eines englischen Ehepaars. Neuerdings sind nun noch Repnickes „Donna Diana“, in welcher Frau Krammer als Diana ihren goldigen Sopran, Herr Briefemester seinen eindrucksvollen lyrischen Tenor zu entfalten Gelegenheit hatte, und — Suppés „Fatinja“ hinzugekommen. Warum soll das Stadttheater nicht wieder einmal eine Operette ins Feld führen? wir hungern ja nach solchem Lederbissen! vorigen Winter ward „ausnahmsweise“ die „Fledermaus“ gegeben mit Carmen-Gioconda Fr. Rosen als Rosalinde. Jetzt ist's Fatinja mit Fr. Köhl als Vladimir, Fr. Lavelle als Lydia. Reizend! Herr Schubert, unser trefflicher „Bedmesser“ und „Bürgermeister“ im Gzar und Zimmermann, ist in Fatinja der lothbare „Dezimalmensch“, der General, Herr Martini bewährt seine mehr schauspielertische denn gejangliche Begabung als Reporter; der weanerische Jzzet

Poscha des Herrn Marx ist köstlich. Alle Nebenrollen sind natürlich mit Opern- und besseren Schauspielkräften besetzt . . . alles klippt und klappt ja prächtig unter Herrn Wills Regie und Herrn Prüwers Orchesterleitung.

Übrigens eh' ich es vergesse, wir haben noch ein Experiment gemacht! als neuestes Ereignis kann ich melden, daß wir eine Rubinstein-Aufführung hatten! erschrecken Sie nicht, fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einer gelehrten oder gelehrt sein sollenden Abhandlung über die Bedeutung geistlicher Opern überrumpelte. Ich weiß, Sie hegen Bedenken gegen die Lebensfähigkeit der geistlichen Oper im Sinne Rubinsteins. Wir haben bei Gelegenheit der Bremer Christus-Aufführung darüber gesprochen, und ich gestehe, ich bin auf gutem Wege, Ihnen recht zu geben. Die Musik leidet durch die fernische Aufführung; sie tritt ungeachtet ihrer hinreichenden Erhabenheit hinter die Wirksamkeit der bildlichen Handlung zurück. Von hohem Interesse war die Aufführung von „Hogar in der Wüste“ tropaliedem, und infolge der ausgezeichneten Darstellung fand diese Neuheit großen Beifall. Fr. Weiner schuf in der Hagar eine vollendete Gestalt, sowohl in schauspielerischer wie in gesanglicher Hinsicht, Herr Weintraub aber führte den Dirigentenstab in glänzender Weise . . .

Aber nun kais, und ich bitte nur noch: „Komm, lieber Mai und mache die Bäume wieder grün, und laß mich an dem Bocke einmal spazieren geh'n“, den Winterstoub abschütteln und neue Kräfte sammeln zur nächsten Compagne.



Kritik.

Romane und Novellen.

Die Apostelfürsten. Historischer Roman von Henning von Horst. (Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung.)

Nicht nach Süden, in die ewige Stadt, wie der Titel vermuten läßt, sondern nach dem Nordwesten Deutschlands, in das alte Erzbistum Bremen führt uns Hennings Roman. Zur Zeit der beiden fränkischen Kaiser, des dritten und vierten Heinrichs, sah bekanntlich dort auf dem Bischofsstuhle ein Mann von gewaltigem Geiste, der die halbe Welt mit seinen Plänen umspannte und wiederholt auch nachhaltigen Einfluß auf die Geschäfte des Reiches ausübte: Adalbert. Hoch strebten seine ehrgeizigen Wünsche; an den Küsten der Nordsee wollte er ein zweites Rom schaffen, ein vom Papste unabhängiges Patriarchat über die slavischen und germanischen Stämme, wie es die Völker des Ostens

in Konstantinopel besaßen. Die Anerkennung seitens des Papstes hoffte er wohl nötigenfalls durch die Macht seines kaiserlichen Freundes zu erzwingen, er selbst mühte sich zunächst, sein Bistum wirklich zum Brennpunkt für die Interessen des europäischen Nordens zu machen, indem er einerseits seinen politischen Einfluß auch auf die nordgermanischen Reiche auszu dehnen suchte, andererseits durch die Slavenmission seine Macht nach Osten zu erweitern strebte. Mit heiligem Eifer betrieb er deswegen die Wendebefehrung, treulich unterstützt von dem Wendenfürsten Gottschalk, den religiöse Überzeugung wie politisches Interesse mit Adalbert verbanden, da er mit der Christianisierung eine Einigung der wendischen Stämme und ein großes Slavenreich unter seinem Scepter zu erreichen hoffte. Diese „apostolische“ Thätigkeit der beiden bildet den Inhalt dieses historischen Romans. Was das

„historische“ anlangt, so will ich gern glauben, daß der Verfasser die „historische Treue der Farben“, auf die er im Vorwort so viel Gewicht legt, nach besten Kräften gewahrt hat; ich habe nicht nachgeschlagen, aber ich möchte wetten, daß manche Stelle aus den alten niederländischen Chroniken fast wörtlich wiedergegeben ist. Der Verfasser hat mit peinlichem Fleiß eine Menge historischer Notizen, ziemlich kritisch, zusammengetragen, und zu einem neuen Ganzen verarbeitet, aber dieses neue Ganze gleicht mehr einer alten Chronik, als einem Romane. Von einer Entwicklung der Handlung einer auch nur versuchten psychologischen Vertiefung der Charaktere habe ich nichts finden können, es „ist“ und „wird“ alles wie und weil es in den Quellen steht. Die eigenen Thaten des Verfassers beschränken sich auf kleine romanhafte Züge, so eine Verschwörungsscene, ein paar Liebesgeschichten und dergleichen nach berühmten Mustern. Im Mittelpunkt steht Gottschalk, der unbedeutendere, hinter dem die hohe Gestalt Adalberts immer mehr zurücktritt und schließlich nur noch als vernichtender oder rettender Engel eingreift. Mit Gottschalks Fall endet denn auch der Roman, und Adalberts weitere Schicksale werden nur andeutungsweise mitgeteilt. Der Hauptfehler ist der Mangel an einem leitenden zusammenfassenden Gedanken. Der Verfasser erwähnt zwar in der Einleitung den noch immer währenden Kampf zwischen Slaven- und Germanentum, aber diese Idee sich nutzbar zu machen, verhinderte die Erkenntnis seiner Unfähigkeit, dem von Günst und Haß verzerrten Charakter Adalberts gerecht zu werden.

Jahnarzt Reinbach. Realistischer Roman von Wilhelm Megger-Woytt. (Leipzig, Felix Simon.)

Der Roman bietet mehr, als sein „schmügendes“ Weivort und sein noch schmügenderes Titelblatt erwarten lassen. Er gehört weder zu den besten noch den schlechtesten und hält den Leser, trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten, bis zum Ende

in leidlicher Spannung. Realistisch ist daran nur Stil und Schilderung, und zwar ist es eine gesunde Realistik, die mit der gleichen Ruhe geschlechtliche wie soziale Verhältnisse behandelt. Seinen Anschauungen nach ist der Verfasser Idealist; er führt seinen Helden von der tierischen zu einer vergeistigten Sinnlichkeit und von dieser zur Liebe. Seine Personen haben den Fehler, daß sie noch zu sehr Typen sind; er charakterisiert mehr durch Schilderungen als durch Thatfachen.

Im Ralsstrom. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Verein für deutsches Schrifttum. (Berlin W., Gleditschstraße 35.)

Przybyszewski steht ziemlich einzig da in unserer deutschen Literatur. Wer ihn noch nicht kennt und einmal eines seiner Werke zur Hand nimmt, wird längere Zeit brauchen, bis er sich darin zurecht gefunden hat. Am schwierigsten ist es bei diesem Schriftsteller, zu scheitern, wo die Ironie aufhört und der Ernst anfängt. Ich erinnere daher die Leser der Gesellschaft an das Augustheft des vorigen Jahres, wo Meier-Gräfe in großen Strichen ein Bild dieser eigentümlichen künstlerischen Persönlichkeit entworfen hat. Der Roman „Im Ralsstrom“ ist, wie der von Meier besprochene Roman „Unterwegs“, nur ein Teil eines Romanchylus, der den ironischen Titel *Homo sapiens* führt; auch er zeigt uns wieder den Menschen der Unfreiheit, den Menschen, der „muß“, muß unter dem zerstörenden Einfluß seiner Instinkte, *homo bestia*, das vielumrankte Menschentier. Das ernste Antlitz Zarathustras schaut aus jeder Seite, und dahinter die verzerrten Gesichter derer, denen der Größenwahn des Übermenschen aus den Augen leuchtet. Das Bild, das ihnen dieser Künstler vorhält, ist aber auch von einer grausigen Wahrheit; mit dem Seiermesser zerlegt er einen ihrer Art in seiner ganzen seelischen Zerissenheit, und nichts entgeht ihm, nicht der kleinste zuckende Nerv. Ich habe in der künstlerischen Psychologie des Einzelwesens

nur in einem Werke etwas ähnliches gefunden, in Dostojewskijs „Schuld und Sühne“. Es wäre eine mühsige Arbeit, wollte ich den Stoff des Romanes skizzieren; ich bitte, das Buch selbst zu lesen.

Ecco ego — erst komme ich! Roman von Ernst v. Wolzogen. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

Der Verfasser des Lumpengefindels hat seinen Roman Ecco ego, der zunächst im letzten Jahrgang der Wochenschrift „zur guten Stunde“ erschienen und dadurch schon in weiteren Kreisen des deutschen Volkes bekannt geworden ist, nun auch in Buchform herausgegeben. Den herrlichen tiefen Humor, der alle Schriften Wolzogens auszeichnet, habe ich auch in diesem Werke wiedergefunden, aber zurückgedrängt durch eine ähnd-scharfe Satire. Schon einmal hat dieser Schriftsteller den herrschenden Klassen und im besonderen dem Adel ein ernstes Mahnwort zur Umkehr zugerufen, das leider wirkungslos verhallte, hier thut er es nochmals auf eine andere Weise, indem er einen von der „neuen Alterschafft des helligen Ego“ zum Heiden eines Romans gemacht hat und nun mit beißendem Spotte dessen Fehler brandmarkt, deren aller Wurzel eine unbegrenzte Ichsucht ist. „Erst komme ich“, das ist der Wahlspruch des Herrn Albert von Klinsenberg, des Besitzers der verführerischen Sandkittische Strehlen. Er ist ein Mensch, wie er heute sein muß, um es zu Ehren zu bringen, von robustem Gewissen und rasch zur That, ohne romantische Flausen und voll genialer Ideen. Um sich von seinen Sklavibigern zu befreien, entschließt er sich, eine vermögende Bürgerstochter zu ehelichen, und entwickelt nun eine ganze Reihe von genialen Ideen, um das arme erlorene Weib in sein Netz zu locken; es gelingt ihm denn auch durch den größten Lug und Trug und mit Hilfe seiner sauberen Verwandten. Zu spät gehen der jungen Frau die Augen auf. Langsam, aber sicher trifft sie Schlag auf Schlag, bis sich ihr endlich der Charakter des Gatten in seiner ganzen Rohheit entfüllt. Durch

die fortwährenden Aufregungen kommt das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, zu früh zur Welt, und nach wenigen Tagen schon trägt man beide, Mutter und Kind, auf den Kirchhof. Der lachende Erb macht bald darauf eine noch bessere standesgemäße Heirat und landbildert für den Reichstag als „Stütze für Thron und Altar“. — Wohltauf zum frühlichen Jagen! Ecco ego! Karl Credner.

Carl Ed. Klopfer. „Bruder Roderich.“ (2 Bände. Rammheim, J. Bensheimer, 1895. Preis 5 Mk.)

Paul Biff. „Ein guter Mann.“ (Frankfurt a. M., Alfred Baternahm, 1896. Preis 3 Mk.)

Zwei Moderne. Klopfer in ganz angenehmem, Biff in aller unangenehmsten Sinne. Ersterer vielleicht, weil man's bei ihm nicht merkt, letzterer, weil man's merkt.

Klopfers Roman „Bruder Roderich“ enthält sehr viel dramatische Handlung und interessante psychologische Probleme, und es berührt ungemein wohltuend, wie sich hier Handlung und Probleme zu einem harmonischen Ganzen vereinen. Ob das ein glücklicher Zufall oder die Kunst des Meisters so gefügt, das zu beurteilen, kenne ich Klopfer zu wenig. Er zeigt mir aber in seinem ausliegenden Romane eine erfreuliche Objektivität und lobenswerten Mangel an Sentimentalität, was bei der Artung des Stoffes gerade keine Kleinigkeit ist.

Bruder Roderich ist Künstler. Ein Streit mit seinem von der Mutter ungebührlich begünstigten Stiefbruder hat den jungen Mann einst vom Hause gehen lassen. Der bevorstehende Tod der Mutter ruft ihn wieder dahin zurück. Zu Beginn des Romanes befindet er sich auf der Fahrt nach der Heimat und macht im Gespräch die Bekanntschaft eines jungen unschuldigen Mädchens.

Doch was soll ich hier lang erzählen. Ich weiß, daß manchem Leser, und besonders mancher Leserin der Hauptgenuß damit vergällt wäre. Aber, wie gesagt

die Handlung ist spannend, in einem edlen Sinne, und entwickelt sich in strenger Logik in Gemäßheit der Charaktere. Hochinteressant sind die drei Frauen gezeichnet, die entscheidend in das Leben des Künstlers eingreifen. Eine Deutsche, Kessly, die oben erwähnte Eisenbahnbekanntschaft, eine Französin, Renée, eine Polin, Josefine, beanspruchen die Liebe dieses Mannes. Ob der Verfasser in diesen drei Frauengestalten nationale Typen schaffen wollte, weiß ich nicht, vermute es aber und bewundere dann die Mäßigung, mit der er es gethan. Eine erschöpfendere Behandlung dieses Problems hätte dem Roman als Ganzem Eintrag gethan.

In dem Maße, als mich der Roman Klobjers gefreut hat, hat mich „Ein ganzer Mann“ von Paul Blich geärgert.

Paul Blich sieht die Modernität wie so viele seiner Kollegen in der Vereignung und Vernachlässigung der bisher gepflegten Form und Kompositionsweise. Solche Schriftsteller verachten den Fleiß und das Schönheitsgefühl, die die Epigonen immerhin besaßen, einzig und deshalb, weil sie ihnen fehlen. Dem Sorgfalt nicht gegeben, der erklärt seine Schlampigkeit für Genialität. An Kreaturen, die ihn daraufhin bewundern, fehlt es nicht. Aber sehen wir uns diesen Roman einmal näher an.

„Kurt Pleßen, der Held des Romans, ist durch die Ehrlichkeit des alten Vaters aus freiem flotten Leben in ärmliche abhängige Verhältnisse geraten. Er strebt, wieder „hoch zu kommen“, und wappnet sich dabei mit Energie und Rücksichtslosigkeit der schärfsten Art. Nach außen hin bleibt er Ehrenmann. Es gelingt ihm unermesslich reich und angesehen zu werden, am Schluß des Romanes erlangt er sogar wirkliches Glück. Das ist das Gerippe des Romanes. Das wäre an und für sich ein höchst interessantes Problem. Aber wie ist es behandelt, oder vielmehr mißhandelt. Es macht den Eindruck, als wäre es in ein paar müßigen Stunden hingeschmiert. Von Fleiß, von Komposition keine Spur.

Die Kenntnis des Weibes scheint sich Blich einzig bei den Dirnen geholt zu haben. Was er darstellt, sind nur Witwen mit Vergangenheit, eine ehebrevierische Frau. Diese Typen gelangen ihm noch einigermassen. Der ehrbaren Schwester des Helden giebt er auch „etwas Vergangenheit“. Das erleichtert ihm die Charakteristik dieses Mädchens ganz bedeutend. Die einzige Frauengestalt im ganzen Roman, die keinen Hautgout hat, die Pastorenschwester am Schlusse, die den nichtsnutzigen Helden wahrhaft glücklich machen soll, besteht für Blich demgemäß nur aus einem Paar tiefer blauer Augen, in die der Held immer (mit verhällter Sinnlichkeit) hineinglokt, und „unendlich viel Güte“. Auch am Stil ließe sich manches aussetzen. Leander.

Georg Bormann. „Meer und Heide.“ Erzählung. (Berlin, Verlag von Gebrüder Baetel. 1895.)

Diese Erzählung liest sich fürchterlich hart. Abgesehen davon, daß der Stoff nicht eben neu ist, ist das Ganze in einer Sprache geschrieben, die nicht stehen will. Man hat fortwährend die Empfindung, man sei in eine Lehmgrube geraten und der nasse, schwere Lehm lege an den Stiefeln und erschwere das Vorwärtstommen. Viel zu diesem Unbehagen trägt der ganze Aufbau der Historie bei. Den Kern der Erzählung bildet die tragische Liebesgeschichte eines helgoländischen Paares; nicht schlechter, nicht besser als die meisten der Art. Darum raut sich die Erzählung der Ferienreise eines jungen Professors und seines Freundes Dr. Arnold, die während dieser Ferienreise diese Liebesgeschichte von den Helden erzählt bekommen und sodann Zeugen des letzten Alles werden. Die Idee dieser Verknüpfung von Helden und Zuschauern, die in etwas an die Beziehung von Held und Chor im antiken Drama erinnert, ist gewiß sehr gut, aber die Meisterhand, die notwendig war, dieses delikate Problem zu behandeln, fehlt hier leider. Leander.

Rosa Mayreder-Obermayer: „Aus meiner Jugend“. Drei Novellen. E. Piersons Verlag, 1896.

Es liegt ein eigener Hauch von Großväterlichkeit über diesem Buche. Man glaubt Wilhelm Hauff, oder einen der anderen rührseligen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zu lesen. Und doch muß man sich eigentlich wundern, wie man in diese Stimmung à la Kniehose und Halsbinde kommt. Denn erwähnt ist die Zeit Werthers und Lottes an keiner Stelle — höchstens, daß diese fremden und seltenen Namen ein wenig daran erinnern. Aber wörtlich und rein stofflich genommen, könnten die drei Geschichten gerade so gut in unseren Tagen spielen. Und doch kann man sich das so gar nicht vorstellen! Ich glaube, es kommt daher, daß diese Menschen alle so fürchterlich engherzig und steif und so sehr brav, so preußisch, so beamten-brav sind. Sie halten alle „den Umstand, daß die meisten Menschen so wenig torrett und so wenig normal sind, für den Cuel aller menschlichen Übel“. Und wo einmal der freiere Geist der modernen Selbständigkeit weht, da muß man gleich von „Narren“ und „Sonderlingen“ lesen. Die Mayreder-Obermayer kennt die Lächerlichkeit dieser Weltanschauung wohl — warum hat sie den Punkt nicht stärker betont? So ist ihre Novellenammlung ein peinliches Buch geworden, über das man sich ärgert, weil ein bewundernswürdiges Können an Stoffe verschwendet ist, die langweilen. Was sie seinerzeit unter dem Pseudonym Eremo geschrieben, war weit interessanter.

Arthur Moeller-Drud.

Lyrif und Epos.

Larenopfer von René Maria Rilke. (Frag, S. Dominicus. Th. Gruf).

Wegen seine letzte Sammlung „Leben und Lieder“ hat Rilke entschieden Fortschritte gemacht. Der von Jung-Deutschland preisgekürnte Dichter scheint unter Wilhelm Krentz Einflusse zu der richtigen Erkenntnis gekommen zu sein, daß sein

eigentliches Feld das keine Stimmungslieb ist; daß sein ausgestattete Büchlein bringt eine Menge kleiner Lieder von höchstens vier Strophen, die sämtlich mit Bildern und Stimmungen aus des Dichters Vaterstadt erfüllt sind, dem goldenen Prag. Es sind Schnipfel in Krentz Art, aber empfindener, zum Teil wirklich vollendet. Vieles habe ich leider die Schlichtheit des Ausdrucks vermißt; in dem Bestreben etwas Neues, Geistreiches zu sagen, läßt sich Rilke nicht selten zu gewaltsamen Bildern und Reimen verleiten, die den Genuß der Verse beeinträchtigen.

Aus der Werdezeit. Gedichte von Albert Grufn. (Berlin, K. W. Biegandt.)

Es ist ein ganz kräftiges dichterisches Talent, das sich in diesen Versen bekundet: seine Begabung scheint nach den häufigen und ziemlich gelungenen, erzählenden und schilbernden Gedichten mehr zum Epischen zu neigen; aber Grufn müßte denn die Stimmungslieder, für die man nach dem übrigen Geistesinhalt dieser Sammlung allerdings noch eine sehr niedrige Entwicklungsstufe ansehen darf, einer sehr sorgfältig-kritischen Auswahl unterworfen haben, und auch diese wäre denn noch nicht gerade glücklich. Es sind eben Gedichte „Aus der Werdezeit“ und der Dichter wird wohl selbst wissen, daß er noch sehr vieles zu lernen hat, bis er sich ernstlich um einen ewig grünen Lorbeer bewerben kann. Er steckt noch vollkommen in den Überlieferungen der klassischen Periode; hier hört man Schiller predigen, dort glaubt man Körner und andere Lyriker der Freiheitskriege zu vernahmen. Er liebt die großen prunkenden Worte, aber ich habe keinen einzigen neuen eigenartigen Gedanken bei ihm gefunden, immer giebt er wieder die alte Bräse in neue Geschirre. In der Form verraten besonders die Schlusswendungen den Anfänger, seine liebsten rhetorischen Fragen klingen oft lächerlich fade. Ich wünsche Grufn, vorerst etwas zu durchleben; daneben empfehle ich Sturm und Drummel seiner Kenntnis.

Adam Kóny's ausgewählte Gedichte.
Deutsch von Ladislaus Gumplovicz.
(Wien, Karl Konegen.)

Gumplovicz hat sich entschieden ein Verdienst erworben, mit der Einführung dieses polnischen Dichters in die deutsche Literatur. Adam Kóny gehört bekanntlich zu den bedeutendsten Schriftstellern seines Volkes, und wir befehen bisher meines Wissens nur die Verdeutschung eines seiner Dramen. Seine Jugend fiel in die Tage der polnischen Romantik; der mißglückte Aufstand 1863, der dieser Richtung ein Ende bereitete, und bei dem Kóny mithat und mitlitt, hat auch bei ihm eine Schwentung zur modernen Realistik verursacht. Seine Lieder haben nichts von dem verzweifeltsten, aufregenden Pessimismus, der die Gedichte der polnischen Romantiker durchgähret; sein Grundzug ist ein zarter Optimismus, immer wie der bricht siegreich die Hoffnung durch, und wo er entsagen muß, thut er es mit einer feinen Ironie. Mit wunderbarer Leichtigkeit und Anmut, ähnlich wie in unserem volkstümlichen Liede, reihen sich seine Gedanken und Verse an einander, und der Übersetzer hat sich so tief in seine Vorlage hineingelebt oder ist dem Dichter so weisensverwandt, daß man nie merkt, nur eine Übersetzung vor sich zu haben.

Lieder von Rudolf Knusfert.
(Schuster & Loeffler, Berlin.)

Das küßende Liebespaar auf dem Titelblatte ist ein treffendes bildliches Motto für die ganze Sammlung, denn die Liebe, glückliche und verlorene Neigung, mit ihren ewigen Leiden und Freuden, erfüllt die beträchtliche Mehrheit von Knusferts Liedern. Der Dichter schafft mit sehr einfachen Mitteln, um diese schon so oft ausgesprochenen Stimmungen neu zu gestalten. Er wirkt meist durch seine Vergleiche aus der Natur; Sterne, Morgenrot, Blumen, Tau- und Regentropfen, alles, was sich seinem umschauenden Auge darbietet, befeelt er und giebt ihm ein geheimnisvolles poetisches Leben. Seine

Sprache ist schlicht und frei von allem Schwulst; ebenso wohl wie er es versteht, seine Gefühle, nach jeder Richtung hin erschöpfend, dichterlich auszudrücken, beherzigt er auch die schwere Kunst der epigrammatischen Wendung. Bei keinem seiner Lieder habe ich die Empfindung gehabt, daß es besser weggeblieben wäre; es ist alles vollwertig. Das prächtige kleine Buch schmückt eine Anzahl Bilder von Jüngern der modernen Malerei.

Redenspäße. Eine heitere Mär von Karl Merwart. (Leipzig, August Schulze.)

Daß Reden nicht gerade zart zu scherzen pfliegen, ist ja bekannt, und ich hatte mich daher auf einige Verbheiten gefaßt gemacht, ja gefreut; aber ich habe in dem Buche weder etwas von dem saftigen Witz gewisser Ariusromane noch gar von dem bittergrimmigen Humor Hagens gefunden. Den Inhalt der nicht sehr zierlich geschlungenen Reime bilden langweilige Redereien, in denen die Paladine des großen Karls einander zu überprahlen suchen, und ein paar Verführungsgeschichten, die zwar in erotischer Breite, aber ohne Reiz, wenigstens für die Lachmuskeln, geschildert werden. Das ist, abgesehen von ein wenig Satire auf den haushälterischen Geiz des Frankenkaisers, der ganze Spaß, den Herr Merwart die Reden treiben läßt, ich glaube aber nicht, daß viele Leser so mit sich spaßen lassen werden.

Am Edderstrand. Ein Sang aus dem Kattenlande von Emilie Scheel. (Kassel, Brunnemanns Verlag.)

Der Stoff dieses epischen Gedichtes, das uns weit zurück in die deutsche Vergangenheit, an den Hof eines sattsichen Gaugrafen des 8. Jahrhunderts führt, ist sehr abenteuerlich und wohl die eigene fähne Erfindung der Verfasserin; vom Standpunkte einer historischen Kritik ließe sich gegen das Erzählte recht viel einwenden. Der Ton der Erzählung klingt, besonders in Liebesangelegenheiten, sehr frauen-

zämerlich empfindsam, und streift manchmal hart an Geschwägigkeit; die Verse mangeln der Glätte.

Phryne, ein Lied aus Alt-Hellas von Karl Winderlich. Dresden, Leipzig und Wien, Pierfon.

Das Gewand dieser Dichtung ist allerdings antik, die Namen sind alle gut griechisch, und die beiden Hauptpersonen sind für den mit humanistischer Bildung Geübten sogar alte Bekannte aus der griechischen Geschichte: Phryne und Hypereides. Hypereides, einer von der Samosern attischen Dekas, war Phrynes Anwalt in dem aufregenden Prozesse, der gegen diese große thespische Hetäre wegen Gotteslästerung geführt und wendiger durch die ausgezeichnete Redekunst als durch einen schlaunen Kniff ihres Verteidigers gewonnen wurde, der vor Athens stauenden Richtern die unwiderstehliche körperliche Schönheit Phrynes entthüllte. Diese Geschichte aus dem sonnigen hellener Athen, und im Gegensatz dazu die finsternen politischen Wirren jener macedonischen Zeit, Alexanders Tod und der samische Krieg, geben einen herrlichen Stoff für eine Dichtung, doch es gehört dazu auch ein hellenisch fühlender Dichter, und die Germano-Hellenen sind trotz der ausgiebigen Speisung der deutschen Jugend mit antiker Wissenschaft recht spärlich gesät, am allerwenigsten ist Winderlich einer von ihnen. Er besitzt zweifellos eine nicht unbedeutende Kenntnis des Altertums, griechischer Kunst und Wissenschaft, aber das, worauf es gerade ankam, durch eigene Kunst ein Bild des farbenfatten, freien hellenischen Lebens, wie es Goethe und Hölderlin geahnt haben, herauszubekommen, das hat er nicht vermocht. Sein Gedicht stellt der humanistischen Bildung ein recht schlechtes Zeugnis aus; es zeigt wieder einmal, daß man mit philologischer Gründlichkeit die Werke der Alten durchforscht und doch keinen Schimmer von dem Geist haben kann, der sie durchweht, daß der philologische Drill allein uns nie die künstlerische Welt der Antike zu er-

schließen vermag, die doch nur von Wert für uns ist, und daß diese Erschließung Aufgabe der Kunst und nicht der Schule ist. Herr Winderlich ist kein Künstler, aber vielleicht in seinem Privatleben ein Schulmeister. Zuerst hat er die griechischen Gestalten mit seinem deutschen Idealismus „geadelt“, und aus der Hetäre, dem Modelle des Praxiteles, ein junges, frommes, nur für die Kunst etwas überschwängliches Mädchen gemacht, dann hat er sich einen Roman zurecht gelegt, dessen Wirnisse darauf beruhen, daß Phryne und Hypereides Kinder einer Mutter sind, ohne daß sie, noch andere es wissen; der Verlaufs der Geschichte ist sehr unwahrscheinlich. Das geschmeidige Versmaß, in dem Herr Winderlich sein Lied aus Alt-Hellas singt, ist eine Kreuzung des Alexandriner mit der Nibelungenstrophe. Beachtenswert scheint nach den durchgehend stumpfen Reimen die Nibelungenstrophe; es gehört aber viel Phantasie dazu, aus den klapperten Versen die richtige Casus herauszuhören.

Nordsee- Traum. Erzählung in Versen von Mila Treu. Dresden, Leipzig und Wien, Pierfon.

Für alternde Mädchen, glaube ich, wird das Buch eine treffliche Unterhaltung bieten. In anspruchlosen Versen, die sich bisweilen reimen, erzählt Mila Treu die merkwürdige Entstehung einer Liebe im Nordsee- bad: Musizieren und Blicketauschen, Bootfahren und Händedrücken, eine selbst erlegte Wöde seinerseits als Pfand der Treue zum Abschied, und ein Lebewohl mit feuchtem Blick — ob sie sich noch kriegen? Ein erörterungsreiches Problem für Kaffee- tränkchen.

Die Erzählung des Wertherrn von E. Klauscher. Leipzig, Dresden und Wien, Pierfon.

Warum nur Klauscher die gebundene Rede und gerade den stolpernden Hexameter für seine kleine Erzählung wählen mußte! Sie wäre als Novelle sicher von Wirkung gewesen, wenn auch der Verfasser noch nicht modern genug denkt und

zu wenig Gestaltungskraft besitzt, um dem Stoffe alle Reize abzugewinnen. Es ist die Geschichte eines Menschen, der sich ein Künstler glaubt und nach heftigem Kampfe das Vaterhaus verläßt, aber schon durch die erste Niederlage, die Zurückweisung seiner Bilder von der Ausstellung, so niedergeschmettert wird, daß er die Hand, die der Vater ihm reicht, ergreift und zu seinem alten brav-bürgerlichen Berufe zurückkehrt. Das Erzählte ist mit ziemlicher psychologischer Notwendigkeit entwickelt, wenn auch die Feinheiten noch gänzlich mangeln und die Wahl der Mittel öfter ungeschickt ist. Vor allem hätte Kauscher am Schlusse die Ironie stärker betonen müssen, statt mit dem schalen Trostspruche „Aut Caesar — aut nihil“, den er dem einfüßigen Künstler in den Mund legt, zu cuben.

Karl Credner.

Dramen.

Wedekind, Frank: „Der Erdgeist“, eine Tragödie. (Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1895.)

Das ist nun also eine ganz neue Methode: Jede Person antwortet nicht auf die an sie gestellte Frage, sondern auf irgend eine andere, sich selbst gestellte, oder überhaupt nicht gestellte, wohl aber in der Luft liegende. Und die wirklich gestellte Frage fällt unter den Tisch. Der Leser wird pass, und fragt sich: Wo hab ich doch so reden hören? Wichtig, in der Konditorei da und da; und aus dem Picknick bei der Gräfin so und so. Ja, ganz recht! So reden sie, die Marionetten, wenn sie nichts sagen wollen und doch am Gespräch teil nehmen wollen. — Die Probe ist also gemacht, der Leser wird an wirkliche Scenen erinnert. Und die Wichtigkeit der Methode ist damit bewiesen. — Das ganze klingt manchmal wie ein Gespräch aufgezogener Puppen. Jede hat mehrere Stichwörter, und viele haben Stichwörter gemeinsam. Die Walze aber, die das Ganze erklingen macht, ist nur eine einzige; nur ein einziges Thema. Und es wird so lange fortgezogen

und gedreht, bis jede Puppe praeter propter wenigstens einmal ihr Stichwort in einem günstigen Augenblick, wenn die anderen gerade frei sind, hinausgeschmettert hat und sich so dem Publikum bemerkbar gemacht hat. Es handelt sich z. B. in einer Scene um dreierlei Dinge: um Schokolade-Trinken, um die geistige Oper und um eine gelbseidene Toilette. Der Tenor ist dann folgender: „Trinken Sie gern Schokolade?“ — Auf diese Frage wird zunächst gar nicht geantwortet, sondern die nächste Person vor dem Spiegel sagt: „Ich finde, daß die Schleppe zu stark bauscht.“ — Auch diese Bemerkung fällt zunächst unter den Tisch, und ein Herr sagt: „Cigallini sang gestern Abend wieder einmal entzückend!“ — Erst jetzt kommt einer vierten Person nach dem Gesetze der Wiederkehr die Schokolade-Idee wieder in den Kopf, und sie schleibt ihre Tasse mit den Worten hin: „Ich möchte doch eine Tasse Schokolade!“ — als ob sie auf die erste Frage überhaupt geantwortet hätte. — Dann sagt eine weitere Person, die den Herrn wegen seiner Bemerkung über die Oper längere Zeit angestarrt hat: „Mir wäre auch die gelbseidene Schleppe zu hoch gebauscht!“ — Leplich läßt sich auch die erste Person, die Schokolade angeboten, mit der Bemerkung hören: „Der Tenor sang falsch gestern!“ — und damit ist die Kette geschlossen. Wird nun das ganze Schema nach der Wahrscheinlichkeit der höchsten Kombination repetitert und variiert, so daß jede der sechs oder wieviel Personen ihre Stichwörter in soundsovielmaliger Gestalt zum Vortrag gebracht hat, dann bemächtigt sich des Lesers oder Zuschauers eine merkwürdige Impression, er hat die Empfindung einer Art Schwindels und er weiß nun ganz genau, daß 1) vom Schokolade-Trinken, 2) vom Zu-Hohen-Emporbauschen einer gelbseidenen Toilette und 3) vom Tenorist Cigallini die Rede war. Aber er erfährt es auf ganz andere Weise, als bisher! Er erfährt es nach dem System der Periwisch-Bewegungen oder des Bauchtanzes, wo

eine Bewegung nichts bedeutet, die tausendfach wiederholte Bewegung aber uns schwindlig macht und in uns einen Eindruck erzeugt, der uns auf Stunden nicht mehr losläßt. Ist die Methode gut angewendet, wird der Tanz gut aufgeführt, dann hebt sich in uns auf einmal aus der Tiefe der Erinnerung ein Drang, die vorgesehene Scene in unserem wirklichen Leben in die Vergangenheit zurückzuverlegen. Damit verschwindet auf einen Moment das Proscenium oder das Buch, und die höchste Illusion ist erreicht. Wir meinen, die Scene in irgend einer Konditorei, in irgend einem Salon gehört zu haben, oder eben jetzt zu hören. Der Dichter hat dann sein Ziel erreicht. — Dies also ist Wedekinds Methode. Viele werden vielleicht denken, es sei eigentlich Maeterlins Methode, oder ihr doch sehr gleich. Dies wäre grundfalsch. Wedekind hat sein herrliches „Frühlings Erwachen“ — welches ich noch immer für unsere genialste dramatische Arbeit halte — lange vor Maeterlins geschrieben; wenn auch dort diese hypnotische, diese auf Einschüferung unserer äußeren Sinne berechnete Methode noch nicht so zum Ausdruck gebracht ist. — Es kommt noch etwas hinzu: Die Personen reden bei Wedekind nicht alles, was sie wissen, oder wissen könnten, oder bei schicklicher Gelegenheit etwa anbringen möchten; sondern im Gegenteil: Die Hälfte oder zwei Drittel fällt unter den Tisch, oder besser, bleibt im Unterbewußtsein, und würgt dort weiter, arbeitet dort als stumme Funktion, bis es bei nächster Gelegenheit plötzlich und unerwartet und in kindschappiger Weise zum Vorschein kommt, so daß wir, die Zuhörer, gefangen werden, und uns sagen: Was so albern herauskommt, das muß wahr sein! —

Es ist also diese Methode, die allerdings mit der Maeterlinschen viel Gemeinsames hat, grundverschieden und entgegengesetzt der sog. naturalistischen Methode, wie wir sie etwa in der „Familie Seidel“ oder in den Hauptmannschen

Stücken, oder in Hermann Bahrs „Ritter“ kennen lernten. In dieser Methode, welche ich die deutsche doktrinaire nennen möchte, hieß das Programm so: Ich will mal alles in Naturstimmen, Gesten, Mimik, Grobianismen, Rührseligkeiten, geraden und verschobenen Redensarten auf die Bühne bringen, was die fünf oder sechs Menschen, die da droben stehen, sagen könnten; nicht, was sie im Fall der Wirklichkeit deklausch, wirklich sagten, sondern mit Anspannung aller Kehlkopf- und Gesichtsmuskulatur sagen könnten.“ — Man merkt sofort den deutschen Doktrinar. Und es war kein Wunder, daß dieses nüchternere, verstandesmäßige Programm vor allem in Berlin zur Anwendung kam. Heute sind wir wohl alle einig, daß dieses Programm ins Wasser fiel. Und wir wissen auch warum?: Weil es ganz unmöglich ist, ein Particre von allerlei zusammengewürfelten Gefühls-Menschen drei bis vier Stunden hindurch mit einem noch etner so nackten Verstandes-Methode komponierten Drama zu erwärmen oder zu befriedigen, oder sie nicht zu erschöpfen. Und wenn der Wille auf beiden Seiten noch so groß war, und das Particreprogramm noch so strenge Parole ausgab: es ging nicht. Auf die Dauer ging es nicht zu sagen: Der Stehenschritt ist die höchste Kunst. Man fiel plötzlich auf die Füße, und merkte, daß es doch natürlicher war. — Nun kommen die andern, die Schmeichler, die Impressionisten, die mit dem musikalischen Rhythmus und dem Klingklang der Wörter arbeiten, die sich ahnungslos in unsre Phantasie einschleichen, und, statt von oben, vom Verstand, von unten, von der Seele aus uns fassen; die nicht dialektisch und didaktisch, sondern suggerierend und einbläserisch, flüsternd vorgehen. Und wie sagt sich der Künstler selbst? Wie würde er etwa sein Programm sich selbst gegenüber aufstellen? Ich will mal meine Seele in einen Zustand versetzen, halb schlafend, halb wachend, so, daß oben in der Überlegung alles ausgelöscht ist, und die paar Persönchen, die

da auf der Bühne herumagieren, wie Register, wie Orgel-Register auf einmal zu plappern anfangen, eine Art Okt-Gal, halb unterdrückt, halb miante Laute, mit ver-gessenen Zwischengliedern, mit Überstoeperungen von Gedanken; so daß ich mich ganz vergesse, und die Marionetten Recht behalten. — Das ist nun Bedekind, das ist Materlink und noch so viele andere. Man sieht gleich, daß diese Leute besonders eifrig die moderne französische Mairerei, die komisch-tappige Mode der modernen Pariser Platate, die parfümierte Art der heutigen Vorführung der Mysterienspiele mit Wachs-Marionetten in Paris studiert haben, wo, nach Art unseres Kasperl-Theaters, der Text hinter der Bühne gesprochen wird. Es ist eben der orientalisir-wältsche, suggestiv-einfluß, der in der Kunst obenauf gekommen ist gegen die harte, kantige, doktrinäre Art der Deutschen, die nun einmal dazu verurteilt zu sein scheinen, auf dem Gebiete der Metaphysik, der philosophischen Grübeleien die Palme zu erringen, aber im Bereich der heiteren, farbigen, die Menge entzückenden Kunst der Sinne, der berücksichtigen Phantasie, von den wältschen Völkern ins Schlepptau genommen werden müssen. — ———

Bürgerzopf. Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wolfram. (Narau, Sauerländer & Co.)

Wolframs Schauspiel ist ein Stück dramatisierte Solothurner Stadtgeschichte aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Kampf des Erbauers der Solothurner Kathedrale, des Italieners Cajetan Pisoni, gegen das zopfige Bürgertum der eidgenössischen Republik. Den Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellt, entspricht das Stück in keiner Weise. Ohne irgendwelche Spannung ergießt sich der Fluß der Handlung in wohliger Breite durch die vier Akte, und dem ahnungsvollen Leser oder Zuschauer ist nicht nur der unglückliche, sondern auch der verunglückte Ausgang bald genug klar. Ich will nur hoffen, daß der große Pisoni

in Wirklichkeit etwas mehr Größe besessen hat, als in dieser Bearbeitung. Für die Schweizer, besonders die Solothurner, mag das Stück wegen seiner örtlichen und geschichtlichen Beziehungen mehr Wert haben, wenn ihnen nicht etwa der Genuß daran durch den vortrefflich geschilberten unwissenden Dünkel des Spießbürgertums verleidet wird, das dort wahrscheinlich ebensowenig ausgestorben ist wie — anderswo.

Medea. Modernes Schauspiel in 4 Akten von Max Kempner-Hochstädt. (Berlin u. Leipzig, E. Trautwein. [L. Wendriner.])

Das Stück trägt den Zusatz „modernes Schauspiel“ wohl nur, um einer Verwechslung mit der antiken Königs-tochter vorzubeugen und anzuzeigen, daß seine Handlung in der Gegenwart vor sich geht. Von „modernem“ Geiste in litterarischem Sinne habe ich bei dem Lesen sehr selten einen Hauch verspürt. Es ist eine Dilettantenarbeit, der Dialog weitsehweisig und ungeeignet, die Fabel nicht schlecht, aber mit einer schauerromantischen Vorgeschichte, und die Charaktere mangelhaft entwickelt. Der Verlags-handlung gebührt unter diesen Umständen entschieden ein großer Dank für das beigegebene Bild des Herrn Kempner!

Das Recht des Lebens. Drama in vier Akten von Theodor Lessing. (München, Brakls Rubinverlag.)

Nachdem sich die „Gesellschaft“ leithin in einer eingehenden Besprechung mit dem Lyriker Theodor Lessing beschäftigt hat, naht sich heute derselbe Schriftsteller als Dramatiker mit einem ernstem Schauspiel, das ich, wenigstens seinem geistigen Gehalte nach, weit über den Durchschnitt der heutigen Bühnenerzeugnisse stellen muß. Das Problem, das ihm ursprünglich zu Grunde liegt, ist daselbe wie in den „einsamen Menschen“, das Auseinanderstoßen der modernen und der alten Anschauungen in einer Familie und der daraus sich entspinneude Kampf, in dem die jüngere Generation, die Vertreterin der modernen, unterliegt, soweit sie noch

in den Anschauungen der älteren erzogen und gewissermaßen geistig von ihr erblich belastet ist. Wie zwischen Hauptmann und „Rosmersholm“, scheint hierin auch zwischen Lessing und den „einsamen Menschen“ eine innere Abhängigkeit zu bestehen, im übrigen aber hat Lessing wohl sein Drama ohne bestedende Empfängnis von fremdem Geiste, allein aus sich heraus geschaffen. Zu der Familien-tragödie hat er noch ein zweites Problem gestellt, das eine der meistumstrittenen Zeitfragen behandelt und das ich kurz als das vom Übermenschen bezeichnen möchte. Der Wert des Stückes wird dadurch erhöht, leider aber seine Wirkung wesentlich beeinträchtigt. Der Gedanke an dieses zweite Problem scheint bei Lessing erst während des Schaffens Gestalt gewonnen und dann eine größere Ausdehnung angenommen zu haben, als er ihm ursprünglich zu geben beabsichtigte. Indem es von Akt zu Akt an Einfluß gewinnt, verdunkelt es die Einfachheit der Handlung und wirkt schleppend auf den Verlauf durch die unvermeidlichen theoretischen Erörterungen. Es handelt sich darum, wer „das Recht des Lebens“ oder besser ein Recht zu leben hat; nach Friedrich Nietsche haben es nur die Gesunden, und so glaubten auch die beiden, seit der Kindheit befreundeten Übermenschen, Friß, ein Schriftsteller, und Richard, ein praktischer Arzt.

Friß, der geistig bedeutendere, ist der Held des Stückes; Lessing stellt ihn so dar, als habe er zuerst die Philosophie vom Recht des Stärkeren in ein System gebracht und litterarisch verjodet. Nun wird er krank, schwindelnd, todkrank, er soll für sich selbst, den „Schadhaften, Dekadenten“, die Folgerungen aus seiner Philosophie ziehen, soll sich selbst das Recht des Lebens, des Schaffens und vor allem das Recht auf sein junges blühendes Weib absprechen — da schlägt er um und widerruft. Egoist durch und durch, läßt er noch im Tode sein Weib schwören, keinem andern anzugehören, so meint er auch, ihr Recht

des Lebens mit ins Grab zu nehmen, denn er weiß, daß Richard und sein Weib sich lieben. Sein Weib schwört, um dem Sterbenden Ruhe zu schaffen, aber sie ist gewillt, den Eid zu brechen, wenn auch Richard sich ohne Zaudern darüber hinweg setzen kann, Richard, der „Übermensch und Titan“. Richard — zaudert, die Erinnerung an den toten Freund und die gemeinsam verlebte Kinderzeit überkommt ihn und siegt. — Offenbar soll Friß eine Karikatur von Friedrich Nietsche selbst sein, nur dessen Fall aus dem Physischen ins Physische gewandt. Sie wäre nicht schlecht, wenn nicht so viele Wuns daran hingen. Davon abgesehen ist das Stück eine ausgezeichnete Satire auf die menschliche Übermenschlichkeit. — Was neulich über das Schaffen Lessings gesagt worden ist, trifft auch bei diesem Stücke zu, das „Impulsive“, der Mangel an bewußter künstlerischer Überlegung“ ist für den Schriftsteller charakteristisch. Es fehlt dem Werke vor allem die Abrundung; die Verknüpfung der einzelnen Szenen und Akte ist viel zu lose und die Notwendigkeit bei den Hauptfachen völlig unzulänglich. Das Stück könnte seiner Anlage nach ganz gut mit dem dritten Akte schließen und würde dann ein herrliches Beispiel für das Recht des Stärkeren liefern; der Sprung vom dritten zum vierten Akte ist ungeheuer. Derartige Dinge sind mehrere im Stücke, dennoch hoffe ich, daß es bei richtig vorgenommenen Streichungen seinen Weg über die deutschen Bühnen machen wird.

Kabuco, dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen von F. Fontona. Deutsch von Vertha von Suttner. (Dresden, Leipzig u. Wien, Pierfons Verlag.)

Die drei blutigen Kriege, die das deutsche Volk im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts führen mußte, um einen, wenn auch noch mangelhaften nationalen Zusammenschluß seiner Glieder zu erreichen, haben für Europa mehr gebracht, als eine verbesserte Auflage der politischen Wandkarte, sie haben auch die geistigen und

politischen Interessen und Bewegungen bei den Völkern dieses Erdtheils wesentlich umgestaltet. Vor allem ist durch sie die Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Heerwesens gerichtet worden, und durch die Eifersucht der Mächte ist es darin schließlich zu einem Wettstreiten gekommen, dessen Kosten kaum noch zu tragen sind. Wie jede Bewegung durch ihren Druck eine Gegenbewegung erzeugt, so hat sich auch hier rasch eine Minderheit, aber keine geistige, zusammengefunden, die dagegen ankämpft, und in ihren kriegsfeindlichen, friedensgerichtlichen Bestrebungen natürlich ebenso weit über das richtige Maß hinausgeht, wie die Bewegung, die sie hervorrief. Die literarische Führung der Friedenspartei hat bekanntlich, soweit dieser unblutige Krieg gegen den blutigen in deutscher Sprache geführt wird, Bertha von Suttner; sie hat ihre ganze literarische Thätigkeit in den Dienst dieser Sache gestellt, und auch die Uebersetzung des mit vorliegenden dramatischen Gedichtes Raduca ist nur dadurch veranlaßt worden. Der Verfasser Fontana, ein bekannter italienischer Journalist, hat sich nämlich auch der Friedensbewegung angeschlossen und ihr mit diesem Werke den ersten Tribut dargebracht. Das Buch, dessen gelbes Umschlag ein großer blutrater Spritzer verunziert, wird für seine „Auslandreise“ durch ein Vorwort aus der Feder Ludwig Fuldas eingeleitet; Herr Fulda ist dabei sehr vorsichtig verfahren, er glebt nur eine kurze Lebensbeschreibung Fontanas und widmet dem Raduca selbst kaum zehn Zeilen. Von der „Schönheit und Leidenschaftlichkeit der Sprache“, die er hervorhebt, habe ich, in der vorliegenden Uebersetzung wenigstens, nichts bemerken können. Dem Gedanken, den assyrischen Weltzerberer auf allen Bieren friedend und dazu wie einen Hund bellend vorzuführen, kann ich ja die „Originalität des Wurfes“ nicht absprechen, aber Schönheit und Kunst? Freilich davon spricht auch Ludwig Fulda nicht. Die handelnden Personen sind Ge-

stalten ohne Fleisch und Blut und taerden wohl nie über die weltbedeutenden Bretter einer deutschen Bühne schreiten.

Karl Credner.

Rechts- und Staatswissenschaften.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad, Ester, Lexis, Loening. 6 Bände. (Jena, Gustav Fischer, 1890 bis 1891.)

Die vorliegenden Bände bilden das umfassendste volkswirtschaftliche Werk, das bisher existiert. Es war ein glücklicher Gedanke der Herausgeber, das ungeheure Material nicht, wie in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie“, in systematischer, sondern in lexikalischer Form verarbeiten zu lassen. Solange der Streit um Aufgabe und Methode der Staatswissenschaften und speziell der politischen Ökonomie noch unausgeschöten ist, muß diese denkbar neutralste Art der Stoffgruppierung auch als die empfehlenswerteste erscheinen. Die Hauptgegenstände sind in größeren, aber übersichtlich gegliederten, teilweise von mehreren Verfassern herrührenden Aufsätzen behandelt. Die kleineren Artikel haben vielfach nur die Bedeutung von Einleitungen zu umfassenderen Darstellungen, indem sie eine allgemeine Uebersicht der unter verschiedenen besonderen Stichwörtern bearbeiteten Teile eines zusammenhängenden Gebietes gewähren. Auf diese Weise wird eine Art Systematik in die Behandlung wenigstens einzelner Teile gebracht. Mehr als 250 Mitarbeiter sind an dem Werke beteiligt: Unvergleichliche Lehrer des In- und Auslandes, Reichs-, Staats- und Gemeinde-Verwaltungsbeamte, Bibliothekare, Richter, Rechtsanwält, Pastoren, Redakteure, Handelskammersekretäre, Kaufleute, Industrielle, Bankiers, Landwirte u. c. Eine bestimmte Schule vertritt das „Handwörterbuch“ nicht. Neben den Individualisten Wolf und Brüntana finden

wir die Kathedersozialisten Schäffle und Wagner, den sozialreformatorischen Pastor Göhre und die Sozialdemokraten Engels und Schönlanf. Schmöller hat den wichtigen Artikel über die Methode der Volkswirtschaftslehre verfaßt, seine Antipoden Menger und Böhm-Bawerk bringen Abhandlungen über Geld, Kapital, Wert, Zins. Die schwächsten Teile des Werkes scheinen mir die Abhandlungen über den Sozialismus und Anarchismus zu sein. Ich will damit keineswegs dem Verfasser der in Frage kommenden Artikel, Prof. Georg Adler, zu nahe treten. Er ist unter den deutschen Universitätsprofessoren sicherlich der gründlichste Kenner der sozialistischen und anarchistischen Literatur. Er hat ein warmes Interesse für diese Spezialität, hat alles, was er gelesen, zweifellos richtig aufgefaßt und ist ein ehrlicher Mann. Trotzdem geben seine hierher gehörigen Artikel ein oblig schiefes Bild der wirklichen Verhältnisse. Woran liegt das? Adlers Darstellung der Entwicklung des Sozialismus und Anarchismus ist lediglich eine Geschichte der sozialistischen und anarchistischen Literatur. Ausschließlich aus Büchern und Zeitschriften hat er seine Kenntnis geschöpft. Ein Blick aber in das wirkliche Leben, in die wirkliche Ideenwelt der sozialdemokratischen und anarchistischen Arbeiterklasse würde ihm das innerste Wesen dieser Strömungen und des notwendigen Ganges ihrer Entwicklung viel deutlicher enthüllt haben, als es Stöße von Agitationschriften vermögen. Sozialismus und Anarchismus sind nicht politische Parteien, deren Wesen man kennt, wenn man ihr Programm verstanden hat, sondern es sind Weltanschauungen, Religionen, die, wenn auch die Botschaft für alle die gleiche ist, sich in dem Innern eines jeden Befenners anders gestalten. Um den modernen Sozialismus zu verstehen, muß man die modernen Sozialisten — nicht die Führer, sondern die Masse — zu verstehen suchen.

Es kam in dem „Handwörterbuch“ vor allem darauf an, den heutigen Stand der

Staatswissenschaften getreu wiederzugeben, überall die neuesten Resultate der Wissenschaft in möglichst knapper, mehr referierender als polemischer Form zu geben. Die Folge ist, daß das „Handwörterbuch“ über alle in Betracht kommenden Fragen meistens in viel kürzerer und bequemerer Weise Auskunft giebt, als es bei den gebräuchlichen Lehrbüchern und selbst bei dem Schönbergischen „Handbuch“ der Fall ist. Ein weiterer Vorzug der textilischen Form liegt darin, daß die Polemik fast ganz fortlassen mußte. Man kann sich über die entgegengesetzten Meinungen unterrichten, man hört die Gründe für und wider, ohne durch den bei unsern braven deutschen Universitätsprofessoren zwar immer herzerfrischend grob, aber meist wenig geistreich geführten persönlichen Haß ennujiert zu werden. Was die Vollständigkeit des Werkes anbetrifft, so erscheint es seltsam, daß die Frage der Arbeitslosigkeit weder, wie man es eigentlich erwarten könnte, in einem Spezialartikel, noch bei Gelegenheit anderer Fragen irgendwo genügend behandelt wird. Die zu erwartenden Supplementbände können das Veräumte jedoch nachholen.

Eine einigermaßen eingehende Besprechung des circa 400 Bogen umfassenden Werkes kann ich hier natürlich nicht geben. Jedenfalls hat die deutsche Wissenschaft wieder bewiesen, daß sie hinsichtlich der Volkswirtschaftslehre noch immer weit aus den ersten Platz behauptet. England hat etwas Ähnliches wie unser „Handwörterbuch“ überhaupt nicht aufzuweisen, und die beiden in Frage kommenden französischen Werke, das Guillaumin'sche „Dictionnaire de l'Economie politique“ und Maurice Bloch's „Dictionnaire général de la politique“ halten schon wegen ihres, mit dem deutschen Werke verglichen, sehr dürftigen Umfangs einen Vergleich nicht aus. Das letztgenannte ist überdies — im Gegensatz zu der ersten und vornehm- neutralen Haltung unseres „Handwörterbuchs“ — lediglich

die Manifestation eines dummen und boshaften Manchesterturns.

John Schilowski.

Vermischte Schriften.

60 Sätze gegen die Irrlehren der Kirchen von Gottfried Schwarz. Heidelberg. Selbstverlag.

Gegen die Kirche schlechthin, die protestantische sowohl wie die katholische, richten sich die Angriffe des vormaligen evangelischen Pfarrers Gottfried Schwarz. Als einzig berechtigte Organisation des menschlichen Lebens erkennt er den Staat an und verwirft jede selbständige kirchliche Verfassung daneben als schädlich und dem Evangelium widerstreitend. Das unsichtbare Band, das die Gemeinde Christi zusammenhalten müsse, beruht in dem Gefühle der religiösen Zusammengehörigkeit, daß ihre Glieder sich eins fühlen in dem Streben nach dem gleichen Ziele, dem gleichen Ideale, nämlich Christus. „Christus unser Ideal“, das ist der Kernpunkt von Schwarzens Lehre. Christus ist Mensch, er bezeichnet sich selbst nur in dem Sinne als Sohn Gottes, als er im Willen und Geiste Gottes handelt, er ist der Heiland der Welt geworden, in dem er uns den Weg gezeigt hat, wie wir gleich ihm Kinder Gottes werden können und sollen durch Überwindung unseres Ichs. Lehrend und leidend hat er selbst das hehrste Beispiel von Selbstaufopferung und Pflichterfüllung gegeben und schließlich nur als erster Märtyrer für die Wahrheit seiner Lehre den Zeugentod erlitten. — In 60 Sätzen hat Schwarz zunächst seine Auffassung kurz formuliert, weitere Ausführungen dazu giebt er in kleinen allmonatlich erscheinenden Heften, die den Gesamttitlel „Evangelium“ tragen. Sie sind in der Form des Zweigeprägels abgefaßt, gründlich und allgemein verständlich. Ich empfehle sie allen, besonders den Ideologen von Fach, zur recht vorurteilslosen Prüfung.

Religion und Wissenschaft. Von Alfred Deeg. Berlin. J. Harnisch und Co.

Die kleine Schrift, die nur 20 schlechtgedruckte Seiten umfaßt, verdankt ihren Ursprung dem klaffenden Gegenfah zwischen Glauben und Wissen. Der Verfasser kenne das Bauen eines persönlichen Gottes und erblickt überall nur die schrittweise Entwicklung nach Naturgesetzen. In scharfen Ausfällen wendet er sich gegen die christliche Glaubenslehre und beruft sich ihr gegenüber auf das „Wissen“ der Naturwissenschaften. Gestützt auf die Ausführungen eines wenig bekannten Naturphilosophen Philipp Spiller, versucht er eine besondere Weltanschauung zu entwickeln, indem er den Äther zum einzigen Kraftinhaber im Weltall und damit zum Ausgangspunkt alles Lebens macht. Er charakterisiert ihn als „die streng gesetzmäßig wirkende, dabei aber unpersonliche Weltseele“. Das Ergebnis ist eine abstrakte Naturreligion. Trotz der sachlichen Beweise im einzelnen und trotz der gehäuften Citate aus den Werken von Gelehrten und Forschern, muß der Verfasser doch selbst zugeben, daß seine Äthertheorie eben auch nur eine Theorie ist, über die man eine volle Gewißheit nicht hat.

Karl Credner.

Johannes Ruser: „Weg mit der Kunst!“ Eine Flugchrift. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Rudolf Hirschberg: „Das Recht zu sündigen!“ Wilhelm Friedrich, Leipzig. Preis 60 Pf.

Über die beiden Schriftchen ist eigentlich wenig zu sagen.

Mit dem ersten, Rusers „Weg mit der Kunst!“ kann ich mich durchaus nicht einverstanden erklären, es müßte denn sein, daß Herr Ruser damit etwas ganz anderes gemeint hat, als ich verstehe. Mit der „Bundesbrüderhand“, die er am Eingang seiner Flugchrift so emphatisch dem „Sinn erfassenden“ darreicht, ist es also bei mir nichts. Ich vermag mit der Kunst nicht so schnell fertig zu werden. Im übrigen erscheint mir Herrn Rusers Standpunkt unverdaute Nietzsche-Philosophie zu sein.

Was Herr Hirschberg in seiner Broschüre, „Das Recht zu sündigen“, sagt, ist ja alles ganz gut und schön und tapfer. Aber ich, und vielleicht viele außer mir wären dem Verfasser sehr dankbar gewesen, wenn er seine Ansichten in einen fatteren, prägnanteren Stile gebracht hätte.

Es klingt zum Beispiel, für meine Ohren wenigstens, ungemein komisch, wenn in einer Auslassung über den Kampf ums Dasein in der Urwelt das herzlich fromme Sprichwort als Keimotiv erscheint:

„Was du nicht willst, das man dir thu,
Das thig auch keinem andern zu.“

Die Sprichwörter haben's Herrn Hirschberg überhaupt angethan. Alle Augenblicke tritt er uns mit einem solchen auf die philosophischen Hühneraugen. Man halte von den Sprichwörtern, was man will, in einem solchen Zusammenhange sind sie einfach banal. Und Banalität bringt die selbste Deduktion der Komik zum Opfer. Leander.

Englische Litteratur.

„Phyllis of Philistia“ by Frank Frankfort Moore. (London, Hutchinson & Co., 8 Schilling.)

Frankfort Moore nimmt unter den modernen englischen Romancisten eine ganz aparte Stellung ein: er ist so ganz und gar nicht Engländer. Er ist bei den Franzosen in die Schule gegangen, von Balzac an, über Daudet, Zola bis zu Paul Bourget, und hat sich jetzt bereits eine Individualität zurechtgeschöpft. In „Phyllis of Philistia“ behandelt er, was der Titel sagt: Ein romantisch veranlagtes Weib, das in allen Vorurteilen des Philistertums aufgewachsen ist und dem Ansturm fortreizender Leidenschaft unterliegt. Es ist der ewige Kampf zwischen Pflicht und Natur, einer jener gewaltigen Probleme, die kein Sterblicher endgültig zu lösen vermag. Und was Zbden nicht gekonnt, das kann auch Frankfort Moore nicht. Das Buch ist einfach geschrieben und wirkt brillant — wohl das

beste Zeugnis, das der Kritiker dem Stil-Künstler ausstellen kann.

„The Uninitiated“ by Albert Chevallier. (London, Swan Sonnenschein & Co., 1½ Schilling.)

Ein anspruchloses, aber ein allerliebtestes Büchlein! Albert Chevallier ist einer der hervorragendsten der englischen Musikhallensänger. Er ist aber auch ein unparteiischer Beobachter, ein hochgebildeter Mann, ein liebenswürdiger Plauderer, ein gemütvoller Humorist. Diese losen Schilderungen der „Ungeweihten“ sind eine köstliche Medizin für vergräunte Seelen.

Chapmans Magazine of Fiction (monatlich bei Chapman & Hall, Limited, Preis 6 Pence) bringt kurze Novellen aus den Federn der bedeutendsten lebenden Schriftsteller Englands und Amerikas. Die Märznummer enthält zwei Perlen der Erzählungskunst, „The Daughter of the House“ by Violet Aunt und „The Story of an Elopement“ by Robert H. Sherard. Freunden englischer Litteratur sei Chapman's Magazin angelegentlich empfohlen; es bringt nur Originale und ist redigiert von Oswald Crawford, dem gewiegtesten Litteraturkritiker des heutigen Englands.

Eine eigentümliche Persönlichkeit unter den litterarischen Zeitgenossen ist Robert Blatchford, der Chefredakteur des sozialistischen „Clarion“. Ich behalte mir vor, dieses originale Talent in einer der nächsten Nummern der „Gesellschaft“ eingehender zu besprechen.

„My Confidences“, an Autobiographical Sketch, Addressed to my Descendants, by Frederick Locker-Lampson. (London, Smith Elder & Co., Preis 1½ Schilling.)

Ein Memoirenbuch, hochinteressant und außerordentlich wertvoll für die Litteraturgeschichte Englands. Locker, 1821 geboren, war Beamter im Admirkalitätsamte, eine äußerst prosaische Beschäftigung, die ihn nicht gehindert hat, ein Dichter zu werden. Seine 1857 veröffentlichten „London Lyrics“ errangen solchen Beifall, daß Thackeray

ihn aufforderte, fürs *Cornwall-Magazin* Beiträge zu liefern. Bald kam er in intimste Verbindung mit seinen großen literarischen Zeitgenossen. Seine Freundschaft mit Browning, George Eliot, Dean Stanley und Gladstone, mit Anthony Trollope, Leigh Hunt, Carlyle, Whate Melville und vielen anderen gab ihm, dem aufmerksamen Beobachter und warmen Mitempfinder mannigfach Gelegenheit, merkwürdige Einzelheiten aus dem Leben und Gehahren all dieser Berühmtheiten aufzuzeichnen. Er ist durchaus wohlwollend, gutmütig, frei von aller Eifersüchtelei, oftmals humoristisch, — ein philosophisch angehauchter Poet. Anspruchlos, selbstlos, erzählt er, was er erlebt hat, erzählt es so, daß manch neues Licht auf manch bekannte Größe fällt. „*My Confidences*“ sind ein dem Litterar- wie dem Kulturhistoriker höchlich schätzbares Quellenwerk, weil jeder Satz darin den Stempel der Wahrheit trägt.

The Present Evolution of Man by G. Archibald Reid. (London, Chapman & Hall, Preis 7½, Schillinge.)

Ein merkwürdiges Buch, interessant für den Laien, willkommen dem Gelehrten. Reid beginnt, wo Weisemann aufgehört hat. Er führt den Leser ein in das Labyrinth der Physiologie und geleitet ihn in freundlicher Weise durch den Irrgarten von Spekulation und Suggestion, so daß er unsicher klar und deutlich sieht, um was sich's handelt. Seine Argumente sind vielfach neu und originell, seine Folgerungen sind logisch und geschickt zugespißt, sein Stil ist präcis und leicht verständlich und angenehm zu lesen. Wer immer es schwer gefunden hat, sich durch trockene Wissenschaft hindurchzuwinden und trotzdem wissensdurstig geblieben ist, dem wird Reids Buch ein anregender Kommentar sein.

Flotsam by Owen Hall (Hippincott's Magazine, London und Philadelphia) ist ein moderner Roman, der in Tenbez und Sprache weit über den Durchschnittswert ähnlicher Produktionen emporragt und es

wirklich verdient, aufmerksam gelesen zu werden. Überhaupt ist Hippincott's Magazine eine jener Publikationen, die sich allen jenen empfehlen, die außer englischer Litteratur auch „select Americana“ kennen lernen wollen.

The Life of Admiral Sir John Franklin by A. D. Traill. (London, John Murray, Preis 16 Schillinge.)

Eine neue Biographie des berühmten Nordpolfahrers, geschrieben mit Benützung einer großen Anzahl bisher unveröffentlichter Dokumente. Im Augenblick, wo alle Welt mit Spannung dem Ausgang der Nordpol-Expedition Dr. Ransens entgegenfieht, erscheint die Biographie Franklins ganz und gar zeitgemäß. Dr. Traill hat das ihm zu Gebote stehende Material mit kundiger Hand gesichtet. Die zahlreichen intimen Briefe Franklins, die in dieser seiner Lebensgeschichte erwähnt werden, werfen neues Licht auf die Ausdauer und Energie, auf die begeisterte Hingebung des bedeutendsten aller Nordpolfahrer. Einzelne Absätze sind geradezu pathetisch und erregen bei dem Leser ebensoviel Teilnahme wie Bewunderung. Das Buch soll demnächst ins Deutsche übertragen werden, und wird, ich bin davon überzeugt, in Deutschland eben so viele Leser finden, als es in den englisch sprechenden Ländern bereits gefunden hat.

The Fiddler of Carne, a Nord Sea Winters Tale, by Ernest Rhys. (Edinburgh, Patric Geddes & Colleagues.)

Vor allem gebührt dieser Verlagsfirma die vollste Anerkennung aller ehrsüchtigen Litteraturfreunde. Patric Geddes & Colleagues haben es unternommen, die Verleger einer Renaissance der keltischen Litteratur zu sein, und hätten sie mit ihren Bestrebungen kein anderes Verdienst erworben, als Miss Fiona Macleods Dichtungen veröffentlicht zu haben, so würden sie darob allein ein Monument als Verleger verdient haben. Der „*Fiddler of Carne*“ ist eine legendenhafte Figur in den an Sagen reichen Annalen Ost-Schottlands. Die

Legende sagt, daß der Fiddler von der See kam und zur See ging, und daß weder seine Herkunft, noch sein Verschwinden jemals erklärt worden sind. Diese Legende hat Ernest Rhys benützt, um einen Roman zu schreiben, der an spanischer Handlung, an poetischer Empfindung und vor allem in koloristischem Stil zu dem besten gehört, das die Schotten in den letzten Jahren produziert haben. Ich stehe durchaus nicht an, Ernest Rhys „Fiddler of Carno“ als eines der besten romantischen Bücher zu bezeichnen, das seit Walter Scotts Zeiten geschrieben worden ist. Das ist Litteratur im höchsten Sinn des Wortes.

George Ellor.

Spanische Litteratur.

Der treffliche Sänger von Ojuna, der echtandalusische Dichter Francisco Rodriguez Marin, der bald Berse so lieblich wie die des Garcilaso, bald satirisch wie die des Quevedo schreibt, und der sich ein besonderes Verdienst durch seine reichhaltige Sammlung der „Cantos populares españoles“ erworben, die uns das Herz des spanischen Volkes erschließen und seine beste innere Geschichte sind, begann unter der geschickten Leitung des inzoischen in Kümmeris und Armut verstorbenen Sevillaners Antonio Machado y Moarez folkloristische Studien, denen er die angenehmsten Stunden des Lebens verdankt. Vom Volke ist er gekommen und vom Volke spricht er auch am 8. Dezember 1895 bei seinem Eintritt in die Real Academia Sevillana de Buenas Letras. Der Gegenstand seiner Rede ist ein echt spanischer: die refranes, die spanischen Sprichwörter, in denen sich das Denken des Volkes ausdrückt, wie sein Fühlen in den coplas, in den Klängen der Volksmusik, im Cancionero, dem Thermometer der Liebeswonne. Den Refranero, die Sammlung der Sprichwörter, nennt er dagegen den Barometer, der den Druck der geistigen Luft der Nationen mißt, das einzige Magazin der Weisheit des Volkes, einen Kodex,

den die Erfahrung bis an das Ende der Tage behütet und bereichert. Spanien ist das klassische Land der refranes, darum hat auch keins so viel Namen für den refrán. Dieser ist ein Volkswort in poetischer Form, eine kurze Sentenz von erprobter Wahrheit, die eine Verhaltensmaßregel oder sonst eine Lehre enthält. Der refrán, den man ein kleines Evangelium genannt hat, entsteht aus der Erfahrung, die das Volk mit Recht die Mutter des Wissens nennt. Ein Einzelner machte die Erfahrung und die andern sprachen sie nach. Aber ein solcher Sprach war noch nicht der refrán, dazu bedurfte es der Kadenz, des Rhythmus, des Reims und der Metapher: die Phrase, die gut und wahr war, mußte auch schön sein. So machte das prosaische Wort eine Reihe von Modifikationen durch, bis die Formen und Varianten, in denen es überleben sollte, sich festsetzten. Andere Quellen des refrán sind die Fabeln und Volkserzählungen; der refrán ist in diesem Falle der salomische Ausdruck oder oft auch die Moral der Fabel. J. V.: Alcaraván zaneado, para otros consejo y para ti ninguno (Nohrbommel mit Stelzbeinen, haßt für andere Rat und für dich keinen). Auch die Geschichte ist eine Quelle der refranes. J. V.: Más vale buena fama que cintura dorada (Biel besser guter Ruf als goldner Gürtel), was sich darauf bezieht, daß zur Zeit Ludwigs IX. von Frankreich die ehrbaren Frauen, um sich von den andern zu unterscheiden, einen goldenen Gürtel tragen mußten. Ferner: Quien no vio a Sevilla no vio maravilla (Wer nicht Sevilla gesehen hat, hat noch keine Wunderstadt gesehen). Oder: A quien Dios quiso bien, en Sevilla le dió de conor (Dem Gott will große Günst erweisen, den läßt er in Sevilla speisen). Ein anderes Beispiel von refranes, die aus geschichtlichen Thaten hervorgegangen, ist: Después de Dios, la casa de Quirós (Nächst Gott das Haus Quirós). Andere Quellen der Sprichwörter sind der Aberglaube und der Aberglaube.

geißt, der Geist einer Provinz, eines Dorfes. Quellen von Sprichwörtern sind auch die Volksromanz und coplas, wenn auch mit einiger Übertreibung die galicische copla sagt: Non hay cantiga no mundo que non teña seu refrán (Auf der Welt giebt es kein Liedchen, das nicht auch sein Sprichwort habe). Aus Romanzten stammt die sprichwörtliche Redensart: Cosas tevedes, el Cid, que surán falar las piedras (Dinge habet ihr, o Cid, die die Steine reden machen). Als refrán citiert das Volk die copla: De la pobreza, la industria; de la industria, la riqueza; de la riqueza el orgullo; del orgullo, la pobreza (Von der Armut der Gewerbfleiß, vom Gewerbfleiß kommt der Reichtum, von dem Reichtum kommt der Hochmut, von dem Hochmut kommt die Armut). Ein anderes Beispiel einer copla, die zum refrán geworden ist: Nunea compres mula coja, pensando que sanará; puos si las sanas cojean, las cojas, qui es lo que harán? (Kaufe nie ein lahmes Maulthier, denkend, daß es bald gesunde, denn wenn die gesunden hinter, was dann werden thun die lahmen?)

Im spanischen Volke leben noch als refranos die Sprüche Salomos, Sirachs und die erhabenen Sprüche der Evangelien fort. Beispiele der Salomonischen Sprüche sind: Nada es tan bueno como lo ayeno (Niets ist so gut wie fremdes Gut). Becerrilla mansa, de todas las vacas mansa (Sanft' Kälbchen bei allen Kühen faugt). Dios en el cielo, y en la tierra el dinero (Gott herrscht im Himmlet, auf Erden das Geld). Ein Spruch Sirachs ist: Al que esoupe al cielo, en la cara le cae (Wer hinausspußt zum Himmelszelt, es hernieder ins Antlitz fällt). Selbst meteorologische Sprüche sind aus den Evangelien entnommen, z. B.: Por la tarde arboles á la mañana soles (Abends Räte, morgens Sonne) und Arboles á la mañana, á la noche son con agua (Räte, wenn der Tag erwacht, bringet Wasser in der Nacht).

Wie die Phänomene der physischen Welt in allen Ländern gleich sind, so mußten auch die Erfahrungssätze, die sich auf die moralische Welt beziehen, da die Menschheit eins ist, in allen Ländern einander gleichen. Die Tradition, die alte Auserbliche, die viel von einer Heiligen und nicht wenig von einer Hexe an sich hat, pflanzt die Sprichwörter von Geiselt zu Geiselt fort; sie, die am Herde sitzt, von Kindern umringt, die ihr zuhören, erzählt die vieljahrhundertalten Märchen, bezingt in alterthümlichen Romanzten die Thaten des Cid und besigt den ganzen Schatz des Volkswissens. Von ihr sagt das Sprichwort: La vieja de los años mil guardaba pan para mayo y leña para abril (Die Alte von tausend Jahren wußte Brot für den Mai, Holz für April zu bewahren). Sprichwörter sind wandelbar, da sie von Mund zu Mund gehen. Sie gleichen daher dem Sähen, von dem der refrán sagt: Salta el hostezo de boca en boca como el pajarillo de hoja en hoja (Das Sähen von Mund zu Mund häßt, wie das Vöglein von Blättchen zu Blättchen schlüpft). Ist werden Sprichwörter verbessert, z. B.: ursprünglich heißt es: Quien hizo un cesto, hará ciento (Wer einen Korb macht, wird hundert machen), aber da man einjah, daß erst Gelegenheit Diebe macht, fügte man hinzu: si le dan mimbres y tiempo (wenn man ihm Weiden und Zeit giebt). Das Sprichwort würde daher jetzt im Deutschen lauten: Wer einen Korb macht, macht hundert Körbe, wofern er nur Weiden und Zeit erwerbe. Manchmal aber wurden auch Sprichwörter entstellt, z. B. hieß es: Al buen callar llaman Sancho, während der alte refrán lautete: Al buen callar llaman sago und Al buen callar llaman santo. (Wer gut schweigt, heißt weise; wer gut schweigt, heißt heilig. Das jetzige Sprichwort heißt dagegen: wer gut schweigt, heißt Sancho). Nicht wie Minerva bewaffnet aus Jupiters Haupt geht das Sprichwort hervor, sondern erst nach einer Reihe von Metamorphosen

erlangt es seine dauernde Form. Das Sprichwort ist kurz: man hat sogar dreifelhige, z. B.: Tal cuerva, tal huevo (Wie der Hahn, so das Ei), Nocina, bocina (Nachbarweib, Schaimci). Vierfelhige sind: A pan duro, diente aguda (Bei hartem Brot scharfer Zahn thut noth), Nuevos reyes, nuevas leyes (Neue Könige, neue Gesetze). Ein sechsfelhiges ist: Un anima sola ni canta ni llora (Die Seele, die allein ist, die singet nicht und weint nicht). Die Zeit, die ewig schafft und zerstört, seilt und vollendet die Sprichwörter, aber sie verstümmelt und beschädigt sie auch. Man sagt jetzt: Más vale maña que fuerza (Viel mehr wert ist Klugheit als Stärke), aber im 16. Jahrhundert fügte man noch hinzu: y más a quien Dios esfuerva (Und noch mehr gilt, wenn Gott hilft zum Werke). Más vale un „toma“ que dos „to daró“ (Mehr wert ist ein einziges „Nimm“ als zwei „Ich werde dir geben“) ist ein verstümmeltes Sprichwort, denn früher gingen noch die Verse voraus: Do „faró, faró“, nunca mo pagué (Von „Ich werde thun“, o weh, ich niemals bezahlet mich seh). Das jetzige Sprichwort: Cria cuervos y to sacarán tos ojos (Zieh' auf einen Raden und ausgepickt wirst Dein Aug' Du haben) entbehrt des Reimes; ehemals aber hatte es eine Assonanz, denn es lautete: Cria el corvo y sacarto ha el oja. Eine nicht zufällige Eigentümlichkeit der Sprichwörter ist die Alliteration, z. B.: Una navia que ya amó las siete eses tenía: Francisca, Franca, Frogona, Fea, Flaca, Floja y Fria.

Von den Sprichwörtern aber muß man sagen, was das Sprichwort selbst vom Weingarten sagt: De todo tiene la viña: uvas, pámpanos y agraz (Der Weingart hat alles: Trauben, Ranken, Agraz). Nur muß man bei den Sprichwörtern bedenken, daß sie manchmal ironisch aufzufassen. Einige Sprichwörter aber sind auch nicht wahr, was das Volk selbst anerkennt, wenn es sagt: Refranes que no sean verdaderos y febreros que no sean locos, pocos (Ein Sprichwort, das nicht wahr, und ein

nicht nährlicher Februar sind rar). Falsch von Ursprung an sind die Sprichwörter, die sich auf Hazardspiele beziehen. Ferner sind viele meteorologische Sprichwörter falsch, die früher richtig waren. Auch giebt es Sprichwörter, die einander widersprechen. z. B.: Quion na se aventura, no há ventura (Wer nicht wagt, gewinnt nicht) und Quion se aventura, pierde caballo y mula (Wer hinaus auf Abenteuer fährt, verliert sein Maultier und sein Pferd). Ein Sprichwort lautet: Al que so muda, Dios lo ayuda (Dem, der sich verändert, steht Gott bei), ein anderes dagegen sagt: Más vale mala conoiedo que buena por conoer (Das bekannte Schlechte ist besser wohl als das Gute, das man erst kennen soll). Falsch sind Sprichwörter, wie das folgende: Asturiano, loco y vano, poco fiel y mal cristiana (Der Asturianer ist nährlich und treulos und schlechter Christ). Übertrieben sind Sprichwörter, die sich auf eine allzu große Heimatliebe gründen, daher sagt ein Sprichwort: Na hay villa sin maravilla (Es giebt kein Dörfchen noch so klein, das nicht ein Wunder nennet sein). Endlich giebt es auch unmoralische Sprichwörter, die als Reliquien vieler Nationen naturgemäß nach dem Holze weisen, aus dem sie gemacht sind. Unmoralisch lautet jetzt das Sprichwort: Quion roba á un ladrón gana cien dias de perdin (Wer einen Räuber berauben mag, gewinnt Ahdiah für hundert Tag'). Im 17. Jahrhundert aber hieß es: de los concedidos por el abispo de sábadado, d. h. die der Teufel gewährt hat. Das Sprichwort ist wie die Münze, die durch viele Hände geht und durch den vielen Gebrauch verbodden und uniesetlich wird. „Mit seinen Sprichwörtern,“ sagt Herder, „würde Sando Panza seine Insel klüger und glücklicher regiert haben als die geschickten Potentier mit ihren Staatsregeln und ihrer Schwelheit.“ Sprichwörter in Aktion sind viele der besten spanischen Theaterstücke des 16. und 17. Jahrhunderts, und ein Goldregen von Sprichwörtern ist auf die drei

berühmten spanischen Werke: die „Cantares del Archipreste de Hita“, die „Colostina“ und den „Don Quijote“ gefallen. Der Held des unsterblichen Romans des Cervantes sagt selbst: „Es scheint, als ob jeder Sancho Panza mit einem Saß voll Sprichwörter geboren würde.“ Ganz vorzüglich war auch die Antwort des D. Luis Montoto auf die Rede des D. Francisco Rodriguez Marin. Es wird darin unter anderen Redensarten oder Redensarten, die einen geschichtlichen Ursprung haben, also dieselbe Quelle wie die refranes, der Ausdruck aus den Kriegen der Spanier mit den Mauren angeführt: A más moros, más ganancia (Um so größer das Maurenheer, desto mehr der Beute desto mehr). Der Ursprung dieser Phrase ist in einer Rede des Eid an Jimena und seine Töchter in den Vidromangen zu suchen, die damit schließt: Quo cuantos más son los moros, más ganancia habrán dejado (Denn je mehr der Mauren waren, desto mehr die Beute desto mehr sie). Auf den Eintritt des Francisco Rodriguez Marin in die sevillanische Akademie aber wendet Montoto 7 Klauenstrauch die sprichwörtliche Redensart an: Todo júbilo es hoy la gran Toledo (Jubel ganz ist heut die Stadt Toledo).

Zu verwundern ist nur, daß ein so interessantes Heft wie das der beiden Neden des Rodriguez Marin und des Montoto in Spanien so wenig verbreitet worden, daß der angesehene Kritiker, Uebersetzer und Dichter Reichard de Tacea desselben nicht habhaft werden konnte, wie er dies in seinen Aconte eincidentos literarios, impresiones y notas bibliográficas 1895 (Madrid, 1896) ausdrücklich bemerkt.

In die Fußstapfen der Gebrüder Grimm, Herman Caballero's und des Francisco Rodriguez Marin ist jetzt auch der wander- und studienfrohe Erzherzog Ludwig Salvator getreten, der seine zweite Heimat, die Balearen, mit der Liebe des Bräutigams und des Dichters in Wort und Bild geschildert, und der sich im Winter

und Leuz der Einsamkeit seines paradisiesschönen mallorquinischen Aufenhalts Miramar erfreut, von wo er im Sommer und Herbst die Schwingen zu Weltfahrten regt. Der erlauchte Reiseschilderer der Balearen, der Columbretes und der Ligurischen Inseln ist jetzt auch ein namhafter Volklorist geworden. Die Saat des Antonio Machado y Alvarez, der 1881 so viele folklorische Gesellschaften gegründet, beginnt in Spanien aufzugehen. „Rondays de Mallorca“ heißt der prachtvoll ausgestattete, sechsen in Würzburg bei Leo Woelk erschienene Band, der die auf Veranlassung des poesiefreundlichen toskanischen Erzherzogs von Antonio Peña, dem Sohn des hervorragenden mallorquinischen Schriftstellers Pedro de Aleántara Peña, gesammelten und vom Erzherzog ausgewählten Märchen von Mallorca in mallorquinischer Sprache enthält. Gleichzeitig hat der sprachkundige Herausgeber im selben Verlag unter dem Titel „Märchen aus Mallorca“ seine deutsche Uebersetzung erscheinen lassen, welche die kindliche Naivität dieser einsamen und doch so köstlichen Geschichten aufs Treueste wiedergiebt. Was die Mutter im Schatten der Orangenbäume ihren Kleinen, was selbst der einsame Kofelndrenner den Seinen in der Ruhe der immergrünen Eichenwälder erzählt, die Nären aus Sirtenmund, mit denen man auf Mallorca sich die langen Winterabende am Kamin verfürzt, während sich die Schäferhunde so nahe ans Feuer legen, daß fast ihr struppig-rauhes Haar davon dreunt, und die Geschichten und Traditionen, die man sich an den festlichen Tagen des Schweinschlachtens oder während des Einschneidens der Saubohnen erzählt, das alles ist in diesen Märchen vereinigt. Vergebens sucht man in ihnen nach arabischen Klängen, wohl aber begegnet man proençalischen Einflüssen, was uns nicht Wunder nehmen kann, da ja aragonische Königinnen in Weilver die Klüte der Dichter von Catalonien, Roussillon und andern benachbarten Ländern versammelten, um mit denen der

Balearen zu wetteifern. Daher haben viele Märchen phantastische Königsgeschichten zum Gegenstande. Andere sprechen von Riesen und Wasserfrauen, von vergrabenen Schätzen, während wieder andere Erinnerungen aus der Maurenzeit, aus dem 15. und 16. Jahrhundert bilden und wohl zumeist wahre Begebenheiten sind, welche die große Geschichte vergaß, deren Andenken sich aber vom Vater auf den Sohn im Volk erhielt. Die „Feuerbläserin“ erinnert etwas an Aschenbrödel. Prächtig sind vor allem das „Märchen des Vodes“, der „Lügenfack“, die „Drei Ratschläge“ und der „Anwalt und der Bauer“. Viele der mallorquinischen Märchen schließen mit den Worten in Bezug auf die Personen, von denen sie handeln: „Und wenn sie nicht gestorben, dann leben sie heute noch.“ — Dit ist in diesen Märchen Witz und Humor.

Kritisches oder andalusisches Salz, Geist und gesunder Menschenverstand ist auch in allem, was D. Juan Valera, der berühmte Verfasser der „Pepita Jimenez“, schreibt. So in seinem neuesten Roman: „Juanita la Larga“, der wie sein Erstlingswerk echt spanisches Gepräge trägt. Selbst die politischen Broschüren Valeras haben einen literarischen Charakter. Diesen hat auch seine kernige patriotische Antwort auf den bekannten Beschluß des nordamerikanischen Senats in Bezug auf die Aufständischen in Cuba, die Broschüre, die Juan Valera zwar anonym, aber doch für jeden Kenner seines leichtgefalligen meisterhaften Stiles sofort erkennbar, bereits am 6. März in Madrid unter dem Titel: „Los Estados Unidos contra España, por un optimista“ erscheinen ließ. Wenn irgend ein Spanier berufen war, das Wort zu ergreifen in dem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien, so war es außer Castelar und der Infantin Eulalia, die Worte der Veröhnung nach Amerika gerichtet, jedenfalls D. Juan Valera, der vor einigen Jahren Spanien in Washington vertrat. Obgleich Regierung und Presse in Spanien Klug-

heit und Mäßigung gezeigt, empfiehlt der weise Diplomat beiden doch noch größere Langmut und Geduld und rät ihnen, die Peleldhungen der Yankee mit dem großen englischen Dichter nur als „Tales told by idiots, full of sound and fury, signifying nothing“ anzusehen und zu verurteilen. Deshalb mahnt er auch von jeder offiziellen Klage ab, denn diese würde ein Geständnis sein, daß die Schüsse der Verkleinerer Spaniens getroffen. Ein Krieg Spaniens gegen Nordamerika aber wäre ein Kampf eines Einzigen gegen Vier, die viel besser bewaffnet als er. Spanien hat Jahrhundertlang seine Tapferkeit bewiesen und kann jetzt, ohne des Kleinmuts bezichtigt zu werden, bis zur äußersten Grenze der Geduld gehen und Schutz gegen einen viel stärkeren Feind erbitten. Zwar giebt Valera zu, daß Spanien zum Teil durch seine eigene Schuld in Europa vereinsamt dasteht, da es keine Allianzen wie Italien, Osterreich und Frankreich gesucht, und da es sich durch sein maßloses Schutzollsystem einige Großmächte entfremdet. Zu Bezug auf Nordamerika aber sagt er, daß es nichts Lächerlicheres gebe, als die Prätension, die sich auf die Monroe-Doktrin stützt: „Wo sind die Amerikaner, denen Amerika auf jeden Fall gehört? Die, welche die Yankee noch am Leben gelassen, sind wie Kampfstiere auf einer Weide oder wie Eber in einem Wildpark eingesperrt.“ Was die Yankee gedacht, erfunden oder geschrieben haben, ist nur ein Appendix der englischen Civilisation. Es ist ein glänzender Schweiß, aber doch nur ein Schweiß. Der leuchtende Mittelpunkt bleibt Europa, das seit drei Jahrtausenden das Scepter der geistigen Hegemonie trägt. Zuletzt versucht Valera mit voltairianischem Geist den Haß der Yankee gegen die Spanier zu verschmücken. Er erzählt nämlich von einem nordamerikanischen Obersten namens Jangerfoll, der Gott deshalb aus dem Weltall vertreiben wollte, weil er so grausam die Sünden in der Hölle bestrafe. „Wäre es nun nicht

besser und klüger," trägt der kluge Valera, „halt mit Gott zu kämpfen und zu hadern, ihn zu schmähen und Tyrann zu nennen, zu glauben, daß er gut sei und daß die ewige Strafe nur eine Verleumdung sei, die man gegen Gott in den Zeiten der Finsternis, wie Jngersoll sie nenne, gerichtet habe? So wäre es auch das Vernünftigste und Gerechteste, statt die Spanier aus Cuba herauswerfen zu wollen und sie als grausam zu schimpfen, zu befehlen, daß sie mit den Brandstiftern sehr gnädig verfahren.“ Es erscheint Valera ebenso möglich als wünschenswerth, daß der Konflikt Spaniens mit den Vereinigten Staaten nicht als Dynamitombe plage, sondern als Seisendiafe zergehe. Wenn aber, so schließt er, der Krieg dennoch unvermeidlich, wird es in Spanien weder Republikaner, noch Carlisten, weder Canovisten, noch Sagastiner geben, sondern alle werden Spanier sein. Johannes Fasteurath.

Bibliographie.

Regir: Arminius an Publius. Fünfzehn Briefe über die unästhetische Erziehung des Menschen. — (Leipzig, Dramaturgisches Centralbureau, Buch- und Bühnen-Verlag.)

Ludwig Bauer: Unser Theaterpublikum. — (Wien, Verlag von A. Bauer, 1896.)

Bismarck und der Kaiser. Große Ausgabe. — (Druck und Verlag der Druckerei Götze. — Preis M. 1,50.)

Otto Dirlich: Die deutschen Parteien im Jubeljahr des neuen Reichs. (Heft 153 der „Zeitschriften des christl. Volksdienstes“, herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Fr. H. Diez.) — (Stuttgart, Chr. Neuberger Verlagsbuchhandlung. — Preis M. 1,—)

Max Dreher: Winterschlaf. Drama in drei Aufzügen. — (Berlin, S. Fischer Verlag, 1896.)

Reichsfreiherr von Tschernbach Landendach: Soll man die Sozialdemokratie zur akuten Revolution, zu Straßenkämpfen zwingen? — (Berlin u. Leipzig, Verlag von Friedrich Vukhardt, 1896. — Preis M. 1,50.)

Dr. Fritz Friedmann: Authentische Enthüllungen eines langjährigen Ver-

trauten. — (1896. G. Frijsche, Hamburg. — Preis 50 Pfg.)

Alfred Wills: Fesseln. Roman in 2 Bänden. — (Dresden, Leipzig u. Wien, E. Pierfons Verlag, 1896.)

Eari Hauptmann: Waldleute. Schauspiel in vier Akten. — (Stuttgart, 1896. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. — Preis M. 2,—)

E. Hochstetter: Die Verstorbenen. Sozialer Roman. — (Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierfons Verlag, 1896. — Preis M. 2,—)

Emil Hügli: Dorf Düsseldorf. Eine Satire. — (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierfons Verlag, 1896. — Preis M. 2,—)

Wolfgang Kirchbach: Einhard und Emma. Schauspiel in 5 Aufzügen. — (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierfons Verlag, 1896. — Preis M. 1,50.)

Paul A. Kirstein: Eine Bekanntschaft. Roman. — (Dresden, Leipzig und Wien, 1896, E. Pierfons Verlag. — Preis M. 3,50.)

Rudolf Knuffert: Lieder. — (Berlin, 1896, Schuster & Köffler.)

Sonja Kowalewka: Die Nihilistin. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Louise Glack: Folschaneanu. — (Verlag der „Wiener Mode“, Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart. — Preis M. 1,50.)

Fr. Kreßmar: Draufgewetter, oder: Soweit sind wir gekommen? Betrachtungen zur Irenen- und Rechtsreform. — (Großehain i/S., Verlag von Herrmann Starke [E. Plasnid]. — Preis 30 Pfg.)

Fr. Kreßmar: Die Irenenfrage am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Eine Einführung in das Studium der Irenenfrage für alle Gebildeten. I. Teil: Die Irenenfrage von allgemeinen und kulturhistorischen Standpunkt. — (Großehain i/S., Verlag von Herrmann Starke [E. Plasnid], 1896. — Preis M. 3,50.)

Dr. Paul Laband: Der Streit über die Thronfolge im Fürstentum Lippe. — (Berlin 1896. Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften. — Preis 80 Pfg.)

Dr. Laurentius Krapottin's Morallehre und deren Beziehung zu Meißner. — (Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag, 1896. — Preis M. 2,—)

Theodor Lessing: Die Nationen. Satirische Komödie in vier Akten. — (München, Verlag von Max Hoffart, 1896. — Preis M. 1,—)

Meinrad Lievert: 's Rivier. — (Trautenfeld, Verlag von J. Huber, 1896. — Preis geb. M. 2,40.)

Rudolf Lothar: Frauenlob. Ein Lustspiel in drei Aufzügen. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1895. — Preis M. 2.—)

L yng: Rissa und Anderes. Gedichte. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896.)

Dr. Wilhelm Martens: Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. — (Hannover, Verlag von Manz & Lange, 1895. — Preis M. 8.—)

Rosa Mayreder-Obermayer: Aus meiner Jugend. Drei Novellen. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 4.—)

Karl Merwart: Redenspäße. Eine heitere Mär. Mit Benutzung einer altfranzösischen Sage. — (Leipzig, Literarische Anstalt [August Schulze], 1896.)

Achille Million: Chez Nous. Lo lang des seates nivernaises. — Airs de lute. — Lo jour qui tombe. — (Paris, Alphonse Lemorre, editeur, 1896.)

Neujahr. Ein Spiegel der Zeit. Von * * *. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 1.—)

August Nemann: Die Erbinnen. Roman in 2 Bänden. — (Dresden und Leipzig, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 6.—)

Rudolf Preßler: Der Schuß. Schauspiel in drei Akten. — (Stuttgart, 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis M. 2.—)

Ernst Kaufner: Die Erzählung des Werkscherrn. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 1,50.)

Ernst Koeder: Das Dresdner Hoftheater der Gegenwart. Biographisch-kritische Skizzen der Mitglieder. Neue Folge. Mit 61 Porträts. — (Dresden und Leipzig, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 4.—)

H. Freiherr von Rothenburg: Deutsche Reiterstücke. Szenen aus dem Kriege 1870/71. — (Großhain und Leipzig, Verlag von Herrmann Starck [E. Plasmid], 1896.)

Otto Rühle: Die Schund-Literatur und ihre Bekämpfung von Seiten des Lehrere. — (Großhain i. S., Verlag von Herrmann Starck [E. Plasmid]. — Preis M. 0,25.)

Venemuto Sartorius (M. Billkomm-Schneider): Schattenbilder aus dem Reiche des Sonnenscheins. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 1.—)

Richard Schaul: Berse (1892 bis 1896). — (Briinn, Druck und Verlag von Rudolf R. Köhler, 1896.)

Dr. Friedrich Scholz: Über Reform der Zrennpflege. — (Eduard Heinrich Mayer [Einhorn & Jäger], Verlagsbuchhandlung, Nohplatz 16, Leipzig, 1896. — Preis M. 1,50.)

Charles W. Smith: Der Ruin der Landwirtschaft. Von Verfasser amorierte liberierung. Als Beitrag zur Beurteilung des börsenmäßigen Getreide-Terminhandels und zur Begründung der Notwendigkeit der Börsenreform, herausgegeben von Graf Arnim-Rußlau, Mitglied des Reichstags. — (Berlin, Verlag von Gustav Schuber. — Preis M. 0,50.)

Mila Treu: Nordsee-Traum. Erzählung in Versen. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 1,50.)

Philipp Wagner: Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. — (Leipzig, 1895, Robert Claußners Verlags-Anstalt.)

Karl Winderlich: Phryne. Ein Lied aus Alt-Gellas. — (Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierjons Verlag, 1896. — Preis M. 2.—)

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- u. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.



Alexander Jensen.

* Juni 1896. *

Die Entstehung des modernen Grosskapitalismus und der sozialen Frage in Frankreich.

Von Heinz Starckenburg.

(Breslau.)

Im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht seit den letzten zwanzig Jahren in ganz Europa die soziale Frage. Es ist dies ein Begriff, den jeder wohl in seinem Innern sich nach eigener Methode zurechtlegt, dem jeder, je nach seiner politischen, religiösen und gesellschaftlichen Stellung, eine andere Bedeutung beilegt. Und doch repräsentiert dieser Begriff einen Kreis von Ideen, die untrennbar mit ihm verknüpft sind, die in jedem Hirn, zu jeder Zeit, gleichartig geweckt werden, wenn man von der sozialen Frage spricht. Es muß also eine Abgrenzung derselben möglich sein. Wo taucht denn das Wort „soziale Frage“ zuerst auf? Überall, wo die Menschheit sich über die primitiven Gebilde der Horde und der Familiengemeinschaft zu höheren Formen des Zusammenlebens aufgeschwungen hat. Die soziale Frage beginnt dort, wo der Ethnologe und Anthropologe dem Historiker Platz macht. Die soziale Frage taucht auf in den Kämpfen zwischen Patriciern und Plebejern in Rom, sie kehrt wieder im Verzweigungskampf der römischen Kleinbesitzer gegen Latifundien und Geldaristokratie in den letzten einhundertundfünfzig Jahren der Republik, sie begleitet die letzten sechshundert Jahre römischer Geschichte in Gestalt der Sklavenfrage. Sie erscheint im Karolingerreiche im Vernichtungskampf der großen Immunitätsherren gegen die Kleinbäuerlichen Freien, im feudalen Lehnsstaat als Unterjochung des Bauernstandes, in der Reformationszeit

als Kampf gegen Monopolismus und Zinsherrn, in der großen französischen Revolution als Vernichtungskrieg des tiers état gegen die Gewalten des Feudalstaates. Wenn wir nach den gemeinsamen Eigenschaften all dieser Kämpfe forschen, finden wir folgendes:

Stets stehen sich, wenn die soziale Frage austaucht, zwei Klassen feindlich gegenüber. Eine herrschende und eine, die zur Herrschaft gelangen will. Beide Klassen bekämpfen sich aber im Rahmen eines dritten Gebildes, das man die Gesellschaft zu nennen pflegt. Es ist die Gesellschaft, die organisch auf Grund der tatsächlichen Besitz- und Machtverhältnisse ihrer einzelnen Angehörigen gegliederte Lebensgemeinschaft, die im Staate den höchsten, letzten Ausdruck ihrer Willenseinheit und in der Familie und im Erbrecht die Gewähr ihrer Dauerhaftigkeit findet. Diese drei Begriffe, eine herrschende, eine beherrschte Klasse und die Gesellschaft sind die notwendigen Voraussetzungen für die Entstehung der sozialen Frage. Andererseits muß sie mit Notwendigkeit entstehen, wenn diese drei Faktoren in völliger Reinheit neben einander sich ausgebildet haben. Sofort drängt sich nun aber auch das Problem auf, wie die soziale Frage im Laufe der Geschichte in so unendlich verschiedenen Formen auftreten und verlaufen konnte, wie z. B. in den Klassenkämpfen und Sklavenkriegen des alten Rom, den gesellschaftlichen Bewegungen des Karolingerreiches, der Renaissance und des absterbenden Feudalstaates? Es müssen offenbar stets schwerwiegende Faktoren bei ihrem Verlaufe mitgewirkt haben, welche die weitgehenden Modifikationen ihrer, durch die gleichen Voraussetzungen bedingten Gleichartigkeit hervorbrachten. Diese für jede Periode verschiedenen Faktoren sind die verschiedenen Besitzformen und Verhältnisse, auf welche die herrschende Klasse ihre Macht stützt, gegen welche die niedere ankämpft, und die in ihrer Gesamtheit der Zeit ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

Es ist dies der letzte Faktor, den wir bei der Analyse der modernen sozialen Frage berücksichtigen müssen: Auf welchem Besitz beruht die Herrschaft der oberen Klasse? Ebenso unzweifelhaft, wie wir für den Feudalstaat den Grundbesitz als Herrschaftsmittel anerkennen, müssen wir für die heutige Zeit den Kapitalbesitz als maßgebend für die gesellschaftliche Schichtung anerkennen. Und in der That sehen wir auch die moderne soziale Frage erst austauchen mit dem Entstehen der großkapitalistischen Gesellschaft und mit der Ausbildung ihrer beiden großen gegnerischen Klassen, des modernen Lohnproletariates und des kapitalistischen Unternehmertumes. Wie diese Faktoren die ganze moderne geschichtliche Entwicklung eines Volkes bedingen können, zeigt uns am glänzendsten die Geschichte Frankreichs.

* * *

Es ist eine bis in die neueste Zeit selbst in wissenschaftlichen Kreisen sehr beliebte Beschäftigung gewesen, in der großen französischen Revolution nach modern-sozialistischen Regungen zu forschen, womöglich die großen Männer der Schreckenszeit zu Sozialdemokraten zu stempeln. Daß diese Mühe vergeblich sein mußte, zeigt freilich von vornherein ein Blick auf die damalige gesellschaftliche Schichtung Frankreichs. Frankreich war vor der Revolution in erster Linie Feudalstaat. Die gesellschaftliche Macht beruhte ausschließlich auf dem mit allen möglichen staatlichen Hoheitsrechten ausgestatteten großen Grundbesitz des Adels und der Geistlichkeit. Wenn man von den königlichen Besitzungen absteht, so befand sich beinahe wirklich der ganze Grund und Boden im Besitze dieser beiden Klassen. In ihrem Besitze befanden sich daher auch beinahe ebenso ausschließlich alle staatlichen Rechte, welche die absolute Monarchie dem Volke gelassen hatte. Ihnen gegenüber stand die große Masse des tiers état. Was ist der dritte Stand? Diese Frage, die beim Ausbruche der französischen Revolution aufgeworfen wurde, ist leicht zu beantworten. Es ist alles. Alles nämlich, was nicht zu den paar hundert privilegierten Adelsfamilien und der Geistlichkeit gehörte. Der leibeigene und hörige Bauer, der Pöbel der großen Städte, die ehrfamen Bürger, Handwerker und Krämer, die Kaufleute, die Gelehrten, Ärzte, Advokaten, der ganze Großhandelsstand; all diese in materieller, geistiger und sozialer Beziehung so unendlich verschiedenen Elemente bildeten den tiers état.

Aber trotz dieser inneren Ungleichartigkeit zeigen sich im Innern des tiers état selbst keine sozialen Spaltungen. Der Druck der beiden herrschenden Klassen war viel zu groß, als daß die unterdrückten Elemente des Volkes noch gegeneinander Klassengegensätze ausbilden konnten. Alles Unglück des Landes, alle materielle Not, alle Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, gleichgültig von welcher Seite sie ausgingen, wurden ausschließlich dem herrschenden System zur Last geschrieben, als dessen ausschließliche Träger die zwei privilegierten Klassen erschienen. Der Kampf gegen sie, die rein negative Zerstörung der alten feudalen Gesellschaft, beansprucht die ersten fünf Jahre der Revolution. Es ist gerade diese innere Desorganisation des tiers état (der eben nur negativ zu definieren ist als Zusammenfassung der nicht privilegierten Teile des Volkes) ein Hauptgrund für das lawinenartige Anschwellen der revolutionären Bewegung. Die Grundelemente des dritten Standes waren viel zu verschiedenartig, um irgend eine organisch abgeschlossene Klasse bilden zu können. Sie trugen wohl die Keime einer neuen künftigen Klasse in sich, aber diese mußte beim Ausbruche der Revolution selbst noch nichts von ihrer Existenz und noch weniger von ihrer numerischen und materiellen Stärke. Dadurch allein wird es erklärlich, daß nach dem

Sturze der feudalen Herrschaft Frankreich eine Zeit lang überhaupt keine Klassen zu haben schien, daß die besitzende Klasse widerstandslos unter der Schreckensherrschaft Tausende ihrer Mitglieder vom Pariser Föbel zur Guillotine schleppen ließ, daß die Verfassungen und organischen Gesetze einander förmlich jagten, und daß die drei großen Prinzipien der Revolution: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit,“ in den Köpfen aller selbst zur selben Partei gehörigen Nachhaber sich so grundverschieden ausmalten. Es war eben der gährende trübe Urbrei, der dort durcheinander quirlte. Alle Hindernisse und Schrecken der alten Zeit hatte die Bewegung niedergerissen, aber das ordnende Prinzip für den Aufbau der neuen Gesellschaft noch nicht gefunden. Es wäre auch sehr gefährlich gewesen, überhaupt nach einem Prinzip für den Neuaufbau einer Gesellschaft zu forschen. Denn jede Gesellschaft setzt eine Unterordnung einer beherrschten unter eine herrschende Klasse voraus, schlug also dem Egalitätsprinzip von 1793 ins Gesicht.

Wir stoßen hier auf eine der wunderbarsten Erscheinungen in der französischen Revolution. Es ist dem ganzen damaligen Geschlecht noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß, um die absolute Gleichheit der konsequenten Revolutionen durchzuführen, notwendig Eigentum und Familie vorher zertrümmert werden müssen, daß, so lange das Privateigentum besteht, dies in irgend einer Form die Quelle der Abhängigkeit eines großen Teiles des Volkes sein muß. Bei allen großen Denkern der Revolutionszeit, bei Rousseau, Voltaire, Helvetius, sogar Mably noch, begegnen wir demselben wunderlichen Wurzelbaum. Sie erkennen das Eigentum als Quelle alles sozialen Elendes an und enden stets mit der Aufrechterhaltung desselben für die Gegenwart. Die Konstitution von 1791 und sogar die von 1793, die also doch wirklich in einer Zeit entstanden war, wo radikale Gedanken zu Worte kommen konnten, zeigt denselben Widerspruch. Die letztere, welche das Egalitätsprinzip in all ihren Artikeln mit einer Raffinerie zum Ausdruck bringt, wie auch nur annähernd keine andere vor- oder nachher, enthält doch noch den Satz: „la propriété est sacrée.“ Wenn wir selbst in ihr nicht, die doch unter der Diktatur des Pöbels entstanden war, Angriffe auf Familie und Privateigentum, die beiden Angriffsobjekte des modernen Sozialismus stoßen, können wir wohl den Schluß ziehen, daß die beiden Klassen, welche den modernen Gegensatz der Gesellschaft repräsentieren, damals noch nicht vorhanden waren. Dies zeigt auch rein empirisch ein Blick auf die damalige wirtschaftliche Lage Frankreichs.

Über vier Fünftel der Bevölkerung war noch im Landbau beschäftigt. Sie saßen als leibeigene oder hörige Hinterlassen auf den großen Feudalherrschaften der beiden privilegierten Stände. Die städtische Bevölkerung bestand zum größten Teil aus Handwerkern, kleinen Kaufleuten und Ader-

bürgern. Die damalige Hauptindustrie Frankreichs, die Seiden- und Spitzenindustrie wurden durchaus handwerkswäßig im Ateliersystem, wo neben einem Meister zwei bis zehn Gesellen beschäftigt sind, betrieben (die Spitzenindustrie freilich schon ziemlich frühzeitig in Form von Hausindustrie). Die einzigen Gebilde, die unseren modernen großindustriellen Betrieben ähnlich sehen, sind die Papiermühlen und die Porzellanmanufakturen. Die ganze berühmte französische Industrie, die damals übrigens nur Luxusartikel exportierte, zerfiel in Kleinbetriebe. Die großen Kapitalien im Lande waren nicht in ihr, sondern im Handel, in den großen Zollpachtungen und in der Regierung verbündet. Die ausschlaggebende Rolle spielte 1793 noch das Kleinbürgertum, das sich aus den vorhin skizzierten Elementen zusammensetzte und in Paris mit dem Schlagworte *la boutique* zusammengefaßt wurde.

Es ist dies eine Partei, die bis auf den heutigen Tag eine meist weit unterschätzte Rolle in der inneren Geschichte Frankreichs gespielt hat. Aber sie ist auch in ihrer ganzen Laufbahn eigentlich in keinen festen Rahmen zu bringen. Sie ist 1793 die Vertreterin des extremen Egalitätsprinzips. Sie kämpft am 20. Mai 1795 zum letzten Male für lange Zeit auf den Barricaden geschlossen für dasselbe. Einige Monate später begegnen wir einem großen Bruchteil von ihr in der Verschwörung des Babeuf. Unter Napoleon stellt das Kleinbürgertum die Generale und Beamten des Kaiserreiches und schwärmt noch lange Jahre nach 1815 für den Bonapartismus. Zur Zeit der Restauration tritt eine geschlossene Partei des Kleinbürgertums überhaupt nicht hervor, sondern es stellt den Grundstock für alle Parteien der Opposition. Unter Louis Philipp ist es das Hauptrekrutierungsgebiet der Babeufiten und der geheimen Gesellschaften, und 1848 findet es in Ledru Rollois noch einmal einen Verfechter des rein politischen Egalitätsprinzips von 1793. Das Charakteristikum des Kleinbürgertums ist meiner Ansicht nach der Mangel jedes festen sozialen und politischen Programms mit Ausnahme der Konstitution und Menschenrechte von 1793. Durch seine Klasse übt es einen mächtigen Einfluß aus auf den Verlauf jeder Volkserhebung. Es ist, wie gesagt, das Rekrutierungsgebiet für jede radikale Oppositionspartei, aber es hat nie eine eigene Partei zu bilden gewußt. Es ist in friedlichen Zeiten schwer für irgend eine Partei dauernd zu gewinnen, und bildet daher in der Gegenwart einen Hemmschuh für die friedliche Agitation der Sozialdemokratie. Aber man kann nicht einmal behaupten, daß es antisozialistisch ist, denn die Kommune von 1871 versammelte das ganze Kleinbürgertum von Paris unter ihrer Fahne. Aus diesem Grunde habe ich in meiner folgenden Darstellung auf eine besondere Berücksichtigung dieses Standes verzichtet. Er ist numerisch einer der stärksten

Bruchteile der französischen Gesellschaft, hat aber seit 1795, meiner Ansicht nach, eine selbständige Rolle nicht mehr gespielt.

Der moderne Gegensatz zwischen Kapitalist und Proletarier*), der im Sozialismus seinen Ausdruck findet, konnte also damals noch gar nicht bestehen, weil eben diese beiden Klassen selbst noch nicht vorhanden waren, sondern sich erst auf der durch die Revolution geschaffenen, neuen sozialen Basis langsam entwickelten; erst als mit dem 9. Thermidor die Schreckensherrschaft des Pöbels ihr Ende gefunden hatte, da begannen zum ersten Male sich Keime dieses neuen gesellschaftlichen Lebens in Frankreich zu zeigen.

Zunächst, um mit einem rein äußerlichen Kennzeichen zu beginnen, geriet der Begriff der strengen republikanischen Tugend in Mißkredit, die unter Robespierre zur Bürgerpflicht gehört hatte. Die jeunesse dorée, die Hauptstütze der Regierung in der Eroberung der Straße und bei der Sprengung der Klubs, erfreut sich ja heute noch in weiten Kreisen eines guten Angebens wegen der Raffinerie und Routine ihres Lebensgenusses. Man sah wieder elegante Toiletten und Equipagen in den Straßen von Paris, die Solons der neuen Machthaber wetterferten an Glanz mit denen der grands seigneurs des ancien régime, die elegante demi-monde eroberte in vier Monaten eine Stellung, wie sie sie noch nie in Paris besessen hatte, und der Sansculotte wurde nicht mehr als Verkörperung des republikanischen Systems, sondern als der inferiore Lump angesehen, der er thatsächlich war. Paris atmete auf von dem Blutdunst der Schreckenszeit, und begann mit seiner jahrhundertelangen Routine wieder für sein Amüsement zu sorgen. Auf einmal, wie durch einen Zauberwink, hatte Paris wieder seine gute Gesellschaft. Das zeigte sich auch bald in der innern Politik. Die neue Konstitution erkannte zwar das Prinzip der Rechtsgleichheit und der Menschenrechte von 1789 an, sicherte sich aber bereits die Klassenherrschaft durch das neue Wahlgesetz, welches mittelst des Censns dem Besitz, an Stelle der Geburt zur Herrschaft über Frankreich verhalf. Der Arbeiter und der kleine Bürgerstand wurde von der Wahl und der Wählbarkeit ausgeschlossen; durch Sprengung des Jakobinerklubs und Unterdrückung der terroristischen Presse, durch Niederwerfung des Aufstandes der Vorstädte und

*) Anmerkung. Es mag hier zur Vermeidung von Mißverständnissen noch einmal ausdrücklich bemerkt werden, daß der Gegensatz zwischen Kapitalist und Proletarier nicht identisch ist mit dem von Arm und Reich, sondern daß die betreffenden Ausdrücke hier in dem nationalökonomischen Sinne gebraucht werden: Proletarier ist der von den Produktionsmitteln getrennte Arbeiter, der von einem laienmäßig gebildeten Kapitalisten zur Verwertung seiner Produktionsmittel (z. B. städtische und ländliche Grundstücke, Bergwerke, Fabriken x.) gegen Lohn für die Erzielung von Profit beschäftigt wird. Das Charakteristikum des modernen Großkapitalismus ist nicht sowohl die Besitzverteilung als die Form, in der, und der Zweck, zu dem sich dieselbe bezieht.

durch ihre Entwaffnung wurden die Anhänger des Terrors von 1793, die Gleichheitsapostel der Guillotine, vernichtet und ihre ganze Partei aus dem politischen Leben verdrängt. In der Mitte des Jahres 1795 hatte die neue Besitzaristokratie ihre Herrschaft bereits vollkommen organisiert. Frankreich begann eine neue Gesellschaft in sich auszubilden, denn unmittelbar mit der Erhebung des Besitzes zur Herrschaft bildete sich die große Menge der Nichtbesitzenden zu einer einheitlichen Klasse aus, einig in dem Streben, ihren Anteil am öffentlichen Leben zu erkämpfen.

Aus welchen Elementen setzte sich nun die neue Klasse zusammen, die so schnell und energisch die Herrschaft an sich gerissen hatte? Es war offenbar nicht die alte Geburtsaristokratie, die teils auf der Guillotine geendet hatte, teils ausgewandert war, und darum ist es notwendig, zum Verständnis dieser ganzen Entwicklung sich die Umwälzung zu vergegenwärtigen, die sich in den Besitzverhältnissen in Frankreich vollzogen hatte. Die radikalste Wandlung in denselben war auf dem Lande eingetreten. Seit 1783 war der größte Teil des platten Landes in Frankreich im fortwährenden Aufruhr. Es ist dies eine Bewegung, die meist neben der großen Tragödie in Paris übersehen wird. Aber ohne diese Erhebung des platten Landes wäre der Sieg der Revolution in Paris und die vierjährige Herrschaft derselben undenkbar gewesen. Der Verzicht der Grundherren in der berühmten Nacht des 4. August 1789 gab thatsächlich nicht viel mehr auf. Jean Jacques le pauvre paysan zahlte schon lange keine Abgaben mehr. Dagegen lohten im ganzen Lande die alten Herrenschlösser auf, der hörige Bauer ging selbst auf die Jagd und schoß auch manchmal statt des Wildes, welches sein Feld verwüstete, seinen Gutsherrn nieder, den er für ebenso schädlich für sein irdisches Ziel hielt. Als dann der Adel systematisch ausgetötet wurde, ergab es sich ganz von selbst, daß die Bauerngemeinde das zum Nationalgut erklärte Herrenland unter den Pflug nahm, und so finden wir 1794 in Frankreich an Stelle der feudalen Grundherrschaft 1½ Millionen bäuerlicher Betriebe. Nicht anders erging es mit einem großen Teile der Staatsdomänen und des Kirchengutes, die damals zur Realisierung der Assignatenschuld verkauft wurden. Der größte Teil von ihnen wurde in freien bäuerlichen Besitz verwandelt. Dieser ganze neu entstandene Stand mittlerer Besitzer hing natürlich mit ganzer Seele an dem neuen Regime. Die Feudalherrschaft bedeutete für ihn die Hörigkeit, die Vertreibung von seinen Ländereien, die Herabdrückung ins äußerste Elend. Seine Existenz beruhte auf dem Bestand der neuen Ordnung. Das Prinzip der Revolutionen: „Le moyen d'affermir la révolution est de la faire tourner au profit de ceux qui la soutiennent et à la ruine de ceux qui la combattent“ fand hier eine glänzende Rechtfertigung.

Aber auch im mobilen Kapital hatten sich große Umwälzungen vollzogen. In der ganzen Zeit von 1789—1793 hatten eigentlich Handel, Industrie und Handwerk in den großen Städten völlig geruht. Die großen Kapitalien verschwanden aus dem Verkehr. Zum Teil verbargen sie sich aus Angst vor den Verfechtern des Sansculottismus; zum Teil gingen sie verloren durch die fürchterliche Handelskrise, durch das völlige Stocken des Kredits und den Assignatenschwindel. Es fand ein riesiges Abströmen des Metallgeldes ins Ausland statt, während im Inland Bargeld zu den Seltenheiten gehörte. Dadurch wurde, als 1794 die Ordnung wieder zurückkehrte, der Komplex großartiger Spekulationen möglich, den man gewöhnlich unter der Bezeichnung *Agiotage* zusammenfaßt. Die Regierung brauchte Bargeld um jeden Preis. Da ihr Kredit aber völlig geschwunden war, mußte zum Verkaufe der Nationalgüter geschritten werden, die durch die weitgehenden Einziehungen allmählich bis auf $5\frac{1}{2}$ Million Schätzwert angeschwollen waren. Zu ihrem Erwerb bildeten sich große Compagnien, welche die Preise derselben aufs Schamloste drückten, da die Regierung um jeden Preis loszuschlagen mußte. Die neuen Machthaber beteiligten sich selbst an dem Geschäft, am unverschämtesten wohl Barras und Tallien. Aber auch der Vater des Sozialismus, St. Simon, erwarb sich hier mühe-los einen Teil seines verlorenen Vermögens wieder. Das kleinste Barkapital hatte damals einen riesigen Wert. Ein zweites Spekulationsfeld für das Geldkapital eröffnete sich in den Anleihen der Regierung, die zu ähnlichen Bedingungen wie die Nationalgüter untergebracht wurden. Barras übernahm z. B. an einem Tage eine später voll zurückgezahlte Anleihe von 12 Mille für 300000 Frcs. Die 18 Milliarden Assignaten freilich, die auf die Nationalgüter fundiert waren, sind nie zurückgezahlt. Die glücklichen Besitzer konnten sich mit ihnen ihre Zimmer austapezieren. Es herrschte eine wilde Spekulation in damaliger Zeit an der Pariser Börse, und zugleich entstand durch dieselbe die Aristokratie der *hauts finances*, die durch ihren unskunigen Lurus bald die Verschwender des *ancien régime* verdunkelte. Hier bildeten sich die herrschenden Klassen der Zukunft aus. An die Seite des neuen Börsenkapitals trat bald auch das jahrelang verschwundene alte Großhandelskapital, und — freilich damals noch vereinzelt — das industrielle Kapital. In jener Zeit wurde der kleine Handwerksmeister, welcher meist seine paar Pfennige während der Revolution verloren hatte und bei dem jahrelangen Stocken der Geschäfte schwer Arbeit fand, in einer ganzen Reihe von Industrien zum hausindustriellen Arbeiter herabgedrückt, und das Kapital der Verleger, d. h. der sie beschäftigenden großen Unternehmer, wuchs in der damaligen Zeit des Aufschwunges bald lawinenartig.

Auf allen Gebieten des Erwerbslebens traten also damals die Anfänge

der modernen Gesellschaft ins Leben, und gleichzeitig tritt zum ersten Male das Schmerzenskind unserer Zeit in die Öffentlichkeit, der Sozialismus, in der Verschwörung des Gracchus Babeuf. Es wirkt beinahe verblüffend, wie genau mit der Ausbildung der Geldherrschaft die Entstehung ihres Gegenbildes zusammenfällt. Die äußeren Einzelheiten der Verschwörung interessieren uns hier nicht. Sie hatte sehr zahlreiche Teilnehmer, war vorzüglich organisiert und besaß in Babeuf einen tüchtigen Führer. Sie rekrutierte sich zum größten Teil aus den niedersten Schichten der Gesellschaft, war im Gefängnis ausgebrütet, in den kleinen Geheimklubs der Vorstädte groß gezogen und hatte allmählich einen Teil der Polizei und die Bataillone der Nationalgarde gewonnen. Aber durch Verrat erfuhr die Regierung vorzeitig den Plan der Verschworenen, und durch einen kühnen Handstreich bemächtigte sie sich aller Führer. Kein Flintenschuß fiel in Paris, die ganze Stadt blieb in unbeweglicher Stille. Die Gefangenen wurden unter Beobachtung der größten Vorsichtsmaßregeln nach Clermont gebracht, Babeuf und drei andere Führer zum Tode verurteilt, die übrigen deportiert. Vor Gericht stießen Babeuf und seine Todesgenossen sich den Dösch in die Brust. — Das Programm der Verschworenen ist rein sozialistisch. Sie sehen, daß die Revolution zum Stehen gekommen ist, daß die Herrschaft der feudalen Gewalten gebrochen ist, aber nur, um die des Besitzes zu begründen. Der Besitz muß also vernichtet werden, um die letzte Konsequenz des Egalitätsprinzips zu ziehen. Zum ersten Male in der ganzen Revolution taucht hier diese Forderung auf. Die Ausführung im einzelnen interessiert weniger. Der Grund und Boden und die übrigen Produktionsmittel sollen expropriert werden und ins Eigentum der Gesellschaft übergehen, die sich nach den einzelnen Kommunen zu gesellschaftlicher Produktion organisiert. Die Erträge der Produktion werden nach Köpfen geteilt, die politische Verfassung ist die Constituante Robespierres von 1793. Diese Verschwörung der Egalitaires ist als Symptom für die Entstehung des modernen Klassenkampfes von außerordentlicher Bedeutung, so gering auch ihre praktischen Nachwirkungen für die fernere Entwicklung Frankreichs sind.

Seit 1795 beginnt nun eine wunderbare Erscheinung in der französischen Gesellschaft ins Leben zu treten. Die Klasse der Besitzenden, die eben erst die politische Herrschaft an sich gerissen hat, beginnt sich von der Politik überhaupt zurückzuziehen. Die *cottorios* und die *factions*, also rein persönliche Streitigkeiten und Interessen, treten im politischen Leben in den Vordergrund. Während die Heere der Republik Europa überschwemmen und die republikanischen Ideen ganz Westeuropa erobern, tritt in Frankreich selbst die Erstarrung des Todes ein. Die Besitzenden ziehen sich von der

Politik zurück und gehen ihrem Erwerbe nach. Es war die beginnende Auflösung des ganzen Staates, die 1797 Napoleon aus Ägypten nach Frankreich zurückrief und ihn zu jenem Staatsstreich vom 18. Fructidor zwang, der ihn zum Herrn von Frankreich machte.

Wo lagen die Gründe dieser merkwürdigen Entwicklung? Sie lagen meiner Ansicht nach darin, daß in Frankreich allmählich der normale Zustand der Gesellschaft zurückkehrte, d. h. daß dem einzelnen seine persöulichen Interessen wieder wichtiger wurden als die öffentlichen Angelegenheiten. Die ganze Erwerbsthätigkeit des französischen Volkes hatte während der eigentlichen Revolutionsjahre geruht, der Nationalwohlstand hatte schweren Schaden gelitten und eine Anzahl Existenzen war materiell ruiniert worden. Aber der Zauber der neuen Ideen war in den Jahren 1783—1793 viel zu gewaltig gewesen, um den einzelnen nur an sich denken zu lassen. Ein wahrer Taumel hatte das ganze Volk ergriffen und riß es mit sich fort in den Strudel des öffentlichen Lebens, das alle andere Interessen in den Hintergrund drängte. Jetzt brachte einerseits die nervöse Abspannung, andererseits der gesunde Egoismus die Besinnung zurück. Man sah die Verheerungen, die durch die Revolution im Wirtschaftsleben der Nation angerichtet waren, und ging daran, sie zu beseitigen. Die egoistischen Einzelinteressen traten in den Vordergrund, und die Herrschaft im Staate wurde eigentlich nur noch als Quelle der Bereicherung erstrebt. Die herrschende Klasse wünschte vor allen Dingen Ruhe im Innern und Sicherung der bestehenden Ordnung, sowohl gegenüber der feudalen royalistischen Reaktion, als gegenüber den radikalen Republikanern und den niederen Schichten des Volkes. Um diesen Preis war sie geneigt, ihre Herrschaft einem Mandatar anzuvertrauen, auf die Teilnahme an der inneren Politik zu verzichten und sich auf die Verwaltung der eigenen Angelegenheiten zu beschränken. Die Gesellschaft war reif für die Diktatur, und der Mann, welcher sie führen konnte, war auch vorhanden, nämlich Napoleon Bonaparte.

Dies ist in kurzen Zügen die Tendenz, welche für die ganze Napoleonische innere Politik maßgebend ist. Sie erklärt das Geheimnis, warum sich die französische Gesellschaft unmittelbar nach der blutigen Freiheitsorgie der Revolution gutwillig einen Despotismus gefallen ließ, der ebenso hart war, wie derjenige der Bourbons. Freilich war es keine Rückkehr zur alten absoluten Feudalmonarchie. Eine unendliche Kluft trennt diese von dem Regierungssystem Napoleons. Es blieb das Prinzip der Rechtsgleichheit, welches die Revolution geboren hatte, erhalten. Es gab keine privilegierten Geburtsstände mehr in Frankreich. Es blieb ferner die Besitzverteilung, welche die Revolution geschaffen hatte, unbedingt erhalten. Es blieb das demokratische Prinzip erhalten, daß nur die Befähigung maßgebend für das

Steigen im Staatsdienste sei, welches seinen prägnanten Ausdruck fand in dem allbekannten Worte, daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage, und welches Heer und Verwaltung untrennbar an das Prinzip der Revolution fesselte. Es blieb die Trennung von Staat und Kirche erhalten; kurz, es erhielt die in der Revolution entstandene neue Schichtung der Gesellschaft von seiten Napoleons ihre feierliche Anerkennung. Ihre Festigung und Ausbildung war der Hauptzweck seiner inneren Politik.

Wichtig vor allem für sein Verhältnis zur neuen industriellen Gesellschaft sind die organischen Gesetze, durch welche die Verwaltung centralisirt wurde. An Stelle der 3800 Kantons, die in republikanischer Zeit die Verwaltungseinheit gebildet hatten, die eine weitgehende Selbstverwaltung besaßen hatten und von der Centralregierung in Paris ziemlich unabhängig gewesen waren, wurden die 1790 geschaffenen Departements zu Hauptverwaltungskörpern erhoben. Die Selbstverwaltung hörte so ziemlich auf. An der Spitze der Departements standen die Präfekten, die durch ihre Absetzbarkeit, ihre hohen Gehalte und strenge Kontrolle völlig von der Regierung abhängig waren. Sie bildeten die Grundpfeiler des ganzen bürokratischen Centralisierungssystems in der Verwaltung, das in keinem Lande Europas so konsequent und mit so glänzendem Erfolge durchgeführt ist. Es wurde zweitens die Gerichtsverfassung reformirt. An Stelle der reinen, frei vom Volke erwählten Laiengerichte der Revolution, die nach freiem Gutdünken, ohne an Recht und Gesetz gebunden zu sein, gerichtet hatten, traten die von der Regierung ernannten Berufsrichter. Dadurch wurde der chaotische Zustand der Rechtsunsicherheit, der während der ganzen Revolution geherrscht hatte, beseitigt. Den Schlüsselstein dieser Gesetze bildete die Publikation der *codes*, die das Recht der modernen industriellen Erwerbsgesellschaft *κατ' ἐξοχήν* sind. Fast kein Land der Erde hat sich beim Eintritt in das moderne Wirtschaftsleben in seiner Gesetzgebung dem Einfluß der napoleonischen Kodifikation entziehen können. Sie hat den Geist der modernen industriellen Gesellschaft voll und ganz erfaßt. Es ist klar, welchen mächtigen Ansporn die Erwerbsthätigkeit des Volkes durch diese Reorganisation der Verwaltung, der Gerichtsverfassung und des Rechtes erhalten mußte. Aber Napoleon that nichts für die Erwerbsgesellschaft. Frankreich wurde nicht bloß rechtlich, sondern auch wirtschaftlich zur Einheit. Riesige Summen wurden für Straßen und Kanalbauten ausgegeben, für die Hebung des Verkehrswesens und zur Erschließung der entfernteren Provinzen. Der großartige Aufschwung der französischen Industrie datiert aber erst seit Einführung der Kontinentalsperre, die den englischen Industrieerzeugnissen beinahe den ganzen europäischen Markt verschloß. Wie Pilze schossen die modernen Großbetriebe in Frankreich aus der Erde. Jetzt erst entwickelte

sich die große Fabrikindustrie mit Maschinenanlagen, riesigen Arbeitermassen und die Produktion für den Weltmarkt. Die französischen Textilprodukte überschwemmten ganz Europa, das große nordfranzösische Eisen- und Kohlenrevier wurde erschlossen. Die Pariser und südfranzösische Luxusindustrie blühte bei rasch wachsendem Reichtum der neuen Gesellschaft mächtig empor, der französische Landbau erhielt alle mögliche Förderung, die Zuckerrübenindustrie und die Großbrennerei entstand damals. Mit einem Worte: das Kaiserreich zog treibhausmäßig eine Riesenindustrie groß, die für den ganzen europäischen Markt produzierte, der durch die Siege der Napoleonischen Heere der französischen Industrie unterworfen wurde. 1810 wurden 138, 1811 154 Millionen für Förderung der Landeskultur ausgegeben. Dazu hatte der große Vortzug der französischen Heere über alle Länder Europas begonnen, der sie aufs unbarmherzigste ausplünderte und die Schätze des ganzen Kontinents nach Frankreich zusammenströmen ließ. Es war die schöne Jugendzeit der französischen Erwerbsgesellschaft, wo sich der tüchtige Arbeiter noch verhältnismäßig leicht zum kleinen Unternehmer und der letztere zum Großkapitalisten emporarbeiten konnte. Die Monopolpreise der französischen Industriewaren infolge der Kontinentalsperre, und die starke Nachfrage nach Arbeitern, die infolge der beständigen Kriege das schöne Leben eines Soldaten des Kaiserreichs vielfach der bürgerlichen Beschäftigung vorzogen, ließ die Löhne andauernd auf einer hohen Stufe. Industrielle Krisen gab es nicht, nirgends ein Grund zur Unzufriedenheit, kurz, es herrschte eine Harmonie und ein frisches, kräftiges Zusammenarbeiten aller Kräfte der Gesellschaft, wie es nur in so abnormen Verhältnissen, wie im damaligen Frankreich, möglich ist. Jetzt ist es begreiflich, warum die Gesellschaft all ihre politischen Herrschaftsrechte so willig dem einen Manne überließ. „Frankreich wurde materiell,“ sagte Mignet, „es wurde aus einem Volke politischer Schwarmgeister ein Volk von Arbeitern.“ In diesen Worten ist die ganze Gesellschaft des Kaiserreiches gekennzeichnet. Als 1815 der Sturz des Kaiserreichs endgültig erfolgte, da war von dem alten Frankreich von 1789 nichts mehr vorhanden. Nicht nur Verfassung, Verwaltung und Recht, nicht nur der ganze geistige Gedankenkreis des Volkes war der allgemeinen Ummwälzung erlegen, nein, auch die Grundelemente der Gesellschaft selbst, die wirtschaftlichen Verhältnisse waren auf den Kopf gestellt. Wer den Kampf gegen die neue Ordnung aufnehmen wollte, hatte nicht mehr die eine oder andere Partei gegen sich, sondern er mußte gegen die ganze neue Gesellschaft kämpfen.

Aus diesem Grunde ist die Geschichte der französischen Gesellschaft in der Restaurationszeit auch so einfach zu skizzieren. Als die Bourbons in Frankreich einzogen, begann der stille, aber darum so erbitterte Kampf

zwischen der alten und der neuen Zeit. Sie hatten nichts vergeben und nichts zugernt, und wenn Ludwig XVIII wenigstens die Kräfte des Gegners richtig beurteilte und den Kampf vorsichtig führte, so führte Carl X. durch sein rücksichtsloses, unkluges Vorgehen die Katastrophe desto schneller herbei. Die Charte von 1815 zeigt deutlich den Gegensatz der beiden Gewalten, indem sie neben die Vertretung der industriellen Gesellschaft, neben die Kammern, die Vertreterin des ancien régime stellte, die Pairskammer. Dazu kamen die Quertreibereien der Emigrantenpartei, die schlangweg die Wiederherstellung des Feudalstaates von 1789 verlangte, der weiße Schrecken, d. h. die blutige Verfolgung der überlebenden Führer der Revolution, die systematische Bedrückung und Einschränkung der Industrie durch die Verwaltung und die Unterdrückung der Presse, schändliche politische Prozesse und vieles andere, was den Gegensatz verschärfen mußte. Einem Manne, wie Napoleon, hatte die herrschende Klasse willig die politische Herrschaft gelassen; unter den Bourbons suchte sie selbst wieder ans Ruder zu kommen, während jene ihrerseits den Rest der alten Rechte dieser Gesellschaft zu ersticken suchten. Dazu kam noch die chronische Krisis der französischen Industrie, welche während der ganzen zwanziger und dreißiger Jahre anhielt. Mit Aufhebung der Kontinentalsperre wurde die französische Industrie auf allen europäischen Märkten von der englischen aus dem Felde geschlagen, und die Regierung that eigentlich alles, um die Krisis zu verschärfen, statt sie zu lindern. Die Arbeiter wurden brotlos, die Löhne sanken, eine ganze Reihe der neuen Großbetriebe brach zusammen. Die Gesellschaft war in ihrem Lebenselement, dem Besitz, angegriffen. Alle Klassen schlossen sich zusammen, zum Widerstand gegen ihren gemeinsamen Feind, der sie zu Gunsten eines abgestorbenen, überlebten Prinzips vernichten wollte. In den geheimen Gesellschaften unter den Bourbons waren die obersten und untersten Klassen der Gesellschaft vereint. Als infolge des Staatsstreiches Karls X. die Julirevolution in Frankreich ausbrach, da socht die ganze moderne Gesellschaft Schulter an Schulter neben einander. Mit ihrem Siege und der endgültigen Vernichtung des alten feudalen Gesellschaftsprinzips zu Gunsten der modernen Gesellschaft prägt sich ihre eigene Individualität aus; es scheidet sich die Klasse der Proletariat von den sie beherrschenden oberen Zehntausend. Es beginnt die Zeit der sozialen Kämpfe, des Strebens des Proletariates, die industrielle Gesellschaft zur sozialistischen umzumodeln.

Als die Kunde von der Umwälzung in Paris sich im Lande verbreitete, glaubte man allgemein, daß die Republik die Staatsform der Zukunft sein würde. Nicht als ob das Land selbst republikanisch gewesen wäre, aber es war allgemein bekannt, daß in dem Pariser Bürgertum und Arbeiterstand

die Republik einen starken Anhang besaß, und man erwartete, daß diese Elemente an ihren Privilegien festhalten würden, Frankreichs Herrscher zu bestimmen. Groß war daher die Überraschung, als die Thronbesteigung Louis Philipps bekannt wurde. Welcher Klasse der Gesellschaft verdankte er seine Erhebung?

Als unten in den Straßen von Paris noch der Barrikadenkampf wütete, berieten im Palais des Bankhauses Lafitte eine kleine Zahl von Männern das künftige Geschick von Frankreich. Es waren die Koryphäen der Börse, des Großhandels und der Industrie. Es war ihnen als den Spitzen der besitzenden Klasse in Frankreich klar, daß in ihrer Hand die Bestimmung des neuen Regierungssystems liege. Der nächstliegende Gedanke war, selbst die Herrschaft an sich zu reißen, die Klassenherrschaft in ihrer reinsten Form, in Gestalt der industriellen Republik zu gründen. Aber 1830 hielt ein gesunder Instinkt die herrschende Klasse von dieser Usurpation zurück. Sie fühlte mehr, als daß sie es wußte, daß eine neue dunkle Bewegung im Volke gährte; die Symptome waren die zahlreichen Arbeiteraufstände in fast allen Fabrikdistrikten von Frankreich, das Entstehen des Sozialismus und das Überwuchern der radikalen Elemente in den geheimen Gesellschaften. Sie wußte, daß wenn sie selbst die Zügel der Regierung ergrieff, die Bewegung ihre ganze Schärfe gegen sie selbst kehren würde. Darum gedachte sie einen Strohmann aufzustellen, der dem Volke gegenüber als Herrscher erscheinen sollte, in Wahrheit aber nur ein gefügiges Werkzeug ihrer eignen Pläne war. Dies ist das Geheimnis der Erhebung Louis Philipps.

Die herrschende Klasse hatte ihn auf den Thron gesetzt, die herrschende Klasse schlug mit der aus ihren Angehörigen gebildeten Nationalgarde alle radikale Opposition nieder, die herrschende Klasse wählte infolge des hohen Censur die Kammer, welche das neue konstitutionelle Königtum endgiltig installierte, und die herrschende Klasse glaubte nun die Zeit gekommen, um all ihre politischen und materiellen Interessen durchsetzen zu können. Es sollte kein Königtum von Gottes Gnaden mehr den Thron von Frankreich inne haben, sondern nur ein Königtum von Gnaden der besitzenden Klasse der Gesellschaft. Die Rechnung war wirklich gut, aber freilich entstand ein kleiner Fehler in ihr dadurch, daß Louis Philipp kein Strohmann, sondern einer der gewiegtesten Staatsmänner seiner Zeit war, der sofort in geheimen Krieg mit seinen Patronen geriet durch das Streben nach zwei Zielen, der *légitimité* und dem *gouvernement personnel*.

Die materiellen Interessen der modernen Gesellschaft und die großen Prinzipien der französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft erkannte er, das Kind der Revolution, freilich voll und ganz an. Es er-

goß sich von neuem ein Millionenregen über die französische Industrie, welcher sie die trüben Zeiten der Krise vergessen ließ und ihr einen Teil der verlorenen Stellungen auf dem Weltmarkt zurückgab. Ganz unglaubliche Summen sind aus den Geheimfonds der Regierung einzelnen Industrien zugeflossen. Speziell bekannt sind mir die den Mülhauser Baumwollindustrien zugewandten, welche in Form von unverzinslichen Darlehen gegeben und nie zurückerstattet wurden. Unter Louis Philipp begegnen wir zum ersten Male dem System, welches Napoleon III. zur Vollendung ausgebildet hat, der Korruption, der Erkaufung der systematischen sittlichen und politischen Verderbung der oberen Klassen des Volkes, um dieselben von der politischen Herrschaft fern zu halten. „Enrichissez-vous, messieurs!“ war die Devise der Regierung. Das System hat beide Male für einige Zeit seinen Zweck erfüllt, daneben aber auch, was in der Gegenwart erschreckend hervortritt, die sittliche Fäulnis für alle Zeiten der französischen Gesellschaft eingimpft.

Bewundernswert ist die geschichte Politik Louis Philipps in den ersten sieben Jahren seiner Regierung. Er selbst will persönlich herrschen, die obere Klasse will ihn nur als Statisten benutzen, und die niederen Klassen hassen ihn als ihren Todfeind, als die Verkörperung des kapitalistischen Systems und wünschen seinen Sturz. Er hat also für seine Bestrebungen keine Stütze im Volke, und doch hat er schon 1837 im wesentlichen sein Ziel erreicht: Die besitzende Klasse hat die Herrschaft in seine Hände zurückgegeben und nimmt nur einen untergeordneten Anteil an der Regierung. Wie war das möglich zu machen? Das Prinzip Louis Philipps war sehr einfach. Er erkannte klar, daß damals noch das Proletariat, solange es von der besitzenden Klasse isoliert war, solange die breiten Massen des Mittelstandes noch nicht proletarisiert waren und daher Gegner einer sozialen Revolution sein mußten, keine Gefahr für den Staat bildete. Andererseits benutzte er die fortwährenden Arbeiterrevolten, welche die Stetigkeit und den Kredit der Industrie aufs schwerste schädigten, dazu, um mit Aufbauschung der wirklichen Gefahr der besitzenden Klasse klar zu machen, daß nur ein persönliches straffes Regiment die Ruhe und Ordnung schaffen könne, welche dem Lande unentbehrlich war.

Er hatte nämlich in Casimir Perier, einem der ersten Bankherren Frankreichs, von der besitzenden Klasse einen Minister eingesetzt erhalten, der mit eiserner Kraft die ganze besitzende Klasse zum Widerstand zusammenfaßte, und jede freie Regung des Königs vereitelte. Aber 1831 brachen in Paris, Lyon, Mülhausen Arbeiterausfälle aus; 1832 veranstalteten die Republikaner anlässlich der Beerdigung des Revolutions-Generals Lamarque eine großartige Demonstration und einen Straßenkampf; und als 1834 die

große Revolte ausbrach, welche das Ministerium Perier auch nicht zu verhüten wußte, da wurde es von seinen eignen Anhängern im Stiche gelassen, und der König konnte beginnen mit seiner Politik des Zuckerbrotes und der Peitsche. Guizot, der strenge Doktrinär, der unbedingte Vorkämpfer der Autorität, trat an seine Stelle. Die ersten Versuche zur Knebelung der Gesellschaft waren die Gesetze über das gerichtliche Verfahren bei Insurrektionen und über die Presse. Letzteres sollte, wie die Minister ausdrücklich erklärten, nicht nur die Angriffe gegen das Königtum eindämmen, sondern in Zukunft unmöglich machen. Unter dem Eindruck der revolutionären Volksbewegung nahm die Kammer die beiden Gesetze an. Aber Louis Philipp verhehlte sich nicht, daß dieser Sieg keine dauernde Basis für sein persönliches Regiment bilden könne. Er mußte der besitzenden Klasse die Behauptung ihrer Herrschaft selbst lästig erscheinen lassen. Jetzt begaun sein Bestechungssystem zu wirken. Ein Abgeordneter nach dem andern erklärte sich für einen dauernden Anhänger des Guizotschen Systems, die Millionen ergossen sich über das Land, die besitzende Klasse heimgaste sie ein und stützte die Regierung, welche ihr den materiellen Wohlstand garantierte. Denn, was Perier nicht durchgesetzt hatte, das erreichte Louis Philipp: Die revolutionäre Bewegung verschwand unter dem eisernen Drucke der Polizei von der Oberfläche und gährte nur in den revolutionären Geheimbänden der 30er und 40er Jahre fort. Die Industrie hatte die ersohnte Ruhe, den ersohnten Kredit, den ersohnten, lange entbehrten Weltmarkt wieder. Der anständige Teil der besitzenden Klasse freilich warf sich zum großen Teil dem Republikanismus in die Arme, ein anderer scharte sich um Thiers und Odilon Barrot und versocht als bedeutungslose Kammeropposition in glänzenden, von ganz Europa bewunderten Reden, ihr Prinzip: „le roi règne, mais il ne gouverne pas.“ Aber seit 1837 war das Herrschafts-Prinzip des Königs gesichert. Die Kammer nahm gefügig alle Gesetzentwürfe an. Die obere Klasse der Gesellschaft war zum größeren Teil erlaust; die kleine Partei der strengen Constitutionellen und Republikaner war nicht mehr gefährlich. Wenn Stürme drohten, dann kamen sie von einer andern Richtung: von seiten des neugebildeten Proletariats.

Wie überall, so war auch in Frankreich mit der Ausbildung des modernen Großkapitalismus sein untrennbares Schattenbild, das moderne Proletariat, entstanden. Aber unter der Herrschaft des Kaiserreichs konnte sich infolge der oben geschilderten abnorm günstigen Verhältnisse der Klassen-gegensatz nicht herausbilden. Erst unter den Bourbons, als die industrielle Krisis ausbrach, als die Löhne sanken und tausende von Arbeitern brotlos wurden, entwickelte sich eine Bewegung im Proletariat der großen Industrie-centren. Zunächst, wie überall in den Anfängen sozialer Bewegung, war

das Ziel der Bestrebungen der Masse vollkommen unklar. „Du pain ou la mort,“ „Vivre on travaillant ou mourir on combattant“ stand auf den schwarzen Fahnen des Proletariats, das in Paris und Lyon auf den Barrikaden um seine Existenz kämpfte. „Brot und Arbeit“ lautet die Forderung. Erst als beides ihnen nicht gewährt wurde, als ihre gewalttätigen Versuche, es sich zu nehmen, blutig niedergeschlagen wurden, als ihnen die Rationalökonomie, die Staatsgewalt und die herrschende Klasse haarscharf bewiesen, daß dergleichen Krisen und Nöte zum Wesen der industriellen Gesellschaft gehörten, daß man sich ihnen zu unterwerfen hatte, wie dem Wüten der Naturgewalten, erst da wurde die Untersuchung auf die wirtschaftlichen Grundlagen der bestehenden Gesellschaft gelenkt, erst da begannen die Angriffe auf die kapitalistische Gesellschaftsordnung selbst. Diese Wandlung vollzieht sich in der letzten Zeit der Bourbons und findet ihren primitiven Ausdruck in den sozialistischen Systemen St. Simons und Fourier's. Auf die Analyse derselben kann ich hier naturgemäß nicht eingehen. Aber eine Eigentümlichkeit dieser ersten Phase des Sozialismus muß hervorgehoben werden, daß nämlich diese Theorien im eigentlichen Proletariat absolut keine Wurzel faßten, daß sie wissenschaftliche Systeme waren, deren Anhänger beinahe ausschließlich der oberen Gesellschaftsklasse angehörten, und daß sie schließlich in kleinlichen Dogmenstreitigkeiten verknöchert, in verba magistri schwörender Schulen endeten.

Eine viel größere Bedeutung gewann für die proletarische Bewegung der Kommunismus, der nach der Julirevolution von Cabet im engen Anschluß an die Ideen Babeufs in Frankreich verbreitet wurde. Ihm schloß sich ein großer Teil der bisher ausschließlich politischen Revolutionäre an. Er vor allem führte die Zersetzung der republikanischen Partei herbei und gewann auf ihre Kosten festen Boden in radikalen Kleinbürgertum von Paris. Von Anfang an ging er darauf aus, im politischen Leben eine Rolle zu spielen. Seine theoretische Bedeutung ist verhältnismäßig gering; seine praktische dagegen sehr groß. Sein Hauptagitationsmittel bildeten die geheimen Gesellschaften, welche seit 1834 aufs energischste von der Polizei verfolgt wurden und gerade dadurch immer mehr ihren ursprünglich rein politischen Charakter verloren und zu Organisationen des sozialrevolutionären Proletariates wurden. Die Details der Entwicklung werden wohl immer im Dunkeln bleiben. Doch treten vier Gesellschaften zeitlich nach einander hervor, an denen man den Umbildungsprozeß der Bewegung aus einer politischen zur sozialen deutlich verfolgen kann. Es sind die amis du peuple, im wesentlichen die Zusammenfassung der alten Carbonaris, die société des droits de l'homme, in welcher politischer und sozialer Radikalismus bereits neben einander stand; die société des familles,

welche sich 1835 nach den blutig unterdrückten Arbeiterausständen von Paris und Lyon, aus den sozialrevolutionären Resten der *société des droits de l'homme* bildete, und die *société des saisons*, welche nur aus den konsequenten Ultras der Babeuvistischen Richtung bestand, deren erster Programmpunkt lautete: Die nächste Revolution kann nur eine soziale sein, und zum Sturz der herrschenden Ordnung sind alle — friedlichen und gewaltsamen — Mittel erlaubt. Die Attentate auf den König und den Minister, die fortwährend wiederkehrenden Putsche legten Zeugnis ab von ihrem Fortbestehen. Ihre innere Entwicklung dagegen ist völlig unbekannt geblieben. In ihren Organen wirbeln kommunistische, sozialistische und anarchistische Theorien durcheinander, alle noch in den Anfangsstadien ihrer theoretischen Durchbildung. Das Gemeinsame all dieser sozialistischen und kommunistischen Systeme war die Bekämpfung des Privateigentums und der Familie, letztere in ihrer Funktion als Erhalterin der materiellen und sozialen Ungleichheit durch Erbrecht und Negotium.

Auf die breiten Massen der Arbeiterschaft übten sie sämtlich auf die Dauer keinen Einfluß aus; die Systeme Fouriers und St. Simons nicht, weil sie über den geistigen Horizont des Proletariats hinausgingen und in der Praxis schmähslich Fiasco erlitten hatten, die kommunistischen Ideen nicht, weil von ihren Anhängern die Propaganda der That in einer Weise gepredigt wurde, welche selbst den wüsten Ausgeburten des modernen Anarchismus in nichts nachsieht. Aber eins bewirkten diese Bewegungen doch. Es wurde ein Gährungsstoff in die breiten Massen getragen, der langsam aber sicher fortwirkte. Das Proletariat lernte jetzt die Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung kritisch betrachten, statt sie als absolute Notwendigkeit hinzunehmen. Es fühlte, daß der bestehende Zustand ungesund war und suchte nach Mitteln für Änderung der schreiendsten Mißstände. Da freilich mußte es erkennen, daß ihm die Hände völlig gebunden waren: Die erkaufte Kammermajorität und die Regierung widersetzte sich jeder Reform, die Partei der reinen Demokratie um Thiers, Odilon, Barrot und Lamartine war politisch völlig an die Wand gedrückt, und das Wahlgesetz schloß mit seinem Censur jede Einwirkung der breiten Massen des Kleinbürgertums und Arbeiterstandes auf die Regierung aus. Es blieb nur ein Mittel zur Durchführung der Pläne des Proletariats übrig; das war die Reform des Wahlgesetzes im demokratischen Sinne. Sie wurde das Lösungswort des Arbeiterstandes, und sofort mit Erhebung dieser Forderung vollzog sich eine Verschiebung der politischen Lage, die ausschlaggebend für die kommende Entwicklung ist, nämlich das Bündnis des politisch radikalen Bürgertums mit dem Proletariat, ein Bündnis zwischen zwei Parteien, die sich seit 1835, d. h. seit Installation des *gouvernement*

personel und der terroristischen Propaganda der Geheimbünde feindlich gegenüberstanden hatten; ein Bündnis endlich, welches die ungeheure Mehrzahl des Volkes zum Kampfe gegen die Regierung und die fiktive Kammermajorität vereinigte.

Zunächst brach der Kampf noch einmal in der Kammer aus. In glänzenden Reden griffen Thiers und Lamartine das herrschende Korruptionssystem, die systematische Umgehung der Verfassung, die Sünden der Verwaltung und Rechtsprechung an. Aber die Regierung war ihrer Kammermehrheit so sicher, daß sie es nicht einmal für nötig hielt, auf diese Angriffe zu antworten und mit schweigendem Hohne die Anträge der Opposition einfach niederstimmen lassen konnte. Jetzt wurde die Agitation auf die Straße getragen. Nach dem Muster des englischen politischen Banketts wurden im ganzen Lande Wahlreform-Banketts von der Opposition veranstaltet. Aber die Regierung blieb fest. Als am 21. Februar 1848 ein großes oppositionelles Bankett veranstaltet werden sollte, zu dem allein dreißig Abgeordnete sich eingeschrieben hatten, berief sie die Häupter der Kammeropposition zu einer vertraulichen Besprechung. Jetzt zeigte der König, wie gut er die dreizehn Jahre des gouvernement personel benutzt hatte. Er hatte die Stadt mit Forts umgeben, die sie in kurzer Zeit in einen Trümmerhaufen verwandeln konnten, in allen Teilen von Paris besetzte Kasernen angelegt, die Nationalgarde und das Heer systematisch von allen gefährlichen Elementen gesäubert. 37 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Vincennes Jäger, 4000 Munizipalgardisten, 20 Schwadronen Kavallerie und 3 Batterien Artillerie hielten Paris besetzt. Weitere 40000 Mann konnten von dem nächsten Posten in kurzer Zeit herbeigezogen werden. Die Führer der Kammeropposition verloren den Mut, sie gaben nach und sagten das Bankett ab. Aber die Bewegung war nicht mehr in ihrer Hand. Am 22. erhoben sich die alten Hauptquartiere aller Revolutionäre: die Faubourgs, die Quartiers St. Antoine, St. Denis, St. Martin, Montmartre, Belleville, und langsam wälzte sich die Bewegung dem Centrum der Stadt zu. Am Morgen des 23. griff die Nationalgarde zu den Waffen, aber eine Legion nach der anderen ging zu den Aufständischen über, und am zweiten Tage der Straßenschlacht war der Sieg den Aufständischen gesichert. Bisher hatte man nur die Reform verlangt, „Ah bas Guizot! Vive la réforme!“ war die Losung gewesen; beide Forderungen hatte der König am Abend des 23. bewilligt, und Paris schien mit seinem bisherigen Erfolge zufrieden. Da führte einer jener wunderbaren Zwischenfälle, die so oft im Jahre 1848 von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind, eine Wendung herbei. Als sich gegen 10 Uhr Abends ein neuer Zug von Arbeitern und Bürgerwehrmännern nach dem Hotel Guizots wälzte, empfing ihn das Militär

mit einer furchtbaren Salve. Das Volk von Paris schrie Verrat, und sofort entbrannte der Kampf von neuem auf allen Seiten. Die besseren Elemente zogen sich vielfach aus dem Kampfe zurück, aber das Proletariat und die Egalitaires von 1793 erhoben sich jetzt als einheitliche Masse. Der letzte Tag der Straßenschlacht, der 24. Februar, ist der Tag des wüstensten, erbittertsten Kampfes. Denn das Ziel desselben ist nicht mehr die Reform, sondern der Sturz des Königtums, das man von jetzt an stets als Erbfeind der Freiheit und des Volkes ansah. Und das Königtum fiel. Es hatte sich mit den Interessen der herrschenden Klasse völlig identifiziert und alles Odium, welches diese verdient hatte, auf sich genommen. Es war nicht mehr der Ausdruck der unparteiischen Staatsgewalt, sondern der Klassenherrschaft gewesen. Darum wurde es als das am leichtesten zu beseitigende Organ derselben zuerst gestürzt, aber an seinen Sturz knüpft sich eine für die Zukunft viel folgenschwerere Bewegung, nämlich der Kampf des Proletariats gegen die Klassenherrschaft selbst, der sofort mit der Erklärung der Republik beginnt und in dem furchtbaren Gemetzel des Juniaufstandes seinen vorläufigen Abschluß findet.

Von vornherein war es der besitzenden Klasse klar, daß diesmal das Proletariat nicht mehr wie 1830 ruhig zuschauen würde bei der Verteilung der Siegesbeute. In der provisorischen Regierung, welche an der Spitze Frankreichs bis zur Ausarbeitung der Konstitution stehen sollte, saßen neben den gemäßigten, der besitzenden Klasse angehörenden Republikanern — radikale Montagnards, wie Ledru Rollin, der Führer des Pariser Kleinbürgertums, und ausgesprochene Führer des Proletariats, wie Louis Blanc, Flozon, Albert. Die soziale Richtung der Revolution zeigte sich bald. Schon am 27. Februar mußte die Regierung dem eindringenden Pöbel nachgeben und feierlich das Recht auf Arbeit anerkennen. Anfang März wurde das Arbeiterparlament im Luxembourg installiert, und am 17. März fand die erste große Heerschau des Proletariats statt: 150 000 Mann stark wälzten sich die Arbeiterbataillone in geordnetem Zuge schweigend vom Marsfelde aus an dem Sitz der Regierung vorbei, um ihren Forderungen den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Es war das erste Mal, wo das Proletariat als ganzes austrat, als festgeschlossene Klasse, unabhängig von allen sozialistischen und kommunistischen Spaltungen im Einzelnen. Es wurde diese Demonstration in ganz Europa tief empfunden als das erste Symptom einer dunklen, zukünftig herausziehenden Gefahr, eines neuen ungeheuren Kampfes, der alles bisher erlebte hinter sich ließ. In dem Recht auf Arbeit, in der Organisation von Arbeit und Kredit waren politische Schlagworte gefunden, welche die Anhänger aller Richtungen der proletarischen Bewegungen mit sich fortrissen. In den Ateliers nationaux,

die bis Ende Mai auf 93000 Arbeiter answollen und Paris mit dem brotlosen, hungernden Proletariat des ganzen Landes überschwemmen, im Arbeiterparlament des Luxembourg, wo alle Richtungen des Proletariats zu Worte kommen konnten, und in der furchtbaren Not, die in Folge der durch die Revolution verursachten Krise das Kleinbürgertum proletarisierte und alle Angehörigen der besitzlosen Klasse gleichmäßig traf, lernte sich das Proletariat als nach oben zu abgeschlossene Klasse kennen, lernte es die kapitalistische Erwerbsordnung als seinen unverföhnlichen Feind betrachten. Aber ebenso mußte die besitzende Klasse seit der Junischlacht, in der zum ersten Mal beide Klassen geschlossen ihre Kräfte mit einander gemessen hatten, daß das Proletariat sein unverföhnlicher Feind war.

Diese innere Einheit der Klasse, die in den Erhebungen des April und Mai klar hervortritt, die ihren großartigsten Ausdruck in dem furchtbaren Schlußdrama des Juliaufstandes findet, ist die Haupterrungenschaft der Revolution von 48. Die französische Gesellschaft hat von nun an ihre Kinderzeit hinter sich. Die Voraussetzungen für die Entstehung der modernen sozialen Frage, die den Ausgangspunkt meiner Arbeit bildeten, sind von nun an in Frankreich alle vorhanden: eine organisch, auf Grund der kapitalistischen Produktions-Ordnung gegliederte Gesellschaft, die herrschende Klasse des Unternehmertums, die beherrschte des Proletariates, und die klar bewußte Ausprägung ihres inneren Gegensatzes. Wohl war das Proletariat in der Junischlacht besiegt, aber diese Niederlage bedeutete nicht seine Vernichtung, sondern nur eine Verschärfung des Klassengegensatzes. — Die Folgezeit vernichtete scheinbar sämtliche Errungenschaften der 48er Revolution. Die republikanische Staatsform verschwand, Louis Napoleon kam ans Ruder, Polizei, Korruption und Militär unterdrückten jede selbständige Regung im Volke. Aber im Stillen keimte und wucherte der Klassengegensatz fort, und zersetzte trotz des anscheinend glänzenden Aufschwungs ihrer ganzen Kultur die französische Gesellschaft in ihren Grundelementen. Was im Kommuneeufstand hervortrat, was in den wahnsinnigen Bestrebungen des Anarchismus seinen (man kann sagen, letzten) konsequenten Ausdruck fand, ist nur eine notwendige Folgeerscheinung der inneren treibenden Kräfte der modernen Gesellschaft, deren Entstehung wir hier verfolgt haben.



Die Enquete über Frauenarbeit in Wien.

Von Irma v. Troll-Borostjani.

(Salzburg.)

„Die Frau“ — sagt Moriz Müller sehr richtig — „ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist.“

Umgekehrt zeigen unsere sozialen Zustände die Frauen aber zu solchen Arbeiten berechtigt, d. h. tatsächlich solche Arbeiten leistend, zu welchen sie infolge ihres schwächeren Organismus, ihrer geringeren Resistenzfähigkeit gegen die Folgen von körperlicher Überanstrengung und gegen gesundheits-schädliche Einflüsse gewisser Beschäftigungsarten, am wenigsten befähigt sind. Und des weiteren sehen wir die diesen Beschäftigungszweigen zugewendeten Frauen in größter Mehrzahl ihre Arbeit unter Verhältnissen erbringen, welche ihre schon an sich gesundheitszerstörenden Wirkungen noch in intensivem Maße steigern und verschärfen.

Wenn die freie Erwerbsberechtigung im Konkurrenzkampfe um Erringung einer selbständigen ökonomischen Stellung, wie allgemein bekannt, einen wesentlichen Teil der Frauenfrage bildet, so liegt es nahe, zu glauben, daß für den ansehnlichen Teil der weiblichen Bevölkerung, der einen bestimmten, berufsmäßigen Erwerb hat, die Frauenfrage gelöst sei.

Diese Folgerung wäre ein Trugschluß.

Denn die Lösung der wirtschaftlichen Seite der Frauenfrage liegt in Wirklichkeit keineswegs darin, daß den zu ihrem Lebensunterhalt auf erwerbsmäßige Thätigkeit angewiesenen Frauen einige bestimmte Arbeitsgebiete freigegeben sind, bei gleichzeitiger Verschließung einer ganzen Reihe anderer Berufsbahnen, sondern eine wirkliche Lösung dieser Frage kann nur in einer der Frau in gleicher Weise wie dem Manne gewährten, völligen, durch keinerlei Schranken eingeengten Freigebung sämtlicher, wie immer gearteter Berufsgebiete erblickt werden.

Wenn daher so oft mit Nachdruck betont wird, daß es für die Frau aus dem Arbeiterstande eine Frauenfrage nicht gebe, weil sie dem Manne gleich zur Arbeit herangezogen sei, gleich ihm freie Bewegung im Erwerbe besitze, so beruht diese Anschauung auf einem Irrtum.

Richtig ist, daß für die Arbeiterin die Frauenfrage eine andere Form angenommen hat. Kämpfen die erwerbenden, sogenannten bürgerlichen Frauen um Erweiterung ihrer Thätigkeitsgebiete, um Zulassung zu den höheren Berufsarten, so müssen die Frauen des Proletariats um höheren Arbeitslohn kämpfen. Für beide ist die Gleichstellung mit dem Manne ein

Ziel, dessen Erreichung ihre wirtschaftliche Lage relativ ihrer gegenwärtigen Lebensstellung verbessern würde.

In der blutigen Tragödie des menschlichen Elends spielt das Frauenelend die hervorstachendste Rolle.

So groß die Not des männlichen Arbeiters mancher Branchen auch ist: größer noch ist die Not der Arbeiterin; so schlecht die Lohnverhältnisse für den Mann sich gestalten: für die Frau sehen wir sie sich noch verschlechtern; so fürchtbar die Abhängigkeit von der Herrschaft des Kapitals auf dem Lohnarbeiter lastet: schmachtet das um Lohn arbeitende Weib noch hilfloser, noch ohnmächtiger unter diesem Joch. Auf der letzten, tiefsten, am schlechtesten entlohnten, am schwersten überbürdeten Unterstufe der Gewerbsarbeit begegnen wir dem Weibe. Ebenso wie der ihr wirtschaftlich gleichstehende Arbeiter unter dem Druck des Kapitalismus leidend, leidet sie außerdem noch unter dem Druck der Herrschaft des Mannes.

Die Ergebnisse der vor kurzem zu Ende geführten Wiener Enquete über Frauenarbeit lieferte einen neuen Nachweis der Richtigkeit dieser Behauptung.

Das zu Tage geförderte Material ist ein überaus reichhaltiges und lehrreiches. Die Arbeitsleistung der aus Männern und Frauen der verschiedensten politischen Richtungen bestehenden Enquete-Kommission muß als eine enorme bezeichnet werden. In 35 Sitzungen, welche eine Zeit von 119 Stunden in Anspruch nahmen, wurden über 300 Experten und Expertinnen, sowie etwa 30 Unternehmer vernommen, und zwar aus folgenden Branchen: Stein- und Kupferdruckerei, Buchbinderei, Kunstblumen-Erzeugung, Kartonnagawaaren-Fabrikation, Federschmücker, Metallschläger, Zuckerbäcker, Metallindustrie, Papierfabrikation, Hutmacher, Habernfortierer, Handschuhmacher, Posamentierer, Kleiderkonfektion, Wäschekonfektion, Psaidlerei, Gold- und Perlenstickerei, Weißstickerei, Wäscherei, Kamm- und Fächermacher, Bürsten- und Pinselmacher, Baugewerbe, Ziegelarbeiter, Dachdecker, Bäcker, Spengler, Tabakarbeiter, Textilindustrie, Lederindustrie, Gummiwaaren-Fabrikation, Zeitungsausträgerinnen, Terracottafabrikation, Niederfabrikation, Kravattennäherei, Modistinnen, weibliche Handelsangestellte, weibliches Chorpersonal.

Bei der Enquete wurde die Ordnung beobachtet, daß zuerst ein männlicher Arbeiter über die Technik des betreffenden Gewerbes Auskunft zu geben hatte, sodann wurden Arbeiterinnen über ihre spezielle Tätigkeit und Verhältnisse befragt und auf Grundlage der protokollarischen Aufnahmen der von den Arbeiter-Experten gemachten Aussagen wurden in einer folgenden Sitzung Unternehmer einvernommen.

Die die herrschenden Zustände in der Frauenarbeit aufhellenden Resultate der Enquete überraschen nicht durch ihre Neuheit. Im Gegenteil be-

stätigen sie die erfahrungsmäßig bekannte Thatsache, daß der Stand der weiblichen Löhne in der Industrie die Tendenz hat, sich in der Tiefe zu halten, und daß infolge des niedrigen Einkommens der Arbeiterinnen die Lebenslage, die körperlichen, gesundheitlichen und sittlichen Verhältnisse des weiblichen Proletariats die denkbar ungünstigsten sind. Diese Resultate bestätigen im Großen und Ganzen das Obwalten der schon aus dem letzten statistischen Bericht der niederösterreichischen Handelskammer sich ergebenden Verhältnisse, welchem Bericht zufolge im Jahre 1891 fast die Hälfte aller Arbeiterinnen im Großbetrieb einen Wochenlohn unter 5 Gulden bezieht, der noch verringert wird durch die in vielen Etablissements in Anwendung gebrachten Strafgebühren und Abzüge. Dem höheren Lohn mancher Arbeiterinnen einzelner Branchen stehen andererseits Wochenlöhne von 3 und 2 fl., ja selbst noch geringere gegenüber. So kommen in der Damenkonfektion Löhne von 40 kr. täglich vor. Die Hauptursache der niedrigen Löhne in dieser Branche — zu welcher sich, wie in der Mehrzahl von allen Industrien, noch monatelange Arbeitslosigkeit während der „tobten Saison“ gesellt — liegt darin, daß in den „Salons“ viele Mädchen des Mittelstandes arbeiten, die nicht auf den Verdienst reflektieren, sondern dort nur arbeiten, um etwas zu lernen und um dann ihre und ihrer Angehörigen Kleider selbst fertigen zu können. Hierdurch werden die eigentlichen Arbeiterinnen geschädigt und die Löhne herabgedrückt. Nach Angabe eines Experten sind zwei Drittel der in den Salons beschäftigten Mädchen nicht direkt auf den Lohn angewiesen.

Man würde sich jedoch gar sehr irren, wenn man glaubte, daß in allen Branchen, an deren Arbeiten Frauen aus dem Mittelstande sich nicht beteiligen, die Löhne um vieles höher seien. In einer großen Reihe von Industriezweigen werden den Arbeiterinnen für gewisse, oft höchst anstrengende Arbeiten Wochenlöhne von 2 fl. oder gar 1 fl. 50 kr. bezahlt.

Wie es um die Nahrung der Arbeiterinnen bei solchen Lohnbedingungen bestellt ist, läßt sich denken. Kaffeebrühe mit Brot bildet ihre Hauptnahrung, höchstens zu Mittag eine Kartoffelsuppe und Sonntags Rostwürstel oder ein Stückchen Pferdefleisch, welches sonntägliche Festessen übrigens auch nur den besser bezahlten Arbeiterinnen erschwingbar ist.

Außerordentlich gering, in Ansehung ihres Wissens und ihrer Leistungen, ist die Bezahlung der weiblichen Handlungsangestellten und Stenographinnen. Comptoiristinnen, welche die Handelsschule mit Vorzug absolviert haben, bekommen für eine durchschnittlich zwölfstündige, oft noch längere Arbeitszeit zuweilen 10, durchschnittlich 15, in den günstigsten Ausnahmefällen 30 bis 35 fl. monatlich. Sie arbeiten neben jungen Männern, die schlechter qualifiziert sind und doch ein höheres Salair beziehen. Die Ge-

halte der Stenographinnen in Advokaturkanzleien betragen 25 bis 30 fl. monatlich, auch für Arbeiten, für welche junge Männer 50 fl. bekommen. Denn so schlecht Männerarbeit in manchen Industriezweigen auch entlohnt wird, ist sie allenthalben doch noch besser bezahlt als Frauenarbeit. So beträgt beispielsweise in der Konfektionsbranche der tägliche Lohn der weiblichen Arbeiterin höchstens 1 fl. 60 kr., während der männliche Arbeiter einen Lohn von 3 fl. erhält.

Recht charakteristisch für die Anschauung, daß weibliche Löhne ein gewisses — äußerst niedriges — Maximum nicht sollen überschreiten dürfen, ist ein von einer in der Spänglerbranche beschäftigten Expertin erzähltes Beispiel. Sie berichtet, daß, wenn die Arbeiterinnen sich im Stücklohn viel verdient haben, der Magazineur, der die Arbeit übernimmt, Abzüge macht, indem er sagt, daß ein Frauenzimmer genug hat, wenn es 5 oder 5 1/2 fl. wöchentlich verdient. Als die Expertin sich einmal bei ihrem Chef darüber beschwerte, antwortete dieser, „das gehe ihn nichts an.“ (!)

Noch schlechter als bei den im Großbetrieb beschäftigten Arbeiterinnen gestalten sich die Lohnverhältnisse für die Heimarbeiterinnen, wie sich ja überhaupt in der jeder behördlichen Kontrolle und Regelung entzogenen Hausindustrie die Lebenslage der in keiner Weise und durch nichts vor äußerster Ausbeutung geschützten Arbeiterinnen als denkbar schlechteste erweist.

Ein in der Enquete vernommener Zwischenmeister in der Branche der Damenkonfektion gab an, daß die bei ihm beschäftigten Arbeiterinnen in zehnstündiger Arbeitszeit allerdings einen Wochenlohn von 70 kr. bis zu 1 fl. 60 kr. verdienen, doch gebe es in anderen Betrieben auch Löhne von 10 kr. per Tag. (!) Eine Expertin desselben Faches erzählte, daß, wenn sie bei elfstündiger Arbeitszeit sehr fleißig war und dann noch zu Hause 3 bis 4 Stunden arbeitete, sie 6 bis 6 1/2 fl. in der Woche verdienen konnte.

In der Kamm- und Fächerproduktion, in welcher die Zwischenmeisterei sehr stark entwickelt ist, giebt es Kinder, die bei zwölfstündiger Arbeitszeit einige wenige Kreuzer täglich verdienen. Bei dem kürzlich erfolgten Tode einer Heimarbeiterin dieser Branche konstatierte der Arzt, daß sie ein-
fach verhungert sei.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Hausindustrie die sozial schädlichste Entwicklungsform der Arbeitsverhältnisse bedeutet. Die abgelegenen Höhlen, die für die in dichter Enge zusammengedrängten Menschen gleichzeitig als Küche, Werkstatt und Schlafraum dienen, bergen ein der düstersten Phantasie spottendes Elend in ihrem Schoß. Die Zustände, unter denen die Menschen hier existieren und arbeiten, sind solche, daß man sich unwillkürlich fragen muß: Wie können sie unter solchen Bedingungen überhaupt leben?

Ein Experte aus der Branche der Damenkonfektion berichtete, daß der Stückmeister gewöhnlich mit seiner Familie in der Werkstätte schläft. In einer solchen Werkstätte lag auch der alte kranke Vater des Meisters Tag und Nacht. Gelüftet wird in solchen Betrieben im Winter gar nicht oder doch nur sehr selten. In einem derartigen als Schlaf- und Werkstätte dienenden Raum wurden im Winter die Fenster vernagelt, damit es durch Öffnen derselben nicht zu kalt werde.

Eine die Arbeitszeit übermäßig ausdehnende Praxis findet statt in der Anfügung der Hausarbeit an die Fabrikarbeit. Nicht nur alle Heimarbeiterinnen arbeiten auch Sonntags und einen Teil der Nacht; auch in den „Salons“ der Damenkonfektion wird während der Saison häufig bis 11 Uhr nachts gearbeitet, und die Mädchen müssen noch Arbeit mit nach Hause nehmen, sonst werden sie entlassen.

Aber auch in vielen Fabriken der verschiedensten Industriezweige wird vom elfstündigen Arbeitstag so wenig Gebrauch gemacht, daß während der Saison die ganze Nacht hindurch gearbeitet wird, und zwar in vielen, ohne daß die Überstunden vergütet werden.

Die Gräulichkeit der Lebens- und Arbeitsbedingungen, unter welchen große Massen weiblicher Arbeiter existieren, erhellt recht anschaulich aus dem Berichte einiger Federstickerinnen. In diesem Gewerbe werden Lehrlingmädchen in größerer Zahl beschäftigt, so daß gegen das Gesetz ein großer Teil der Arbeiten von ihnen geleistet wird. In einem großen Betriebe werden unter hundert Arbeiterinnen vierzig Lehrlingmädchen beschäftigt, und wenn die Gewerbe-Inspektion kommt, so wird ein Teil der Lehrlingmädchen verhaftet. In manchen Betrieben giebt es nur Lehrlingmädchen und gar keine Arbeiterinnen. In einem Betriebe schlafen vier Arbeiterinnen und acht Lehrlingmädchen in zwei Betten und auf vier Strohsäcken, die auf zusammengeschobene Sessel gelegt werden, in einem Zimmer mit zwei Fenstern. In diesem Schlafräum wird nur zu Ostern und Weihnachten gereinigt. Wochenlang wird bis Mitternacht und noch länger gearbeitet. Die Lehrlingmädchen, die auch unter Umständen gar keinen Lohn erhalten, müssen oft bis 2 und 3 Uhr früh durcharbeiten. Am Samstag wird in der Saison oft die ganze Nacht durchgearbeitet. In andern Geschäften müssen die Arbeiterinnen die Arbeit mit nach Hause nehmen, sonst werden sie entlassen. Es wird berechnet, wie viel die Arbeiterin am Sonntag arbeiten kann, wenn sie den ganzen Tag nicht aufhört, und so viel muß sie mitnehmen. Es wird auch vielfach von Beamtenöchtern und Mitgliedern besserer Kreise Heimarbeit übernommen und für einen Spottlohn ausgeführt. Manche der Heimarbeiterinnen verdienen sich wöchentlich 12 bis 18 fl., indem sie selbst junge Mädchen gegen einen Wochenlohn von 70 kr. und eine in der Regel sehr

schlechte Mittagskost beschäftigen. Neben der fürchterlich ausgedehnten Arbeitszeit sind die Sittlichkeitsverhältnisse die traurigste Seite dieses Gewerbes. In vielen Betrieben sollen, wie die einvernommenen Arbeiterinnen ausagen, ganz unbeschreibliche Verhältnisse herrschen. Jede Arbeiterin müsse sich der Laune des Herrn hingeben, und die Zahl der unehelichen Kinder sei sehr groß. Viele der Betriebe seien in dieser Hinsicht berichtigt, die Lehrlingmädchen können sich angeblich oft auf andere Weise die Freisprechung nicht verschaffen, als wenn sie sich dem Herrn hingeben.

Daß die sanitären Zustände unter derartigen Verhältnissen äußerst ungünstige sind, ist selbstverständlich. Viele Gewerbe, in welchen vorzugsweise Frauen beschäftigt sind, sind an sich schon in hohem Grade gesundheitschädlich. So die Metallwarenbranche. Dabei kommen Schwefel, Salpetersäure, Salzsäure und Cyankali zur Anwendung. Oft müssen die Arbeiterinnen einen halben Tag lang mit einer dieser Säuren hantieren, deren Wirkung so heftig ist, daß ihre Kleider förmlich zerfressen werden. Während, sowie nach der Arbeit stellen sich dann starke Kopf- und Magenschmerzen und sonstige Beschwerden ein. Hautausschläge, insbesondere an den Händen, sind sehr häufig und machen die Arbeiterinnen arbeitsunfähig, so daß sie entlassen werden müssen. Auch werden zu einem Teile des Arbeitsprozesses Eisenfeilspäne mit Schwefelsäure so lange zersezt, bis sie grünspanhaltig sind. Die Teilchen erfüllen dann die Luft. In diesen von den verschiedenen Säuren durchschwängerten, mit Metallstaub bedeckten Räumen nehmen die Arbeiterinnen meist ihre Mahlzeiten ein. Dabei haben die Arbeiterinnen zuweilen Arbeitsprozesse zu verrichten, welche selbst von kräftigen Männern nicht ausgehalten werden. „Ich wäre lieber brotlos,“ sagte ein Experte, „bevor ich so etwas thun würde.“ So ist das Aussehen selbst der besser bezahlten Arbeiterinnen ein sehr schlechtes. Totgeburten sind sehr häufig. Insbesondere bei den Schleiferinnen kommen sehr wenige Kinder lebend zur Welt. Eine der Expertinnen hat schon drei Kinder gehabt, sie sind alle gestorben; nach Aussage des Arztes, weil sie infolge der Beschäftigung der Mutter keine Lebenskraft hatten.

Die Löhne in diesen schweren Gewerbezweigen sind allerdings höhere als in manchen anderen. Sie betragen 5 fl. 50. kr. bis 8 fl. wöchentlich. Sie werden aber einerseits durch Strafgehalte (fürs Pflandern, fürs Zuspätkommen, ja selbst für das Zerbrechen eines Fensters beim Putzen, wofür die Arbeiterin nicht nur das Fenster selbst bezahlen muß, sondern außerdem noch Strafe zu zahlen hat) und andererseits durch arge Mißbräuche in Beschaffung der Rohmaterialien oft um die Hälfte reduziert. Es herrscht nämlich die sinnreiche Einrichtung, daß die Arbeiterinnen die zum Schleifen notwendigen Holzscheiben, Kleinen, Tücher u. s. w. selbst beistellen, und zwar

vom Unternehmer kaufen müssen. Und der Unternehmer verkauft ihnen diese Materialien viel teurer, als sie ihm selbst zu stehen kommen; so z. B. einen Riemen, der ihn 30 kr. kostet, um 70 kr., Schmirgel, der ihn 18 kr. kostet, um 36 kr. u. s. w. Und so werden die Löhne derartig vermindert, daß die Arbeiterinnen bei ihren harten, gesundheitschädlichen Arbeiten fast niemals imstande sind, sich ein Stück Fleisch zu bezahlen. Eine Fabrikordnung ist in einem dieser Betriebe wohl vorhanden, aber sie hängt so hoch oben, daß sie niemand lesen kann. (!) In einem anderen solchen Stablißement wurde eine Arbeiterin entlassen, nachdem sie sieben- undzwanzig Jahre in demselben Betriebe gearbeitet und daselbst mehrere Unfälle erlitten hatte. „Du kannst nicht mehr gehen,“ sagte der Unternehmer zu ihr, und schickte sie weg.

In den Lampenfabriken müssen die Arbeiterinnen beim Pressen ein zwanzig Kilogramm schweres Rad drehen, wobei sie 7—8000 Umdrehungen im Tage machen. Das Pressen ist so anstrengend, daß sie höchstens drei Tage in der Woche beschäftigt sein können. In den Trockenkammern, wohin die lackierten Gegenstände gebracht werden, herrscht eine Hitze von 40 Grad Reaumur. Die Arbeiterinnen kommen oft zehnmal im Tage in diese Kammer und müssen sich dort fünfzehn bis zwanzig Minuten aufhalten. Bei manchen Verrichtungen, wie beim Putzen der großen Badewannen, müssen die Arbeiterinnen den ganzen Tag in gebückter Stellung hantieren und diese Arbeit, bei welcher nur sehr robuste Frauen verwendet werden, ist so anstrengend und wegen des Einatmens des Schwefelsäuredunstes so gesundheitschädlich, daß häufige Ohnmachtsfälle vorkommen.

Tägliche Erkrankungen kommen vor bei der Erzeugung von Bleikapseln für Flaschen, in Folge des beim Schmelzen des Bleies sich entwickelnden Dunstes, der Bleikolik verursacht. Die Arbeiterinnen müssen bei verschiedenen Teilen dieser Arbeit den ganzen Tag mit Händen und Füßen in Bewegung sein; auch werden die Finger sehr oft von den scharfen Bleikapseln verletzt.

Ungesund ist die Fabrikation von Gummivaaren wegen des bei denselben zur Verwendung kommenden Benzins, durch dessen andauernde Einatmung bei den Arbeiterinnen Übelkeiten und Weinkrämpfe verursacht werden.

Höchst gesundheitschädlich ist — worauf ein Unternehmer selbst hinweist — das in der Kartonnagewaren-Erzeugung vorkommende Bronzieren. „Es schwellen die Augenlider, die Nasen- und Mundhöhlen an, es kommen dabei oft drei bis vier Ohnmachten im Tage vor.“

Zu den ungesunden Gewerben muß die Hutfabrikation gezählt werden in Folge der von den Fellen sich loslösenden Haarteilchen, die so sehr die Luft erfüllen, daß die Kleider der Arbeitenden wie mit Mehlstaub bedeckt

erscheinen. In denselben Lokale wird auch gegessen. Manche der von den Frauen bei der Herstellung eines Gutes zu verrichtenden Arbeiten fordern großen Kraftaufwand und sind ihrer Gesundheit äußerst nachteilig. Von den im Laufe des vorigen Jahres von den in diesem Betriebe beschäftigten Frauen geborenen Kindern lebt kein einziges.

Außerst gesundheitschädlich sind alle Industriezweige, bei denen Quecksilber in Verwendung kommt, ferner die Arbeiten in den Tabakfabriken und noch mehr in den Zündhölzchenfabriken.

Zu diesen an und für sich schon die Gesundheit zerstörenden Wirkungen vieler Gewerbe — die an dieser Stelle selbstverständlich nur beispielsweise und in beschränkter Zahl namhaft gemacht werden können — kommen noch Nachlässigkeiten aller Art seitens der Fabrikleitung, durch welche die schädigenden Einflüsse noch beträchtlich gesteigert werden. So werden in vielen Etablissements der Zutespinnerei, der Erspaltung wegen, keine Exhaustoren verwendet, insolge dessen die Staubentwicklung eine so enorme ist, daß schwere Erkrankungen der Atmungsorgane vorkommen. Drei Expertinnen aus dieser Branche geben an, daß sie völlig gesund eingetreten sind, jetzt aber infolge beständigen Hustens und Brustschmerzen gezwungen sind, häufig das Spital anzufuchen. In diesem 600 Personen, darunter nur ein viertel Männer, beschäftigenden Betriebe werden nur starke Mädchen aufgenommen, welche aber ihre Gesundheit nicht lange behalten. In anderen Etablissements sind Exhaustoren zur Verminderung des Staubes allerdings aufgestellt, allein sie sind das ganze Jahr hindurch nicht im Betrieb, weil das dem Herrn zu kostspielig wäre. Nur wenn der Gewerbe-Inspektor kommt, dessen Eintreffen „von unten telephoniert wird“, werden sie rasch in Bewegung gesetzt. Und wie aus Erspaltungsgrücksichten Exhaustoren nicht angeschafft oder nicht in Betrieb gesetzt werden, so fehlen in vielen Cigarettenpapier- und Cigarettenhüllen erzeugenden Fabriken die die Arbeiterinnen vor dem so schädlichen Bronzestaub schützenden „Bronziermaschinen“. Ebenso fehlt es in vielen Lampenfabriken an genügender Zahl von Respiratoren, so daß die beim Bronzieren der Lampen und Lüster beschäftigten Mädchen sich den Mund mit Tüchern verbinden oder die Nase mit Watte verstopfen müssen, um sich vor Einatmung des Bronzestaubes zu schützen.

In einer Papierfabrik sind die in den Räumlichkeiten herrschenden Zustände derartige, daß diese Fabrik vom Volksmunde nicht anders als „die Totenkammer“ genannt wird.

Hierzu kommt noch, daß viele der mit Staub und Abfallstoffen angefüllten Arbeitslokale nur „alle drei oder vier Jahre“, andere „gar nicht“ gereinigt werden. Von einer Fabrik wird konstatiert, daß der Schmutz so lange liegen bleibt, bis er — von Zeit zu Zeit — mit Eisen aufgehackt

und dann fortgeschafft wird. Ein Etablissement der Metallindustrie ist eine als Werkstätte verwendete frühere Regelbahn. Es schneit und regnet hinein, und der aus Ziegeln bestehende Fußboden ist so kalt, daß die Arbeiterinnen, trotz der von den Kesseln ausströmenden Hitze, sich Bretter unter die Füße legen müssen.

Noch verschlechtert wird die Lage der Arbeiterinnen durch die in der Enquete konstatierte geradezu uneingeschränkte Gewalt, die den Werkmeistern über sie gegeben ist: durch die Befugnis der Werkführer, selbständig und nach freiem Belieben den Arbeiterinnen Abzüge und Straf gelder aufzuerlegen, sie zu entlassen, ihnen das Biertrinken zu verbieten, statt dessen aber in der Werkstätte Branntwein zu verkaufen, sie zu Tributen in Form von Geschenken oder persönlicher Preisgebung zu verhalten und die ihre Zudringlichkeiten ablehnenden Mädchen mit brutalster Grobheit zu behandeln, so daß „sogar Schläge vorkommen“.

Die Geschenke, welche die armen Arbeiterinnen den Werkführern spenden müssen, um sie einigermaßen bei guter Laune zu erhalten, sind mitunter recht kostspielig. Neben Wein und Schinken, auch Blumen, Cigarren, Hängelampen. Geradezu als eine Ironie muß man einen „Waschtisch“ bezeichnen. Ein Waschtisch, der 16 fl. kostete, dem Werkführer zum Namenstag von Arbeiterinnen dargebracht, die in Lokalen arbeiten, die von Schmutz starrten und nie gescheuert werden, von Arbeiterinnen, die, um vor dem Essen ihre Hände waschen zu können, sich selber ein Schaff kaufen müssen, oder die ein Lavoir für dreißig Arbeiterinnen zur Verfügung haben, und keine Handtücher, sondern nur „Buzzen“, die so schmutzig sind, daß man sich ekelt, sie anzurühren“!

Eine erschöpfende Darstellung der Gestaltung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frau im Wiener Gewerbe kann hier nicht beabsichtigt werden. Doch macht man sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man die durch die Enquete aufgedeckte Lebensstellung der Arbeiterinnen als einen Sklavenzustand schlimmster Art bezeichnet. Das weibliche Proletariat zeigt sich hier als nacktes Ausbeutungsobjekt — und wehrlos. Denn den leisen Versuch, sich den Arbeiterorganisationen anzuschließen, büßt es mit Brotlosigkeit. Wenn die Arbeiterinnen einem Gewerkschaftsvereine beitreten, werden sie entlassen. Wenn sie sich an einem Strike beteiligen, wenn sie einer Arbeiterversammlung beiwohnen, werden sie entlassen. Und weil sie an sozialem Zusammenwirken planmäßig gehindert werden, so vermögen sie der Durchsetzung niedrigster Löhne, den Rechtsübertretungen, den moralischen und physischen Mißhandlungen keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Hemmung der Koalitionsfreiheit der Arbeiterinnen ist eine der Hauptursachen ihres Elends.

Deshalb sehen wir die Arbeitsbedingungen der ebenfalls einer planmäßigen Verbündung zur Erzielung besserer Löhne noch entbehrenden reichsdeutschen, insbesondere der Berliner Heimarbeiterinnen ebenso ungünstig gestellt, wie jene der österreichischen Arbeiterin. Wochenlöhne, die zwischen 3 und 10 Mark schwanken, Stücklöhne, unter welchen eine Bezahlung von 35 Pfennigen für die Herstellung eines ganzen Knabenanzuges figurirt, weisen eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit den Hungerlöhnen auf, wie sie der Wiener Heimarbeiterin gezahlt werden.

Dagegen sehen wir aber andererseits, daß es der Arbeiterin in England — trotz mancher noch bestehender Übelstände — dank ihrer den Organisationen der männlichen Arbeiter entsprechenden Verbindungen und dank einem der Frauenarbeit zu teil werdenden gesetzlichen Schutz*), gelungen ist, den früheren niederen Lohnsatz zu brechen und in vielen Industriezweigen bei gleicher Leistung auch den gleichen Lohn zu erzielen, der dem Manne gezahlt wird.

Man sollte hoffen dürfen, daß es als unumgänglich dringende Aufgabe ins Auge gefaßt werde, die in der soeben abgeschlossenen Enquete konstatierten Zustände des weiblichen Proletariats zu bessern. Es fragt sich nur, auf welchem Wege eine durchgreifende Reform erzielt werden kann.

In Oesterreich bestehen allerdings, neben dem für alle erwachsenen Arbeiter gültigen elfstündigen Normalarbeitstag, und neben dem mit der Überwachung der Schutzmaßregeln betrauten Gewerbe-Inspektorat, noch einige besondere Vorschriften zum Schutze der Frauenarbeit; nämlich: daß Wöchnerinnen während vier Wochen nach ihrer Entbindung in der Fabrik nicht arbeiten dürfen; daß Frauen, gleich jugendlichen Arbeitern, in einigen vom Minister des Innern als gefährlich oder gesundheitschädlich bezeichneten gewerblichen Einrichtungen nicht verwendet werden sollen; daß Frauen, gleich jugendlichen Arbeitern, bei den fabrikmäßig betriebenen Gewerbsunternehmungen zur Nachtarbeit nicht dürfen herangezogen werden.

Die Enquete hat jedoch dargethan, daß diese Bestimmungen größtentheils nur auf dem Papiere bestehen, daß sie zum Nachteil der Arbeiterinnen thatsächlich vielfach übertreten oder umgangen werden.

Andererseits ist die Hausindustrie, also auch die weibliche Heimarbeit keiner Schutzgesetzgebung unterworfen, und hier wird demzufolge die Arbeiterin noch mehr ausgebeutet als in der Fabrikindustrie.

Ein solidarisches Auftreten des weiblichen Proletariats zur Hebung der

*) 1895 wurde in der von Asquith dem Parlamente vorgelegten neuen Factory-Bill ein ausdrückliches Verbot für Frauen und jugendliche Arbeiter, Arbeit aus der Fabrik nach Hause mitzunehmen, aufgenommen. (Siehe Berliner „Vorwärts“ vom 21. Juni 1895.)

Löhne, eine planmäßige Organisation zur Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen wird der Arbeiterin aber, wie wir gesehen haben, durch Anwendung scharfer Strafmittel und Entlassung aus ihrer Arbeitsstellung verwehrt.

So kann in diesen trostlosen Zuständen meines Erachtens nur durch gesetzliche Eingriffe in doppelter Richtung Wandel geschaffen werden:

Einmal dadurch, daß das Kleingewerbe und die Hausindustrie dem Arbeiterschutz unterstellt würden; daß dem Institut der Gewerbeinspektion weitgehende Befugnisse gegenüber Verletzungen der Arbeiterschutzrechte eingeräumt würden, und daß Übertretungen der Vorschriften des Arbeiterrechtes auf dem Wege des ordentlichen Gerichtsverfahrens mit denselben Strafmitteln verfolgt würden, wie Vergehungen gegen Eigentumsrechte und gegen die Sicherheit des Lebens geahndet werden.

Andererseits aber durch eine Reform des Arbeiterrechtes. Den weiblichen Arbeitern müßte das Recht der freien Organisation gewährleistet und sie müßten in der Ausübung dieses Rechtes mit allen Mitteln des gegenüber denjenigen, die sie darin zu behindern versuchen, anzuwendenden Rechtszwanges geschützt werden.

Ein liberaler Ausbau des Arbeiterrechtes mit Ausdehnung auf die weiblichen Arbeiter ist die einzige Sozialreform, der die Erreichung nennenswerter und wünschenswerter Ziele prognostiziert werden kann.

Es wäre dringend zu wünschen, daß das von der Enquete geschaffene Situationsbild den Anstoß dazu gebe, daß die österreichische Gesetzgebung sich eindringlich mit der Frauenarbeit beschäftige, und daß sie es als eine ihrer nächstliegenden, wichtigsten Aufgaben erkenne, die Lage der Arbeiterinnen auf legislativem Wege einer fundamentalen Hebung entgegenzuführen.



Walter Harlan.

Charakterfiske von Kurt Martens.

(Freiburg i. B.)

Moralische Grundsätze zieren den Bürger und soziale Prinzipien den Parteimann. Den Dichter aber ziert seine Kunst.

Und diese, ein Göttergeschenk von grenzenloser Freiheit und Gewalt, wird mit jenen Forderungen der kompakten Majorität häufig in Widerspruch treten. Sie wird ihn z. B. reizen, einen prächtigen Gallunken zu schildern,

der, je schufteriger, desto glücklicher wird; oder sie findet glänzende Strophen des Abscheus gegen das Proletariat, weil es niedrig ist und voll gemeiner Instinkte. Gelingen diese Dichtungen, so wird sich der Kenner daran freuen, mehr als an irgend welcher Schrift, die mit Tendenz gefüttert ist.

Und wenn ein Dichter wirklich Grundsätze hat — wer will es ihm verwehren — so wird er doch gut daran thun, sie seinen Werken unterzuordnen. Dem künstlerischen Geschmac zu liebe wird er sie oft verleugnen oder gar in ihr Gegenteil verkehren. — So entstehen Kunstwerke eines Dichters, die bald fromm, bald blasphemisch, bald königstreu, bald rebellisch, bald sozial, bald egoistisch sind, einheitlich in sich selbst, aber im Widerspruch mit den übrigen.

Walter Harlan*) hat dieses, immerhin gefährliche, Spiel versucht, und er beherrscht es. Er besitzt die Eigenschaft, die dazu unbedingt erforderlich, die ihn zu jeder Empfindung lockt und ihm jede erleichtert: er ist souverän.

Durch die besten seiner Arbeiten klingt ein leiser Afford von lächelnder Duldsamkeit und freundlicher Verachtung. Die Menschen, die er hinstellt, sind grell beleuchtet und reden eine vernemliche Sprache, ihre Gedanken sind konsequent und ihre Gefühle echt. Aber stets merkt man, daß der Schöpfer doch noch weit über ihnen steht. Nur steigt er gern in diese närrische Welt hinab und verbirgt sich in der Maske eines Trefflichen, dessen Empfindungen ihm noch am nächsten stehen. Dann wird er für einige Zeit so ganz der Andere, daß er den Zeus in sich vergißt und mit dem eignen warmen Herzen fühlt und leidet. Harlans Gegner nennen das seine Posen. Es ist aber nur sein gutes dichterisches Recht.

Am erfolgreichsten verwertet er es in seinen heiteren Dichtungen, minder gut da, wo er ergreifen will; da gelangt er meist nur bis zur Rührung, die ja gern in Sentimentalität zerfließt. Die tragische Muse ist ihm völlig fern geblieben. Er versteht sich weder auf das Pathos, noch auf die Erschütterung, noch auf den Stimmungszauber zarter Elegieen.

Sein Gebiet ist die Komödie des Lebens, mit ihren hellen, deutlichen Vordergrunden, den nieblischen und spaßhaften Bildern, die sie dem Hedoniker zeigt.

Er selbst steht im goldigsten Sonnenschein, ein verwöhntes Glückskind, reich und sorgenlos. Rings um und unter sich sieht er mühsame Menschen, die sich gar ärmlich und erbärmlich ausnehmen in den Ketten ihrer alltäglichen Lasten und Vorurteile. Da kommt denn das Lachen über ihn, das stolze Lachen des Einzigen, der frei und stark ist, das Gelächter der fröh-

*) Geb. 1867 in Dresden und Sohn des Konfult S.; besuchte die Fürstenschule in Weissen und die Universitäten Heidelberg, Berlin und Leipzig; Meister d. Angewandten Kollegs; Dr. jur.; lebt in Leipzig.

lichen Spottlust über die Karren und Knechte der Herde, die so beschränkt und ohnmächtig komisch sind. Es ist die vornehme Freude der Stirner und Riechste, die Hartlan ganz erfüllt. Wir lernen in ihm einen der ersten aus jener neuen Generation kennen, die endlich jede Spur von Pessimismus abgestreift hat und bedeutsame Zeichen giebt für das Nahen einer Renaissance.

Zimmerhin ist Hartlan selbst keine Renaissance-Natur. Von der „blonden Bestie“ hat er nichts, von Übermenschen nur sehr wenig. Dazu fehlt ihm die rücksichtslose Wucht. Er ist zwar eine Herren-Natur, aber mehr im Stile des Kokos. Die Gedanken und deren Wendungen sind bei ihm von einer zierlichen Annuit, in seinen Bildern überrascht er durch lockere Grazie, im Ausdruck und Dialog durch neckische Pointen und treffenden Witz. Gern spielt er mit Genien und Amoretten. Sie sind ihm ein Symbol für das „Herzige“ im Menschenleben.

„O herziges Menschenleben!“ *) nennt er eine Sammlung seiner Gedichte, die von der Zeit des „Pennals“ bis zum Eintritt ins Amtsgericht — fast jeder Schriftsteller ist heutzutage Referendar gewesen — alle möglichen Phasen der Eupfindung wieder giebt. Manches Unreife ist noch darunter, bewusste und unbewusste Naivitäten, die gerade Hartlan übel zu Gesichte stehen, aber in allen schon der frische Zugwind, der bald neckend, bald pfeifend durch die Stieklust unsrer guten Sitten fährt.

„Den Schulmeistern“ legt er folgendes Bekenntnis ab:

„Mögl' Ihr allein um Euren Topf
Voll Sanertraut Euch zanken!
Mich laßt! Ich habe heut' im Kopf
Die süßesten Lenzgedanken.

Ich habe in der bösen Kehl'
Den Durst nach dultigem Welne,
Die Lene im Herzen und Gott in der Seel',
Die Walzerlust im Gebelne;

In meinen Armen hab' ich die Kraft,
Weln Lieb durchs Grüne zu tragen:
Aber die heilige Wissenschaft,
— Die hab' ich im Magen.“

Zu ähnlichen Gedanken regt ihn „Plinius“ an, der sich den Ausbruch des Vesuv allzunah betrachtete und

„ . . . dabel mit verbaden war.
Drauß ging hervor schon dazumal
Die unmoralische Moral:
Wer allzu emsiglich studiert,
Veltzt die Gesundheit sich ruiniert.“

*) Verlag von W. Friedrich, Leipzig.

Auch „Wederle décadent“ ist ein Muster amüsanter Satire:

„Ein Hundsbich ist's wie andre Hundevlecher.
Mit einem Unterschied: In dicke Lächer
Und Pelze hat sein Glück ihn eingenummt.
Nun fault er auf dem Divan, schwer verbummelt.
Noch reizt es ihn, mal recht sich anzugroßeln:
„Psst, Wederie, wie darf ein Dachs sich mopfen!“
Er möchte auf. Auf! Auf! — doch seine Glieder
Sind müde, müde; — und er kuschelt sich wieder. —
Ob er sich mal zum Futternapfe räkelt? —
Ah — wie ihn vor der Serveilwürst efelt!
Er kann nicht Fett, nicht Mager mehr vertragen.
Niemaß im Leben knurrte ihn der Magen.
Nur leise knurrt statt seiner das Gewissen:
Man wird sich ändern oder sterben müssen!“

In dieser Art ist Harlan am originellsten. Aber auch Verse der religiösen Innigkeit, Gedichte von keuschestem Familiensinn sind ihm wohlgelungen. Sonst finden sich noch einige Anklänge an Anakreon und leider auch an Heine, der sich bitter rächt, wenn man ihn nachempfindet.

Die Sammlung, in Harlans Handschrift autotypiert, mit Celluloiddecke und seidenen Bändern schleunigerhaft ausgestattet, schließt mit des Dichters trübseligem Abwatsch „Ins Amt“. Schlußzend folgt ihm sein kleiner Genius:

„Erst als ich dann die breiten Stufen
Hinaufstieg, hört' ich ängstlich rufen
Sein Stimmchen unten an der Thür:
„Du kommst doch wieder? Ich warte hier!“

Natürlich kam der Dichter wieder, mit wesentlich geübter Handschrift, geistig ungebrosen.

Das Drama „Sein Beruf“^{*)}, das kürzlich in Leipzig aufgeführt wurde, ist ein sorgfältig gearbeitetes Genrebild, in dem starke Wirkungen versagen, aber voll aufgewogen werden durch eine Fülle tüchtiger Beobachtungen.

Wenn sich das Stück gleichwohl nicht lange auf den Bühnen halten wird, so liegt es wohl daran, daß Harlan die Grenzen seines Könnens, das abseits von allen Menschenleide liegt, hier noch nicht klar erkannt und überschritt.

Ganz in seinem dionysischen Element, von einer göttlichen Lustigkeit erscheint er dagegen in den „Neuen Traktätschen“^{**)}. Die Umschlagszeichnung von W. Kaspari bereitet verständnisinnig auf das Kommende vor. Da singt

*) Verlag von B. Friedrich, Leipzig.

***) Verlag von C. W. B. Leipzig.

ein süßverführtes Mädel zur Harfe das Lied vom Pastor, vom Spießbürger und vom Korpsstudenten, deren Masken aufs Ähnlichste getroffen zu ihren Häupten hängen. Den Pastor aus der „Inneren Mission“ kennen die Leser der „Gesellschaft“ bereits vom Jahrgang 1891 her. Es ist die erste Novelle in den „Neuen Traktätchen“, die Geschichte einer armen Kleinen, die bei den Schwestern im Stift absolut „gebeffert“ werden soll und sich endlich resolut durchs Fenster flüchtet.

Alle Vorzüge dieser Arbeit, der warme, jugendtolle Herzschlag, der lustige Hohn, die bunte Filigranarbeit der Schilderung in glatter feinpointierter Sprache, all diese Vorzüge finden wir noch gesteigert in der zweiten Novelle „das Schäschen des armen Mannes.“ Sie ist geschrieben nach der Theorie des „Ironismus“, dessen Rezept Harlan am Schlusse des Buches giebt, d. h. nicht Harlan, der sich ja am liebsten bis zum Verschwinden objektiviert, erzählt die Geschichte, sondern ein braver Biedermeier, natürlich im Tone höchster sittlicher Entrüstung über diese Leipziger Gristettenwirtschaft, deren Zustände ihm zu köstlichen Randglossen Anlaß geben.

Die Novelle ist ohne moralische Tendenz. Sie ist aber ebensowenig antimoralisch. Sie ignoriert einfach die Moral und zeigt am Tone des erzählenden Biedermanns, wie komisch es wirkt, wenn man gewisse Verhältnisse mit dem Maßstab der Sittlichkeit messen will. Dabei ist es keineswegs nur ein oberflächlicher Schwank, sondern eine Humoreske von feinsten Beobachtung, mit allen Zinessen raffinierter Erzählkunst dargestellt.

Wieder als ein ganz anderer erscheint Harlan in seinem Lustspiel „Im April“*). Er behandelt darin die Wandlung des jungen Bismarck auf Ruiephof vom liberalen Schwärmer und Nichtsthuer zum zielbewußten nationalen Politiker. Geschickt verwebt ist die Verlobung mit der Johanna Puttkammer.

Der eigentliche Harlan hat gar nichts gemein mit Bismarcks Charakter, ja er ist sogar der Antipode dieser wuchtigen niedersächsischen Natur. Harlans Wesen ist kompliziert, leicht beweglich international. Bismarck dagegen ist der tiefe schwerfällige Germane, von grandioser Einfalt der Gefühle, ein Riese und Feind aller Grazien. Und doch ist es Harlan gelungen, sich ganz in diese Figur zu versenken. Er hat sein Bestes darin gegeben. Eine eiserne Dialektik, die mit zündenden Worten und Sentenzen virtuos wie mit goldenen Kugeln spielt, zeichnet die Sprache des Helden aus. Der Dialog zwischen den übrigen Personen ist von energischer Knappheit, gewürzt mit Geist und einem Geschmack, der diesen Pommern zu viel Ehre anthut. Über der ganzen Dichtung, einem urdeutschen, vornehmen Lustspiel liegt der heiße

*) Verlag von C. W. Bild, Leipzig.

Hauch fanatischer Vaterlandsliebe. Eine moderne Charakter-Komödie über das alte Thema von deutschem Gemüt und deutscher Kraft, gearbeitet mit den Werkzeugen der neuesten Technik! Ich glaube, man darf dem Dichter dafür die Hände schütteln.

Ein zweites Lustspiel „Die Privatphilosophen“, das noch nicht ganz vollendet ist, bereitet, wie Harlan erzählt, vorläufig ihm selber erst einen ungeheuern Spaß. Damit wäre ja der erste Zweck der Dichtung bereits erreicht. —

Nur eines möchte ich noch erwähnen, seine, des Vielgeschäftigen, Verdienste um die Litterarische Gesellschaft in Leipzig, deren Aufführungen bekanntlich einen so erfreulichen Zug in die alte Kunststadt gebracht haben.

Ohne Harlans Gewandtheit und finanzielle Unterstützung wäre das Unternehmen wohl kaum geglückt. Er hat sich manchen Neider und Feind dadurch geschaffen. Dessen darf er sich rühmen. Aber er hat auch die Genugthuung wachsender Erfolge. Die Gründung des neuen Leipziger Schauspielhauses zusammen mit Dr. Carl Heine, dem Regisseur der Litterarischen Gesellschaft, und andererseits die Vereinigung aller in Deutschland bestehenden freien Bühnen und Litterarischen Gesellschaften mit gemeinsamen Ensemble, die kürzlich in Berlin unter dem Namen „Deutsche dramaturgische Gesellschaft“ ins Werk gesetzt wurde, ist auf ihn zurückzuführen.

Wenn man nun zum Schlusse Walter Harlan das Horoskop stellen will, so lassen sich verschiedene Möglichkeiten denken:

Vielleicht gewinnt der Lebenskünstler über den Poeten die Oberhand und bildet sich zum geschäftskundigen Theaterdirektor oder gar zum besternten Intendanten heraus, der seine freien Jugendsünden fatal empfindet und verleugnet, oder er manfert sich zum „beliebten Schriftsteller“ und wandelt den Weg der Sudermann, den Weg der Nührung und der zahmen Scherze, oder auch er bleibt, was er bisher gewesen, ein Dichter.



Unser Dichteralbum.

Hohles Wunder.

— Unversehens stand ich

In einer grünen Landschaft. Weiden schwankten,
Im Abendwind bewegt, am raschen Wasser,
Wie Christbaumlichter ragten junge Birken
Verstreut den Hang hinan.

Und sich', wie Menschen,
So groß, so würdevoll, stieg von des Hanges Höhe
Die Lichtung nieder eine Schar von Vögeln,
Im Tanze schreitend auf den hohen Stelzen.
Und gleiche lange Nasen, gleiche ernste,
Nachdenkliche Gesichter hatten alle,
Und gleiche Freude, wie mir scheinen wollte,
Am stillen, tausend Jahre alten Spiele.
Doch jetzt, da sie der Tränke näher kamen,
Sah'n sie mich stehn. Ein Schrei aus zwanzig Kehlen
Wehklagte durch das Thal, und aufgestört
Hob sich der Schwarm, die starken Flügel regend.
Verwundert sah ich nach — und sah sie unten
Fernab von mir ins Wasser fallen.

Da, —

Es rauschte in der Nähe. — Blich am Ende
Zurück der Ungeheuer eins? Mir bebte
Das Herz, und bangen Blickes ringsum suchend
Vog ich die Weidenruten auseinander. —
Da trat es vor mich hin, ein Menschenantlitz,
Schlug auf das graue Vogelfleid und lachte
Und sprach, die blaue Brust mit Stolz mir weisend:
„Ich säuge meine Jungen. Ich gehöre
Zu Dir. Siehst Du, ich bin ja gar kein Vogel,
Ich habe nur des Vogels Blut, das heiße.“ —
Sie zog mich nieder in den grünen Schatten,
Und ohne Zaudern nahm ich sie zum Weibe.
Nun ruht mein Haupt in ihres Schoßes Daunen,
Sie neigt ihr Ohr dem Hauche meiner Rippen:
„O holdes Wunder!“ —

In stiller, tiefer Nacht.

Seht Ihr, ich lüge den ganzen Tag,
 Ich lüge, auch wenn ich nicht lügen mag.
 Mein Auge lügt, — noch mehr als mein Mund.
 Ich lüge in stiller Festerlund'.
 Die Freude lüg' ich und lüge den Harm.
 Ich lüge in meiner Liebsten Arm;
 Und als ich ewige Treue schwur,
 Hab' ich gelogen. — Das Eine nur
 Eröfnet in meiner Sünde mich:
 Die andern lügen genau wie ich. —

Ganz selten, in stiller, tiefer Nacht,
 Tritt auf mich zu ein Kindlein sacht,
 Ein Schein mit Locken blond und mild; —
 Das Kindlein kenn' ich, — von einem Bild,
 Das Mutterchen über den Nähtisch hing,
 Als ich noch nicht in die Schule ging.
 Zwei Auglein schauen so blau und klar,
 Und was dies Mündlein redet, — ist wahr.
 Das brauch' ich nun bloß ein wenig richten
 Und reuten: Seht Ihr, das ist mein Dichten.

Waidwund.

Ängstlich schwieg das Horn, die Hunde
 Verlor'n des Hirsches Blut.
 Er stöhnte Stund' um Stunde
 In seines Dickichts Hut.
 Nun kühlt sich in der Wunde
 Die gräßlich erste Blut: —
 Er geht nicht dran zu Grunde,
 Und niemals wird es wieder gut.

Baden-Baden.

Walter Hariau.

Träumerei.

<p> Blau ruht der See, es ruht die Welt, Von fernher kommt der Kahn gezogen; Bei einem Marmortempel hält Er still, vom Ephru grün umbogen. </p>	<p> In Mittagsglut die Sonne strahlt, Am Strand das Dorf ruht still vergessen, Und tief im blauen Wasser malt Sich trüb der Schatten der Cypressen. </p>
--	---

Blau ruht der See, die Welle schäumt —
 Und in den bleichen Tempelhallen,
 Von rotem Rosenduft durchträumt,
 Hör' ich des Gottes Schritte schallen.

Ein trübes Lied.

Ein trübes Lied — die Becher her —
 Ein trübes Lied, — ich will vergessen;
 Die Welt ist grau, die Welt ist schwer,
 Und düster ragen die Cypressen;
 Ich will vergessen all mein Glück,
 All meine Schmerzen sein vergessen.
 Die Becher her, die Becher her,
 Streut Rosen unter die Cypressen. —

Venedig.

Curt Heinrich.

Totenbesuch.

Die Toten kommen zu mir zu Besuch
 Und schneiden mir böse Gesichter,
 Ein knochenklappernder Höhlenhauf,
 Ein kunterbuntes Gelächter.
 Was willst Du, den ich im edlen Duell,
 Im Gottesgerichte erschossen?
 Ich dachte, die Kugel hätte den Streit
 Für immerdar abgeschlossen;
 Es scheint Dir da unten im Schattenreich
 Nicht sonderlich zu gefallen —
 Ja, siehst Du, das kommt vom großen Mund
 Und vom Pistolensnallen. —
 Grüß Gott, Herr Vater, seid Ihr da!
 Ich hab' Euren Namen geschändet:
 Ist's deshalb nötig, daß Ihr Euch
 So böse von mir wendet?
 Das liegt doch am erblichen Temperament
 Und an der Erziehung nicht minder:
 Ihr mußtet eben recht sorgsam sein
 Betreffs der Wahl Eurer Kinder. —
 Hei, jetzt wird bunte Reihe gemacht:
 Da gleiten heran sie, die Weiber,
 Die mir ihr zartes Vertrauen geschenkt
 Und nach dem Vertrauen — die Leiber.
 Da ist die Gerte, das kleine Ding,
 Ich kenne sie an den Haaren,
 Ich muß davon noch irgendwo
 Ein blondes Büßchel bewahren.
 Und dort die Kiese — i, mein Kind,
 Wer wird die Zähne so stetschen,
 Du thust ja grade, als wolltest Du mich
 Mit Wonne dazwischen zerquetschen.
 Willst Du von Deinem Jungfrauenzorn

Denn gar nicht mehr genesen?
 So tröste Dich doch: Du siehst, Du bist,
 Weiß Gott, nicht die einzige gewesen.
 Die Suse da hat mir Mühe gemacht,
 Die Trude war leichter zu haben,
 Wer widersteht auf die Dauer auch
 So glühenden Liebesgaben.
 Und Du — was weinst Du, bleiches Kind,
 Sei still, mein Liebchen, sein stille:
 Daß in den Leich Du gegangen bist
 War doch Dein eigenster Wille.
 Stieß ich Dich hinein? Du gingst von selbst!
 Das Kind wollte ich versorgen:
 Du weißt, ich war imstande, für Dich
 Beim besten Freunde zu borgen. —
 Und jetzt? Ein leeres, weites Nichts!
 Ja, ist denn der Tanz schon zu Ende?
 Es fehlt doch noch so manches Gespenst,
 Nur schnell, ihr Geister, behende!
 Da — — weh mir, hat der Höllenschlund
 Sich gegen mich verschworen:
 Da taucht sie aus der Nacht hervor,
 Die mich dereinst geboren!
 Sie sieht mich an so ewig-ernst,
 Mit unermesslicher Trauer,
 Und durch die Seele jagen mir
 Unerträgliche, eisige Schauer,
 Sie sieht mich an mit gläsernem Aug',
 Wie sie mich angesehen
 Als sie auf dem Totenbette lag,
 Als mir das ärgste geschehen.
 Die andern saufen jauch herbei
 Und stürzen sich auf die eine,

Und reißen sie und zerren sie
 Und wimmern in grauem Vereine.
 Weh Dir, die Du ihn geboren hast,
 Der uns dem Elend gegeben,
 Der uns vergiftet den goldigen Trauf,
 Das sonnige, rosige Leben.
 Weh Dir! Verdammt in alle Zeit!
 Wir lassen Dich nicht, wir halten
 Dich fest in unserm verlorenen Kreis

Mit ewig-erznen Gewalten!
 Der Macken der Hohen sinkt herab
 Wie unter unendlichen Lasten.
 Die andern werfen sich über sie
 In wildem, rasendem Hasten.
 Und toller und toller wirrt der Hauf,
 Ein Flattern und Wogen und Breiten:
 Verloren die Seele, vergessen von Gott
 In alle Ewigkeiten. — —

Schädelpredigt.

• Auch dieser Schädel hat einmal gedacht,
 Auch dieser Schädel hat einmal gelitten,
 Hat sich mit nimmermüdem Kampfesmut
 Mit Erdenförg' und Erdenleid gestritten.

Und so wie der wird Delner einstmal's sein,
 Ein blanker Knochen, modernd, leer und thönernd —
 Lohnt sich's, ob dieses hohen, hehren Ziels
 Mit jedem Morgen neu zu tagelöhnern?

Lohnt sich's, daß um ein Tausendstel Sekund'
 Erwartungsvoll das Herz Dir schneller schlage:
 Es kommt Dein Tag, die Erdensonne lüschet
 Und haaresgleich steht allen Strebens Wage.

Berlin.

Arthur Bornstein.

Drei Fragen.

Bekannt war mir ein frommer Mann,
 Der hat stets grübelnd spekuliert,
 Zu finden allen Daseins Grund,
 Worüber viel schon fabuliert.

Woher, wofür, wohin? die drei
 War seines Forschens ständige Ziel,
 Er mengte sie zu einem Brel,
 Der mir nicht sonderlich gefiel.

Zuerst kam die Woherlichkeit,
 Aus welcher Urkraft sie entstammt,
 Dann folgte die Wofürlichkeit,
 Ob Gott und Mensch in Eins verflammt.

Wohinlichkeit, die kam zuletzt,
 Die machte ihm die schwerste Not,
 Bis er im Glauben fand den Halt,
 Als lächelnd ihn erlöst der Tod.

Als sein System war aufgestellt,
 Enthielt es die Dreieinigkeit,
 Mit neuen Flickern war verbrämt
 Das alte, wunderbare Kleid.

Lenzritt.

Sieh, husja! Mit langen Zügeln verhängt Die Kästchen sproßten wie Silber weiß
 Die blühende Haide hinuntergeprengt. Und gucken herab von jeglichem Reis,
 fort fliegt vom Gebiß der frohliche Schaum, Sie schließen die Augen, sobald ich dort,
 Marischa harret schon am Weidenbaum. Und öffnen sie wieder, wenn ich fort.

Die Palmenkästchen am Weidenbaum
 Dann träumen einen lieblichen Traum
 Von einem glücklichen Menschenpaar,
 Das dort am Stamme gelagert war.

München.

Heinrich v. Keder.

Gedichte.

I.

Rasloses Herz — was begehrest du noch,
 Wurde dir Fülle des Lebens doch.
 Möchtest du leben? Nein, sterben will ich!
 Möchtest du sterben? Nein, leben will ich!
 Suchst in der Ferne dein Heimathaus,
 Zieh's dich daheim in die Weite hinaus.
 Bist du im Walde auf dunkelnden Wogen,
 Über See, über wilde, im Sturme gestogen.
 Wenn das Wasser des Meeres zu Wogen sich ballt,
 Rauscht dir in der Seele dein Tannenwald.
 Wenn der Regen über die Dächer rinnt,
 So weint in deiner Seele ein Kind.
 Deine Fülle verblüht und es bleibt keine Spur,
 Du Herz, o du Herz — was begehrest du nur?
 Steht im Nordmeer ein Fels und die Wogen verwehn
 Und kommen gerauscht und der Felsen bleibt stehn.
 Und die Welle läuft fort, nur die Tropfenlicht
 Sind lange versprüht, sind die nämlichen nicht.
 Und das Leben ist Abgrund — von Rosen überblüht,
 Und ist Meer, das der Mensch sich mit Dämmen umzieht,
 Und das Herz jauchzt nach Leben — und das Herz jauchzt nach Ruh'.
 Findet Leben — findet Ruhe — nur zu denn — nur zu.

II.

Serne Musik verklingt leis in der Stille der Nacht,
 Rauschender Sommer verstreut blühende Fülle,
 Aber das Herz zerpringt in der Sehnsucht wogender Macht,
 Stille — mein Herz — stille.

Mädchen, in deren Gelock ewiger Frühling lacht,
 — Raftlos begehrender Wille,
 freu' dich des lockenden Bilds unerfchöpflicher Pracht,
 Stille — mein Herz — stille.

III.

Weißt du wohl noch, wie du blonde Haare hatteft,
 Und das Hiltchen feft auf der Stirne dir faß,
 Weißt du wohl noch, wie du rote Lippen hatteft
 Und ich dich küßte im Wald?

Nun find deine Haare grau geworden
 Und deine Lippen find weiß und keiner küßet fie dir,
 Vergessen aber haft du das Wort, das ich gesprochen,
 Und ich seh dich nicht mehr.

IV.

Durch die Länder fchweifen — über Berge ziehn,
 Nach den Sternen greifen — durch die Wälder ziehn,
 Süße Thränen weinen an der Liebe Bruft,
 Wirbeln hoch den Hut in heißer Sommerluft,
 Und im Regen trübe und im Sturme wild,
 Heilig still bemüht um hoher Künfte Bild,
 Ewig weiter trachten — und in Glückes Schoß
 Noch nach Glück verfmachten — das ist Menschenlos.
 Denn ein Menschenherz hat ewig neu Begehr.
 Was wohl in der Welt an Glück und Schönheit wär'.

V.

Herdamtme graue Ode
 Fällt sein Kollegium,
 Kling redet der Professor,
 Mir aber wird ganz dumm.

Wie glücklich find die Menschen
 Doch vor Horaz gewesen,
 Denn da er noch nicht lebte,
 Braucht' keiner ihn zu lesen.

Versfüße lang berichten,
 Das ist ihm hochgenuß,
 Mich fördert nur im Dichten
 Die Ferj' von Miezens Fuß.

Mehr als an Weisheitsbrüsten
 An Miezens Bruft ich lag,
 Wir drückten und wir küßten
 Die lange Nacht zum Tag.

Ach wär' ich doch bei Miezi,
 Anstatt bei diesem Herrn,
 Hier muß ich leider schlafen,
 Bei Miezi thät ich's gern.

München.

Theodor Keffing.

Im Rosenharem.

Auf allen Stöcken in dem Wundergarten,
 Von grünen Sträuchern rings umschlossen,
 Blühen nun in lachend heller Pracht die Rosen.
 Gleichwie Krystalle hängen glühend Tropfen
 Von Morgentau auf ihren grünen Blättern;
 Und purpurrothig schimmern in der Frühe
 Die Dornen all, die schwachen Tugendwächter,
 Vor denen nicht einmal die Schmetterlinge
 Für ihrer Flügel Schmelz Besorgnis hegen,
 Die auch den Rosenkäfer wenig klammern,
 Des Blätterreichtums ewigen Verwüster —
 Ja, häßlich trotz der lieblich zarten Hülle,
 Gleich vielen andren Wesen „höhrer Ordnung“ . . .

Den roten fez auf meinem Haupt, ein Pascha
 Hinwandl' ich jetzt durch meinen Rosenharem
 So manchen Junimorgen, -mittag, -abend,
 Sorgjamen Auges, heifend, liebeich schühend
 Und doch, im Herzensgrunde fromm dem Schicksal
 Ergeben, ihm am meisten überlassend,
 Daß sie sich freuen ihres Sonnentraumes . . .
 Nur manchmal — eine grausam süße Wonne,
 Die ich dem Padischah am goldnen Horne,
 Als er noch Herrscher war, wohl nachempfinde —
 Da köpf' ich dies und das der Rosenhäupter,
 Das jüngste, düstigsste vornehmlich wählend,
 Und send' es meiner Herzensfavoritin,
 Die all die lachend helle Pracht der Rosen
 Noch überglänzt zumal des Nachts an Schönheit!

Ungarische Miniaturhapsodie.

Magyarenland, wer möchte sein,
 Wenn er dich kennt, dein Haffer?
 Den Kenner labt dein Feuerwein —
 Und auch dein Bitterwasser!

Berlin.

Oscar Kinte.

Kondel.

Zwischen purpurseidnen Decken
 Heg' ich meine weiße Schlange,
 Laß im Traume mir die Wange
 Keise kosen, zügelnd lecken.

Morgens dann, wenn wir uns weden
 Blickt ihr Auge heiß und bange;
 Zwischen purpurseidnen Decken
 Heg' ich meine weiße Schlange.

Bränstig im verschämten Schrecken
 Zittert sie, wenn ich sie fange,
 Um nun selber zärtlich, lange
 Sie zu streicheln und zu necken
 Zwischen purpurseidnen Decken.

Freiburg i. B.

Kurt Martens.

Laskaris.

(3. Theil, 5. Gesang.)

Wie ein gigant'sches Felsgebirge türmt
 Vor unserm Geist sich auf das All der Welt,
 Verlangend mancher nach der Höhe stürmt,
 Die Brust von stolzen Hoffnungen geschwellt.
 Und jeder seinen Pfad sich selber bahnt
 Nach eignen Ziel, das er im Busen trägt,
 Er klimmt empor, weil er den Gipfel ahnt,
 Dem ruhelos sein Herz entgegen schlägt.
 Voll Sehnsucht blickt die Menschheit in die Ferne
 — Doch jeder folgt nur seinem eig'nen Sterne.

Wer wagt das felsige Meer zu überschauen,
 Das unser Geist so leicht zu kennen wähnt?
 Ach, jeder Schritt enthüllt uns ja mit Grauen,
 Daß hart an unserm Pfad ein Abgrund gähnt,
 Daß mancher Gipfel, der in Wolken schlief,
 Uns niedrig dünkt, wenn ihn der Fuß erreicht,
 Und daß die höchste Kuppe, die uns rief,
 Des Wandrers spottend, stets aufs neu' entweicht.
 Und doch muß jeder seine Straße wandern
 — Des einen Tiefen sind die Höh'n des andern.

Ach, unser Wollen ist so vielgestaltig!
 Für Menschenwünsche ist kein Gut zu klein,
 Kein Gut zu fern, zu kostbar, zu gewaltig,
 Daß niemand seufzend spräche: „Wärst Du mein!“
 Des Weltalls Schätze liegen ausgebreitet
 Vor unserm Blick den langen Erdentag,
 Für alle ist ein köstlich Mahl bereitet
 — Es wähle jeder, was er wählen mag!
 Doch welches höchste Gut ein Mensch begehrt,
 Zeigt, was er sich, was er der Menschheit wert.

* * *

Es weilte Laskaris zwei Monde schon
 Am Hofe Karls vor jedem Leid geborgen,
 Wie rasch, wie glücklich war die Zeit entflohn,
 Er fühlte sich befreit von allen Sorgen.
 Er sonnte stolz sich in des Königs Huld,

Der nimmer mochte seine Kunst entbehren,
 Und harrte auf den Krieg voll Ungeduld,
 Den Spender neuer Macht und neuer Ehren.
 Er sah von fern den Kranz des Ruhmes winken,
 Sein Stern stieg auf mit wunderbarem Blinken.

Doch wenn er jetzt am Feuerherde saß,
 Und ließ das Auge übers Feuer gleiten,
 Er immerdar die Gegenwart vergaß
 — Sein Denken wehte in vergang'nen Zeiten.
 Das Goldhaus mit den dumpfen Säulenhallen,
 Den tief im Schutt begrabenen, verwalkten,
 Und das Gemäuer, rissig und zerfallen,
 Um das im Düstern Fledermäuse kreisten,
 Sein einst'ges Paradies, das er verlor,
 Es stieg vor ihm lebendig jetzt empor.

Und jene wundersame Welt der Lust,
 Wo alles blenden wollte und berücken,
 Wo er zum erstenmal sich ward bewußt,
 Wie Glanz und Macht so hoch das Herz beglücken —
 Sie stand so klar vor seinem Auge wieder,
 Wie in den langen Jahren nie zuvor,
 Es war, als schlugen einstuerzung'ne Kieder
 Urplötzlich mahnend an sein lauschend' Ohr,
 Als banne jetzt ein alter Sang vor ihn
 Ein süßes Bild, das längst begraben schien.

Wie leuchtend war das Bild! wie bunt von Farben!
 Weh', daß die stolzen Künstler, die es malten,
 Um Glanze ihres eig'nen Werks verdarben,
 Daß sie die Lust mit Lebensweh bezahlten!
 Wie schön war dieser Hof, wie überreich!
 Wie schaltete sein Herrscher Schönheitstrunken!
 Wie eng erschien der schwed'sche Hof, wie bleich
 — Und doch der Glanz in Dresden war versunken,
 Der Fürst im blauen Kriegsrock konnte wagen
 In Trümmer jene Welt der Lust zu schlagen.

Dies dachte Kaskaris voll tiefer Qual,
 Denn ach! der Vorwurf wollte ihn bekümmern,
 Daß seine Kunst er lieb aus eig'ner Wahl,
 Um jene Welt der Schönheit zu zertrümmern!
 Gar seltsam schien ihm ja der Fürsten Streit,
 Die sich bekriegten um ein fremdes Land,
 Die sich als Gegner nahten kampfbereit —
 Denn Kaskaris in tiefster Seel' empfand,
 Daß jeder anderes Verlangen trug,
 Um das er seine blut'gen Schlachten schlug:

Der Polenkönig mit den heißen Sinnen,
Dem einst ein Gott in seine Seele schrieb,
Nichts Reich'res sei auf Erden zu gewinnen
Für einen Sterblichen, als Frauenlieb',
Und den der Schönheit Zauberreiz erfaßte
So übermächtig, daß er brach die Schranken,
Daß jeder andre Stern für ihn erblaßte,
Des Lebens Güter jäh vor ihm versanken —
Er ging nicht in den Kampf des Sieges willen,
— Kein Lorbeer konnte sein Begehren stillen.

Die Sehnsucht nach Genuß trieb ihn ins Feld,
Die Sinnenlust, die ihm im Busen schlief,
Wohl schlug er Schlachten, doch er war kein Held,
Der Siegerpreis doch nicht der Sieg ihn rief.
Er mußte unterliegen. — Wer verweilt
Befriedigt im Besitz, statt zu erwerben,
Der wird vom dräuenden Geschick ereilt —
Ach! wer die Waffen niederlegt, muß sterben.
So schmal der Pfad, auf den das Sein uns bannt,
Wer froh zu weilen wagt, wird überrannt. —

Wie anders blickte Karl doch auf das Leben!
Er kämpfte um den Ruhm des Ruhmes willen,
Er sah die Siegesgöttin vor sich schweben,
Die Erde konnte kaum sein Sehnen stillen.
So ward für ihn die Macht zum einz'gen Gut,
Er sah ins Weite stieren Angesichts,
Die Gier nach Menschengröße war sein Mut,
Doch der Genuß der Größe war ihm nichts.
Es war sein Fluch, auf dieser schönen Erden
Des Siegerpreises nimmer froh zu werden.

Dem Strome gleich, der nie im Lauf verweilt,
Der stütend alle Wäde zieht hinab,
Wenn siegestrunken er zum Meere eilt,
Und der nicht weiß, daß stolz er wallt zum Grab —
So zog auch Karl geblendet seine Bahn,
Sah nicht sein Leben schwinden und die Zeit,
Er schaltete, als sei ihm unterthan
Das weite All der Welt in Ewigkeit,
Er zog von Sieg zu Siegen ohne Ruh,
Und eine Welt sah ihm geblendet zu.

An beide Fürsten dachte immerdar
Jehz Kaskaris, wenn er am Herde saß,
Wenn seinen Lebensweg so wunderbar
Er stets aufs neu' an ihrem Leben maß.
Ihr Wollen war im Herzen ihm vertraut,

Er kamte all' ihr Hoffen, ihre Pein,
 In seiner Seele rief's vernehmbar laut:
 „Ihr ganzes Lebensschicksal ist ja mein.
 „Es lockt sie ruhelos ein Gaukeispiel,
 „Sie kämpfen, jagen, rasen — ohne Ziel.

„Doch nicht umsonst verlangen sie nach Lust,
 „Für sie ist der Erfolg ein Sonnenstrahl,
 „Der leuchtend scheucht die Nacht aus ihrer Brust,
 „Sie kennen nicht des Lebens wahre Qual.
 „Doch ach! der beiden unverföhlich Streben
 „Ward eingesenkt mir in mein Herz hinein,
 „Es scheint mir herrlich im Genuß zu lieben
 „Und dennoch wollt' ich ein Vollbringer sein.
 „Die Schiachten, die sie erzgepanzert wagen,
 „— Ich hab' sie all' in meiner Brust geschlagen.

„In meiner Seele miteinander stritten
 „Die Sehnsucht nach Genuß, die Machtbegier,
 „So hab' ich zwiefach alles Weh erlitten,
 „Das Menschenföhnen dräut auf Erden hier.
 „Doch ach! das Glück, nach dem ich heiß verlangte,
 „Dies Morgenrot in dunkler Nacht des Lebens,
 „Um das ich duldend warb, um das ich bangte,
 „Ich hab' es immerdar ersehnt vergebens —
 „Und alternd zweifl' ich nun an dem Gelingen —
 „Kann noch die Zukunft tiefstes Glück mir bringen?“

Die düstre Frage, der er sich erwehete
 So lange schon mit ungebeugter Kraft,
 Und die doch stets aufs neue wiederkehrte,
 Sich in sein Denken drängte schattenhaft,
 Sie stand jetzt Antwort heischend vor ihm da,
 Da tiefer Zweifel seine Seel' erfaßte:
 Die Welt der Lust, die er in Dresden sah,
 Des Schwedenkönigs Macht vor ihm erblaßte —
 Jetzt dünkte ihn zu groß, zu reich das Leben,
 Es gleich den beiden Fürsten hinzugeben.

Es rief in ihm: „Die Welt, die um uns kreiß,
 „Mit ihren ewig wandernden Gestalten,
 „Dies Ungetüm, das schuf ein Riesengeiß,
 „— Was heut es mir, das wert ist festzuhalten?
 „In diesem grausen, stutenden Vergehen,
 „Das ewig uns durch seine Bilder narret,
 „In diesem Wallen und in diesem Wehen
 „Muß doch ein einz'ger Feis sein, der beharret,
 „Wenn tosend ihn umschäumt die Lebensflut,
 „— Wo ist der Feis? Wo ist das höchste Gut?

„Was ist das höchste Gut, um das sich lohnt
 „Auf Erden hier den Lebenskampf zu wagen?
 „Das über allen andern Gütern thront,
 „Das fürderhin ich kann im Herzen tragen?
 „Das Gut, das mächt'ger als die Panacee
 „Mein sturmgepeitschtes Herz dem Streit entrückt,
 „Von meiner Seele scheidt das Menschenweh,
 „Und das mich nicht durch eiteln Schein beglückt!
 „Genug der Hoffnungen sah ich begraben —
 „Was ist das höchste Gut? Ich will es haben!“

Frankfurt a. M.

Arthur Pfungß.



Am Wehr.

Von Charlotte Nisle.
 (München.)

Er hauchte einen leichten, nachlässigen Ruf auf ihre Hand; nun mußte er sich doch endlich entfernen.

Raum konnte sie es erwarten, bis ihr Gatte das Zimmer verlassen.

Als die Thüre dann hinter ihm ins Schloß gefallen, nahm sie hastig das kleine Billet auf, das schon seit einer halben Stunde unten am Boden lag.

Es war ihm aus der Tasche gefallen, ohne daß er es bemerkt; und sie hatte es mit dem Fuße fortgestoßen — so nach und nach bis tief unter den Tisch, sodaß die herabhängende Decke es seinen Blicken entzog.

Es aufzuheben getraute sie sich nicht.

Ihre Finger zuckten krampfhaft; schwer und stoßweise entrang sich ihr Atem.

Sie hatte die Handschrift erkannt.

Ihr war, als müßte ihr die Brust zerspringen.

Die Spannung lähmte sie.

Würde ihr die schreckliche Gewißheit werden? — oder nahte die Erlösung von all den bangen Zweifeln, diesen Gespenstern, die sie bei Tag und Nacht umschlichen und ihre Krallen nach ihr ausgestreckt hatten?

Noch zögerte sie; es stimmerte vor ihren Augen, doch sie faßte Mut und entfaltete das zerknitterte Stück Papier.

Sie las.

Also doch! — Also doch! —

Sie hat es zwar längst geahnt, hat es aber stets von sich gewiesen, weil sie es nicht glauben wollte.

Ein dumpfes Gefühl bemächtigt sich ihrer, und dabei wird es kalt und klar in ihrem Kopfe.

Noch einmal liest sie den kleinen Brief durch; — ruhig, erwägend. —

Dann sieht sie auf die Uhr.

Eine volle Stunde Zeit! —

Sie will hingehen, sie will die beiden überraschen, den treulosen Gatten und die falsche Freundin.

Sie wirft einen dunklen Mantel über, schleicht die Hintertreppe hinab; dann überschreitet sie eilig den kiesbedeckten Platz, denn sie fürchtet gesehen zu werden, und tritt anfatmend ins Dunkel der Bäume.

Jetzt mäßigt sie ihre Schritte; sie geht ganz, ganz langsam; in ihrem Hirn arbeitet es, aber sie kann die Gedanken nicht zusammenhalten.

Die Dämmerung ist angebrochen; kein Laut stört die Stille.

Plötzlich taucht eine hohe Gestalt zwischen den Bäumen hervor; erschreckt fährt sie zusammen.

Es ist nur der junge, blödsinnige Gärtner, der vorübergeht und mit stumpfer Gebärde die Herrin grüßt.

Daß ihr der Mensch doch stets in den Weg laufen muß! — der geht jetzt in die Gesindestube zum Abendessen.

Jene beiden haben die Stunde zu ihrer Zusammenkunft wirklich gut gewählt. Keine Seele ringsum! —

Eine grimmige Wut ergreift sie — wie schände war sie hintergangen worden, wie blind war sie gewesen — es fällt ihr jetzt so manches ein, und vieles wird ihr klar, worauf sie früher keinen Wert gelegt hat.

Es erhebt sich etwas in ihr, das brennt und wütht verzehrend — o, wie das brennt! —

Es ist die Rachelust, die erstanden ist und ihre Rechte fordert.

Diese neue, ungekannte Empfindung überfällt sie mit Riesenmacht; es treibt sie vorwärts; sie rennt jetzt beinahe, obwohl sie weiß, daß sie noch lange wird warten müssen.

Ja sie will warten; ganz ruhig will sie warten, ganz ruhig. Erst, wenn beide erschienen sind, wird sie dazwischen treten; hinter einem Baum versteckt will sie lauschen.

Was sie wohl alles hören wird! —

— Und dann! — — — —

Begraben in diese Gedanken geht sie weiter — schon betritt ihr Fuß die kleine Brücke, da hört sie eine flüsternde Stimme fragend den Namen ihres Mannes rufen.

— „Egon!“ —

Einen Augenblick bleibt sie stehen und hält den Atem an.

Ihre Hände klammern sich um's Geländer — drei Schritte — und sie sieht vor der Verrätherin, die, zu tot erschrocken, vor ihr zurückweicht.

Alles ist vergessen; jede Überlegung wie weggeblasen.

Haftig entstürzen die Anklagen ihrem Munde.

Sie weiß nicht, was sie sagt; sie hat sich selbst verloren, die Besinnung hat sie verlassen.

— „O hätt' ich doch die Kraft, mit meinen Händen wollt' ich Dich erwürgen' — Buhlerin! —

Wenn Deine Leiche am Stamme der Weide lehnen würde, und der Falsche käme, sein Liebchen zu umarmen — wie ich mich dann an seinem Entsetzen weiden wollte!“ —

* * *

Kein Laut — kein Schrei! — Wie es geschehen, sie weiß es nicht mehr.

Ob es ein Tier gewesen, ein Mensch, sie hätte es im Augenblick nicht zu sagen vermocht, so schnell war alles gegangen.

Hinter ihr war es hervorgestürzt und hatte sich wild über jene geworfen; hatte ihren Hals mit nervigen Fingern umkrallt. —

War es eine Vision? — hatten ihre raschen, von der blinden Wut eingegebenen Gedanken Gestalt gewonnen? —

Wie gelähmt starrte sie auf den zuckenden Knäuel zu ihren Füßen.

Mit eiserner Kraft hielten diese Hände ihr Opfer umspannt — bis gurgelnd und röchelnd das Leben entflohen.

Dann lösten sich die Finger vom Hals der Leiche; die Gestalt richtete sich empor und — der Idiot stand vor ihr. —

Während des entsetzlichen Vorgangs war sie zuerst, wie im Banne des Unfasslichen, regungslos verharrt — in lähmendem Schrecken — dann war unmerklich die Erstarrung gewichen, und unbewusstes Interesse an der gewandten Kraft seines mächtigen Körpers, dessen männliche Schönheit sich ihr bei seiner That enthüllte, war in bewußtes Bewundern übergegangen.

— Die Schönheit des Raubtieres, das sich auf seine Beute stürzt, kam in der elastischen Bewegung der jugendlichen Muskeln zum Ausdruck.

Daß sie das noch nie an dem schwächmüthigen Burschen bemerkt hatte — männliche Schönheit! —

Wie ihr zarter, schwächlicher, blasierter Gatte sich wohl daneben angenommen hätte? —

Ungebändigte rohe Natur — und die Überkultur der großen Welt! —

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigt sich ihrer. Die Nachgelüste,

welche mit dem Tode der Verräterin nicht erloschen sind, mengen sich mit neuen, ihr fremden Gefühlen.

Ein zitternder, zuckender Reiz treibt sie, jede Bewegung des Mannes zu verfolgen.

Wie er jetzt die Tote hochhebt; so mühelos und spielend, als sei sie eine Puppe; ihr zwei hölzerne Stützen unter die Arme schiebt, sodasß man meint, eine Lebende stehe gegen den Baum gelehnt da, am Wehr neben der Brücke. Nur der Kopf fällt immer wieder nach vorn über.

Geduldig erneuert er seine Bemühungen. Er läßt nicht nach; er nimmt Draht und Schnur, die er aus seiner Tasche holt, und befestigt den Kopf damit an einem der niedrigen Äste.

Nun ist dieser geradeaus gerichtet; die großen, weitoffenen Augen sind der Brücke zugewandt, über die Er kommen muß.

Hoch, starr, steht die Leiche da; scheinbar den Geliebten erwartend.

— Ihn! —

Sie, seine Gattin, hat eine Weile alles vergessen; — die wilde Racheluft, die in ihr gebrannt, die ihr das Herz zu verzehren gedroht, die genagt und gebohrt hat — liegt beruhigt — tot ist sie nicht, nur momentan gesättigt und müde. —

— Er! —

Ob ihn jetzt seine blasierte Ruhe wohl verlassen, ob der müde Zug um seinen Mund sich anspannen wird? —

Ob sich wohl sein vornehmes, blasses, sonst so bewegungsloses Gesicht in schauerndem Grauen verzerrt wird, wenn er dem Tod ins Auge blickt? —

Ob er wohl laut hinaus schreit, gellend, entsetzt; wenn er die starrgewordenen Arme jenes Weibes dort berührt, die ihn seit Monden in verbotener Liebe umschlungen? —

* * *

Ununterbrochen rauscht das Wasser übers niedere Wehr; sie tritt heran, sie sieht in die trüben, schlammigen Fluten, die rastlos hinwegeilen.

So rauscht auch das Leben schnell und mausfaltig vorbei; und doch, welche Qualen kann eine Stunde in sich schließen! —

— Ewigkeiten! —

Das weiße Licht des Mondes dringt durchs Blattgewühl der herbstlichen Bäume; es läßt ihr erfrischend bis ins Mark, gerade wie ein dümmer, kalter Wasserstrahl.

Sie sieht in das Gesicht des Ibioten, den sie an ihrer Seite fühlt, dessen Hand jetzt sorgsam die salben Blätter von ihrer Schleppe streift.

Wie sich seine kräftige, schmiegsame Gestalt herabbeugt, fällt das stroh-

blonde Haar in weichen, dichten Massen vom viereckigen Schädel über die niedrigere Stirne und bedeckt die grauen, halbverschleierten Augen.

Durch die wie mit rotem, glühendem Blut getränkten Lippen schimmern die weißen Zähne.

Seiß brennen die Wangen, wild pochen die Pulse der auf ihn Niederblickenden.

Und sie erfaßt — von wahnsinnigem, unüberwindbarem Verlangen überwältigt — den blonden Kopf mit beiden Händen, und ihn zurückbeugend, blickt sie in die seelenlosen, stillen Augen unter ihr, aus denen plötzliches Versehen lodert, wie Funken ersprühen aus scheinbar erlöschener Glut und Asche, in die der Wind bläst.

Und es schreit auf in ihr: es ist Dein Recht, das Recht der Vergeltung! —

* * *

Kühl streicht der frostige Hauch der Nacht durch die Lücken der schadhastigen Bretterwände der vermorrenden Hütte im einsamen Park; als sie sich von dem Blödsinnigen losringt und ihren todmüden Leib emporrichtet.

Voll würgenden Ekels stößt sie das widerliche Tier, das sie jetzt verabscheut, von sich — den Mörder! —

Mörder! —

Neue und Scham umkrallen ihr Herz. —

Mörder! —

Er ist es; er allein! — sie trägt keine Schuld am Tode des Weibes.

Warum hatte sich denn diese blöde, schwachsinnige Kreatur auf jene gestürzt?

Warum zur That gemacht, was sie selbst, unzurechnungsfähig, in sinnloser Erregung gewünscht? —

Sie hat ihn nicht gerufen; sie hat seine Nähe nicht einmal geahnt. Er muß ihr heimlich nachgeschlichen sein.

Und wie hätte sie, die Schreckerstarrte, seiner brutalen Gewalt Einhalt thun können? —

Und als er dann die Leiche am Stamme der Weide aufgerichtet, da hatte sie ihm zugesehnt; — willenlos und wie von höllischem Zauber umstrickt, war sie die Beute jenes plötzlichen, gierigen Verlangens geworden.

Das war von außen über sie gekommen, dafür konnte sie nichts, das war mächtiger gewesen, als ihr Wille, und hatte ihre Sinne wie in einen Rebel gehüllt.

Ach, und all das Vorhergegangene! —

Die mondlangen, eifersüchtigen Qualen! die Zweifel, die sie nicht hatten schlafen lassen in den langen, langen einsamen Nächten!

Ja, sie war zu Tode ermattet gewesen. Wer konnte ihr die Rache verübeln, wer? —

— Niemand! —

Sie hatte nur Gleiches mit Gleichem vergolten.

Was ging sie der Rache an! —

* * *

Der Park duftet in frischem Erdgeruch; überall sproßt und keimt es. Zart, gelbgrün schlüpfen die noch halb zusammengerollten Blättchen an den dunklen Zweigen hervor; weich, unfertig und kraftlos.

Erste Frühlingsblumen erheben sich leuchtend aus dem aufgeloderten Boden, der, vom jungen Gras bedeckt, frischgrün von den Regen abtrücht, die gleich weißen Schlangen sich in graziösen Linien ringeln.

Arm in Arm wandelt sie mit ihrem Gatten; es ist ihr erster Gang ins Freie nach der langen Krankheit.

Schwer stützt sie sich auf; eine behagliche Müdigkeit liegt ihr in den Gliedern.

Nur manchmal muß sie nachdenken; ahnungsvoll durchschauert es sie. Wie ein schmerzhafter Stich durchzuckt es ihr Hirn.

— Weg, weg! —

Sie ist ja so müde; und dabei dies süße Lebensbewußtsein, das sie durchflutet.

Fort mit den schwarzen, quälenden Befürchtungen, die ihr Wohlbehagen zu vergällen drohen.

Es kann ja nicht sein! — sie will nicht dran denken; — sie war krank — das ist alles — und sie ist es ja noch.

Verschwommen liegt die Vergangenheit hinter ihr; damit will sie nicht mehr belästigt werden.

Was geschehen ist — ist geschehen. —

Und die Zukunft? —

Weg, weg! —

Ihre zarte Hand fährt ungeduldig über die Stirn, den immer wiederkehrenden Angstgedanken zu verschrecken.

Weiter und weiter gehen die beiden; der kleinen Brücke zu; leise dringt jetzt das Raunen der Wellen, die über das niedere Wehr gleiten, zu ihren Ohren.

Er führt sie so sorgsam; es ist doch schöner, zu zweien zu gehen, als allein, wie an jenem verhängnisvollen Abend, als sie wie ein geheimes Wild über diese Wege eilte; bebend, die brennende Rache gier im Herzen. —

— Rache! —

Sie ist so schwach noch; nein, sie will nimmer an das Schauerliche zurückdenken; das ängstigt sie; das ermüdet so sehr.

Glücklich will sie sein, die alte Liebe zum Gatten ist ihr zurückgekehrt. Was er wohl damals gelitten haben mag! —

— Er ist so ruhig, so liebevoll zu ihr.

Wenn sie jenen Brief nicht heute noch besäße — weiß Gott, sie würde all das, was hinter ihr liegt, für die Ausgeburt eines krankhaften Traumes halten.

Ja, der Brief, der Brief! —

Trotzdem soll alles ausgelöscht sein, vergeben und vergessen — nichts soll mehr zwischen ihnen stehen.

Und, was sie selbst gefündigt, mit tausendfacher Liebe will sie es gut machen.

Sie haben ja beide gefehlt. —

— Weg, weg! — o, da fühlt sie es wieder, das Neue, Unbekannte, — das — — — es rieselt ihr durch den ganzen Leib. —

Es ist da — es — — — — —

Das! — sie hat es nicht glauben wollen, aber sie vermag sich nicht länger zu betrügen. Es ist da, — eben — deutlich — — — stärker empfindet sie es.

Es ist furchtbar! — sie erträgt es nicht.

Jene andere ist tot, und das Unrecht, das ihr selbst geschehen, hat sie selbst vergolten in jener wilden Nacht.

Aber dies! — an diese Möglichkeit hat sie nie gedacht, das geht über die Rache.

Sie kann ihrem Mann nie mehr in die Augen sehen; — entfliehen, entfliehen! —

Entfliehen gleich dem forteilenden Wasser dort unten.

Entfliehen! — es ist der einzige Ausweg; hinweg vom lockenden Leben, dem sie wiedergegeben; hinweg von der Seite des Gatten, dessen Liebe sie wiedergewonnen.

Ein altes, verdorrtes Blatt fällt auf ihr von einem schwarzen Spitzenschleier bedecktes Haupt.

Seine Hand nimmt es weg, seine liebe Hand.

Ach, daß sie scheiden muß! — von ihm, vom Leben, von der Sonne, von allem! —

Sie sieht auf in die strahlende, erwachende Natur; dann schleichen ihre Blicke zaghaft in das Gesicht ihres Mannes.

Es ist blaß und bewegungslos wie immer, unverändert; nur um den Mund — — — — —

Wo ist der müde, ihr wohlbekannte Zug geblieben? —

— Verschwunden! —

Etwas Frohes, Erlöstes umspielt die blassen, vom zarten Bart umrahmten Lippen.

— Küssen, küssen! —

Sie möchte seine Lippen küssen — doch nein, sie darf es nicht.

Drohend drängt sich die Schuld dazwischen und streckt wie ein graues, wachsendes Gespenst die erbarmungslosen Hände aus.

Ergeben senkt die Frau das blonde Haupt.

Nun sie die Gewißheit fühlt, giebt es nur einen Weg, nur eine Lösung.

— Sie ist entschlossen. —

Sie muß es, und wenn die wiederkehrende Lebenskraft sich noch so sehr dagegen sträubt.

Junge, frische Blätter haben auch Lebensbedürfnis, und wie viele werden abgerissen! — sie ist ihnen so ähnlich; so weich und kraftlos — dabei so durchdrungen von Erstickungstrieb — nach den zehrenden Krankheits-tagen, denen sie entronnen.

* * *

Man hatte ihr sorgsam alles verschwiegen, liebevoll das Grauenhafte verheimlicht — die andern konnten ja nicht ahnen, daß sie es besser wußte, als sie alle.

Denn niemand hatte damals ihre lange Abwesenheit bemerkt — mühselig hatte sie sich in jener Nacht heimgeschleppt mit letzter Kraft — und schon von Fieber geschüttelt, war sie ins Bett gesunken. —

Während ihrer Krankheit hatte sie oft, scheinbar schlafend, mit geschlossenen Augen gelegen, und den Worten ihrer Dienerinnen, die leise zusammen flüsterten, gelauscht.

Ihr war dann, als müßten sie das laute Klopfen ihres sich zusammenkrampfenden Herzens hören; als müßten sie sehen, wie angstvoll sich ihre Brust hob und senkte unter der leichten, zitternden Seidendecke.

Und die Pein der Ungewißheit, die sie während ihrer Genesung folterte — so verschieden und doch so ähnlich in ihrer verzehrenden Grausamkeit — mit den nagenden Zweifeln von einst!

— Ahnte irgend jemand etwas? —

Nein — niemand! —

Und maßloses Entzücken erfüllte sie, als der Gatte sie mit Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit umgab.

Was sich drohend vorbereitete, dies zitternde Geheimnis, kannte sie zu jener Zeit noch nicht.

Wie eine dunkle Gewitterwolke sich plötzlich am klaren Himmel erhebt, so kam es; — jäh, drohend! —

Anfangs konnte sie es nicht glauben; es erschien ihr ungeheuerlich.

Nun hatten sich all ihre Zweifel aufgelöst — die Gewißheit hatte ihr Antlitz enthüllt.

Wie einst der Brief ihr Klarheit gebracht, so heute dies Buchen da unter dem Herzen.

Gerade an der Brücke angelangt, wird ihr dies Überzeugtsein; einen Moment fühlt sie sich einer Ohnmacht nahe — dann rafft sie sich gewaltsam auf und von plötzlichem Entschluß durchdrungen, betritt sie festen Fußes den Steg.

Wirk wie Bienengehumme ertönen die über das Wehr sich drängenden, heute so durchsichtigen Fluten, auf denen die matten Strahlen der Frühlingssonne glitzernd spielen.

Sie kennt ihren Weg, — sie sieht das Ende — die weichen, klaren Bogen locken.

Und wenn auch die ganze, große, nie befriedigte sehnsuchtsvolle Liebe zum Gatten sich noch so sträubt, das sie neu erfasste Lebensgefühl sich noch so aufbäumt gegen ihren Entschluß. —

— Umsonst! —

Sie weiß, was sie thun muß.

„Liebling!“ —

Ihr Gatte zeigt auf die alte Weide:

„Sieh, dort hat man sie eines Morgens gefunden; ihr Geliebter, der Gärtnerbursche, hat sie erwürgt.“

Er bemerkt das Erblassen seines kaum genesenen Weibes und verstummt.

„Fahre fort, erzähle weiter,“ sagt sie, sich mit verzweifelter Anstrengung überwindend, „ich weiß so ungefähr, sie haben ja immer davon gesprochen, als ich halb bewusstlos lag; — wie ging es denn eigentlich zu, was geschah mit ihr?“ —

„Ach die!“ —

Das feine vornehme Gesicht des Sprechenden verändert sich nicht; nur im Ton seiner Stimme liegt etwas Verächtliches.

„Es ist besser so; das hätte übrigens kein Mensch geglaubt, daß sie derart verdorben sei, sich mit jenem Blödsinnigen einzulassen.“

Der Skandal! —

Denke Dir, die Obduktion ergab, daß sie sogar schwanger war von jenem erbärmlichen Geschöpf; sie hätte ihren Zustand nicht lange mehr verbergen können.

Und der Idiot muß es gewußt haben; darum hat er sie auch erwürgt. Für sie ist es sicher eine Wohlthat gewesen.

Es sei schnell gegangen behaupteten die Ärzte. — Schließlich ein Glanz für sie, solch ein rasches Ende.“

Hörte sie recht? —

Und sie weiß doch, daß er jene geküßt, daß jene sein Weib gewesen, wie sie selbst sein Weib ist? —

Wie kalt er lügen kann!

Sein Gesicht röthet sich nicht vor Scham; es bleibt beinahe unbewegt, nur wie aufatmendes Bewußtsein der Erlösung umspielt es seine Lippen.

Der Eleude! —

Er spricht weiter; es thut ihm wohl zu reden.

Er bemerkt nicht, wie scharf ihn seine Frau beobachtet; sieht nicht ihre weit aufgerissenen Augen, hört nicht ihren leuchtenden Atem.

Er erzählt, was sie besser weiß — was sie allein weiß.

Wie ruhig er lügt, wie bewußt er die Unwahrheit sagt! —

Wenn sie den Brief nicht hätte, sie müßte alles glauben; wie gut, daß sie ihn aufbewahrt hat.

Wie ihr der Ausruf der Toten wieder in den Ohren klingt! — dies flüsternde, fragende:

„Egon!“ —

Erbarungslos beschimpft er die Tote, um seine Schuld, seine Sünde zu verbergen.

— Wie feige! —

Kein Schmerz war ihm ihr Tod, nein, eine Erlösung, ein Geschenk, das ihm der Idiot gegeben.

So kalt, wie er jetzt verleumdet, so kalt hat er wohl vor der Leiche gestanden; aufatmend über die Befreiung von einer lästigen Bürde — über die Befreiung von jener, von der er wußte, daß sie die Frucht der heimlichen Sünde unter dem Herzen trug.

— Nichts reut sie mehr. —

Auch der Toten ist wohl; — und all die neuerstandene Liebe zu ihm ist verflogen und hat der Verachtung Platz gemacht.

Wie aus unbekannter Ferne kommend — wie das Rauschen des Wassers am Wehr — wirt, dumpf, erklingt ihr sein weiterer Bericht: daß der Idiot in Tobsucht verfallen; daß man ihn ins Irrenhaus gesperrt habe. Nun sei der hübsche Mensch unschädlich für liebestolle Weiber.

— Sie hört nichts mehr. —

Und diesen Mann hat sie wahnsinnig geliebt, an ihm hat sie sich in der Verzweiflung gerächt mit der stärksten Rache der betrogenen Gattin! —

Die alte, wilde Nachelust steigt in ihr empor; unsagbarer Haß packt sie.

— Er hat sie nie geliebt. —

Auch die andere hat er nicht geliebt — nur sich allein liebt er.

Die Zärtlichkeit, die Fürsorge für sie sind ertheuchelt.

Er hat wohl sehr gebangt, als jene noch lebte, und er Entdeckung fürchten mußte — den Skandal! —

Drum ist er jetzt froh und freundlich zu ihr.

Und noch vor Minuten erst wäre sie bereit gewesen für diesen Mann in den Tod zu gehen — um ihn vor Schande — Schande, die aus ihrer Rache entsproßt war, zu bewahren.

— Und nun! — — — —

Sie lächelt; sie kann wieder lachen — denn sie hat ja die feinste Rache noch bereit für diesen Zusammen.

Sonnig liegt die Zukunft vor ihr, die Zukunft, die sie eben noch so sehr gequält, vor der ihr eben noch graute.

Die Gegenwart freut sie wieder; unter den hohen, ergrünenden Bäumen schreitet sie erhobenen Hauptes über die weißen Wege auf die vermorschende Hütte zu, die jetzt sichtbar wird, bestrahlt von der höher steigenden Frühlingssonne.

Die jungen Blätter, das zarte grüne Gras, der blaue Himmel, ihr Lebensdrang, alles in ihr und um sie, — frisch, leuchtend, hoffnungsreich und erlarkend.

— Jubel überfällt sie. —

Und racheberauscht umfaßt sie plötzlich den Gatten und flüstert ihm ins Ohr, welche Erwartung sie hegt.

Ein roter Schimmer übersliegt sein sonst so blaßes Gesicht.

— Endlich, endlich! —

Die Erfüllung seines jahrelangen höchsten Wunsches; die Hoffnung auf einen Erben seines alten Namens.

Sein Geschlecht wird nicht aussterben, wie er schon gefürchtet; und in dankbarer Aufwallung bedeckt er das Antlitz seines Weibes mit Küßen.

In ihr aber lacht und jauchzt es:

— „Von Deinem Bastard hat er Dich zu Deiner Freude und Genugthuung befreit — aber es war doch Dein Kind, das er getötet — sein Kind aber wird leben und Deinen Namen tragen.

Wie er sich wohl in unserer vornehmen Familie ausnehmen wird, der Sprößling des blödsümmigen Gärtnerburschen? —

— Hah! — meine Rache lebt!“ —



Die beglückte Stadt.

Eine chinesische Geschichte von M. Stona.

(Schloss Strehowitz b. Schönbrunn.)

Tief im fernem China liegt die kleine Stadt Ping-ting, in der es nebst Türmen und Pagoden mit silbernen Glöcklein auch sehr viele bezopfte Menschen giebt, reiche und arme, vornehme und geringe, kluge und dumme — wie in jeder vernünftigen Chinesenstadt.

Eines Tages verbreitete sich die Kunde, daß Prinz Pa-wang, der Gebieter der Provinz, mit seiner erlauchten Gemahlin und Tochter Ping-ting zu besuchen gedenke.

Die Stadt hatte noch nie einen Prinzen gesehen, und eine unbefreibliche Aufregung erhob sich in ihr. Die Chinesen gerieten außer Rand und Band. Jeder wollte dem Prinzen huldigen. Prinz Pa-wang genoß ein großes Ansehen, das er sich durch emsiges Studium erworben hatte; denn in China verleiht die hohe Geburt allein dem Menschen keinen Wert, dort muß man sich den wahren Adel mühsam zusammenstudieren. Darin stehen die Chinesen weit hinter uns zurück.

Ganz Ping-ting beschloß, dem Prinzen einen glänzenden Empfang zu bereiten. Ofter denn je versammelten sich die Stände. Nie waren ihre Mitglieder so eifrig bei den Sitzungen erschienen, wenn es sich um Fragen handelte, die das allgemeine Wohl betrafen. Für den Fortschritt ist man in Ping-ting nicht eingenommen. Die Ping-tingier sind brave arbeitssame Chinesen, die tagsüber ihrem Verufe nachgehen und sich des Abends ihrer Familie widmen, das heißt, sie lesen die Zeitung, tabeln die Frau und erziehen ihre Kinder im Haß gegen die Japaner. Im übrigen leben sie bis an ihr seliges Sterben in der Überzeugung, daß es nirgends so herrliche und weise Einrichtungen giebt wie in Ping-ting.

Noch nie hatte eine solche Einhelligkeit geherrscht, wie in der Sitzung, die den feierlichen Empfang des Prinzen beschloß. Alle faßten diesen Besuch als eine unerhörte Auszeichnung auf, die ihnen widerfahren sollte. Daß der Prinz in seinem eigenen Interesse kam, um seine Besitzungen zu besichtigen, wußte wohl jeder, aber wie auf allgemeine Verabredung wurde stillschweigend darüber hinweggegangen. Irdische Interessen durften die prinzipielle Majestät nicht beleidigen.

Es wurden alle Einzelheiten im hochwichtigen Ceremoniell des Empfanges beraten und festgestellt. Vor allem aber ward auf riesigen Plakaten

dem Volke mitgeteilt, daß es sich zu freuen habe. Man konnte ja nicht wissen, ob das jedem Ping-tingier klar war.

Unermüdblich eilten die schwarzen Böpfe durch die Gassen, hier einen Geizigen für eine reiche Dekoration seines Hauses zu gewinnen, dort einen ehrsamem Grünkrämer, Schuster oder Barbier zu einem kleinen Transparent begeistern.

Und als der stolze Tag kam, da durfte ganz Ping-ting mit freudiger Genugthuung auf sein Werk blicken.

Die Straßen wimmelten von Fahnen; Triumphpforten mit Blumenwinden von Hortensien und Chrysanthemen hoben sich in schlanken Bogen empor; aus den Fenstern flatterten buntbemalte Papierstreifen und rauschten und knisterten und hoben und senkten sich mit den Fahnen um die Wette. Durch die Gassen aber trippelte in weiten gestickten Gewändern mit Fächer und Sonnenschirm, Bambushüte auf den Köpfen, die jubelnde Menge. Viele kletterten auf Bäume und Dächer, weil das Vonobenherabsehen ein ganz eigener Genuß sein soll.

Auch die Landleute aus der Umgebung von Ping-ting waren herbeigespürgt; arme kleine Frauen und Männer in Leinenkitteln. Selbst zu ihnen war die Kunde von einer unverhofften Ehre gedrungen, die der Stadt bevorstand, und sie wollten sie mit eigenen Augen sehen. Als sie hörten, daß es sich um die Ankunft eines Prinzen handle, waren sie sehr enttäuscht, denn es fehlte ihnen jede Tiefsicht in die Würde eines Prinzen. Und als man ihnen gar sagte, daß dieser Prinz nur ein Mensch sei wie sie, hielten sie gar nichts mehr von ihm und blickten beinahe ebenso verächtlich auf die Eingeborenen von Ping-ting wie diese auf sie.

Die Festordner hatten auf den Straßen eine besondere Claque verteilt, die beim Herannahen der Gäste aus dem himmlischen Reiche ein Freudengeheul anstimmen sollte, damit das Volk begeistert einfalle und eine Jubelwoge der fürstlichen Familie voraneile.

Diese Claque bemühte sich vor allem, die Gruppen der Bauern zu sprengen, denn es stand zu befürchten, daß diese ungebildeten Landchinesen beim Einzug des Prinzen die breiten Mäuler schweigend öffnen und so schwarze tote Punkte in dem allgemeinen Farbensplanz bilden würden.

Die Aufregung war auf das höchste gestiegen und die Festordner säckelten sich den Angstschweiß von der Stirn, als in der Ferne ein dumpfes Getöse von Pauken, Tschinellen, Tamtamschlägen und Glockenklingen die Ankunft des Prinzen verkündete. Sofort stimmten die Claqueure ihren Schlächtrup an und ein ohrenzerreißender Spektakel erhob sich in die Lüfte.

Langsam nahte der Zug.

Ihn eröffneten Soldaten und Offiziersmandarinen; die letztern zu

Pferde. Mit den eingestickten Löwen auf der Brust machten sie einen mutigen, unerschrockenen Eindruck. Hinter ihnen schritten die Staatsmandarinen in goldstrotzenden Gewändern, Pfauenfedern auf den Hüften. Sie trugen ihre langen Zöpfe mit Überzeugung und blickten ernst vor sich hin. Ach, es war so viel Weisheit in dem Haupte jedes Einzelnen, daß sein Ausdruck nur ein sorgenvoller sein konnte, denn wer vermöchte heiter zu blicken, den das Leben von einer Prüfung zur andern jagt?

Ihnen folgten die Bonzen in feierlichem Zuge, die Formel ihres Gebetes: *Ommani padmo ham* vor sich hinmurmeltend. Von Zeit zu Zeit schlangen sie Rauchgefäße, deren Silber so falsch war wie ihre Frömmigkeit. Das bedeutete Segen, und dankerfüllt neigte sich das Volk. Dann kamen die Väter der Stadt, die im Nutzig jenen Ausdruck der Würde trugen, den jahrelange Gedankelosigkeit verleiht. Sie bereiteten gleichsam den Weg für die prinzliche Familie, die nun in Sänften nahte. Die Träger derselben atmeten kaum vor Stolz und Selbstgefühl.

In der ersten rotlackierten Sänfte, auf der in goldenen Zeichen seine sämmtlichen Titel und Würden prangten, ruhte Prinz Pa-wang, tief zurückgelehnt in die seidenen Kissen. Wie die Willkommensrufe rings um ihn anschwellen und einzelne Enthusiasten (es waren selbstverständlich die *Claqueure*) sogar die Hüte in die Luft werfen in der stürmischen Aufwallung ihrer Gefühle, neigte er sich zu beiden Seiten, als wollte er dem Jubel danken und zugleich ihm wehren. Das Lächeln einer Maske ruhte auf seinen Zügen, undurchdringlich, unbeweglich, und doch ein Lächeln. Der Prinz war ein kluger Mann. Er hatte Mühe, die Verachtung zu unterdrücken, die bei diesem lächerlichen Aufzuge sich ihm aufdrängte. Warum jauchzten all diese Menschen und starrten ihn an, als käme er aus einer andern Welt? Warum zeigten sie eine solche Freude, ihn zu sehen, der ihnen nie etwas Gutes gethan und ihnen gleichgültig sein mußte oder verhaßt, weil er reicher und mächtiger war als sie. Entweder waren sie so blöde, daß sie das nicht einsahen, oder so falsch, daß sie sich verstellten, oder — es gab noch ein drittes — sie hofften Nutzen von ihm zu ziehen, und das sah dem Pöbel am ehesten ähnlich. Und unter der Maske seines Lächelns verbarg der Prinz seine Verachtung.

In der zweiten Sänfte saß Prinzessin Ah-tschiau mit ihrer Tochter. Die Prinzessin war dumm und glaubte daher, eine erhabene Mission zu erfüllen, indem sie sich dem Volke zeigte. Seine Huldigung nahm sie hin wie etwas, das ihr kraft ihrer göttlichen Abkunft gebührte, und in ihrer Brust schwelgten Stolz, Erhabenheit und ein Dünkel, der genau so groß war wie ihre Dummheit. Die kleine Prinzessin an ihrer Seite war noch nicht ganz so dumm wie die Mutter, aber sie versprach es zu werden. Er-

staunt sah sie auf das Volk herab, das stellenweise so geschmückt und stellenweise so zerlumpt war, und als sie zwei arme verkrüppelte Bettler gewahrte, fragte sie: „Sind das auch Menschen?“ Und die Mutter erwiderte: „Man nennt sie so, mein Kind.“

Den prinziplichen Sänften folgten jene des Gefolges. Dieses war noch klüger als der Prinz und verachtete darum das Volk noch mehr als jener und war dabei noch hochmütiger als die Prinzessin und sah in der ganzen Huldbildung etwas ebenso Selbstverständliches wie sie.

Mehrere Musikbanden beschloßen lärmend den Zug. Ihnen folgte ein ungeordneter Haufe Neugieriger.

Das Landvolf war durch den Anblick des ganzen Festgepräuges in Verwirrung geraten und wußte nicht, befand sich der Prinz am Anfang, in der Mitte oder am Schluß desselben. Die einen hielten den ersten Reiter für den Prinzen und rühmten den roten Knopf auf seiner Mütze; andere sahen einen Diener für ihn an; alle aber waren darüber einig, daß etwas ganz Eigenes, ganz Besonderes ihn umschwebte. Manche warteten noch immer auf ihn, als der Zug längst vorüber war.

Inzwischen hatten die Descendenten des himmlischen Reiches ihre Wohnung im Ja-mun, dem Regierungsgebäude, erreicht und zogen sich aufatmend in ihre Gemächer zurück.

Der Prinz dachte darüber nach, wie viel er wohl der Stadt für diesen Empfang schenken müsse, damit es nicht zu viel und nicht zu wenig sei. Seine Gemahlin sagte sich, daß sie ihre erhabene Mission auch an diesem Tage, wie stets, mit Würde erfüllt habe, und die kleine Prinzessin blickte träumerisch durch das Marienglasfenster auf die Stadt hinab. Diese vielen, vielen Menschen, die sich vordrängten und einander stießen, um auch sie zu sehen, gaben ihr zu denken. Sie mußte wirklich etwas Besonderes sein, sie, die kleine Prinzessin Schun-ti, etwas sehr Seltenes, Erlesenes, und sie begann auch an ihre erhabene Mission zu glauben. . .

Über den Prinzen gab es in Ping-ting nur ein Urteil: man war von seiner Huld getadelt vernichtet. Die Mandarinen, denen er auf ihre wohlkeinstudierten Reden einige flüchtige Worte erwidert hatte — es waren bei allen Bereifungen dieselben, und er wußte sie schon auswendig — rühmten entzückt seine Leutseligkeit und schwelgten in der Erinnerung an sein Lächeln. Manchen Stadtvater hatte er durch eine Ansprache ausgezeichnet, und der so Ausgezeichnete verlor aus Freude darüber nur darum nicht den Verstand, weil er keinen zu verlieren hatte.

Goldiger als sonst erhob sich die Sonne des nächsten Tages über Ping-ting. Der Ja-mun war schon in früher Morgenstunde von Neugierigen umlagert, die vergeblich hofften, es würden die Mauern etwas von ihrem

innern Glanz hindurchleuchten lassen. Es war jeder Ping-tingierin klar, daß die Prinzessin ganz anders als eine gewöhnliche Sterbliche ihr Bett verlasse. Manche suchte Verbindungen mit den niedrigsten Kulis anzuknüpfen, die das Gefolge des Prinzen bedienten, um zu erfahren, welche Seife die erhabene Prinzessin gebrauchte und von welcher Farbe das feinste ihrer feinen Unterkleider sei.

An diesem Tage schwieg der Handel in der beglückten Stadt. Die Verkäufer hockten vor ihren Waren, dachten aber ebenso wenig an sie wie die Vorübergehenden. Und doch hatte man nie so viele Menschen auf den Straßen gesehen, sie alle aber sannten, sprachen, suchten nur den Prinzen. Jedes andere Interesse war erloschen.

Die Claqueure wurden heute in weiten Zwischenräumen aufgestellt, denn die Stimmung des Volkes war lebhafter, freudiger als gestern, und man durfte hoffen, daß dem Prinzen ein ganz spontaner Empfang bereitet würde. Man täuschte sich nicht.

Als die fürstlichen Sänften das Ya-mun verließen, um sich geradenwegs in den Tempel zu begeben, erhob sich ein ehrfurchtsvolles Begrüßen, das zu einem donnernden Jubelruf answoll. Vor dem Tempel dasselbe Spiel wie gestern bei der Ankunft; Glockenläuten, feierliche Ansprachen, Verneigung der Bonzen bis zur Erde; huldvolle Antwort, beglückte Herzen. Dann feierliche Ceremonie des Gottesdienstes, bei welchem die Priester nie unfrommer ihres Amtes gewaltet hatten.

Von dem Tempel des Lao-tse ging es zum Tempel des Buddha. Dann folgte die Besichtigung mehrerer Schulen und öffentlicher Gebäude. In den Schulen regnete es von Worten und Blumen. Zitternde Kindlein blieben in ihren Versen stecken, und die Lehrer glaubten, diese Schande nicht überleben zu können, während ihre Schüler doch nur der prinzlichen Familie eine Abwechslung boten in dem Abrollen des öden, eintönigen Programms.

Auf allen Wegen stand und drängte sich das Volk und jauchzte dem Prinzen entgegen und gewöhnte sich daran, ihn als sein teures Eigentum zu betrachten.

Und nun jagten die Tage und Huldigungen einander. Jeder Ausflug, den Prinz Pa-wang auf seine entlegenen Besitztümer machte, gestaltete sich zu einem Triumphzug. Selbst die kleine Prinzessin begann sich zu langweilen und fragte, ob denn die ganze Reise nicht bald ein Ende nähme?

Um den erlauchten Gästen noch einen unvergeßlichen Tag zu bereiten, beschloßen die Ping-tingier den Aufstieg auf einen zwei Stunden entfernten hohen Berg, und forderten die Bewohner der Umgebung mit Eilboten auf, sich bei Tagesanbruch auf dem Gipfel einzufinden, damit

auch inmitten der ernstlichen schweigenden Natur die bekannte Jubelwoge nicht fehle.

Schon die ganze Nacht hindurch war die Gegend seltsam beunruhigt und eine Menge kleiner Menschenameisen kroch von allen Seiten den Berg hinan.

Ein prächtiger Morgen brach an. Der Prinz, kein Freund gedankenloser Ausflüge, schützte Regierungsgeschäfte vor und blieb zu Hause. Prinzessin Ah-tschiau, in dem Bewußtsein, heute doppelte Würde zur Schau zu tragen, hatte das kostbarste ihrer goldgestickten Gewänder angethan. Ihr Haar war durch große Schildkrottkämme und kleine Blumen kunstvoll aufgesteckt. Unter dem flachen roten Sonnenschirm gab sie ein stolzes vornehmes Bild.

Allerliebste sah Prinzessin Schun-ti aus mit ihren reizenden Plumpfüßchen — das Ebenbild ihrer Mutter. Ihr war der Maulesel lieber als der ganze Berg, und darin glich sie genau den europäischen Kindern.

Bald war der erste Aufstieg — jener auf die Maulesel — vollendet, und nun setzte sich das erlauchte Paar mit seinem Gefolge in Bewegung.

Die Ping-tingier hatten das Möglichste gethan, um es an nichts fehlen zu lassen. Da sie mit der Beschaffenheit prinziplicher Magen nicht vertraut waren, stand jede halbe Wegstunde ein lustiges Zelt mit einem kleinen Imbiß bereit. Sie hatten kein Opfer gescheut und die kostlichsten Speisen und Getränke vorbereitet, die für sie zeitlebens unerschwinglich waren, jedoch den täglichen Mittagstisch der Prinzessin belasteten.

Der Weg führte an blühenden Rohrfeldern vorüber, durch satte grüne Wälder von Bambus, Wälder, die viel fatter waren als das ärmliche Volk, das rings um sie wohnte in Lehmhütten, so klein, so dürftig, daß Prinzessin Schun-ti abermals jagend fragte: „Sind das Wohnungen für Menschen?“

Und all die Leute, an denen sie vorüberkamen, neigten sich vor ihnen wie vor Göttern.

Es gab nur ein Haupt, das vor der erlauchten Familie sich nicht beugte, ein mächtiges Haupt, viel älter als die Prinzessin mit all ihren Vorfahren und stolzer und selbstbewußter noch als sie. Trotzig hüllte es sich in einen dichten Nebelschleier, als wollte es der irdischen Majestät nicht zu Diensten stehen und keinen Blick ihr gönnen auf seine eigene Herrlichkeit.

Schon erhoben sich warnende Stimmen im Gefolge der Prinzessin, die ein drohendes Unwetter voraus sagten und zur Umkehr mahnten.

Prinzessin Ah-tschiau aber war nicht gewohnt, sich irgend einer Notwendigkeit zu fügen, da sie stets selbst die Notwendigkeit spielte. Sie beharrte, den Weg fortzusetzen. Sie wollte den Aufstieg erzwingen.

Zwei mächtige Größen begannen nun den Kampf mit einander, und jede rief ihre Vasallen zu Hilfe. Die Fürstin ihren eigensinnigen Troß und den Gehorsam ihrer Untergebenen — zwei gewaltige Faktoren — der Berg seine himmlischen Streitkräfte, Sturm, Blitz und Donner.

Und als sich das Menschenvölklein noch immer nicht ergeben wollte, schickte er einen prasselnden Wolkenbruch nieder, der säuberte rasch und gründlich das Feld. Von wilder Angst ergriffen, flüchtete die Prinzessin mit ihrem Gefolge in die Halle eines alten täuflischen Felsentempels, wo sie vor den gigantischen Statuen ihrer Götter um Schutz und Hilfe flehte. Es war einer jener Tempel, zu deren Bau die Reichen das Geld und die Armen die Arbeit gegeben hatten — eine natürliche, beinahe selbstverständliche Verbindung.

Als er auf diese Weise den Kampf gewonnen und überdies alle neuen Wege, die man ihm aufgedrängt, vernichtet hatte, hob der Berg stolzer denn je sein Haupt empor, und die Sonne küßte seinen Scheitel.

Prinzessin Ah-tschiau aber trat den Rücktritt an. Sie hatte um ein Geringes von ihrer Würde verloren und begann ein wenig an ihrer erhabenen Mission zu zweifeln — soweit sie die einsichtslose Natur betraf.

Das Volk aber, dieses unverständige Volk, anstatt sich des mächtigen Siegers seiner Heimat zu freuen, warf sich mit allen Sympathien auf die Seite der Besiegten und zürnte dem Berg und dem Himmel, daß seiner Lieblinge Freude vernichtet worden.

Am nächsten Morgen reiste die prinzliche Familie in ihre Heimat ab. Lebhafter denn je umjubelte das Volk die fürstlichen Sänften; tausend Hände streckten sich den Scheidenden entgegen, und aus allen Gesichtern leuchtete warme, herzliche Liebe.

Die Prinzessinnen dankten. Der Prinz aber neigte sich tief zurück. Die rauschende Musik des Beifalls erweckte neue, seltsame Gedanken in ihm. Wie merkwürdig, wie unergründlich war das Volk! Er hatte in dieser Stadt Ruhe und Ordnung gestört, den Verdienst manches Mannes auf das Niedrigste herabgesetzt; er hatte ihnen Kosten bereitet durch die Empfänge, Sorge und Mühe durch das Sinnen, wie sie ihn am besten zerstreuen, unterhalten könnten. Was er ihnen dafür gab, war verschwindend gegen das, was sie geopfert — und doch jubelten sie ihm entgegen und flehten um seine Wiederkehr. Und wenn er stürbe, sie würden seinen Tod beklagen, als wäre ein Teures ihnen genommen.

Warum liebten sie ihn? Fast schien es, als lebe tief im Innern der Menschen ein geheimnisvolles Sehnen, das nach Göttern und Königen verlangt, um das Übermaß an Empfindung in ihren Schoß zu schütten.

Eine tiefe Nührung ergriff ihn. Die Verachtung, die er am ersten

Tag empfunden, war längst von ihm gewichen; sie hatte sich aufgelöst in ein unendliches Mitgefühl, ein mildes Erbarmen. Mehr noch. Er sagte sich, daß ein Volk, so lächerlich es erscheine in seinem Servilismus, doch etwas Heiliges in sich trägt: die Treue, mit der es zu seinem Fürsten hält.

All die Funken, die aus diesen Herzen ihm entgegenprühten, vereinigten sich zu einer Riesenflamme, deren Glut ihn wärmte, und er erkannte, daß der wahrhaft Reiche, der wahrhaft Gebende nicht er war, sondern dieses Volk, das mit seiner Liebe ihn beschenkte.



Giacomo Leopardi und die moderne positive Kritik.

Von Dr. Mario Carrara.

(Turin.)

Zu den größten Triumpfen „*fin de siècle*“ können wir die Erfolge jener Wissenschaft rechnen, welche es sich zur Aufgabe macht, das Wesen psychischer und sozialer Phänomene, wie den Genius, das Verbrechen, die Prostitution zc. in ihrer Kompliziertheit zu zergliedern und endgültig zu bestimmen.

Die Hilfsmittel zur Lösung dieser ebenso umständlichen wie heißen Unternehmung kommen aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft. Die interne Beobachtung allein genügt nicht mehr zur Befriedigung einer Forschung, die sich in tausend Feinheiten und Vertiefungen verlor, auch dann nicht, nachdem sie sich aus den engen Wänden der Metaphysik befreit und an den kühnen und weitertastenden Schlüssen der positiven Psychologie gekräftigt hatte. Daher hat sich der reinen Psychologie vor allem die Anthropologie verbunden, welche die physischen Körpereigenschaften mit den Äußerungen des Geistes in Zusammenhang brachte, sodann hat die Ethnologie den Einfluß der Rasse auf diese Manifestationen präzisirt, wie wenn ein jeder von uns, nach Weismanns Idee, einen Nest von der Seele seiner Ahnen in sich trüge und durch sein Thun äußere; ferner kommt die Soziologie und die Geschichte zu Hilfe, um sachgemäß das Wesen jeder menschlichen That zu erläutern, sodas diese als ein natürliches Produkt der Sachlage, nicht aber als ein unerwarteter Effekt, noch als Äußerung einer höheren und unbekanntten Macht erscheint.

So werden in besonderer Weise, dank den genialen Studien Lombrosos, Verbrechen und Prostitution nicht mehr zu den Effekten einer böswilligen

Willensfreiheit gerechnet, sondern zu fatalen Manifestationen organischer Triebe, welche den Zwang der Errungenschaft der Civilisation auf Grund ihres Atavismus und ererbter Epilepsie durchbrachen, um brutale und tierische Instinkte zu triumphierender Geltung kommen zu lassen.

So sehr einerseits solche Schlussfolgerungen älteren und neueren Datums in Deutschland, vor allem durch den intelligenten und gelehrten Hans Kurella, Zustimmung fanden, so stark und zahlreich sind andererseits die Widersprüche und Zurückweisungen solcher Schlüsse in Bezug auf den Genius. Denn eine geniale Leistung, welche das Produkt einer vollendeten Struktur des menschlichen Gehirns zu sein scheint, welche aus dem glücklichsten und fruchtbarsten Zusammenwirken harmonischer Nervenstimmung entspringen ist — eine solche Leistung in geschlechtlichen Rapport bringen mit einer mehr oder minder individuellen oder familiären Entartung, dies scheint den meisten eine wissenschaftliche Verirrung, eine absurde Logik oder ein Hohn auf die Moral zu sein.

Es ist aber den großen Gesetzen eigen, daß sie nicht allein durch die Wucht ihrer Wahrheit im großen Stil überzeugen, sondern auch im Alltagsleben sich für jeden Beobachter in spontaner Weise — gleichsam wie zum Experimentieren — zur Prüfung darbieten. So nimmt unter den neueren und überzeugendsten Beweisführungen dieser Auffassung vom Genie, und zwar aus dem Heerlager der solcher Auffassung an und für sich feindlichen litterarischen Kritik, eine erste Stelle die Schrift von Dr. Patrizi*) ein, eines gelehrten Professors der Physiologie, welche in psycho-anthropologischer Hinsicht Giacomo Leopardi und seine Familie beleuchtet.

Über Giacomo Leopardi und seine ebenso erhabene wie gequälte Lyrik hat sich längst nicht nur die italienische, sondern auch die französische und deutsche Kritik, u. a. Vouché-Declercq und Gustav Brandes, ausgesprochen. Aber es fehlte in ihr die tiefere Begründung seiner Eigenheit als Dichter des Welt Schmerzes; es war noch nicht dargelegt, wo und warum seine Kunst, das menschliche Leid in so hoher Formvollendung zum Ausdruck zu bringen, seinen eigentlichen Beweggrund habe, woher er den Ton der Sentimentalität und düsteren Schwermut nahm, welcher zu dem heiteren Himmel, unter dem er dichtete, zu dem Lebensstrobium seiner Landsleute, unter denen er hauste, ja zu der ganzen Zeitepoche, in welcher er lebte (1798—1837), in so entschiedenem Widerspruche stand.

Die Präcisierung und Beantwortung dieser Fragen und Beweggründe der leopardischen Lyrik hat Prof. Patrizi in seinem Buche zum Vorwurf genommen.

*) Prof. L. M. Patrizi, Saggio psico-antropologico su Giacomo Leopardi e la sua famiglia con documenti inediti. — Torino, Editori Bocca, 1896.

Der Stammbaum des Dichters ist auf väterlicher wie mütterlicher Seite bis zum Jahre 1207 verfolgbar. Eine lange Reihe von mystischen und genialen Erscheinungen, von Berrückten und von Bösewichten — dann und wann von dem Markstein gleichblütiger Ehen unterbrochen —, zieht schnell an uns vorüber und wirkt aus der Ferne der Jahrhunderte seinen drohenden Schatten auf die psychische Vollwertigkeit des berühmten Abkömmlings: bis hinab zu den Eltern des Dichters, Ronaldo und Adelaide, denen in tausend Zeichen der Stempel der Ausartung aufgedrückt ist.

In der That bietet das Leben seines Vaters Ronaldo einen stetigen Mangel an Zusammenhang und fortlaufende Widersprüche; es bestätigt sich in ihm jene Doppelnatur, welche, wie Lombroso in seinem Buch „Über den genialen Menschen“ (pag. 30) bemerkt, besonders bei beanlagten Menschen als ein Symptom ihrer Verschiedenheit, der höheren geistigen Fähigkeit häufig zu Tage tritt. So spricht und schreibt er einerseits mit Bewunderung von seinem Sohn Giacomo und verhindert andererseits mit allen Mitteln die Verbreitung seiner Schriften; er ist wohlthätig und beleidigt die Armut; Aristokrat von Geburt und Erziehung, ist er in seinen polemischen Schriften von größter und unwürdigster Trivialität; religiös bis zum Mysticismus, schwankt er manchmal bis zur Gottlosigkeit; willensschwach, ist er der Sklave seiner Frau. Bezeichnend für ihn ist ferner seine Tasefolie (Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden). Die Mutter, Gräfin Adelaide Antici, ein Bild von rauhem und herrischem Charakter, obwohl hysterischen Anfällen unterworfen und von geschraubtem Wesen, war der richtige Hanstyrann: auch nicht ein einziges Mal umarmte sie ihre Kinder. Sie war geizig und religiös bis aufs äußerste; beklagten sich einmal die Kinder bei ihr, daß der Brei, den man ihnen zu essen gab, die Lippen verbrenne, so gab sie ihnen den Trost: „Weihl Euren Schmerz dem Herrn Jesus.“

Von den zwölf Geschwistern, deren erstgeborener Giacomo war, starben verschiedene frühzeitig. Unter den übrigen harmonierten nur sein Bruder Carlo und seine Schwester Paolina mit ihm: alle drei verband eine auffallende Charaktergleichheit in physischer und psychischer Beziehung. „Er ist mein anderes Ich,“ schrieb der Dichter von seinem Bruder Carlo; denn auch jener war das Opfer einer unbezwinglichen Melancholie und eines Pessimismus, welcher in dem krankhaften Mangel an Willens- und Thatkraft, in dem ausgesprochenen Drang, die Tage in absolutem Nichtsthum hinzubringen, Wurzel schlug. Beide zeigen die gleichen Anomalien in Bezug auf Gemüthsleben, Moral und Religion, um welche letztere indes Carlo sich ebensowenig wie Giacomo kümmerte — obwohl sie äußerlich ihre Gebräuche mitmachten. — *Caro ex carne mea*, pflegte einer vom andern zu sagen.

Bilden auch beide eine Ausnahme von der Familientradition in Bezug auf Religion, so finden wir doch eine Menge von ererbten Verrücktheiten bei ihnen wieder, so die Manie des Zweifels, die verrückte Angewohnheit, auf der Straße an einem Brötchen zu knabbern, die ausgesprochene Misanthropie und Ungefelligkeit: und derartige Abirrungen finden in der Vererbung auf seine Tochter Moisia, welche im elften Jahre starb, weiteren Ausdruck in einer frühzeitigen Intelligenz und Altklugheit — sowie in einer Mißbildung der Körperformen.

Seine Schwester Paolina, ein Siebenmonatskind, war buckelig und von so männlichem Gesichtsausdruck, daß man sie nur Don Paolo nannte. Diese traurige physische Anlage hielt natürlich die Freuden der Liebe von ihr fern und trug dazu bei, daß auch sie in schwärzester und ausgesprochen pathologischer Melancholie wie ihre Brüder verhartete und den Tod oder das Kloster ersehnte. Dabei war auch sie in ihrem Wesen stolz und zugleich furchtsam, geizig und doch mehr als intelligent; auch ihre psychischen Anomalien waren unbedeutender als die ihrer Brüder.

Dieser Art war die Familie Giacomo Leopardis, welcher geboren wurde, als sein Vater kaum einundzwanzig und seine Mutter kaum neunzehn Jahre alt war. Er wuchs indes gesund und munter bei seinen Spielen und Studien auf, und als eine psychische Weissagung späterer Epilepsie finden wir in ihm nur einen pavor nocturnus mit Angst und Herzklopfen, sowie eine seltsame Furcht vor Donner und Unwetter. Er entwickelte sich frühzeitig. Sieben Jahre lang — vom dreizehnten bis zwanzigsten Jahre — war er in den Fesseln einer unseligen Lesewut: außer Büchern existierte nichts für ihn. Bis in die späte Nacht studierte er; er saß dann auf den Knien vor dem verlöschenden Lichte, um das letzte Flackern zum Schreiben auszunutzen. Das Grundübel indes, die Rachitis, trug er gleich seinen Geschwistern seit seiner Geburt als eine sich fortpflanzende Erbsünde in sich.

Auch er war buckelig und von ausgesprochen greisenhaftem und weiblichem Aeußeren, ohne Bartwuchs; Gesicht und Schädel zeigten verschiedene anatomische Anomalien, vorstehende Augen, Verschiedenheit der Sehkraft, sessile Ohren, schmale Lippenränder. Er war von übertriebener Empfindsamkeit: Lust und Licht irritierten ihn. Auch in seinen Versen macht sich dies bemerkbar, denn seine bildnerische oder malerische Dichtung ist jedesmal wie von dem Schleier der Nacht bedeckt oder höchstens matt vom schwachen Mondstrahl beleuchtet; mehr treten in ihr Hinneigung zur Musik hervor. Von eigenartiger Ausbildung war seine meteorische Sensibilität; die geringsten Veränderungen im Thermometer- oder Barometerstand bemerkte er; eine gleiche Empfindsamkeit beobachtete Lombroso bei Verrückten und bei genialen Menschen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sein ganzes Leben, man

kann sagen, gleich nach Ende des Kindesalters, eine fortlaufende Kette von Krankheiten bildet, welche frühzeitig — 1837 — seinen delikaten Körper hinrafften. Zur Neurasthenie trat in den letzten Jahren Herzleiden hinzu, ein Familienübel, dem wahrscheinlich der unerwartete Tod am Gehirnschlag — am 14. Juni 1837 — zuzuschreiben ist. So ergibt sich in der pathologischen Erbschaft und in der anatomischen und funktionellen Krankheit eine Unterlage zum Nervenleben Leopardis, der vierundzwanzig Jahre lang bei schädlichen Einflüssen sich hinhielt und verschlechterte. Gleichzeitig läßt es Schlußfolgerungen auf die psychischen, sentimentalen und intellektuellen Momente zu, welche die historische Figur und den Künstler Giacomo Leopardi charakterisieren.

Die Liebe, welche pessimistische Philosophen von Schopenhauer bis Hartmann ihres Nimbus berauben und als Ausdruck eines tierischen Instinktes qualifizieren, ist im offenen Gegensatz bei Leopardi, der doch ein echter Dichter des Pessimismus ist, der hohe und zarte Ausdruck seines Empfindens. Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich immer um eine ideale Liebesauffassung, mehr um eine unbestimmte Vision als um ein Wesen von Fleisch und Blut. Aber auffallender Weise finden wir auch die kuriose Antithese bei ihm, daß er sich nach Liebe sehnt und zugleich die Frauen schmäht, weil sie in gewisser Hinsicht schuld an seiner geschlechtlichen Impotenz seien.

Und gerade hieraus erklärt sich physiologisch sein übertriebener Platonismus. Aus den Enttäuschungen, die ihm beim Weibe begegnen, entwickelt sich sein triumphierender Pessimismus zur Tugend.

Schwererwiegende Anomalien enthüllt sein moralisches und religiöses Gefühlsleben. Viel ist hierüber geschrieben. Sicher ist an allem, daß er an Gefühllosigkeit seine Mutter übertroffen hat. So sind von den 815 Briefen des Epistolario nur zwei an seine Mutter gerichtet; mit ganz unverdienter Härte behandelt er zudem seinen Vater. Er geht darin so weit, daß er bedauert, daß der Tod seines Vaters — den er nach dem Gesetz der Natur fürchten müsse — zu spät erfolge, um ihn aus der Gefangenschaft in dem verwünschten Recanati zu befreien. —

Zur Zeit als sich die „Dialoghetti“ seines Vaters Ronaldo in Italien Namen machten, schämte er sich dieses Buches, als eines Schandflecks der Vaterschaft, die ihm mit solchem abscheulichen verbrecherischen Schriftstück zu teil wurde — dabei lobte er es indes dem Vater gegenüber, vielleicht, um damit Geld herauszulocken. Zeigt dies schon einen argen Verstoß gegen das soziale Leben, so noch weit mehr sein Verhalten gegen seine Verwandten; Terenzio Mamiani, der berühmte Niebuhr, Cancellieri, Angelo Mai, Colletta, Giordani, Tommaseo und selbst Ranieri, welcher ihm sieben

Jahre lang Gastfreundschaft in seinem Hause in Neapel gewährte, erfuhren, ebenso wie seine Schwester Paolina, den härtesten Unbarm. Der Unwille und Schmerz Ranieris waren dabei so groß, daß es zur Veröffentlichung seines Buches „Sette anni di sodalizio con Giacomo Leopardi“ kam — einer schmerzlichen Enthüllung von Familientatsachen und von tausend unwürdigen und kläglichen Kleinlichkeiten. Ebenso bekannt sind seine heftigen Ausbrüche gegen seine „uncivilisierte Vaterstadt“ Recanati und deren Bürger, welche diese gar nicht verdienten. So vergiftete sein Pessimismus jedes Gefühl von Heimatliebe und Humanität.

Obgleich seine religiöse Gesinnung in seiner Kindheit ein Abglanz der religiösen Psychopathie seiner Ahnen ist, so verliert sie sich doch bald in der pessimistischen und zweifelnden Neurose, welche eine Menge von anomalen Manifestationen zeitigt — seine große Eigenliebe, sein Hang zum Vagabondieren, Melancholieren, fixe Ideen, Verfolgungswahnsinn, Hallucinationen und tausend Excentricitäten, sowie Jähzorn und Geistesabwesenheit. Wir begegnen hier der Thatsache, daß der Dichter, dessen künstlerische Schöpfung in dem Unbewußtsein seiner epileptischen Anlage entstand, in seiner Individualität selbst ein Seitenstück zur epileptischen Entwicklung seines Geistesproduktes ist. In diesem Sinne ist auch Leopardi als Autor wahr zu nennen, denn seine Dichtung ist ein Spiegel seines Selbst und dessen Wandlungen. So verraten seine ersten lyrischen Anläufe, die „Ricordanza“ von 1816, die Krankheits Symptome, denen seine Gesundheit zum Opfer fiel. Seine ersten und lebendigsten ästhetischen Bilder sind der Ausdruck einer aufs höchste gespannten Sensibilität. Wir verfolgen auf Schritt und Tritt die Phasen seiner Krankheit und seiner Gesundheit, sodaß wir unwillkürlich zu einer Auffassung von Kunst gelangen, welche sich Schopenhauer nähert. Mit diesen Wandlungen fällt und steigt sein Gefühlsleben, seine physische Schwäche und der Ausdruck seiner dichterischen Neigungen, wie z. B. die Idolatrie für die Antike, welche ein „Leitmotiv“ leopardinischer Dichtungen zu nennen ist, die Monomanie, der Egoismus etc.

Was Wunder, daß in einem solchen zerrütteten Nervensystem, das dazu von allen Seiten angegriffen wurde, nicht jener Trieb zur Geltung kam, welcher der delikateste und synthetischste Ausdruck des ganzen Mechanismus ist — der Eigenwille. Derselbe offenbarte sich in ihm bis zu seinem achtzehnten Jahre, anfangs in seinen Spielen, dann in seinem unablässigen Verneifer, später indes war er völlig gebrochen. Eine unbezwingliche Gleichgültigkeit, gepaart mit einem Nysoneismus — Haß gegen das Neue — bemächtigte sich von jetzt an des Dichters, der nunmehr, weder im materiellen noch im geistigen Bereich ohne die stärksten Stacheln fähig war, irgend etwas aus sich selbst heraus zu unternehmen. Antonio und Paolina Ranieri

mußten „mit Leibeskräften“ kämpfen, mußten ihn „mit Zucker und Raschwerk versuchen, um seinen Widerstand zu brechen, die Wäsche zu wechseln“. Ebenso bekannt ist es, daß er darauf bestand, sieben Jahre lang seinen Überrock zu tragen, trotzdem ihn die Motten zerfressen hatten. Solche Willensschwäche fußte auf seinem Mechanismus, dem Patrizi scharf zu Leibe geht, und als dessen Äußerungen er die tausend Zweifel, die Idee vom Schmerz, die Selbstmordgedanken, mit einem Wort den Pessimismus, des Dichters „unsterbliche Langeweile“ bezeichnet.

Patrizi vergißt in dieser Naturgeschichte des leopardischen Genies nicht die Beschreibung des geselligen Hintergrunds, in welchem sie sich abspielt. Er schildert die lachende Marca, aus welcher schon viele für Wissenschaft und Kunst bedeutende Geister stammen, er führt uns ihre gesunde, intelligente und ihrer reinen Mundart wegen berühmte Bevölkerung vor Augen, ihre blühenden Hügel und ihr blaues Meer. Der Ausblick seines schönen Heimatlandes inspirierte den Dichter vielleicht mehr, als er selbst ahnte, denn in der Ferne hat er es nie vermocht, so hohe und schöne Weisen zu singen wie in der Heimat — und fast nur in der heißen Jahreszeit.

Diese kritische Beleuchtung Leopardis, die uns Patrizi bietet — eine Kritik, welche nicht nur vom rhetorischen oder ästhetischen Standpunkt beleuchten will, sondern der Geschichte der Kunst auf den Grund geht und die physischen und psychischen Gründe der genialen Produktion untersucht — reiht thatsächlich den Genius in die Serie natürlicher Phänomene, welche Gesetzen und Einflüssen unterworfen sind. Es ist ein neuer Triumph des Positivismus: ein neuer Beweis jener großen Einheit der Bewegung und Kraft, welche alle Phänomene regiert — die einfachsten ebenso wie die erhabensten und kompliziertesten. —



Noch einmal „De profundis“.*)

Von Jules Saint-Froid.

(München.)

Wieder eines jener Bücher, bei denen einem die Vorrede besser gefällt, als der Kontext. Jene, eine mit „pro domo mea“ überschriebene Erklärung, ist voll Feuer und schneidender Schärfe. Wie faule Wangen

*) Getreu unserer Übung, verschiedene Ansichten zu Worte kommen zu lassen, bieten wir hier noch einen Aufsatz über Przhbyszewskis „De profundis“, der das Werk und den Verfasser von anderen Seiten beleuchtet, als der Aufsatz von Koellier-Brud

schüttelt ihr Verfasser die überkommenen Begriffe und Sittlichkeitsanschauungen des „fetten Bürgerhirns“ von sich und stellt sich hinsichtlich seiner persönlichen inneren Erfahrungen wie erlebten Sensationen auf den kalten Felsen kritischer Unzugänglichkeit, jedem die kalte Teufelsaust entgegenstreckend, der es wagen sollte, ihn mit dem Maßstab menschlichen Milieus zu messen, oder seinem selbstherrlichen Standpunkt des Pochens auf eine autokratische Seele zu nahe zu treten. Ein ganz klein wenig macht die Phraseologie den Eindruck, als wäre sie eben erst erhascht und aufgeschnappt. Es ist aber auch möglich, daß der fremde Klang des unaussprechlichen Polen dies nur suggeriert. Mag ihm sein, wie ihm wolle: gerade dieses Accidens macht die Vorrede noch pikanter, wie uns das Deutsch einer schönen Engländerin noch besser gefällt, wie unser eigenes Deutsch. — Was nun das Buch selbst anbelangt, so muß ich sagen: ich wurde nicht des Eindrucks los, daß sich Einer, der sonst wie alle andere Menschen ist, mit glühendem, sich selbst aufzehrendem Atem an den Schreibtisch setzt und sich sagt: Jetzt will ich's aber einmal den Menschen zeigen! Ich will jetzt etwas schreiben, daß die Nachtigallen tot von den Bäumen fallen und die Sonne ihren Schein verliert; oder irgend so 'ne Schiller'sche Phrase. Es ist die Stimmung, mit der sich der junge Schiller zu den „Räubern“ niederlegte. Aber unser Karlschüler war damals 16 Jahre alt. Das ist unser Pole wohl kaum. Hier liegt aber der ganze Unterschied. Das Genialische beim Knaben Schiller und das raffiniert Berechnende beim Mann Przybyszewski. Immer während des Lesens wurde ich des Mitklingens einer Zeitungsnotiz nicht los, die ich irgendwo gelesen, und endlich in der Erinnerung auch fand. Sie lautete: Mit diesem Reford wird sich Herr X. vom Turf zurückziehen. Es handelte sich um einen Schlosser, der gleich zu Beginn des Velocipedsports sich mit glühendem Eifer beteiligt, aber nicht mehr ganz jung war. Er reiste mehrere Jahre mit, aber ohne entscheidenden Erfolg. Endlich wurde er Erster. Am nächsten Tag erschien in der Zeitung die Notiz: Mit diesem Reford wird sich Herr X. vom Turf zurückziehen. Ähnlich ist meine Empfindung dem Werke Przybyszewskis gegenüber. Zweifellos ist „De profundis“ eine psychologische Kraftanstrengung ersten Ranges. Aber man merkt die Flechterstellung ad hoc. Und mit dem blutigen Schaum, der dem Kämpfer selbst vor den Mund tritt, wird einem selbst unwohl. — Ich will nur noch einige Worte über den Geschwister-Zwist vorausschicken, der hier, nicht als

im Wahst unserer Zeitschrift. Der Titel: „*De profundis*“ ist übrigens von der Schriftleitung und nicht vom Verfasser gewählt, dem ja der Aufsatz im Wahst zur Zeit der Einreichung seiner Arbeit noch nicht bekannt sein konnte. Die gegenwärtige Arbeit ist also auch nicht als Entgegnung auf den Wahst-Aufsatz anzusehen.

Die Schriftleitung.

Problem, sondern als Staffage vorliegt, um daran die psychologischen Feuerwerkskünste abzubrennen. Das Motiv entzieht sich durchaus nicht künstlerischer Behandlung. Nicht nur kommt es in unseren Kulturbreiten ganz außerordentlich häufig vor — wenn auch vorwiegend in niederen Volksklassen — sondern die Masse weist selbst darauf hin, wenn sie bei bestimmten Situationen keinen anderen Erklärungsgrund finden kann. So hat man in England Jahrzehnte lang, um für Byrons „Manfred“ das greifbare Substrat für eine Seelenzerrissenheit ohnegleichen zu finden, den Dichter des Incestes mit seiner Schwester beschuldigt, und weite Kreise unter den Gebildeten halten noch heute daran fest. Und was das häufige Vorkommen in bestimmten Volksklassen betrifft, so verweise ich für Berlin auf das unglaublich frivole Bonmot, welches dort hinsichtlich des Zusammenschlafens von Familien in engen Räumlichkeiten umgeht; für den Süden aber auf die „Protokolle“ der Haberfeldtreiben, von denen kaum eines in Scene geht, ohne des hier in Rede stehenden Deliktes zu gedenken. Auch darf hier erwähnt werden, daß die biologische Wissenschaft bei weitem nicht so streng mit dem Incest — der nur bei vorhandener Krankheitsanlage degenerativ wirken soll — ins Gericht geht, als unser ästhetisches Empfinden. In der Litteratur selbst haben die vor keinem erotischen Saltibankstück zurückschreckenden Franzosen den fraglichen karnalen Akt wenigstens als Möglichkeit in der tragischen Entwicklung eines Gesellschaftsdramas auf die Bühne gebracht, und was Richard Wagner zwischen den Geschwistern Siegfried und Sieglinde passieren läßt — wozu freilich Musik gemacht wird — und Sophokles im „König Oedipus“ sogar zwischen Mutter und Sohn in jahrelangem connubium sich ereignen läßt — was allerdings eine Schicksalstragödie war — das kann doch auch für einen modernen Dichter nicht außerhalb der künstlerischen Machtsphäre gelegen gedacht werden. Aber allerdings muß ein artistischer Grund für die Inangriffnahme des Problems vorhanden sein. Ist nun bei Przybyzjewski für die Behandlung des Geschwister-Incestes ein künstlerischer Grund vorhanden? Ich sage: Ja! Denn der Einwurf, Przybyzjewski habe die Herausarbeitung seiner seelischen Qualmotive an einem ir-beliebigen Liebespaar produzieren können, muß entschieden zurückgewiesen werden. Gerade an der Weigerung, an der Gedankenweigerung, zu dem ungeheuerlichen Akt physische Kräfte zu leihen, bei ihm; und gerade an der Weigerung, an der Gedankenweigerung, dem ungeheuerlichen Akt keinen physischen Widerstand entgegenzusetzen, bei ihr; an dem allmählichen Unterliegen beider, erst seiner, dann ihrer, unter der fürchterlichen Suggestion; dann, nachdem die beiden fast blutleeren Menschen sich der Idee unterworfen haben, das Spielen beider mit der frivolen Möglichkeit, das gegenseitige Sichbeobachten, wer den Angelhaken tiefer im Schlund

sigen habe, das Gelüsten beider in der Vorwonne der nicht mehr zu vermeidenden Scheußlichkeit, und das gegenseitige Verhöhnern beider, sobald der eine Teil meint, er könne sich vor dem andern verstecken — an dem allen konnte erst Przybyszewski zeigen, was er in der Fähigkeit, die menschliche Seele aufzuwühlen, leisten könne. Und dazu mußte er ein solches incestuöses, kein beliebig heteronomisches, Liebespaar besitzen.

Ich komme zur Technik. Unsere moderne psychologische Kraft der Charakterisierung beruht — man kann dies ohne Gefahr eines Einwandes sagen — auf den Russen, — denn auch die französische psychologische Wacke beruht auf den Russen — beruht, sagen wir gleich, auf Dostojewsky. Und hier konnte der Pole Przybyszewski mit seinem heißen Blut wohl gleich anknüpfen. Aber hier fällt einem denn auch gleich der kolossale Unterschied zwischen diesen beiden Geistesmenschen in die Augen, zwischen dem Original und dem Nachahmer, zwischen dem Menschen, der mit seinem Herzblut arbeitet, und dem Berliner Akklimatisierten, der sagt: Nu will ich 'nmal mit meinem Herzblut arbeiten! zwischen Dostojewsky, der offenbar auf dem Wege politischer Verschwörung, krimineller Behandlung und jahrelangen Schmachts in sibirischen Gefängnissen zu jener furchtbaren Methode psychologischer Selbstbeobachtung gekommen ist, die uns in „Raskolnikow“ mit einer Unerbittlichkeit sondergleichen entgegentritt, und Przybyszewski, der, auf dem Divan eines Berliner Cafés ausgestreckt, vor sich das eau gazeuse irgend einer Absinthmischung, den neuesten psychologischen Turfgegenstand ausheckt. Hier versucht unser guter Pole in die Tiefe, um nie wieder heraufzukommen. Hier ergeht es ihm schlimmer als Contradi, der in seinem tapferen „Adam Mensch“ (Leipzig, W. Friedrich, 1889, staatsanwaltschaftlich konfisziert) auch bewußt den Russen nachahmte, aber immer noch einen ganz tüchtigen Deutschen zusammenbrachte. Hier ergeht es ihm schlimmer als den jungen Wagnerianern mit ihren unharmonischen und diatonischen Künsten; schlimmer als z. B. dem jungen Strauß mit seinem „Guntram“ neben des Meisters kolossaler Seelenausgüßung „Tristan und Isolde“. In allen diesen Fällen handelt es sich eben um den Wurf, um die Zwangsleistung, um die Entlastung der Seele auf der einen, und um die Ausfüllung eines Schemas auf der anderen Seite. Und gerade der Versuch, das Original in Kleinigkeiten und Außerslichkeiten zu erreichen, ist es, was uns so ärgert. Ein Beispiel: In „Raskolnikow“ (beste Ausgabe von Wilhelm Gendel, Leipzig, W. Friedrich, 1882) kommt ein Polizeibeamter Petrowitsch vor, ein spaßiger Kerl, der immer „he, he!“ ruft, und mit seiner Lustigkeit seine Opfer in Verwirrung setzt und schließlich überführt. Dieser Petrowitsch ist eine Figur mit den Händen zu greifen, ganz gewiß nach der Natur gezeichnet, und keine andere Person des Romans charakterisiert sich uns mit

dieser verfluchten gaillardise, die in diesen meckernden „Hehe's!“ liegt. Nun läßt unser Pole den blutlosen Schemen seines nach Incest lüsternten Helden ebenfalls immer „he, he!“ schnattern. Welche grausame Geschmacklosigkeit! Ein Mensch, der immer das Blutrot seines eigenen Auges vor sich sieht und auf jeden Herzschlag und Gedanken horcht, wird doch nicht „he, he!“ exklamieren. Ich weiß gar nicht, wie dieses „he, he!“ im Russischen klingt, ob es ein Räusperer oder Lacher ist — ich fühle hier nur den Sportsgeruch, der sich an diese „Hehe's!“ heftet. Diese „Hehe's!“ sind die knallroten Turfhandschuhe, die unsere jüngeren Schriftsteller tragen, wenn sie gelegentlich in robus psychologicis machen — auch Dehmel hat sie jüngst in seinem Drama „Der Mitamensch“ (Berlin, Hugo Storm, 1895) ohne Grund angezogen — und uns schon von Haus aus, auch bei tüchtigen Köpfen wie Przybyszewski, so widerwärtig berührt. — Aber auch sonst geht es unserm Polen neben dem Russen zum Erbarmen schlecht. Wenn Dostojewsky uns auf jeder Seite wie mit einem Haldeisen an sich fettet und mit tausend Händegriffen uns beschwört, auf das Klauschen seiner Seele zu horchen, so daß wir, wenn wir nur ein bißchen empfindlich begabt, zum Mörder Rastolnikow werden, dann ist es bei Przybyszewski ein ewiges, dummes, psychologisches Kitzeln, welches auf die Dauer höchst unangenehm wird, und wobei wir den Verfasser zu hören glauben, wie er sagt: Es ist ja nur Spaß; ich will nur 'nmal thun, als ob! — Deswegen ist auch das Ganze gar kein Incest. Es ist keine auf psychologischer Notwendigkeit und einer gewissen Unerbittlichkeit aufgebaute Blutschande — die ja, wäre sie echt, uns wie bei Sophokles glühendes Erz in die Abern gießen würde — es ist nur ein Kunststückchen, eine Staffage, nur das Schema eines Incestes, aufgestellt, um imaginäre Seelenqualen psychologischer Grausamkeiten und gedankliche Kehle durchschneidungen und Großmeßgereien zustande zu bringen. Daher auch die Unglaubhaftigkeit und damit die Ungefährlichkeit des Buchs. (Bitte, lieber Staatsanwalt, konfisziere nicht auch schon wieder dieses Buch, wie du schon andere, frühere in blindem Eifer konfisziert hast.) — Nicht, daß Przybyszewski bei seinen mannigfachen Flechterstückchen den einen oder anderen Kunststreich nicht mit Geschick vollführte! So ist z. B. die Herausarbeitung des grausamen Motivs gegenseitiger Verhöhnung, wenn sich die beiden Gestalten in gegenseitiger miß-erotischer Gefangenschaft erkennen, schon eine Leistung, vor der man Respekt haben muß. Und manches andere wäre nach dieser Richtung noch zu erwähnen. Aber woran es unserm Autor vor allem gebricht, das ist Anschauung, Glaubhaftigkeit. Das Arsenal seiner Sprache ist unzulänglich für die gepanzerte Leistung, die er uns hier vorführen will. Er sieht nicht, er gurgelt. Er gebraucht z. B. Wendungen wie: „Die Verzweiflung kippte um in einen Abgrund von Haß.“ Das ist

nicht Aufschauung, das ist dialektische, nominalistische Leistung. Ein Begriff kippt nicht um. Die Verzweiflung kann nicht umkippen. Die Schale der Verzweiflung kippt um; oder das Becken der Verzweiflung läuft über. Die ältere Philosophie und auch die Scholastik unterschied nach dieser Richtung zwischen Realismus und Nominalismus. Nominalistisch war, was nur in der Sprache lag; realistisch, was im Menschen, in seinem Denken, in seiner Seele lag. So können wir im vollen Sinn des Wortes sagen: Dostojewskys Art ist psychologischer Realismus. Przybyszewskis Art ist größtenteils psychologischer Nominalismus. Freilich kann er schreiben, wie er will. Aber ob ihn das Publikum folgen wird? Oft aber überkommt einem wirklich die Meinung, das Ganze sei nur Flunkerei. Oft wissen wir nicht, spricht der Held oder sie; spricht er mit ihrer Sprache, oder sie mit der seinen? Befinden sie sich in diesem Zimmer, oder in jenem? Ist der Körper nur hier, und die Seele, wie in jenem Märchen, als kleine Maus aus dem Mund des Schlafenden entflohen und vagiert wo anders? Diese beiden Gestalten rutschen wie Goldfische in einem Wasserglasgefäß aneinander vorüber. Sie verschlingen sich gegenseitig wie gefräßige Hechte und werden nicht dicker noch dünner. Es sind dünne, nominalistische Träumereien aus Spinnweben, und dieser Spinnweben soll hier auf einmal Incest heißen. Ja, ich muß es heraus sagen: die Sache macht mir manchmal den Eindruck, als hätte es in der Hand des Kellners gelegen, was im Hirn unseres Przybyszewskis passierte. Traul unser Mann nur Himbeersaft, gab's ein blasfrotes, erotisches Problemchen; kam ein Cognac hinzu, gab's Ehebruch; noch ein Absinth, ward's Blutschande; dann noch Maraskino: ein Lustmord; etwas Vermouth di Torino: 'n bißchen Liberius u. s. w. — Ja, in drei Teufels Namen, ist das deutsche Art zu komponieren? Heißt das, „das Land der Griechen mit der Seele suchen?“ — Will uns etwa der Titel „De profundis“ darüber hinwegtäuschen, daß das alles, aber nur nicht profund ist? — —

— — — Und so hoffen wir denn, daß wir eines Tages in einer Berliner Zeitung der Lokal-Notiz begegnen: Herr Przybyszewski hat sich mit dieser Arbeit vom psychologischen Turf zurückgezogen.“ Denn was die psychologische Kraftanstrengung betrifft, so ist er diesmal jedenfalls erster geworden.



Dummheit.

Skizze von Rudolf Hirschberg.

(Königsberg i. Pr.)

Es war einmal ein junger Mann. Der war nicht glücklich, weil er nicht dumm genug dazu war. Er besaß einen gesunden, wohlgebauten Körper, war unter den liebevollen Augen wohlhabender Eltern aufgewachsen und hatte nach dem offiziellen Brauche der höheren Stände das Gymnasium und die Universität besucht. Der Gefahr, bei dieser Gelegenheit kurzfristig oder ein Schulmeister zu werden, war er glücklich entgangen, und mehrere Zeugnisse über erfolgreich überwundene Examina bewiesen es schwarz auf weiß, welsch vorzügliche allgemeine Bildung sich der junge Mann angeeignet hatte.

Bildung macht aber leider nicht glücklich, sondern die Einbildung thut's, und daran schelte es ihm ganz und gar. Ich weiß nicht, ob seine streng gewissenhaften Lehrer und Erzieher, oder das zufällige Zusammenwirken noch verderblicherer Kräfte die Schuld an dieser Verkümmernng seines Selbstbewußtseins trugen. Ich weiß nur, daß er im Vollgenusse seiner modernen Bildung an seinem Schreibtische saß und bitterlich weinte. So wenig Manesstolz, so wenig Schamgefühl besaß er, daß er sich seinem Schmerze ganz willenlos überließ. Der Grund aber, warum er sich so tief unglücklich fühlte, war, daß er mit seiner Mischung unzufrieden war.

Er hatte sich nämlich, wie das Leuten von allgemeiner Bildung sehr leicht zustoßen kann, seine eigenen philosophischen Anschauungen zurecht gemacht und auch eigene Kunstausdrücke dazu erfunden, die folgende gemeinsame Haupteigentümlichkeit besaßen: Alles, was er zu analysieren und zu definieren Begehr trug, betrachtet er als eine Mischung, und in der Ermittlung der zu derselben ordnungsgemäß gehörenden Bestandteile erschöpfte sich so ziemlich seine philosophische Thätigkeit. So hatte er sich als die beste Methode, recht heiter durchs Leben zu gehen, eine weise Mischung von Hoffnung und Resignation vorgestellt, die er sich auch mit dem Öle des Humors zu einem ganz schmackhaften Lebenssalat hätte anrühren können, wenn ihm nicht essighaltige verzweifelte Stimmungen immer allzu reichlich dazwischen geflossen wären und so die Harmonie der geplanten Mischung zerstört hätten. Das kam aber nur daher, daß er selbst nicht richtig gemischt war; er war nicht dumm genug. Allen Glückes Grundbedingung, die Selbstzufriedenheit, kann sich ja nur der bisweilen erringen, dessen Thakraft nicht zu sehr von der Phantasie überwuchert wird, dessen Wille seiner

Intelligenz an Stärke gleichkommt. Nun hatte der Unglückliche zwar reiche Gaben und, was selbst einige von seinen Lehrern schon eingesehen hatten, geradezu künstlerische Anlagen in sich. Aber er kam nie zu heiterer und unbefangener Entfaltung derselben, weil er vermöge seiner sorgfältigen Erziehung und univerealen Bildung die Mängel seines Könnens zu klar erkannte, und die beschämende Erkenntnis ihrer Beschränktheit seine Kräfte lähmte. Sein großes Talent würde ihm sicher die herrlichsten Früchte getragen haben, wäre er nur dumm genug gewesen, sich für ein Genie zu halten. Doch seine Klugheit machte ihn zu dumm, so dumm zu sein. Seine schöpferischen Fähigkeiten waren mit zu starken urtheilenden Fähigkeiten gemischt. Der Kritiker in ihm überwog und erdrückte den Künstler.

Er kannte seinen Zustand ganz genau und hatte schon manchen vergeblichen Versuch gemacht, sich ihm zu entziehen. Ein Gelehrter hatte er werden wollen, um all das zu lernen, dessen Unkenntnis er so schmerzlich empfand. Aber nur zu bald sah er, „daß wir nichts wissen können,“ und warf sich der Schauspielkunst in die Arme. In der Welt des Scheins hoffte er die Befriedigung zu finden, die ihm die Wirklichkeit versagte, und wurde auch hier enttäuscht. Jahre lang mühte er sich ab; doch wenn er auch äußere Erfolge vor dem Publikum errang, nie war es ihm gelungen, auch nur annähernd auszudrücken, was er so heiß empfand, und das Wenige, was er seinen Zuschauern von den Offenbarungen deutscher Dichter wiedergeben vermochte, fand bei der blöden Menge kaum einen Widerhall. Er probierte es mit der Liebe; aber zu dieser Kunst schloß es ihm ganz und gar an Freiheit. Wenn er auch Gegeuliebe fand, so begegnete er der Angebeteten im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit mit solcher beinahe christlichen Demut, daß sie ihm lachend davon lief und sich einen derben Kerl aussuchte, der sie recht en canaille behandelte.

Da war er schließlich auf die Litteratur verfallen¹ und hatte auch bei dieser neuen Geliebten anfangs einige hübsche Erfolge davongetragen. Doch da er bei dem Werben um ihre Gunst nicht über diese schüchternen Anfänge hinauskam und sich nur selten und mit zitterndem Griffel einmal energisichere Vertraulichkeiten ihr gegenüber gestattete, so war seine Muse nicht eben fruchtbar. Trotzdem bescheukte sie ihn eines Tages zu seinem eigenen Erstaunen mit einem richtigen Kinde. Davon war er also wirklich der Vater! Es war ein vieraktiges Schauspiel. Da er jedoch, wie immer, mit seinem Erzeugnisse nicht zufrieden war, so verheimlichte er aus Scham die Geburt seinen Freunden und schickte das arme Kindlein zu einer Engländerin, nämlich in das Bureau eines großen Theaters der Reichshauptstadt. Es ging die Rede, daß dort schon manches armes Musenkind im Staube eines riesigen Aktenschanks elend verschmachtet sei, ohne daß ein Hahn oder

ein Rezensent danach gekränkt hätte. Dies Schicksal wollte der unnatürliche Vater seinem, wie er meinte, mißratenen Sprößling bereiten!

Nun aber saß er, bitterlich weinend an seinem Schreibtisch, von allerlei Gewissensbissen gefoltert, über das, was er gethan, und noch mehr über das, was er nicht gethan hatte, und betete! Zu wem er betete, wußte er nicht. Sein Gebet quoll ihm ungewollt und unadressiert aus der gequälten Brust. Und dieses inbrünstige Gebet flehte um Dummheit, um Erlösung von seiner verständigen Bescheidenheit, um nur einen einzigen Augenblick seligen, stolzen Glaubens an sich selbst. Das Lyrische der Stimmung packte ihn derart, daß er die erstlehte Dummheit in sehnsuchtsvollen Strophen ansang. Die Tinte floß, und seine Thränen trockneten. Beinahe vergaß er auf kurze Augenblicke sein Elend.

Da klopfte es an der Thür. „Herein,“ rief der unglückliche Dichter, und herein trat der Geldbriefträger mit einem schweren inhaltsreichen Briefe. Darinnen schrieb ihm der Direktor des großen Theaters von dem riesigen Erfolge seines Stückes und hatte die reichlichen Tantiemen der zwei ersten Aufführungen beigelegt. Gold und Erfolg hatte ihm sein verkanntes Kindelein gebracht! — — Wem der Herr ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Wem er aber Geld giebt, dem giebt er etwas Anderes, nämlich jenes beseligende Kleinod, durch dessen Zauber alle quälenden Zweifel sich lösen in heitere Zufriedenheit. Ja, des jungen Mannes Gebet hatte der Herr erhört, weil es ernsthaft war. Er zweifelte nicht mehr; er weinte nicht mehr; er wußte es jetzt, er war ein Dichter. Einer Herde von Sonntagsphilistern (es mögen vielleicht fünfzig Gerechte darunter gewesen sein) hatte sein Werk gefallen; folglich war es tadellos. Ein Haufen unbekannter Biedermänner hatte die ihm wohlbekannten Fehler seiner Dichtung nicht gesehen; folglich waren sie nicht vorhanden. Seine Arbeit war ihm mit vielen Zwanzigmartstückchen bezahlt worden; folglich war er ein Genie. — So dumm!

Der liebe Gott hatte den Unglücklichen gründlich erhört.

Schauspiele schrieb er nicht mehr; aber Lustspiele; die gingen noch besser. Jeden Herbst brachte er eins auf die Bühne; und jedes Frühjahr brachte er in Marienbad zu. Weinend saß er nie wieder an seinem Schreibtisch und wurde reich, glücklich und sehr dick.



Männermitleid.

Von Elsa Afenijeff.

(Trizig.)

Zwei Dandy saßen in ihrem Salon der Pension X. Bei einem Glase Whisky plauderten sie mit einander. Sie sprachen ungeniert und laut, ohne darauf zu achten, ob jemand sie höre oder durch ihr vernehmliches Reden gestört werde.

Wen sollten sie auch stören? Was ging es sie an, ob jemand gestört werde? Mit der souveränen Selbstgefälligkeit reicher Leute existierten sie nur für einander, was außer ihrem Kreis lag, — war nicht.

Da hinter der dünnen Interimswand ihres Salons lag ein Hinterkammerchen. Nach der Disposition des Architekten wahrscheinlich ursprünglich für eine Kammerfrau gedacht.

Dort wohnte eine junge Sprachlehrerin.

Warum ihr Leben weiter schildern? Es ist eine typische Gestalt in unserem Jahrhundert. Das Wort Sprachlehrerin erzählt eine traurige, schluchzende Geschichte von Armut, Elend, Kampf und Ehrlichkeit; das Wörtchen jung noch dazu, und das Drama der Wehmut und des Leidens, das Drama freudloser Jugend ist vollendet. —

Sie konnte ihre Aufgaben nicht ausbessern, da das Sprechen sie störte. Also nichts dann!

So lehnte sie sich in den Stuhl zurück, die matten, glanzlosen Augen geschlossen. Und die Worte von drüben tönten zu ihr herüber und wuchsen und erfüllten ihre Seele — —

Der Franzose erzählte eine Aventure aus seinem Leben, und der Engländer hörte ihm zu, nur hie und da einige Bemerkungen einslechtend.

Sie sah die beiden, als stünden sie vor ihr. Der Engländer mit dem kalten, ausdruckslosen Gesicht, wohlgenähtet (nicht Dickmaß), muskulös, mit gesunder Gesichtsfarbe, langsam und bedächtig im Sichbewegen, im Denken.

Daneben der Franzose mit immer glänzenden, flimmernden Augen, witzig, lebhaft, auch oberflächlich, aber immer amüßant.

Hatten diese beiden so Verschiedenen gar nichts mit einander gemein? O doch! Das anezogene Moment war bei ihnen stärker als das angeborene. Für beide gab es zwei Dinge gemeinsamer Wertschätzung: den Reichtum und die Liebe. — Lächeln Sie nicht, Sie wissen schon, welche Liebe. —

Sie entsann sich noch deutlich des ersten Pensionstages. Beide waren ihretwegen zu Hause geblieben, aus Neugierde. Man fragte zuerst: „Welches Zimmer nimmt sie?“

„Das Hinterkammerchen.“

Man rümpfte die Nase; wäre es ein Mann gewesen, so würde er dadurch in ihren Augen schon unmöglich geworden sein, allein, sie war ein Weib.

„Jung?“ fragte der Franzose.

„Jung!“

Da blieben sie zu Hause.

Sie trat ein.

Mit allen Leuten, die sich schlechtigender, welcher Kleider bewußt sind, hatte sie das linksche Verbergenwollen in der Bewegung. Ihr gelber, welcher Teint sprach von schlechter Ernährung und mangelhafter Bewegung in freier Luft. Die Augen, ja, die mußten einmal schön gewesen sein, bevor das Elend kam, aber jetzt waren sie von Nachtwachen eingefallen und rotumrandert. Und die Hände ungepflegt, keine manicuro hatte diese Nägeln zurechtgeschliffen. Und die Haare! Straff zurückgelämmt, wie bei einer Arbeiterin, die nicht Zeit hat, ordentlich ihre Toilette zu machen. Und das Schuhwert! Mit den aufgebogenen Zehen und den vielen Falten, puh! das mußte schon monatelang alltäglich an diesen Füßen sitzen.

In die Blicke der beiden Männer kam etwas Strafendes, Böses, um ihre Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln. Dann standen sie beide auf und gingen hinaus.

Jetzt war sie nicht mehr das Weib für jene, sondern sie sank wieder zurück in das demütigende Nichts ihres Daseins, von nun an blieb sie „die Sprachlehrerin aus dem Hinterkammerchen“.

Bei Tische sprach man über ihren Kopf hinweg; sah über sie hinaus, als existierte sie nicht. Für diese beiden war sie nicht mehr.

Ja, so war ihr Leben! Überall Demütigung und Verachtung. Von keiner Seite anerkennende Würdigung ihres Charakters. Auch sie hatte einst im Lenze blühender sechzehn Jahre gestanden, auch sie war begehrt und gelockt worden. Doch hatte sie widerstanden. Die Zähne aneinander, die Kniee zusammengepreßt, und die Nägel in ihr eigenes, bebendes Fleisch gebohrt, hatte sie widerstanden. Und was ihre pochenden Pulse auch sagten, was ihr knurrender Magen sie bewegen wollte, sie blieb stark und keusch, wie es die Moral verlangt. Denn ihr Leib verlangte anders.

Die Moral! Sie lachte höhnisch vor sich hin. Ist Moral nicht etwas von den einen nur für die andern Gepredigtes? Die einen lehren es, die andern thun es, und die Zuschauer lachen und machen, was ihnen behagt.

Es kam wie ein Bedauern über sie, wie ein tiefes Mitleid für das eigene Ich. Was hatte sie vom Leben? Die Jugend ging vorüber; unter harten Mühen und Sorgen litt selbst ihr Äußeres. Was hatte sie davon? Spott und Verachtung. Und von wem? Von den Männern, von jenem Geschlechte, dem sie, als Ergänzung des eigenen, gefallen wollte. Ja, niemand sprach selbst nur ein gutes Wort für sie.

Das Gute muß des Guten wegen gethan werden. Das ist wahr. Allein, ist das Weib nicht in einer gewissen geistigen und charakterlichen Anämie erzogen, damit sich seine Energie nicht so kräftig als die des Mannes entwickeln könne und so zur Schwäche seines Abhängigkeitsgeföhles herabgedrückt werde? Doch mitten darinnen dann, wenn es künstlich zu diesem Schwachen, Anlehnungsbedürftigen gemacht wurde, verlangt man von der Frau die Kraft, alles ertragen zu können, ohne ein mildes Wort, ohne freundliche Anerkennung.

Auch sie war so. Ein liebes Wort hätte sie für alles entschädigt. Aber es fanden sich keine Lippen, es zu sprechen. Nein, die Menschen, insbesondere die Männer, sind hart und grausam. Da hörte sie drinnen diese beiden.

Was sie sprachen, war nicht nur bezeichnend für ihre Rasse, sondern für die Denkweise ihres ganzen Geschlechtes, für die Art des Mitleids, dessen sie allein fähig sind.

Dem — —

Doch hier vorerst der kurze Inhalt des Gespräches der beiden jungen Männer. Der Franzose erzählte dem Engländer:

Paris, nachts in einem Café-concert, Tabakgeruch und Odeurs heftiger Parfüms, geschminkte Frauengesichter, er neben der Erwählten des Abends. Sie gehen zusammen nach Hause — in ihr Heim.

Sie hat eine kleine Schwester, die sie keusch, in Ahnungslosigkeit ihres Lebenswandels erzieht. Nach einigen Wochen stirbt die Ältere an Tuberkulose. Der Franzose erschauert an dem Totenbette derjenigen, die er noch vor kurzer Zeit in den Armen gehalten. Es durchschüttelt ihn eine unangenehme Empfindung, nicht gerade die des Mitleids mit der Toten, sondern das Grausen vor dem Ewig-Gefürchteten, Ewig-Unbekannten, dem er so nahe war.

Und dann stand die Jüngere vor ihm. Ein halbentwideltes Mädchen. Ein junger Leib! (Sehen Männer je etwas anderes im Weibe?) Da steigt das Begehren in ihm auf und kriecht ihm über den Rücken herunter und schnürt ihm die Kehle zusammen — —

Allein, wo soll dieses Brautfest gefeiert werden? Im Bette, wo noch der tote, ekle Körper der anderen liegt?

Dieser Anblick bringt ihn zur Bestimmung. Nein, sie soll fort, zu ihren Eltern aufs Land zurück. Sie hat Nähen gelernt. Dort kann sie sich leicht damit ihr Brot verdienen. Für ihre Fahrt wird er sorgen. — — —

Jahre verstreichen.

Bei einer Soirée der demi-monde findet er sie zu seinem Erstaunen wieder. Schön, blühend, in reizenden Gewändern, voll kostbarsten Schmuckes; einen Zug ewigen Lächelns um die Lippen, um die heitere, faltenlose Stirne; die Hände zart und gepflegt.

Er ist voll Neugierde! Da nimmt sie ihn beiseite und erzählt ihm, „wie es gekommen“.

Das Ganze war eigentlich erschreckend einfach. Zum Nähen und sonstigen Arbeiten war sie zu faul, so wandte sie sich diesem zwar passiven aber sehr lukrativen Geschäftszweige zu, dem einzigen, welchen die Männer den Frauen nie verwehrten. (Wahrscheinlich weil er „so echt weiblich ist“.)

Natürlich erzählte sie dies nicht in jener objektiven Kürze, sondern ausgeschmückt mit allerlei sentimentalen Zuthaten von „grausamem Schicksal“, „Vorherbestimmung“, „Unglück“, „unausweichlichem Geschick“.

Dazu streifte ihn ihr heißer Atem, ihr parfümiertes, seidenweiches Haar umschmeichelt seine Wange und er ist bezaubert. Er bebauert sie, diese arme Heilige, diese süße Märtyrerin des Zufalls mit den schöngekräuselten Haaren und den wohlgepflegten Nägeln.

Beim Nachhausegehen erwachen in ihnen jene einzigen Gefühle, die sie gegenseitig für einander empfinden können, die des Männchens und Weibchens.

Aber sie sind beide zu verbraucht, zu abgelebt, der Impuls ist zu schwach; daher gehen sie so auseinander, ohne Genuß, und jeder meint im Innern, damit eine edle That begangen zu haben. — Hier endet die Erzählung.

Der Frauose, noch eine Thräne am Augenrand, sagt sogar, ein berühmter Schriftsteller, dem er diese Aventure erzählte, hätte sie in einem Romane der Öffentlichkeit übergeben. So wäre damit etwas Gutes gethan, und die armen Gefallenen (die in Glanz und Lustbarkeit leben) dem Mitleide aller empfohlen worden. Jeder wird dann mit einem Seufzer des Bedauerns sagen: „Die X oder Y hätte ein besseres Los verdient.“ — — —

Die Sprachlehrerin sitzt noch, die Augen geschlossen, und die Erzählung, welche sie eben hörte, klingt in ihrem Geiste nach.

Ihr armes, denkungsgewohntes Hirn quält sich, das Rätsel zu erklären. Sollte das, was sie gehört, wirklich Mitleid sein? Ja, so ist es, Mannesmitleid ist mitleidslos, ist nichts mehr als eine Laune, aus männlichem Egoismus entsprungen.

Was fehlte denn jener? Stellten nicht Männer die Regel auf, daß Liebe und Reichthum die zwei größten Glücksgüter seien? Hatte diese Verworfenen nicht beides? Konnte sie nicht lächeln und scherzen und juchzen dabei? Während sie, die arme Sprachlehrerin, unter der Last des Kammers und der Demütigung vorzeitig zusammenbrach.

Die Achtung! Die Achtung! Auch nur Worte. Kam man jener Gefallenen nicht mit zartester Schonung entgegen; während man ihr, die sich ehrlich ihr Brot verdient, keine, auch die brutalste Demütigung erspart. Finden eben diese zwei Männer drinnen nicht alltäglich ein neues Vergnügen darin, sie zu erniedrigen und ihr ihre Verachtung zu zeigen? Da soll noch jemand von Männermitleid sprechen! Das giebt es nicht. — Freilich hatte sie irgendwo gehört, alles sei zum Weisesten im Leben eingerichtet, Mitleid sei etwas Unnötiges, und so und so viele müßten zu Grunde gehen, damit wenige, bevorzugte — — — — — sie wußte den Schluß des Satzes nicht mehr. Sie begriff nur den ersten Teil desselben, daß viele zu Grunde gehen müßten, daß viele quasi vom Schicksal geopfert würden — unter diesen war auch sie. Deshalb hatte sie es sich gemerkt. Aus der Qual ihres Herzens, aus dem Schmerze des Selbstmitleides war dieser Gedanke bei ihr „zum Gedanken“ geworden.

Gut! auch dem wollte sie sich fügen. (Wir fügen uns ja immer, wo wir nicht die Kraft haben, uns zu behaupten.) Aber wenn niemand Mitleid haben wollte, wenn es keines gab, warum bebauerte man sie, jenes gepflegte Stück Fleisch? Warum bebauerte man jenen Leib, der sich nichts versagte? War das Bebauern nicht ein falsches?

Dieses Mitleid war ihr, der Kämpfenden, der Ringenden gestohlen, von der anderen, von dem Leibe!

Sie weinte.

„Alle Männer sind häßliche Egoisten,“ dachte sie. „Sie lieben nur sich in dem schönen Leib, dem schönen Spielzeug, das sie verkehren. Alle Tugenden, alle Seelengröße ist ihnen gleich. Auf Schonung und Mitleid hat nur das schöne Weibchen zu rechnen.“ — — — — —

Die Mittagsglocke ertönte.

Alles eilte zum Speisesaal. Auf dem Korridor traf sie mit den beiden Männern zusammen. Man beachtete sie nicht; niemand machte ihr Platz, niemand sagte ihr ein Wort.

Der Engländer wurde hinausgerufen. Sein spanischer Lehrer, den er für ein Uhr bestellt hatte, stand draußen.

„Soll warten, mit solchen Leuten wird man doch nicht auch noch Umstände machen müssen,“ sagte er mit einem verstoßenen, höhnißchen Blick nach der Sprachmeisterin.

Ihr traten die Thränen in die Augen.

Sie dachte:

„Die Frauenfrage! Ja, die Frauenfrage!

Wie thöricht von den Frauen, zu meinen, mit der Zulassung von ein paar Hundert zu irgend welchen Universitäten sei sie gelöst! Gibt es nicht Millionen von Weibern auf Erden? Was ist's mit denen?

Und selbst die Wenigen, Bevorzugten, „Studierten“ — werden sie nicht eben so verächtlich von den Männern behandelt werden? Wird es nicht auch bei ihnen keineswegs heißen „dumm oder gescheit“, sondern nur „häßlich oder hübsch“?

Ei! Diese Frauenfrage, wann wird sie gelöst werden? Die Frage der Achtung der Frau durch den Mann.

Wann werden wir auch als Weiber geachtet werden, nicht nur als Weibchen?“ — — — — —

Sie blickte starr vor sich ins Weite.

Ein bißchen fiebrige Röthe bedeckte die sonst bleichen Wangen, in den Augen lag offen das Weh ihrer Seele.

In dieser Minute war sie durch die Gewalt der Gemütsbewegung schön.

Der Franzose, der ihr gegenüber bei Tische saß, blickte sie zufällig an.

„Sie hat sehr schöne Augen,“ flüsterte er seinem Nachbar zu. — — —

Und nach einer Weile: „Die Arme!“

— Männermitleid! —



Ein Wort zur Frühjahrsausstellung der „Sezession“ in München.

Von Franz Sigl.
(München.)

Nan erlaube einem Nicht-Künstler und Nicht-Zunftmäßig-Sachverständigen ein paar aufrichtige Worte zu der von dem „maßgebenden“ Teil der Münchener Tageskritik so sehr gerühmten Frühjahrsausstellung der Sezession. Es soll im folgenden durchaus von einer detaillierten Besprechung der aufgestellten Bilder abgesehen und lediglich der Gesamteindruck und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen niedergelegt werden. Sachkundige haben die erstere reichlich besorgt, das letztere möge einem Laien gestattet sein, der,

ohne sich zu irgend einer „Richtung“ bekennen zu wollen, ein offenes Auge und empfänglichen Sinn für jede schöpferische Äußerung, ganz besonders in der Kunst, hat und mit Dankbarkeit sich manches Wertvollen auch in dieser Ausstellung, vornehmlich der fesselnden Kollektion Walter Crane und der prächtigen Porträts von Stuck, erinnern wird.

Was beim Eintritt in diese quantitativ nicht sehr umfangreiche Frühjahrsausstellung zuerst ins Auge fällt, ist eben das — Frühlingshafte, das Unfertige; ein mitunter vielversprechender Anfang, ein erstes Knospen, vielleicht auch ein vorgeschritteneres Erblühen — aber wenig Vollendetes; unendlich viel Halbheit und so selten etwas Ganzes. Und nicht etwa nur werdende Künstler bringen die früh, zu früh geborenen Kinder ihrer Muse zur Schau, sondern auch Gereifte, Gewordene liefern viel Skizzenhaftes — zahlreiche Abfälle aus ihrer Werkstätte.

Aber das ist ja gar nicht das Schlimmste. Ein Einblick in die Entwicklung des werdenden Künstlers und in das Wachstum entstehender Werke eines Meisters — dafür hat man Teilnahme, daran kann man seine Freude haben. Woran man aber nur das Gegenteil von Freude und Teilnahme empfinden kann, so man Talent und Nicht-Talent, Können und Pfuscheri zu unterscheiden weiß, das ist der sich in dieser Ausstellung in — um einen bescheidenen Ausdruck zu gebrauchen — unbescheidenster Weise vordrängende und breitmachende, der allzeit schnell fertige, in Wahrheit niemals fertige Dilettantismus, dieser Affe und Schmarotzer der Kunst.

Es fällt mir nicht ein, allen den zahlreichen in der Ausstellung auftretenden Dilettanten das Talent absprechen zu wollen. Darunter mag manche starke Begabung stecken, aber — die Leute können nichts! Was sie bringen, das sind Versuche mit unzulänglichen Mitteln. Mögen sie bei einem Meister — und das braucht gar kein großer zu sein — fleißig in die Schule gehen, wenn sie den Drang zu künstlerischem Schaffen fühlen. Wenn sie ordentlich gelernt haben, dann mögen sie zeigen, was sie können! Und wenn sie nicht lernen — wohin führt dieser Mangel an künstlerischem Ernst, diese Vernachlässigung der ersten Tugend eines Menschen, der etwas Ganzes werden und leisten will, der Selbstsucht? — Dahin, daß sie nur zeigen, was sie nicht können, und das ist allerdings oft verblüffend! Ich gestehe, daß ich von manchem Bilde den Eindruck empfinde, als ob der Erzeuger des opus in einem Augenblick hilflosen Paroxismus, vielleicht aus Verzweiflung über das qualvolle Schaffen-Wollen und Nicht-Schaffen-Können, ein paar Farbtöpfe ausgetrunken und deren Inhalt auf die nächste beste Leinwand gespieen hätte. Dieser Farbeneruptionen begegnen einem in der Ausstellung eine solche Menge, daß einem fast selbst übel wird. Dabei thun sich manche von jenen Pseudo-Künstlern vielleicht noch etwas drauf zu

gute, unter dem Zwang einer geistigen Anomalie so „seltsame“ Dinge schaffen zu müssen — dank dem leidigen Oberflächen-Urteil der Menge und — einiger allzu eifrigen Psychiater, die dem Urheber derartiger Stümpereien den Freibrief zu jeglichem groben Unfug geben, indem sie ihn einfach für verrückt erklären. Nein, das sind keine Kranke, keine „décadents“, das sind nur bequeme Herren, die bauen wollen, ohne das Handwerk gelernt zu haben, oder Einsichtslose, die in überstürzender Ungebuld den Hausbau beim Dachstuhl beginnen wollen und naturgemäß damit endigen, daß sie den Dachstuhl auf den Boden setzen, ohne daß jemals ein Haus daraus würde; oder endlich einfältige Talentlose, aus denen überhaupt nichts zu machen ist, die aber doch von einem menschenfeindlichen — leider oft recht menschenähnlichen — Dämon getrieben werden, auch „mitzuthun“.

Gewiß giebt es unter den Ausstellenden auch solche, deren „sonderbare“ Schöpfungen die Bezeichnung „décadence“ rechtfertigen, aber diese sind leicht von den Vorgenannten wegzulernen: sie leisten immer etwas, es ist immer „etwas“ in ihren Werken, wenn auch nur ein krankhaft bizarrer Einfall, den sie vermöge ihrer Technik, ihres Könnens imstande sind auszuführen, während es gerade das Kennzeichen der Vorgenannten ist, daß sie entweder keinen „Einfall“ haben, oder ihre Einfälle nicht auszuführen vermögen. Man sehe sich den Symbolisten Tootop an: gewiß ein *décadent*, aber der Mann kann was, und was er bietet, ist nicht einmal durchweg abstrus, und wenn es abstrus ist, so interessiert es doch.

Jenen oben bezeichneten drei Kategorien gegenüber giebt es nur ein Mittel, ihr die Kunst aufs äußerste gefährdendes Dreinpuschen hintanzuhalten: das unerbittlich schonungslose Veto der Jury. Aber — — wie *figuræ* zeigen — — —?!

Von den im höchsten Grade unerquicklichen und unnachsichtlich abzulehnenden Darbietungen eines schamlosen Dilettantismus wenden wir den Blick auf die an sich erfreulichen, aber nach meinem Dafürhalten in Ausstellungen deplacierten Erscheinungen des werdenden Künstlertums und der werdenden Kunstwerke.

Schülerarbeiten gehören nicht in eine Ausstellung; die Lust der Öffentlichkeit bekommt ihnen bezw. ihren Anfertigern nicht gut. Darüber, denke ich, ist kein Wort weiter zu verlieren. Und was die skizzenhaften, flüchtig hingeworfenen, halbvollendeten Arbeiten wirklicher Künstler anbelangt, so sind sie ebenfalls in einer größeren Ausstellung nicht am Platz. Man mag einwenden, es sei interessant, einen Einblick in die ausführende Thätigkeit des Künstlers zu gewinnen; gewiß ist das interessant — für den „vom Fach“, den Maler; fürs Publikum nicht; für den Laien, der Kunstwerke genießen will, sind das eben Halbheiten, ein Stehenbleiben in der äußeren

Entwicklung des Bildes, das er lieber in seiner Vollendung sehen würde. Was für den Psychologen von höchstem Interesse ist, die Vorgeschichte, die innere Entwicklung eines Kunstwerks, die kommt in halb ausgeführten Werken nicht zum Ausdruck; die lernt er nur aus dem Umgang mit dem Künstler kennen.

Was hat eine Gewerbeausstellung für einen Zweck, wenn nicht den, die Gewerbe in ihren vollendetsten Leistungen, auf der Höhe ihres Könnens zu zeigen? Aber stellt man da etwa das Gerippe eines Schrankes, den Schlot einer Lokomotive, die Räder eines Uhrwerkes aus?

Und was für einen Zweck hat eine Kunstausstellung! Ich denke den, die Kunst in ihren reifen Früchten, auf dem Gipfel ihres Vermögens vorzuführen.

Was wollte man von einem Schriftsteller sagen, der die Disposition eines Romans, die Skizze eines Dramas veröffentlichen würde? Man fände das, mit vollem Recht, sehr unbescheiden, oder wenn man boshaft wäre, — sehr bescheiden. So möge denn in der bildenden Kunst das Halbe, das Nicht-Gar-Gewordene den großen Ausstellungen ferngehalten werden, wo nicht nur die Einheimischen, sondern zahlreiche Fremde sich unterrichten wollen über den Stand unserer Kunst, das heißt über das, was unsere Kunst unter Einsatz ihrer besten Kräfte zu leisten vermag.

Unter diesem Zeichen steht die Frühjahrsausstellung der Sezession nun ganz und gar nicht. Und warum?

Die rasche Auseinanderfolge von Kunstausstellungen vermehrt naturgemäß quantitativ die Produktion und vermindert sie qualitativ. Daß man in München jährlich eine, oder, wenn man den „Glaspalast“ und die Sezession auch unter diesem Gesichtspunkt trennen will, zwei internationale Kunstausstellungen abhält, geschieht wegen der Konkurrenz mit anderen Städten und ist aus diesem Grund — ich wage das nicht zu entscheiden — vielleicht ein mehr oder minder notwendiges Übel. Es mag ein Vorteil für die Künstler sein und ist gewiß einer für die Stadt, — für die Kunst ist es ein schädliches Zuviel.

Daß man aber auch noch eine Frühjahrsausstellung veranstaltet, die, wenn gleich weniger reichlich beschickt, doch den Charakter einer größeren Ausstellung trägt, — — das ist nach meiner Überzeugung, die sich auf den beim Besuch der Ausstellung gewonnenen Eindruck gründet, ein Unsinn, ich möchte sagen: ein Unfug. Man sagt wohl — mit einiger Verlegenheit —: Diese Ausstellung soll gerade die Künstler bei der Arbeit zeigen, einen Blick in ihre Werkstatt gewähren, in diesem Sinne ganz besonders eine „Frühlings“-Ausstellung sein. Ich glaube das nicht: die Ausstellung wird, als ob sie ein Bedürfnis wäre, veranstaltet, im Sommer findet dann

die große statt, und die Künstler, die in beiden ausstellen wollen, müssen prestissimo arbeiten, wobei es sich natürlich nicht mehr um den Einfluß der besten künstlerischen Kraft, sondern um die physische Leistungsfähigkeit handelt. Was sie an besseren, solider gemachten Werken zustande bringen, heben sie für die Sommerausstellung auf, und für die im Frühjahr sind dann flüchtige, ad hoc rasch gefertigte Arbeiten gerade gut genug. „Der Künstler in der Werkstätte“ ist also nicht Zweck, sondern für den einsichtigen Betrachter die recht unerquickliche Folge der Frühlingsausstellung.

Ich liebe es nicht, große Namen ins Treffen zu führen. Aber sollte es nicht gegen die Ausstellung sprechen, daß die großen Namen in äußerst geringer Zahl, zumeist mit äußerst wenigen und zum Teil nicht einmal bedeutenden Werken vertreten sind? Während diese Namen sich in der Sommerausstellung regelmäßig mit einer Anzahl hochbedeutender Schöpfungen einfinden? Von dem oben gekennzeichneten Dilettantismus aber ist in der großen Ausstellung recht wenig zu entdecken, während die Frühjahrsausstellung in erschreckender Weise davon überwuchert wird. Sollte man daraus nicht schließen dürfen, daß die Frühjahrsausstellung — auf die dilettantische Produktion angewiesen ist? Und sollte das nicht — der größte Einwand gegen die Frühjahrsausstellung sein?

Mit einzelnen Bildern bzw. Namen aufzuwarten, ist ganz überflüssig, und ich habe es darum vermieden. Der Besucher der Ausstellung wird auf Schritt und Tritt den handgreiflichen Belegen für meine Ausführungen begegnen oder begegnet sein. Die Konsequenzen dieser Ausführungen sind leicht zu ziehen: Abschaffung der Frühjahrsausstellung, deren künstlerischer Wert minimal, deren schädlicher Einfluß auf Kunst und Künstler nur zu groß ist, in der die mehr oder minder „achtbare“ Mittelmäßigkeit und die unfähigste, verachtungswürdigste Stümperei weit überwiegen. Will man die „Werkstätte“ eines Künstlers zeigen, so hat man dafür den Kunstverein, der sich hierzu vorzüglich eignet. Vor allem aber — das sei nochmals nachdrücklichst gefordert: fort mit dem Dilettantismus, dem talentvollen wie dem talentlosen, — ein erstes, heiliges Gebot im Namen der Kunst; in dieser aber ist nur das Beste gut genug!



Kunst und Polizei.

Von Anton Lindner.

(Wien.)

Unsere Polizei-Miliz müht sich redlich, den geheiligten Traditionen ihrer historischen Lächerlichkeit gerecht zu werden. Und da sie die Pickelhaubenspitze ihrer Wachtmeister und Feldwebel fast schon als Nabel der deutschen Frau Kunst nimmt, gestattet sie sich, mit sehr viel unentwegtem Anstand über Dinge zu Gerichte zu sitzen, die nun einmal ein wenig schwieriger zu beurteilen sind als Diensthoten-Affairen oder Taschendiebstähle. So wird es füglich vergebens werden, mit ihr zu kämpfen. Und ich fürchte, selbst die Götter dürften endlich zu dieser Erkenntnis gelangen . . .

Es klingt wohl etwas sonderlich, wenn ich nun melde, daß Max Halbes „Jugend“ in Wien zum vierten Male, in Oesterreich zum soundsovielten Male verboten worden. Aber eine polizeipräsidentische Verfügung, die erst vor wenigen Tagen an die Völker erging, zwingt mich, den Oesterreicher, dies sonder Erröten zu gestehen. Es handelte sich um eine Vorlesung der „Jugend“, die der junge Wiener Künstler, Herr Marcell Salzer, in einem öffentlichen Lokale veranstalten wollte. Und nun sei es mir erlaubt, dieses ediktale Monstrum, das nicht nur seiner kuriosen Begründung wegen Beachtung verdient, an den Ohren herbeizuziehen. Hier ist es:

„Z. 27811/AB. Die Veranstaltung der ingedachten Vorlesung des „Bühnenwerkes „Die Jugend“ von Max Halbe wird mit Rücksicht „darauf, daß dieses Bühnenwerk seitens der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei mit Erlaß Wien, 18. August 1894, Z. 5406 Pr., zur Ausführung nicht zugelassen wurde, „nicht bewilligt.“

Man darf da fragen, ob es denn Rechtsens sei, einer simplen Katheder-Vorlesung, die doch der plastischen Agitationskraft einer Bühnenaufführung entbehrt, die gleiche Staatsgefährlichkeit zu imputieren? Einer simplen Vorlesung, die doch naturgemäß nicht zu den Galerien zu sprechen pflegt, wohl aber fast ausschließlich von staatsverhaltensamen Träden, Salonröden und Seidenroben frequentiert wird. Oder hat man es schon jemals erlebt, daß sich eine verhungerte Blaubluse aus purem Kunst-Enthusiasmus für den Arbeitslohn eines elf- bis zwölfstündigen Werktages ein Entreebillet gekauft hätte? Denn dieses muß hervorgehoben werden: da zurechnungsfähige Säle und deren Beleuchtung nicht gratis zur Verfügung gestellt werden, hatte

man beschloffen, bei allem Enthusiasmus für die „wahre“ Kunst, jenes Eintrittsgeld einzuheben, das ja unser Publikum für prestigiatorische, tingeltangleste und Hungerkünstler-Leistungen von Herzen gern zahlt. Der Vortragsabend war also geradezu, und nicht ohne geistliche Ironie, für die Bourgeoise-Kreise unserer Residenz berechnet. Eine Polizei aber, die sich berufen fühlt, die kapitalkräftige Bürgerschaft ihres Sprengels durch napoleonische Proklamationen und vormärzliche Interdikte vor .. Umsturz-Infektion bewahren zu müssen, konstatiert entweder — stillschweigend und unbewußt — einen nie geahnten, ungeheuerlichen Massensteg der sozialistischen Idee und das Dahinsiechen des traditionell-staatsbürgerlichen Klassengeistes, oder: sie schreibt — stillschweigend und unbewußt — eine „reflexive“ („rückzügliche“) Satire.

Und nun die monströse Begründung des Verbikts! Es wird wohl gestattet sein, vor allem anderen nach jener Instanz zu fragen, die für recitatorische Darbietungen kompetent ist. Das mag nun die Statthalterei, vielleicht aber nur die hohe Polizei sein. Aber ein Fangballspielen mit Befugnissen ist wenig am Platze, wenn auch ziemlich amüsant! Immerhin muß es dankbar vermerkt werden, daß die löbliche Polizei durch diese Motivierung ihre höchstpersönliche Meinung in Kunst- und Litteratur-Angelegenheiten unaufgefordert für — unmaßgeblich erklärt hat: denn sonst verbietet man doch ein Experiment nicht, weil schon ein anderer (z. B. der Statthalter, der Obersthofmeister, der Kultusminister, der Katechet, der Biceselwebel zc. zc.) dieses Experiment verboten hat.

Ogleich ich sehr wenig Beruf fühle, den Historiker der Wiener „Jugend“-Schicksale zu spielen, mag es mir nun noch gestattet sein, auf einzelnes zu verweisen. Man wird daraus erkennen, wie sehr dem genannten Künstler das Aschenbrödel-Los dieses ernststen Dichterwerks zu Herzen gegangen, und wie er mit zäher Energie und absolutem Wagemut dem aufgedrungenen Maulkorb zu wehren suchte.

So fand vor wenigen Monaten in einer litterarischen Vereinigung, deren exklusives und unpolitisches Gebahren jenseits vom polizistischem Gut und Böse steht, eine 2 1/2 stündige Recitation statt, die eine unheimlich zahlreiche Zuhörerschaft hatte und den revoluzzernenden IDeengehalt dieses Dramas in 200 arglose Pfahlbürgerköpfe schnellte. Damals konnte in später Nachtstunde eine „Guldigungs“-Depeche abgesandt werden, die den Dank und die Befriedigung des Auditoriums dem Autor zu übermitteln hatte.

Nach einiger Zeit brachte Herr Salzer die nämliche „Jugend“ vor die Arbeiterschaft unserer Stadt. Es sollte in diesem empfänglichen und nicht einmal unverständigen Publikum die Erkenntnis geweckt werden: daß einem freimütigen, ehrlichen Bühnenwerk, welches einen Pfaffen nicht komö-

diantisch, wohl aber unpfäffisch-menschlich handeln läßt, nicht ungestraft das Obium geflißentlicher Immoralität von staatswegen angepöbeln darf. Denn Staatsanwälte sind schlechte Dichter. Und wenn sie sich, schieläugig und mit jesuitischem Bedientenlächeln, ans Andichten heranwagen, oder gar brausewetternd von ihrem unverrückbaren und unverrückten Standpunkte aus komplizierte Affairen mit einem einzigen Karbatschenhiebe zu entwirren belieben, dann weise man sie in ihre Schranken zurück, oder man schicke sie nach Mariaberg, auf daß sie — unter den Brudersäusen Heinrichs — die Segnungen der staatsverhaltssamen Kirche und all die Wonnen militaristischer Drill-Regimen am eigenen Leibe erfahren.

Der Vorlese-Abend der „Arbeiterbühne“, die sozusagen die Intelligenz unserer Proletarier repräsentiert, von den Proletariern unserer Intelligenz aber selbstverständlich verspottet wird, gestaltete sich festlich und fruchtbar. Die abgearbeiteten, ausgehungerten, kantigen Gesichter lauschten andächtiglich, als hätte sie der König auf weiter Wiese mit Wundertränklein und köstlichem Brote gespeist, und als stiege da vor ihnen ein gütiger Heiland nieder, mit milder Stimme das geistige Brot zu reichen.

Herr Salzer wußte seiner Kunst die Weihe des Augenblicks zu geben. Er las mit stehender, hilfloser, aufstrebender Stimme; mit zitternden Gliedern; mit rollenden, visionären, dann wieder mild-tauenden Augen; — aber er wußte auch um das wahrhaft erschütternde Lebenssegment einen so intensiven Flor süßduftender Stimmung zu spinnen und mit den Tönen des Frühlings, des Furchtbaren und der Versöhnung so suggestive Gefühlsschauer zu erzwingen, daß sich das Lauschen fast wie zu einer Andachtsstunde gestaltete.

So geschah es auch, daß die vereinzeltten Mängel des Stücks selbst den Intimen der Kunst an keinem der beiden Vortragsabende zu Bewußtsein kamen — wenigstens in den Augenblicken nicht, da diese Dichtung vom Katheder herab figurenreich und plastisch gleichsam aufs neue gedichtet wurde. Gern nahm man das manchmal sehr störende Übermaß an nüchternen Phraseologie in Kauf. Man verzieh dem Autor die typische Unbeholfenheit, durch Thesen- und Antithesenwechsel, der wortreich durchsprochen, kaum aber gestaltet wird, den Individualitäts-Kontrast der beiden Kattenbrüder deutlich und glaubhaft zu machen. Man vermerkte es ihm nicht übel, daß er ja doch nur mit dem verstaubten Mittel der Sprachrohrtechnik umgeht und so zu künstlerischen Resultaten gelangen will. Und man goutierte auch den ruppigen Dous-ox-machina, Amandum, den Tollhäusler, der mit dem Hinterlader, einem Winke des Dichters gehorchend, den straffgeknüpften dramatischen Knoten sehr dienstbeflissen durchschleift. Daß alle diese Mängel, die auf den Brettern wohl eher und unbemerkt verdampten mögen, vom

Recitatortische herab aber merklicher in die Augen springen, nun doch nicht zu Bewußtsein gekommen, — ich glaube: das war Herrn Salzers ureigenes Verdienst. Ein künstlerisches und ehrliches Verdienst! So wird man sich an den Namen dieses jungen Künstlers, der jetzt noch mit den erbärmlichsten Vorurteilen unserer Verurtheilten zu kämpfen hat, allmählich zu gewöhnen haben. Denn es muß ihm gelingen, seine kantige, schartige Persönlichkeit durch all den Moderduft unserer unpersönlich-verdämmerten Zeit mit Nachdruck und souveränem Troß hindurchzuringen. Die Bühne wäre sein Feld! Nun denn, so gönne man ihm Elbogensfreiheit, und gewähre ihm sein Recht, ein „Anderer“ zu sein.

— — Aber der Abend der „Arbeiterbühne“ hatte auch seine grotesk-amüsante Seite. Denn: kaum daß die letzten Worte des letzten Aktes verklungen waren und rauschende Beifallsjalousen dem dankenden Interpreten entgegenbrauseten, — öffneten sich die Flügel der Saalthür, und zwischen den Pfosten und Angeln erglänzte in strahlender Klöcklichkeit die leuchtende Gestalt eines kaiserl. königl. Polizeikommissars. Nicht ohne jenes amtlich-sittliche Stirnrunzeln, das ja bei staatswürdigen Maßregelungen wie der bekannte „feierliche Griff in die Brusttasche“ zu wirken pflegt und wohl auch allüberall den Atem versetzt und Schrecken säet, — also stelte Cäsar in den Saal. Aber er sah sich nicht stumm ringsum! Mit einer eckigen Geste, die in gebrochener Kurve die gründlichste Entrüstung in die Lüfte malte, löste er die geehrte Versammlung auf und donuerte unter das Volk, daß er auf höheren Befehl die Vorlesung der „Jugend“ nicht gestatten könne. Man kann sich wohl denken, welches teuflische Hallo durch den Post-festum-Flas dieses säumigen Dieners entbunden wurde. Des Lachens, Spottens, Wieherns war kein Ende.

Und die Saallichterchen erloschen allmählich. Aber die seltsamen Reflexe, die von den Wänden flossen, zauberten eine dunstige Gloriole um Cäsars Denkerstirn. Mitten im Gewühl, unentwegt und schweigsam, wuchs er wie ein Satanas gar lächerlich in die Höhe. Das war aber eine Gloriole, die im beginnenden Dämmer lichtbläulich phosphoreszierte; und als die Schatten sanken, verdickte sie sich zwischen Stirn und Schläfen zu winzigen Bockshörnern.



Die Saison 1895/96 der „Litterarischen Gesellschaft“ in Leipzig.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die von Dr. Walter Harlau, dessen Bild wir in dieser Nummer bringen, ins Leben gerufene „Litterarische Gesellschaft“ hat am 26. April dieses Jahres mit einer glänzenden Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“ ihre erste Spielzeit beendet, und man kann wohl sagen, sie hat mit ihren Bestrebungen auf der ganzen Linie gesiegt.

Das litterarische Leben war in Leipzig völlig eingeschlafen. Das Stadttheater, das die erste Verpflichtung hätte, den Sinn für die gediegene und wahre Dichtkunst — und nicht nur für die alte, sondern auch für die neue — wach zu halten, ist unter dem Regime Stägemann von seiner alten künstlerischen Höhe und aus der Stellung einer führenden Bühne, die es noch unter seinem Vorgänger Förster behauptet hatte, herabgesunken. Wie eine kleine Provinzbühne zweiten Ranges nährt es sich in seinem Schauspielrepertoire von dem Abhub des Berliner Premierenmarktes, d. h. wir bekommen die Berliner Poffen und alberne sogenannte Lustspiele ältester Macho zu sehen, die in der Reichshauptstadt, dank dem dort ewig ab- und zufließenden neugierigen Fremdenpublikum, das sich eben amüsieren und nur amüsieren will, „volle Häuser“ und zahlreiche Wiederholungen erzielen, also die Repertoirestücke der zweiten Bühnen, während die nun auch in Berlin schon seit einigen Jahren gerade an den ersten Bühnen zu Worte kommende neue, moderne Kunstrichtung ängstlich von uns ferngehalten wird. Und verirrt sich wirklich einmal ein modernes Stück, wie Ibsens „Klein Eyolf“ oder Hauptmanns „College Grampton“ in das Haus am Augustusplatz, so ist die Darstellung eine so erbärmliche und so stilwidrige, daß die Intentionen des Dichters gar nicht zum Ausdruck kommen und das Stück eben dem Publikum gänzlich unverständlich bleibt. Denn es fehlt unserem Stadttheater nicht nur an modernen Stücken, sondern vor allem auch an modernen Schauspielern. Hier wird noch auf dem höchsten Rothum einhergestellt, und der älteste Deklamierstil samt den abgebrauchtesten Theaterposen stehen noch in voller Blüte. Daß unter solchen Umständen natürlich auch die Klassiker zu Schaden kommen müssen, liegt auf der Hand. Verhältnismäßig am besten kamen dabei immer noch die halbseitigen

Dichter weg, jene Kompromißler zwischen alt und neu, die beide Stile vereinigen wollen und deshalb in beiden danebentreffen, wie Sudermann oder Wildenbruch. Doch genügt in letzter Zeit das Leipziger Schauspielensemble auch nicht einmal mehr für diese; wer das „Glück im Winkel“ oder „König Heinrich“ bei uns angesehen hat, wird davon erzählen können.

Einen geschickten Treffer jedoch hat die Direktion Stägemann zu machen gewußt. Der liegt aber nicht auf künstlerischem Gebiete, sondern auf dem Felde der Geschäftsklugheit. Sie wußte sich allmählich das Theatermonopol in Leipzig zu sichern, und da sie dadurch jahrelang die Konkurrenz völlig lahm legte, so konnte sie sich ihr Publikum „erziehen“ — natürlich in ihrem Sinne. Wie gut ihr diese Rückwärtserziehung glückte, zeigt der Erfolg, daß Leipzig thatsächlich Jahre hindurch, und zu einer Zeit, wo die moderne Kunst in Berlin, Wien und anderen geistig regsamen Städten Triumphe feierte, gleichsam mit einer chinesischen Mauer umgeben war. Welche schönen Handlangerdienste dabei die Leipziger Kritik und voran der altgewordene Rudolf von Gottschall leistete, kann hier nicht näher ausgeführt werden.

Welche enormen Schwierigkeiten die „Litterarische Gesellschaft“ unter diesen Umständen zu überwinden hatte, ist leicht einzusehen. Direktor Stägemann ist ein überaus geschäftsgewandter und feiner Diplomat; aber Dr. Harlan zeigte sich ihm in dieser Beziehung gewachsen. Er sah gleich ein, daß es hier nicht darauf ankam, eine „freie Bühne“ für Litteraten zu gründen, sondern daß die Nichtlitteraten für das Unternehmen gewonnen werden mußten; und wenn sich Direktor Stägemann hauptsächlich auf die oberen Zehntausend, auf die sogenannte „gute“ Gesellschaft und auf die Spitzen der Stadtverwaltung stützte, so galt es, ihm eben diese Basis unter den Füßen wegzuziehen und diese selben Kreise nun für die moderne Schauspielkunst zu interessieren. Die maßgebenden Kreise sollten stußig werden und selbst Vergleiche anstellen können. Wohin dann das Urteil der wirklichen Kunstfreunde neigen würde, daran zweifelten die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft“ keinen Augenblick; denn sie vertrauten der Macht des Fortschrittes und ihrer guten Sache.

Und ihr festes Vertrauen hat sie nicht getäuscht. Das Unternehmen gelang über Erwarten gut, und nach siebenmonatlicher Thätigkeit, am Ende der Spielzeit, war Stägemanns Theatermonopol durchbrochen, und die „Litterarische Gesellschaft“ konnte den Bau eines neuen Schauspielhauses in Aussicht stellen.

Dieser große äußere Erfolg ist in erster Linie der überaus klugen und umsichtigen Geschäftsführung Dr. Harlans zu danken, der sich als ein ganz außerordentlich beauftragter Organisator und ein ebenso energischer wie ge-

schmeidiger Leiter erwies. In diesem Hefte ist von anderer Seite Harlans litterarische Thätigkeit beleuchtet worden; der Schwerpunkt seines Wesens und seiner Persönlichkeit, seine eigentliche Bedeutung liegt aber entschieden in seinen organisatorischen und geschäftlichen Fähigkeiten.

Diese äußere Rührigkeit aber that es natürlich nicht allein. Sie wäre nutzlos gewesen, wenn die „Litterarische Gesellschaft“ nicht wirklich künstlerisch gediegene Leistungen geboten hätte. Diese Leistungen waren vorhanden. Die Vortragsabende fanden einen ungeahnten Zuspruch, und die Theateraufführungen rundeten sich immer schöner ab und überragten, trotzdem die Gesellschaft nur über ein kleines Ensemble verfügte und ihr natürlich in jeder Beziehung viel geringere Mittel zur Verfügung standen, die Aufführungen des Stadttheaters in so hohem Maße, daß selbst die im gegnerischen Lager stehende Kritik nicht umhin konnte, diese Superiorität offen anzuerkennen.

Dieser große künstlerische Erfolg ist vor allem das Verdienst des Dr. Carl Heine, der die Regie führte. Dr. Heine ist Theatergelehrter und Verfasser verschiedener sehr tüchtiger theatergeschichtlicher Werke („Das Theater in Deutschland, seine geschichtliche Entwicklung und kulturelle Bedeutung bis zur Gegenwart“; Einbeck, Verlag von Richard Leffer. — „Johannes Belten, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVII. Jahrhundert; Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer. — „Der unglückselige Todesfall Caroli XII. Ein Drama des XVIII. Jahrhunderts“; ebenda. — „Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched“; ebenda). Praktisch als Regisseur funktionierte er zum ersten Male am Theater der Litterarischen Gesellschaft; die Gewandtheit und Sicherheit, mit der er seine Aufgabe gleich von Anfang an anpackte, bewies, daß wir in ihm einen geborenen Regisseur besitzen. Mit welchem rastlosen Fleiß, mit welcher Liebe und Hingabe er das Einstudieren der Stücke und die Aufführungen leitete, davon kann sich der Fernerstehende kaum einen Begriff machen. Man muß Dr. Heine in den Proben beobachtet haben, um einen Begriff zu bekommen von der gewaltigen Arbeit, die er leistet, und von der außergewöhnlichen Geschicklichkeit, mit der er alle Schwierigkeiten überwindet. Dr. Heine kommt aufs peinlichste vorbereitet in die Probe. Bevor der erste Satz eines Stückes gesprochen wird, steht das scenische Bild mit allen seinen Situationen, mit allen Stellungen und Gruppierungen schon völlig fertig vor seinem geistigen Auge. Da giebt es kein unsicheres Umhertasten; geradewegs geht er auf sein Ziel los und trifft stets das richtige. Und mit welcher peinlicher Sorgfalt er zu Werke geht. Er läßt es sich nicht verbieten, einen Satz zwanzig bis dreißig Mal vorzusprechen, bis endlich die richtige natürliche Betonung der Rede fest sitzt und der letzte Rest unnatürlicher Theaterdeklamiererei verschwunden ist. Seine Geduld ist grenzenlos.

Ich habe ihn nie ärgerlich werden sehen, ich habe kein böses oder auch nur unwilliges Wort von ihm gehört. Mit ruhiger Freundlichkeit weist er die Schauspieler an, dafür ist er aber auch fest und verlangt genaueste Befolgung seiner Anweisungen. Durch diese Art hat er sich bei den Schauspielern ungemein beliebt gemacht; alle Bühnenmitglieder empfanden eine große und wirklich von Herzen kommende Verehrung für ihn und waren alle mit einem wahren Feuereifer bemüht, die ihnen gestellten Aufgaben zu seiner Zufriedenheit auszuführen.

Dr. Heine versenkt sich ganz und gar in die Dichtungen, die er vor das Publikum bringen will; sobald er den Geist des Dramas erfaßt hat, so gestaltet er alles bis zum kleinsten Requisit herab mit dem feinsten Geschmac und in prächtiger Stileinheit. Er weiß die Stimmung aus den Stücken hervorzuloden. Dabei hat er ein ungemein feines Gefühl für das Tempo, in dem eine Scene oder das ganze Stück genommen werden muß. So gelangen ihm meisterhafte Leistungen, wie „Dämmerung“, „Der ungebetene Gast“, „Hanna Jagert“, „König Midas“ und die wunderbar abgerundete Sibirerpelz-Aufführung, die, was die Ausstattung und die Bühnenbilder betraf, den Reiningern Ehre hätte machen können, was das natürliche Spiel anbelangt, aber weit über den Reiningern stand.

Dr. Heine versteht auch die große Kunst, aus dem gegebenen Menschenmaterial etwas zu machen, seine Künstler für seine Zwecke heranzubilden und zu erziehen. Die „Litterarische Gesellschaft“ hatte ja auch mit den engagierten Schauspielern Glück, da ihr der Zufall in Herrn Arthur Waldemar und Fräulein Helene Richers zwei außergewöhnlich beanlagte Künstler in den Weg führte. Aber auch diese haben sich erst unter der trefflichen Führung Heines voll entfaltete und zu der künstlerischen Höhe emporgeschwungen, auf der sie nun am Ende der Saison stehen.

Arthur Waldemar, der jetzt im 28. Lebensjahre steht, hat sich vom Helden und Liebhaber allmählich zu einem ganz vorzüglichen Charakterspieler entwickelt. Er besitzt eine außerordentliche Verwandlungsfähigkeit und ein feines Gefühl für das Wesentliche jeder Rolle. Er versteht es, seine Figuren nicht nur typisch, sondern auch individualistisch herauszuarbeiten, so daß ein wunderbar abgerundetes und einheitliches Bild entsteht. Gleich in der ersten Aufführung, als Wilhelm Scholz in Hauptmanns „Friedensfest“, erregte er Aufsehen. Als Figaro in „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais erntete er Applaus bei offener Scene, und nun folgte jeder trefflichen Leistung immer wieder eine noch bessere, der Künstler schien zusehends zu wachsen. Seine Glanzrollen waren: Martin Lehnhard im gleichnamigen Stück, Johannes Rosmer in „Rosmersholm“, Alexander König in Hartlebens „Hanna Jagert“, den er ungemein fein ausarbeitete und mit liebenswürdigem

Humor ausstattete, der Rittmeister in Strindbergs „Vater“, aus dem er eine Gestalt von erschütternder Tragik schuf, und schließlich sein famoſer Amtsvorſteher von Wehrhahn, den er ohne jede Übertreibung, aber bis in die Fingerspitzen echt verkörperte.

Helene Kiechers gehört zu jenen glücklichen Naturen, denen ein gütiges Geſchick ein großes Talent gleich in die Wiege gelegt hat. Es gelingt ihr alles — und ſcheinbar mühelos. Für die Darſtellung moderner Frauencharaktere ſcheint ſie geradezu prädeſtiniert zu ſein. Ihre ſchlante, ſchmiegsame und nicht übermäßig große Geſtalt und ein ſcharfgeſchnittenes Geſicht, aus dem zwei lebhaſte dunkle Augen hervorblicken, paſſen vorzüglich zu ſolchen Rollen. Sie beſitzt ein feines Gefühl und einen gut entwickelten Geſchmack für Toiletten und trägt das einfache Kleid mit derſelben Grazie, wie die raffinierteste und extravaganteſte Robe. Ihr Organ iſt nicht ſehr groß, aber klar und ſchmiegsam, und auch im Piano tragend. In leidenschaftlichen Momenten ſcheint es leicht verſchleiert, was ihm einen beſonderen Reiz verleiht. Das Merkwürdigſte aber iſt ihr Spiel. Es iſt überall einfach und natürlich, ohne die geringſte Spur von Schönthuererei oder Theaterpoſe; aber alles ſpielt mit, der ganze Körper, die Fingerspitzen und die Fußſpitzen, ja ſogar das krauſe Haar. Durch all das nervöſe Leben kann aber eine innere Größe durchleuchten, die uns oft ganz unvermutete Blicke thun läßt durch die äußere Hülle hindurch in das Seelenleben der von der Künſtlerin dargeſtellten Geſtalten. Man muß ihre Sara in „Agnete“, ihre Rätke von Ohlen in „Martin Lehnhardt“, ihre Iſolde in der „Dämmerung“ und die Wandlung vom launiſchen verzogenen Kinde zur ſtillen Dulderin, die ſich in dieſer Rolle vor den Augen des Publikums vollzieht, geſehen haben, um die unmittelbare Wirkung dieſer Darſtellungsart ganz würdigen zu können. Aber auch Frä. Kiechers wuchs mit jeder neuen Rolle. Ihre Rebekka in „Rosmersholm“ war, beſonders in der Abſchiedsſcene des vierten Aktes, von einer Größe, die auch dem Widerwilligen die Bedeutung dieſer Iſenſchens Dichtung klar machen mußte. Und wie ſchlicht war ihre Hanna Jagert, wie grandios ihre Laura in Strindbergs „Vater“. Die Dichtung ſelber wuchs mit ihrer Darſtellung. Man ſpürte einen Hauch von Shakeſpeareſchem Geiſte; denn wie eine moderne Lady Macbeth, ſtarr und unerbittlich, ſchritt ſie über die Bühne. Wie traulich und anheimelnd gab ſie ſich dagegen wieder in „Drei“, und wie erſchütternd ſpielte ſie die Anna Hielm in „König Midas“. Der plötzliche Ausbruch des Wahnsinns war eine Leiſtung, die die Zuſchauer bis ins innerſte Mark erbeben machte. Frä. Kiechers iſt jetzt erſt vierundzwanzig Jahre alt, und ſchon darf man ſie den allererſten Darſtellerinnen der deutſchen Bühne beizählen. Möge ſie noch reiche Lorbeeren pflücken.

Der Raum gestattet es mir leider nicht, auf alle übrigen Darsteller des Ensembles einzeln einzugehen. Hervorgehoben seien nur noch Herr Ludwig Fiori, der die Funktionen eines technischen Direktors versah und als Robert Scholz („Friedensfest“), Hans Martienssen („Drei“) und besonders als Rentier Krüger in „Biberpelz“ Vorzügliches leistete, und Fr. Mathilde Werner, die die Sabine Graef in der „Dämmerung“ brav, die Lieschen Bode in „Hanna Jagert“ vortrefflich und die Mutter Wolffen in „Biberpelz“ geradezu ideal verkörperte.

Das Zeugnis aber kann man allen Mitgliedern des Ensembles ausstellen, daß sich jeder redlich Mühe gab und den besten Willen hatte, seiner Aufgabe so gut als möglich und so viel in seinen Kräften stand, gerecht zu werden. Und da die Regie eine so vorzügliche war, so kamen durch das gemeinsame Zusammenwirken Aller Vorstellungen zustande, wie wir sie so stichtichtig und so abgerundet in Leipzig noch nicht gesehen hatten.

Es wurden im ganzen in 14 Matinéeen 17 Stücke aufgeführt: „Das Friedensfest“ von Gerhart Hauptmann, „Agnete“ von Amalie Stram, „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais, „Martin Lehnhardt“ von Caesar Flaischlen, „Der Vater“ von Wilhelm Weigand, „Schierlingsast“ von Emile Augier, „Dämmerung“ von Ernst Kosmer, „Kosmersholm“ von Henrik Ibsen, „Der ungebetene Gast“ (L'intruse) von Maurice Maeterlinck, „Die Frage an das Schicksal“ aus „Anatol“ von Arthur Schnitzler, „Das Siegesfest“ von Franz Adam Beyerlein, „Hanna Jagert“ von Otto Erich Hartleben, „Der Vater“ von August Strindberg, „Die Frau Majorin“ von Spazinsky, „Drei“ von Max Dreyer, „König Midas“ von Gunnar Heiberg und „Der Biberpelz“ von Gerhart Hauptmann. Auch im Repertoire hatte die Gesellschaft Glück; denn abgelehnt wurden eigentlich nur zwei Stücke: „Der Vater“ von Weigand und „Die Frau Majorin“, von Spazinsky, alle anderen wurden beifällig aufgenommen oder schlugen geradezu prächtig ein; „Martin Lehnhardt“ und noch mehr der in Berlin durchgefallene „Biberpelz“ erregten Stürme der Begeisterung.

In den Gesellschafts-Abenden, deren sieben abgehalten wurden, und die sehr gut besucht waren und großen Anklang fanden, sprachen: Herr Dr. Carl Heine über Gerhart Hauptmann, Herr Alfred Kerr „Zur Psychologie der neueren Litteratur“, Herr Wolfgang Kirchbach „Zur Psychologie der Lyrik Schillers und Goethes“, Herr Paul Schlenker über Hauptmanns „Florian Geyer“ und Herr Otto Neumann-Hofer über Hermann Sudermann. Ferner trugen Georg Hirschfeld, Caesar Flaischlen, Wolfgang Kirchbach, Georg Freiherr von Dnpteda, Wilhelm von Polenz, G. Freiherr von Locella, Hermann Sudermann und Ernst von Wolzogen eigene Dichtungen vor.

Es ist ein reiches Leben, das die „Litterarische Gesellschaft“ diesen Winter entfaltet. Die aufgewandte Mühe wird auch ihre Früchte tragen; denn die chinesische Mauer ist nun endlich durchbrochen, das Interesse an der modernen Litteratur ist in weiten Kreisen geweckt und wird hoffentlich nicht so bald wieder erkalten.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Wer hat jetzt Lust, ins Theater zu gehen, namentlich in diesen Frühlingstagen, wo dank der Gewerbeausstellung, der Geschmack des Provinzontels die Repertoires bestimmt: im „Lessing“ gastiert eine ungarische Operettengesellschaft, im „Neuen“ Abend für Abend: „Lata-Toto“, das „Alexanderplatz-Theater“ hat seine Truppe geteilt und spielt sogar an zwei Stellen zugleich, um Hinterpommerns und Ostpreußens starke Nachfrage in Trisol-Beinen befriedigen zu können. Zwei große Theater für Ausstattungsstücke sind neu eröffnet worden: „Alt-Berlin“ im Treptower Ausstellungspark und das „Olympia-Riesentheater“ in der Alexanderstraße, das viertausend Zuschauer faßt.

Das ist das Berliner Kunstleben im Sonnemond!

Am besten hat es noch das Deutsche Theater verstanden, den herrschenden Frühlingseffekten Rechnung zu tragen. Es hat das Halbesche Jugend- und Liebedrama auf seine Bühne gebracht.

Das war eine verdienstliche That. Bismlich zwei Jahre haben wir die „Jugend“ hier in Berlin nicht mehr gesehen. Am 23. April 1893 wurde sie zum ersten Mal, in einer Matinee des Residenz-Theaters, gegeben, bildete dann lange Zeit hindurch das Hauptjugstück des Herrn Lantenburg im „Neuen Theater“ und verschwand schließlich von der Bühne, als die ursprüngliche, prächtige Besetzung des Stücks nicht mehr möglich war. Jetzt haben sich die Hauptkräfte des ehemaligen Ensembles an anderer Stätte, im Theater des Herrn Braun, wieder gesammelt, und hier feierte das Stück am 23. April, also genau am dritten Jahrestage der Premiere, seine Auferstehung.

Über das Drama selbst weiß ich nichts Neues zu sagen. Wir werden im Laufe der Jahre ein anderes Urteil darüber bekommen, das ist sicher; aber zunächst sind die Akten geschlossen.

Um das Niveau der Aufführung zu charakterisieren, genügt es dem Kundigen, wenn ich die Namen Emanuel Reicher, Rudolf Rittner, Jarno Biensfeld nenne, für den Unkundigen füge ich noch Helene Stagié hinzu. Diesen letzten Namen wird man sich wohl überhaupt für die Zukunft merken müssen.

Rittner gab den Hans. In der Kunst, sich in Sprache und Geste abjunkt natürlich, ohne jede merkbare Spur von Theatermake zu geben, dürfte Rudolf Rittner heute von keinem zweiten deutschen Schauspieler erreicht werden. Über die Eigenart

seines Talents streiten sich noch die Leute herum, darin ist man sich aber einig, daß er eine der interessantesten Künstlerindividualitäten Berlins ist. Vielleicht darf man ihn den am weitesten vorgeschrittenen Realisten der deutschen Bühne nennen. Der Hans Hartwig ist seine beste Rolle. Er hat im Laufe der Jahre viel an ihr herumgefeilt und die Figur steht jetzt da, lebenswahr und goldbecht vom Scheitel bis zur Sohle.*) Er giebt nicht den Embryo des modernen Stimmungsmenschen — wie es Halbe wünscht — sondern einfach den dummen Jungen. Und das halte ich für richtig. Es muß um jeden Preis vermieden werden, daß irgend jemand in den Phrasen des Nulus verborgene Tiefen wittern könnte. Ich habe es bei einem andern Darsteller der Rolle einmal erlebt, daß die Dummheiten, die der gute Hans nach geschickter Katastrophe in der Unterredung mit Onkel Hoppe zu Tage fördert, vom Publikum ernst genommen wurden, und man den armen Jungen — und mit ihm den Dichter — auszulachen für geschmackvoll hielt. Wenn das Publikum merkt, daß der Darsteller selbst die Dummheiten als Dummheiten, auffaßt, kann so etwas nicht vorkommen. Außerdem ist es für einen echten Künstler durchaus überflüssig, die Gestalt des feuchtohrigen Liebhabers noch mit einem besonderen Nimbus zu umgeben. Halbe hat es gerade verstanden — was mit gleicher Meisterchaft sonst nur Lillencron gelingt — in dem Trivialsten und scheinbar trostlos Alltäglichen die Poesie zu entdecken. Das sollte der Darsteller respektieren.

Jarno und Biensfeld haben ebenfalls ihre weitaus besten Rollen in der „Jugend“. Der Kaplan des ersten, der Amandus des zweiten sind Leistungen, die im großen und ganzen kaum übertroffen werden können, wenn auch Biensfeld nach meinem Geschmack wieder etwas zu sehr tarifierte und Jarno an vielen Stellen die Rolle mehr spielte als lebte.

Mittner, Jarno und Biensfeld wirkten schon bei der ersten Aufführung der „Jugend“ in denselben Rollen mit. Neu waren dagegen Emanuel Reicher als Pfarrer Hoppe und Helene Staglió als Annchen.

Emanuel Reicher ist zweifellos ein unvergleichlich größerer Künstler als sein Vorgänger in der Rolle, Herr Werner vom Residenztheater. Er hatte die Figur auch mit einer Menge feiner und feinsten Einzelzüge ausgestattet, von denen man bei der früheren Darstellung nichts merkte. Sein Pfarrer Hoppe war, als Entwurf, eine Leistung, die ihrem Meister alle Ehre machte, aber — mit der Ausführung haperte es doch an mehr als einer Stelle. Zahlreiche gekünstelte Nuancen zerstörten die Illusion. Das Gesamtbild war viel zu wenig aus einem Gusse. Möglich, daß Herr Reicher mit den häufigeren Wiederholungen des Stückes sich mehr in seine Rolle eingelebt hat: ich habe ihn nur in der Premiere gesehen.

Meine an dieser Stelle schon mehrfach ausgesprochene Meinung, daß in Fräulein Helene Staglió, trotz des unscheinbaren Äußeren und der Anfängerallüren, sich ein Talent allerersten Ranges entwickelt, hat durch die „Jugend“-Aufführung eine erfreuliche Bestätigung gefunden. Theodor Fontane hat einmal, bei Gelegenheit der ersten Hauptmann-Aufführung in der Freien Bühne, die seine und tiefe Bemerkung gemacht, daß gewisse Rollen auf dem Theater nur von „erst Herdenden“ zur vollen Geltung gebracht werden können. Habe der Leierkasten erst fünfzehnhundert Mal gespielt, so könne man gewisse Ansprüche nicht mehr an ihn stellen. Dieses Wort gilt auch für das Annchen der „Jugend“.

*) Nur die Maske hätte besser sein können. Es ist wirklich nicht nötig, daß Jünglinge unter zwanzig Jahren auf der Bühne regelmäßig mit Lockenbüscheln und Bäckerkrone dargeboten werden. Wo in aller Welt hatte übrigens Herr Mittner dieses Konstrum von Schleiße aufgetrieben? In Berlin giebt es so etwas glücklicherweise gar nicht.

Ich möchte die Rolle nicht von einer „routinierten“ Darstellerin sehen — selbst von der Sorma nicht. Die Leistung des Fräulein Staglö war gut, war ausgezeichnet, und wir wollen an kleinen Einzelheiten nicht herummäkeln. Aber — ich hatte doch noch etwas anderes erwartet. Ich hatte mich der stillen Hoffnung hingegeben, der aufgehenden Stern des Deutschen Theaters würde den Berlinern das Amüßen der Jugend „entdecken“. Dies geschah aber nicht. Das Amüßen der Helene Staglö war in der Grundanlage ebenso unrichtig, wie das aller ihrer Vorgängerinnen. Diese westpreussische Pfarrersnichte ist kein deutsches Gretchen, sondern — Halbe sagt es selbst — es ist slavischer Schlag. Nicht die blonden Zöpfe, sondern die verschleierte draunen Augen geben die Mächtschnur. Bei aller Natürlichkeit eine gewitterdrohende schwüle Sinnlichkeit, die sich, echt polnisch, unter tranpschhaft geschäftiger Beweglichkeit, unter jenem fortdährenden, gedankenlosen, nervösen Schwappen u. s. w. zu verbergen sucht. Halbe hat gerade das polnische Naturell so außerordentlich naturgetreu gezeichnet, daß es mir unbegreiflich ist, wie alle Darstellerinnen an diesen Reizen der Charakteristik ahnungslos vorübergehen konnten. Ich behaupte, daß sich aus der Rolle des Amüßen zehnmal mehr herausholen läßt, als man bisher versucht hat.

Als am 26. Mai im Jahre des Heils 1866 Sophokles' Antigone auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses erschien, wurde Berlin, „dieser größten, rein deutschen Stadt“, von Karl Frenzel eine neue Blüte des Theaters prophezeit. Als in diesen Tagen, genau dreißig Jahre später, das Schiller-Theater die Antigone wieder auf die Bretter brachte, war die Kritik sich darüber einig, daß man es mit einem verfehlten Experiment zu thun habe.

Frau Clara Meyer, die einst gefeierte Hero, Minna, Beatrice und — Elida Wangel des königlichen Schauspielhauses, gab die Titelrolle, a. G., zum ersten Male. Die Künstlerin unternahm das lähne Wagnis, die klassische Thebanerin, soweit es irgend zu machen war, zu modernisieren. Dies Unternehmen mußte selbstverständlich mißglücken. Die Aufführung einer altgriechischen Tragödie kann nur dann einen Sinn haben, wenn die Darsteller es verstehen, sie ungefähr im Stil und Geschmack der alten Griechen wiederzugeben. Wenn Rainz ins Schiller-Pathos moderne Accente legt, so kann man schon darüber streiten: aber eine Figur des alten Sophokles realistisch im heutigen Sinne darzustellen, ist ein Unding. Hier ist einmal ausnahmsweise Klara-Ziegler-Pathos am Plage.

Unter den Darstellern ragten im übrigen Herr Eduard Winterstein als erster Sprecher der Bürgerschaft und Herr Paul Pauly als Tiresias hervor. Das Schiller-Theater hat außerdem das Glück, zwei leibhaftige Rainze zu besitzen: die Herren Billy Frobböse und Ewald Bach ringen in heißem Bemühen danach, Miene, Sprache, Manieren und Unmanieren des Gefeierten vom Deutschen Theater möglichst naturgetreu zu reproduzieren. Herr Frobböse ist aber daneben noch ein wirklich begabter Künstler, während Herr Bach, trotz der Kellame, die man für ihn macht, über das goldene Mittelmaß des Provinz-Rimen nicht hinausragt. Der erstere gab den Voten sehr fein und wirkungsvoll, der letztere spielte den Haemon.

Über die Berechtigung oder Nichtberechtigung einer Sophokles-Aufführung am Schiller-Theater möchte ich keine Erörterungen ansinnen. Das Schiller-Theater hat das lebenswürdigste Publikum Berlins, und dieses nahm die Antigone mit freundlichem Beifall auf, wenn sich die meisten auch wohl etwas mehr Amüusement von dem Theater Abend versprochen haben mögen.

Am 10. Mai fand im Residenz-Theater die 5. Versuchsaufführung des Vereins Probebühne statt.

Herr Karl Werkmeister, dessen Verdienste auf verwandtem Gebiete bekannt und anerkannt sind, stellte sich zum ersten Mal als dramatischer Dichter vor: „Die Jagennmacher, Eine Studie aus dem Schmierleben.“ Der Verfasser hat scharf nach der Natur gezeichnet, und daher besitzt sein Werk, wenn man von den rein künstlerischen Qualitäten abliest, kulturhistorischen Wert. Die soziale Entwicklung des Schauspielersstandes befindet sich heute, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, in einer Krisis. Zu einer Zeit, wo ein Berliner Polizeirat Bühnenkünstler und -künstlerinnen in die Kategorie des „Gefundes“ setzen durfte, tritt auch in Schauspielerkreisen, hier und da, leise und schüchtern schon ein gewisses Verständnis für die großen sozialen Fragen der Zukunft zutage. Das Solidaritätsgefühl des Bühnenproletariats wird rege, die Notwendigkeit der Wahrung der Standesehre schärfer als je betont. Wie überall, wo soziale Kämpfe sich erst anbahnen, überwiegt in den unteren Schichten noch das Lumpenproletariat. Die wenigen ehr- und zielbewußten Persönlichkeiten, die „richtig genug, ihr volles Herz nicht wucherten“, werden in diesen Kreisen zu Mächtigern. Vielleicht ist Herr Werkmeister selbst ein solcher. Die mehr als bitteren Anklagen seines Stückes lassen manches vermuten. Er schildert uns den erfolglosen Kampf, den ein junger Vertreter der neuen Standesehre gegen die kompakte Majorität des Bühnenpöbels, vom Direktor und Rezensenten an bis hinab zur Kassiererin, zu führen hat. Wie es in den modernen Anklagedichtungen in der Regel zu gehen pflegt, ist dem Verfasser die negative Seite unvergleichlich besser gelungen als die positive. Die Vertreter des Lumpentums sind durchweg lebendig, scharf und — diskret gezeichnet; der Träger der neuen Idee dagegen, aus dessen Mund der Dichter selbst sprechen wollte, steht traurig da. Er ist böse verpöcht. Der Mann redet schön, redet viel, redet mit Pathos. Aber sein Schöpfer hat vergessen, daß das Zeitalter des Marquis Posa längst vorüber ist. Um das Publikum für seine Idee zu erwärmen, muß der Bühnendichter unserer skeptischen Zeit schon andre Hilfskräfte ins Treffen führen, als große schöne Worte seines Helden. Ich möchte als Beispiel auf die seine, für den modernen Geschmack überaus charakteristische Technik des Zirkonismus hinweisen, wie sie Walter Hasenauer theoretisch begründet und unter andern Otto Bloeder mit großer Virtuosität in seinem „Phantast!“ zur Anwendung gebracht hat. Sie ist, glaube ich fast, für eine moderne Tendenzdichtung das einzig mögliche Werkzeug. Unser schlimmes Publikum wird — es ist traurig, aber wahr — immer zum Widerspruch gereizt, sobald es merkt, daß der Dichter sich mit seinem Helden identifiziert. Dieser Umstand war auch dem Erfolge des Werkmeister'schen Dramas hinderlich, das wegen der trefflichen Milieuschilderung und der prächtigen Charakteristik der meisten Figuren — Direktor, Komiker, Soubrette — eine viel wärmere Aufnahme verdient und gefunden hätte. „Die Jagennmacher“ sind nächst Bloeder's „Phantast!“ zweifellos das Beste, was die Probebühne bisher gebracht hat.

Neben der dreitägigen Studie führte uns der Verein auch noch zum Überfluß eine Plauderei, „Die beiden Doktoren“, vor. Eine langweilige und läppische Blauschtrumpf-Arbeit.

Die Darstellung beider Stücke war gut. Nur hätte Fräulein Meta Kling, als praktische Ärztin, in ihrer Sprechstunde nicht in tiefstangeschnittener Balltoilette erscheinen dürfen.

Nun zum Schluß noch einen Blick auf das „Treptower Kunstleben“!

Nicht an der Grenze der Separat-Ausstellung „Alt-Berlin“ erhebt sich ein stattlicher Theaterbau, dessen Bestimmung es ist, im Laufe dieses Sommerhalbjahres den Ausstellungsbesuchern die Geschichte unserer Reichshauptstadt in zehn charakteristischen dramatischen Bildern vorzuführen. Die Idee stammt von dem früheren Schauspieler

Paul Blumentreich, dem Gatten der Frau Kapff-Essenther, her. Er hat das ausführliche Programm zu den Aufführungen entworfen und führt in Gemeinschaft mit dem bekannten Oberhaupt des Breslauer Lobetheaters, Fritz Witte-Wild, die Direktion. Der Erbauer des Theaters ist Bernhard Schring, der Schöpfer des „Künstlerhauses zum Sankt Lukas“ in der Falanenstraße und des neuen „Theaters des Westens“, das im kommenden Herbst eröffnet werden wird.

Von den zehn Stücken, die ad hoc verfaßt und zunächst dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurden, sind bis jetzt vier zur Aufführung gekommen: „Die Wendentaufe“ von Carl Viehbireu (Première am 18. Mai), „Die schwere Not“ von Ernst von Wolzogen (1. Mai), „Die Bühlerin“ von Conrad Alberti (16. Mai), und „Märkisches Ringelrechen“.

Das Drama Carl Viehbireus hat die Befreiung des Hedellerfürsten Japlo und des heidnischen Germanen Segimer, die Eroberung der Brennaburg und die Befreiung der Mark durch die christlichen Deutschen zum Gegenstand. Ich gestehe offen, daß ich erst durch zweimaliges Studium des Textes hinter den Inhalt des Stückes gekommen bin. Bei der Aufführung blieben die Vorgänge auf der Bühne absolut unverständlich. Die Personen wechselten fortwährend, und ihre gegenseitigen Beziehungen sind so verzwirrt, daß sich erst bei aufmerksamer Lektüre die Fäden entwirren. Dazu kommt noch, daß diese Fürsten, Fürstinnen, Triglav-Priester, Bischöfe u. mit einander eine so dunkle, buntreiche Sprache führen, daß der Sinn der meisten Reden bei dem schnellsten Tempo der Aufführung nicht zu enträtseln war. Langatmige Deklamationen — „Weithin wabernd flackert die Flamme“ u. —, Donner und Blitz und Schlachtgetöse, eine ecklose, dem Zuschauer unverständliche Wandeldekoration, Brautzüge, Gesänge, ein brennender Heidentempel — kurz, ein circa halbstündiges Töluwabohu, das trotz nervenzerreißender Bärmiscenen auf den Zuschauer keinen Eindruck machen konnte.

Die Darsteller ließen sich grobe Übertreibungen — Georgine Sobjeska als Priesterin Amalafimtha! — zu schulden kommen und trugen, soweit es noch nötig war, zu dem vollständigen Durchfall des Stückes bei.

Die Handlung von Conrad Albertis Schauspiel „Die Bühlerin“ geht am 3. Januar 1871 vor sich. Der Schauplatz ist eine Halle des kurfürstlichen Schlosses zu Berlin. Der Kurfürst Joachim II. ist soeben in Köpenick gestorben, und der neue Herrscher, Johann Georg, geht sofort mit Energie daran, den Urat fortzuschaffen, den die Regierung des hochseligen Vaters in reichem Maße angehäuft hatte. Der Jude Lippolt wird gefangen gesetzt und der Geliebten des verstorbenen Landesvaters, der „schönen Bühlerin“ Anna Sydow, der Prozeß gemacht. Der Kurprinz hatte ihr zu Lebzeiten des Alten und auf dessen Drängen die schriftliche Zusicherung gegeben, sie für alle Zeit in ihrem Besitze und in ihren Ehren zu lassen. Es fragt sich nun, ob die Rücksicht auf das Interesse des Landes, das die Entfernung der Waise verlangt, genügt, um den Bruch des fürstlichen Wortes zu rechtfertigen. Auf den einstimmigen Rat seiner Umgebung entschließt sich Johann Georg, das gegebene Versprechen widerrufen, und Anna Sydow wird unter dem Jubel des Volkes nach dem Turm zu Spandau abgeführt.

Die Lösung des Konflikts wird wohl schwerlich jedermann befriedigen. Ich verstehe überhaupt nicht recht, weshalb Alberti ein solches Problem in den kleinen Einakter hineingetragen hat, der uns doch lediglich ein Bild jener Zeit vorzuführen soll. Im übrigen genügt die kleine Gelegenheitsdichtung ihrem Zweck vollständig und fand von allen bisher aufgeführten Stücken den wärmsten Beifall, wozu auch die gute Darstellung beitrug, in der sich besonders Fräulein Ella Gabri als Lehrjunge Klaus hervorthat.

Dichterisch unvergleichlich höher als die beiden besprochenen Stücke steht Wolzogens Zeitbild „Die schwere Not“. Dieses in prächtigen Versen verfaßte Werkchen giebt uns ein lebensvolles, farbenreiches, fein-realistisches Gemälde des Berliner Straßenlebens um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Aber das Stück verlangt eine viel stimmungsvollere Inszenierung, als ihm auf der Bühne von „Alt-Berlin“ zuteil wurde, wo, mit Rücksicht auf das Gros des Ausstellungspublikums, etwas größere Farbeneffekte bevorzugt werden.

Der Wolzogensche Einakter soll übrigens, abgesehen von seiner Aufgabe in Treptow, das Vorpiel zu einem Drama vom falschen Baldemar bilden.

Die vierte Dardietung des Ausstellungstheaters, „Märkisches Ringelstechen“, ist eine bunte Ausstattungs-Pantomime, in der Koffe und Reiter die erste Rolle spielen.

Über die Eröffnung der Internationalen Kunst-Ausstellung (am 3. Mai) werde ich im nächsten Heft berichten.



Vom Deutschen Landestheater in Prag.

Von Friedrich Poffelt.

(Prag.)

Die offizielle Frau“ von Hans Diden beherrscht seit einigen Wochen das Repertoire. Der Autor dürfte die Erstaufführung deshalb in Prag gewünscht haben, weil er sich dem Prager Publikum zu Danke verpflichtet glaubte, welches ihm anlässlich der Erstaufführung eines früheren Stückes große Ehrungen bereitet. Wie dem auch sein mag, Hans Diden wurde auch diesmal hervorgejubelt, und auch die üblichen Kranzspenden haben sich eingestellt.

Die Handlung der Novelle von Col. Savage „My official wife“ ist bis auf kleine Abänderungen beibehalten; es finden sich sogar im Dialog einzelne Sätze, die getreulich der Novelle entnommen sind. Die Engelhornsche Romanbibliothek hat jedenfalls dazu beigetragen, die Novelle allüberall bekannt zu machen, weshalb ich von einer Wiedergabe der Handlung Umgang nehmen kann. Aber etwas über die Bearbeitung Didens, welcher sie „Schauspiel“ nennt. Schlechte Lustspielmacher pflegen ihre Erzeugnisse im vorhinigen einen „Schwank“ zu nennen, damit die Kritik einen gelinderen Maßstab anlege. Ein wenig von einer ähnlichen Bescheidenheit hätte Diden vielleicht nicht schaden können, denn einen Vorgang in fünf Bildern, wie sich thatsächlich die Aufzüge ansehen, Schauspiel zu nennen, dürfte etwas gewagt sein. Im übrigen ist aber die Geschicklichkeit des Autors zu loben, welche es vermieden hat, das Stück zu einem bloßen Ausstattungsstück (Muster: Reise um die Erde) zu machen, welche Gefahr eigentlich sehr nahelegend war, sollte die Handlung der Novelle getreulich beibehalten werden. Die Exposition wird durch eine Bahnhofsscene gebildet, eine Scenerie, welche man, weil sie zu abgebraucht ist, zu vermeiden pflegt. Allerdings brachte der vor wenigen Monaten aufgeführte Schwank „Der Vielgeliebte“ von Auguste Hauschner den

Beweis, daß ein Motiv nie genug abgebraucht sein kann. Der erste Akt dieses Schwanks spielt auch am Bahnhof und wird außerdem lediglich durch einen Dialog gebildet.

In der offiziellen Frau spielte Frau Johanna Busla die Titelrolle. Diese wahrhaft hervorragende Künstlerin dürfte nicht allzubald eine Rolle finden, wie jene der Nihilistin, welche ihr Gelegenheit geben möchte, ihre Vielseitigkeit in derart vorzüglicher Weise zu zeigen. Die Ausführung dieses Stückes dürfte bei vielen Bühnen deshalb scheitern, weil man schwer eine Schauspielerin finden wird, welche in stände wäre, bald ein Kind, bald eine liebende Gattin, bald eine raffinierte Kolette mit gleichen Fertigkeiten zu spielen.

Als Oberst Venose war Herr Schmidt (ein Schüler Poffarts), der unserem Ensemble eine ausgezeichnete Kraft geworden ist, in einer äußerst schwierigen Situation. Die Rolle des Oberst, welche in der Novelle den teilweise humoristischen Anstrich ganz gut verträgt, läuft beim Schauspiel Gefahr, gänzlich ins Lächerliche gezogen zu werden. Es gehörte die ganze künstlerische Gewandtheit des Herrn Erich Schmidt dazu, um dies zu vermeiden. In letzter Zeit versuchte man diese Rolle mit unserem vorzüglichem Charakterkomiker Herrn Wilhelm Thaller zu besetzen. In diesem Fall war die erwähnte Gefahr noch größer und konnte auch, wie die Ausführung zeigte, nicht ganz umgangen werden.

Im Laufe des Monats Mai gastiert das ganze Personal der offiziellen Frau am Carlstheater in Wien, wogegen dieses am Prager Landestheater einige Poffen-Novitäten („Eine tolle Nacht“, „Das Modell“) aufführen soll. Ich glaube, daß bei diesem Tausche die Wiener den Vorteil haben werden. Allerdings ist ja zu bedenken, daß auch das Schauspiel Oldens bald an Interesse verloren hätte, ist ja sogar „Das Glück im Winkel“ nach wenigen Aufführungen vom Repertoire gestrichen worden.

Eine weitere Erstaufführung von Interesse war das Schauspiel „Glück?“ unseres heimischen Schriftstellers Peter Kiedl. Man vermeint, durch das hinzugefügte Fragezeichen bekräftigt, zuerst eine Analyse und später ein Klärung jenes Begriffes erläutern zu bekommen. Tatsächlich versteht der Dichter aber die Idee, daß ein Mädchen, welches in zarter Jugend einen Fehltritt begangen, in späterer Zeit darunter nicht leiden dürfte, und ihre Stellung zur Gesellschaft durch das Geschehene nicht beeinflusst werden sollte.

Peter Kiedl versucht diesen Satz dadurch zu begründen, daß er einen Mann von Charakter findet, der das Mädchen lieben muß, trotzdem er von ihrem Fehltritt Kenntnis hat. Woher nimmt man aber solche Umgekehrte von Selbstlosigkeit? Das Übermenschenhum scheint in letzter Zeit ein notwendiges Moment für „Dramatische Begründungen“ geworden zu sein.

Der äußerst begabte Autor, dessen Dialogführung besonders hervorgehoben sein mag, hat ein Motiv gewählt, welches durch eine dramatische Dichtung vielleicht nicht vollkommen begründet werden dürfte. Die zahlreichen „Striche“, sowie die nicht über große Teilnahme der mitwirkenden Schauspieler an diesem Wert, haben dem Schauspiel nicht jenen Erfolg gebracht, den der Verfasser erwartet hat.

Eine überaus günstige Aufnahme wurde Schnitzlers „Lichelei“ zuteil. Die Handlung, welche dem Wiener Volksleben entnommen ist, verlangte aber, dem lokalen Charakter des Stückes entsprechend, wienerschen Dialekt, welchem Umstand leider nicht vollkommen Rechnung getragen wurde.

Fritz und Theodor, aus der Gattung der Lebemänner, veranstalten in der Wohnung des ersten ein kleines Abendessen mit „Mädchen“. Mizi, die Vertraute Theodors, hat ihre Freundin Christine, die Tochter eines Violinspielers am Josephstädter Theater,

mügebracht. Diese Unschuld versteht noch nichts von Liebeleien und erwidert die ihr scheinbar von Fritz entgegengebrachte Neigung bis zur letzten Hingabe. Das lustige Maß wird durch den unerwarteten Besuch eines Herrn unterbrochen, des Gatten jener Frau, zu der Fritz heimlich Beziehungen unterhält. Nachdem die Mädchen beiseite geschafft worden sind, erfolgt eine kurze Auseinandersetzung, der Gatte weiß alles. Fritz stellt sich „ganz zur Verfügung“. Im Duell fällt er von der Hand des getränkten Gatten, und Christine erfährt erst davon, als er bereits begraben ist. Nun wird ihr der Begriff Liebeleien klar, ihr, deren Veranlagung für diese Art zu lieben nicht geschaffen war.

Recht erfreulich ist es, daß unser Theater für das moderne Schauspiel sehr gute Kräfte besitzt, und es wäre nur wünschenswert, Ihnen recht oft Gelegenheit zu geben, ihr Können zu zeigen.

Das einaktige Schauspiel „Rechte der Seele“ von Giuseppa Giacosa, in der Übersetzung von Otto Eibenschütz, hat in Folge des nervösen und unwahrscheinlichen Vorgehens nur wenig Aufführungen erlebt. Erstaunlich ist es, daß Giacosa, der ein Vertreter der modernen italienischen Richtung zu sein scheint, auch Opernlibretti schreibt. So ist das Libretto der jüngst in Turin aufgeführten Oper „La Bohème“ Giacosa's Arbeit, welcher man obendrein noch eine notdürftige Handlung vorgeworfen hat.

Einige Aufführungen erlebte „Timon von Athen“ in der Buitzhaupt'schen Bearbeitung, welche weitgreifender ist, als sonst Bearbeiter zu wagen pflegen. Als besonders anerkanntenswerthen Teil der Buitzhaupt'schen Bearbeitung hat man fast allgemein das übergroße veröhnliche Moment angesehen, wodurch der Schluß des Stückes an Effect allerdings verliert, der sittliche Wert aber gehoben werden sollte.

„Der Jugendwächter“ von Lope de Vega, dem fruchtbarsten der spanischen Dichter, wurde bald beiseite gestellt. Die schiele Aufnahme, welche das Stück gefunden hat, ist zum Theile berechtigt. Man kann vom Publikum nicht verlangen, daß es sich für eine Aufführung, die mehr als ein Akt von Poesie aufgeföhrt werden muß, begeistere. Alle Achtung vor dem größten der spanischen Dichter, aber die deutsche Bühne hat größere Aufgaben, als uns eine Dichtungsform zu vermitteln, der man beim besten Willen nicht mehr viel Interesse abzugewinnen imstande ist.



Londoner Brief.

Von Eug. Oswald.

(London.)

Theater. — Im Zeichen des Kreuzes. — Der gesaltene Engel. — Frauengründe. — Für die Krone. — Concerte. — Museen und Gallerien am Sonntag. — Goethe-Gesellschaft. — Ein lordergekrönter Poet; Vorgänger und Rivalen.

Von Ober-Ammergau und Border-Thiersee nach London ist freilich ein langer Weg, ein weiter Schritt. Blühende Thäler und lustige Wälder sind sehr verschieden vom Londoner Straßenpflaster und seinen Gassen, denen wahrlich der große, ungeheuer häßliche Springbrunnen nahe der Theaterwelt im Piccadilly-Circus nichts Erfreuliches zur Seite setzt; das Wagengerassel und das Geschrei der Zeitungsverkäufer stehen gar grell ab von der ländlichen Ruhe und dem Vogelgesang jener schönen Thäler; unser Rebel, unsere Gaslaternen und elektrischen Lampen sind ein böser Eintausch für den

Morgenglanz, die Mittagssonne, das Abendglühen. Aber beinahe sind auch wir in Arkadien geboren, — freilich beinahe. Auch wir haben jetzt, in wenig dazu passender Umgebung, unser religiöses Drama. Ein Passionspiel ist es nicht, und insofern also weder eine Nachahmung von Ober-Ammergau, noch auch eine Wiederbelebung der alten Mysterien, die ja auch einmal in England gang und gäbe waren, wie darüber u. a. die mehrbändigen Choster Plays Kunde geben. Auch hat es nicht, wie dort und in Thiersee oder vorher in Oberandorf, den Charakter nativ-religiöser Dankbarkeit seitens einer mehr oder weniger primitiven Bevölkerung für Befreiung von Menschen- oder Kinderpest. Es wird um der Kunst, wie des Geldgewinnes willen von berufsmäßigen Schauspielern aufgeführt, und sein Gegenstand ist die Christenverfolgung unter Nero. Dabei fällt auf, daß der Vorwand, unter dem diese Verfolgung stattfand, hier ganz außer Acht gelassen wird. Um den römischen Kaiser von dem Verdacht zu befreien, er habe, in der Absicht für seine hausmannstierende Baureform Raum zu gewinnen, den Brand von Rom veranlaßt, ward behauptet, die Christen hätten das entsetzliche Feuer aus bloßer Wuth angelegt. Davon hören wir nichts in dem vorliegenden Stück: „Im Zeichen des Kreuzes“. Um ihrer für gemeinschädlich oder dem Kaisertum schädlich erachteten Meinungen halber werden diese Christen verfolgt. Es ist ja schrecklich genug, daß diese armen, noch wenig zahlreichem, frommen Leute bloß um abweichender Meinungen willen so grimmig zu leiden haben. Aber während diese Leiden und die Wertlosigkeit ihrer herrschenden, triumphierenden Widersacher aus Lebendigkeit und Eindringlichkeit dargestellt werden, drängt sich uns der Gedanke auf: Wartet doch nur bis diese Unterdrückten und Armen zu Reichtum, Masse, Ansehen und Herrschermacht gelangen; schlagen wir in der Geschichte nur wenige Blätter des Buchs vorwärts auf, und dann sehet, wie die siegreiche Religion die alten Religionen verfolgt, ja wie innerhalb ihres eigenen Kreises die Minderheit mit Feuer und Schwert, mit Galgen und Rad verfolgt wird, — bloß um der abweichenden Meinung willen. Nir hat der Gedanke einigermaßen den Genuß des Stückes gestört, in welchem von uns Zuschauern erwartet wird, daß wir Licht und Schatten sehen sollen, alles Licht in den frommen Christen, allen Schatten in den ausschweifenden Heiden.

Es ist doch im ganzen ein gutes Stück, dieses Sign of the Cross, welches im Lyric Theatro gegeben wird, und das Publikum thut ihm, in vollem Hause, allnächtlich Ehre. Ganz im Anfang allerdings war man etwas rückhaltend, nicht aus der Erwägung, die ich soeben, als mir individuell, angedeutet, sondern weil man überhaupt hier, seit der Reformationszeit, eine gewisse puritanische Scheu hat, religiöse Gegenstände oder Ceremonien auf die Bühne gebracht zu sehen. Es ist eben das Gefühl, das in Schillers „Maria Stuart“ an der Scene der Beichte und Communion Anstoß nahm, und dem selbst Goethe nicht fremd blieb, wie sich aus dem Briefwechsel ergibt. *) Noch vor etwa fünfzehn Jahren stand dies Gefühl dem doch religiös gestimmten Schriftsteller George MacDonald im Wege, da er, begleitet von Mitgliefern seiner Familie und Freunden, die englischen Provinzen durchzog, ein religiöses Drama aufzuführen, dessen Stoff dem allegorisch-theologischen „Pilgrim's Progress“ von Bunyan entnommen, einem in religiösen Kreisen, namentlich der sog. Low Church und der Dissidenten, sehr beliebten Buche. Er ging, wie Klärchen im Egmont sagt, „durch die Provinzen überall“; aber kein hauptstädtisches Theater öffnete ihm seine Pforten.

Aus den Provinzen kommt auch Wilson Barrett, der Verfasser des Stückes, auch Dirigent und Darsteller der männlichen Hauptrolle. Eine Heidenrolle sollte man

*) Nr. 743 vom 12. Juni 1800. — Siehe auch Riemer, der aber in seinen „Mittelungen“ II, 468 irrig citirt, indem er 723 statt 743 giebt.

es kaum nennen; die Heldin des Stückes ist eigentlich die ganze christliche Gruppe, und in ihr hervorragend die Jungfrau Mercia, welche von der amerikanischen Schauspielerin, Fräulein Raud Jeffries, durch deren Einführung Direktor Barrett die englische Bühne bereicherte, lebend und rührend dargestellt wird. — Herr Barrett war vor etwa sechzehn Jahren in London an der Spitze des Theaters der Prinzessin (Princesses' Theatre) und spielte hauptsächlich Nühr- und Speltastücke, die man hier Melodramen nennt, setzte aber auch dem Zwingschen Hamlet seine eigene Auffassung entgegen. Er hatte nur vorübergehende Erfolge und zog sich in die Provinz zurück. Von dort ist er nun mit verstärkten Kräften zurückgekehrt und scheint diesmal festen Fuß zu fassen, sowohl als Unternehmer wie als Schauspieler.

Der Gang des Stückes ist rasch, von der Anklage bis zum Untergang der Christen in der Arena. Marcus-Barrett erscheint als Präfect von Rom, ein Lebemann mit Anstand und einer Würde, die anderen der Großen in der Hauptstadt fehlen, dem Kaiser zunächst unentbehrlich durch seine Kraft und Bestimmtheit, die Politik der potizelichen Verfolgung auf das Gebot Neros ergreifend, aber ohne Grausamkeit oder Blutdurst, die vielmehr in Tigellinus verdröpft sind. Aber ein Christenmädchen, die ebengenannte Mercia, die seine Gefangene wird und nun von ihm beschützt ist, macht auf ihn einen tiefen, schließlich siegreichen Eindruck. Und da es ihm endlich nicht gelingt, von Nero und der schönen und eifersüchtigen Poppäa das Leben der Geliebten zu erbitten, geht er, nach einem lezten Rettungsversuch im Kerker, mit ihr in den Tod, nachdem er, seine hohe Stellung hinter sich lassend, zum Christentum übergetreten ist und von ihr das Geständnis der Gegenliebe vom ersten Augenblick an erhalten.

Viele der Scenen sind ergreifend; mit einigen kann ich mich nicht befreunden. Der weiberfeindliche Trunkenbold Glabrio spielt die Rolle des Shakespearischen Cirkus-Glown; hier mißfällt das nicht, man hält das für den nötigen Schatten neben dem Licht. So wenigstens lautet die Redensart, wobei man überzieht, daß der Schatten nicht zum Lachen in der Welt ist. Der Überfall der Christen und das Gemetzel im Haine des Cestius bei ihrer nächtlichen geheimen Versammlung ist peinlich, geht aber doch rasch als Schluß eines Aktes vorüber. Länger andauernd und unschön ist das vorausgehende peinliche Verhör des jungen Christenknaben — der von Fräulein Gaiden Wright vortrefflich gespielt wird. Zweimal stürzt unter Feltischenhieben der Gemarkerte auf der Bühne zusammen; dann wird er in ein Nebenzimmer geschleppt, von wo seine Schmerzensschreie in das Schauspielhaus dringen. Das macht nicht ganz den gehofften Eindruck; hinter mir, aus dem Parterre, hörte ich das schrille Lachen einer Weiberstimme. Würdte das eine Warnung sein! Doch will ich anfügen, daß dies der einzige Mißton der Art war: mehr und mehr und gegen das Ende erwies sich die Zuhörerschaft ernst, ja ergreifen. Von solchen Übertrafsstücken, wie diese Folterscene, giebt freilich auch Shakespeare unerquidliche Beispiele. Den Zeitgenossen des jungen Schiller und ihm selbst war dergleichen willkommen, aber von zwei neueren großen Dichtern, Shelley in den „Geuel“ und Byron in den „beiden Foscaris“, kann man ersehen, wie auch die Folter, in das edle Trauerspiel eingeführt, nicht unedel zu behandeln sei. — Vielleicht wird auch das Toben der Mauns- und Weibseute bei der Orgie im Hause des Marcus, an der dieser selbst nicht teilnimmt, etwas allzuweit getrieben, und wenn diese Horde die gefangene Mercia überfüllt, mit welcher jener allein gefunden wird, kann man dem rasenden Getreische kaum das Prädikat eines „massvollen“ Realismus erteilen.

Im ganzen sind die darstellenden Kräfte vortrefflich. Den bereits Gemannten darf ich noch Fräulein Graae Warner als die schöne Poppäa und Fräulein Raud

Hoffmann als die nachsichtige Berenice beifügen, die von Marcus geliebt und verlassen wird und so zum Untergang der Mercia und ihrer Glaubensgenossen beiträgt. Einer der Schauspieler aber verfehlt seine Rolle: er spielt den Nero und hat offenbar Irving als Ludwig XI. studiert. Diese Rolle in dem gleichnamigen, wesentlich getreu ins Englische übersehten Trauerspiel Casimir Delavignés, ist eine der allerbesten in Irvings Repertoire, der ja keineswegs immer ein ebenmäßig guter Spieler ist, wenn auch ein unübertrefflicher Bühnenleiter. Nero und Ludwig XI., scheint sich der betreffende Schauspieler zu sagen, sind ja beide Tyrannen, spielen wir daher den einen so, wie der andere dem Publikum gefällt; bemalen wir sie auch gleich und geben wir ihnen entsprechende Gesten. Aber Ludwig war alt, Nero jung;* jener von zerüttetem Körper, dieser von Gesundheit strotzend; jener ein Lügner, dieser ganz frei von der Notwendigkeit zu lügen; jener von mächtigen Feinden im Äußern bedroht, noch nicht von Besorgnis vor seinen Vasallen entbunden; dieser kann das Echo der Kriege an entfernteren Grenzen hörend und im Innern bis ganz kurz vor seinem Tode keine feindliche Macht fürchtend; jener vor Mönchen und Heiligenbildern kriechend, immer mit dem habfüchtigen Arzt konsultierend, wie noch ein Häufchen Leben vor dem Belücheln bewahrt werden möchte; dieser „weber Hölle noch Teufel“ fürchtend und sich in der Rolle eines Führers der Musen gefallen, er selbst ein Gott, dem man und der sich selbst Weihrauch streut. — Viel richtiger als dieser Schauspieler hat Munkaëzi auf dem großen Bilde „Nero auf den Trümmern Roms“ den übermütigen, schönheitsbedürftigen, grausamen, beim Volke beliebten jungen Tyrannen dargestellt.

Eine Episode des Stücks thut einem redlichen Herzen gut. Der elende Denunziant, der in jener Periode der Majestätsverbrechen zuerst als loyaler Unterthan die Politik des Kaisers auf die Christen heft, wird im Verlauf der Dinge von dem Pöbelhaufen selbst als ein Christ erkannt und als solcher verfällt auch er dem Schrei: *Christianos ad leonos*. In einem neueren Staate, vielleicht im Centrum Asiens oder Afrikas, soll die widerliche Denunziantenpeuche ebenfalls ausgebrochen sein, und man kann nur wünschen, daß auch dort der Kaiser endlich ein scharf Gericht über solche Schwärze ergehen lasse. —

Ein anderes religiöses oder halbreligiöses Drama wurde von dem wohlbekannten Theaterdichter Arthur Jones auf dem Lyceumtheater zur Aufführung gebracht. Aber die Verbindung von hochkirchlicher, dem Katholizismus zuneigender Schaustellung mit den Grundfüßen oder Reigungen der freien Liebe hat doch großen Anstoß erregt. Die Vorliebe für sog. „sexuelle Probleme“, die sich hier aus Japan heraus entwickelt hatte, war allerdings, durch einige Kritiker genährt, eine Zeit lang recht lebendig auf mehreren unserer Bühnen. Aber es ist eine Reaktion eingetreten, die zum großen Teil von Amerika ausging, wo man zuerst anfing, solche Stücke nicht weiter aufzuführen, und so mußte „der gefallene Engel“ des Herrn Jones sich von dem Himmel des Lyceums zurückziehen, wo ihn nun eine Bearbeitung von Coppée's „*Pour la Couronne*“ ersetzt, welcher ungeteilter Beifall zu teil wird.

Es bleibt mir nur wenig Raum auf „*A Woman's Reason*“ einzugehen, welches auf dem Shaftesbury Theatre mit wohlberechtigtem Beifall gegeben wird. Den Antisemiten würde das Stück mißfallen. Der Verfasser des „*Nathan*“ hätte wohl seine Freude daran, wenn schon die Frage der Toleranz nicht die Hauptfrage des Stückes ist. Und wenn es auch hier Leute giebt, welche den Juden ungeneigt sind, so haben

*) Ludwig XI., geb. 1423, starb 1483; Nero lebte von 37—68; jener war 33 Jahre alt, als ihm die Krone zuffiel, dieser folgte seinem Eilef- und Adoptivvater im 17. Lebensjahre; jener ward 60 Jahre alt, dieser 31.

wir doch keine solche Partei. Im ganzen ist diese Frage hier überwunden, und die Juden sind in den verschiedenen Parteien des Staatslebens aufgegangen, welches vielleicht nicht so gekommen wäre, wenn sie hier so zahlreich lebten, wie in Deutschland oder Oesterreich. Das Stück ist gemeinsame Arbeit von zwei Autoren, und der Direktor des Theaters, Herr Lewis Waller, übernimmt auch hier die Heldentolle. Ein „City-Mann“, israelitischen Glaubens, ein steinreicher Geschäftsmann, heiratet in eine verarmte Adelsfamilie, die er vor dem Untergang rettet. Seine Gattin, die an den Folgen einer verkehrten und vorurtheilsvollen Erziehung leidet, weiß sich nicht in die Lage zu schicken und verläßt, von ihrer neuen Schwägerin gereizt, das Haus. Ihr drängt sich ein früherer Liebhaber auf. Doch bricht sie bald das rasch geknüpfte Band, kehrt von Rom zurück und lebt einsam und zurückgezogen auf dem Lande. Nach Abwicklung der gerichtlichen Verhandlungen lernt sie die edle Natur ihres Gatten besser erkennen, und die Handlung schließt mit der Veröhnung. Es ist viel gute Charakterzeichnung in dem Stück. Frau Tree, welche eigentlich der Truppe des Haymarket Theatre angehört und nur „leihweise“ im Shaftesbury auftritt, füllt auch diese Rolle mit der Meisterhaft, die wir an dieser vollendeten Künstlerin zu sehen gewöhnt sind, und giebt den widerstrebenden Gefühlen, der wechselnden Handlungsart jeweils den überzeugendsten Ausdruck. Ihr steht der Darsteller des Gatten würdig zur Seite, und auch einem Knaben, der in den beiden letzten Akten als Söhnchen der beiden auftritt, ist reichliches Lob zu spenden.

Ich muß heute die anderen Bühnen übergehen und kann nur eben erwähnen, daß in St. George's Halle, an der Seite einiger Kleinigkeiten, der hübsche Einakter „Judith Shakespeare“ von dem pseudonymen Alice Keison nun auch mit erfreulichem Erfolge dem Londoner Publikum vorgeführt worden ist. Im vorigen Jahre ward das Stück zum ersten Male bei der Shakespeare-Feier in Stratford, dem Geburtsorte des Dichters, gegeben.

Von Concerten wäre heute nichts Besonderes zu berichten, es sei denn der Besuch des berühmten Pariser Meisters Lamoureux, der mit seiner Kapelle auf einige Wochen hierher gekommen ist. Der lebhafteste Beifall ist ihm geworden.

Im Parliamente hat das Unterhaus mit bedeutender Mehrheit beschlossen, die Regierung zu ersuchen, daß die Londoner Museen und Gemäldegalerien künftig auch an Sonntagen geöffnet sein sollen, und diese wichtige Reform ist bereits mit dem Osterfeste ins Leben getreten.

In der Goethe-Gesellschaft, die ihr Programm dahin ausgedehnt hat, daß, während der Altmeister immer im Mittelpunkt bleiben soll, alle andern Gebiete deutscher Kunst und Wissenschaft in ihren Versammlungen vertreten werden dürfen, hat Herr R. G. Alfjord einen sehr eingehenden und sorgfältigen Vortrag über Sudermann gehalten, der äußerst besucht war und von den Anwesenden sehr gewürdigt wurde. Es war, so viel ich weiß, zum ersten Mal, daß Sudermann hier ausführlich besprochen und diskutiert wurde. Daß die „Ehre“ und „Heimat“ von Sarah Bernhardt und der Duse im vorigen Jahre hier vorgeführt worden, mag auch bei Ihnen bekannt sein.

Es sei nachträglich die sonderbare Würde eines Lorbeergetränken oder Hopspoeten berührt. Sie blieb nach Tennyson's Tode lange unbesetzt, und man konnte glauben, sie sei eingegangen. Nun ist sie an Alfred Austin verliehen worden, der einiges Gute geschrieben, — seit 1861 viele Bände. Da er ein Konservativer, schreiben die Liberalen Peter. Freilich William Morris und Swinburne sind größere Dichter. Aber dieser ist erklärter Republikaner, jener gar offenkundiger Sozialist. Das geht doch nicht recht für einen Hopspoeten.



K r i t i k .

Romane und Novellen.

In einer Familie, Roman von Heinrich Mann. (2. Auflage. München. G. Kupprecht.)

Ein seitlames Buch ist dieser Roman Heinrich Manns, zugleich das einzige, was dieser Schriftsteller bisher veröffentlicht hat, abgesehen von ein paar in Zeitschriften erschienenen Novellen, die ich nicht kenne. Er hat stark auf mich gewirkt, aber quälend, peinigend, als wenn eine Last auf mir läge, die ich mich vergeblich abzuschütteln müßte. Die Handlung entwickelt sich aus den Charakteren mit einer brutalen Notwendigkeit, die an Prynzhzewski erinnert, nur daß dessen scharfe Ironie ganz fehlt, die dem Leser das erleichternde Gefühl einer gewissen Überlegenheit schafft. Heinrich Mann erzählt mit einer gezwungenen, immer kühnen Leidenschaftslosigkeit; mit grausamer Bedächtigkeit zergliedert er jede That, verzeichnet und erörtert er alle seelischen Regungen, verallgemeinert sie und zieht daraus Schlüsse, deren Wahrheit oft von verblüffender Einfachheit ist. Der Bereich der Handlung ist eng umzirt, sie geht vor sich im Innenleben einer Familie, meist innerhalb der vier Wände ihres Heims; wie in allen psychologischen Romanen ist sie auch hier nur der Rahmen. — Ich wünsche der zweiten Auflage des Buches alles gute, aber lieber noch möchte ich einmal etwas Neues von Heinrich Mann hören. Karl Credner.

„Die Welt hinter den Coulissen.“ Indiskretionen aus dem Schauspielereleben von Max Traußl. (Leipzig, A. Pleiers Verlag.)

„Alles wohl an Bord!“ Roman von E. Wely. (Mannheim, J. Bensheimers Verlag.)

„Eine anständige Frau.“ Roman von Julius von Berthier. (Stuttgart. A. Bong & Co., Verlag.)

„Heilige Menschen.“ Novellen von Adolf Bögtlin. (Leipzig, Verlag von D. Haessel.)

Um zuerst Traußls Wichtigkeiten schnell zu erledigen, habe ich die Broschüre „Die Welt hinter den Coulissen“ besserem vorangestellt. Die Verlagsbuchhandlung hat es Kritikern, die es nicht der Mühe wert halten, sich mit der Schrift des weltberühmten Sängers abzugeben, bequem gemacht, und ihnen einen Schwung- und phrasenhaft geschriebenen Panegyrikus „zur gest. Benutzung“ in die Hand gedrückt. Zummer Weise habe ich nun das Buch gelesen und muß darum mit Bedauern auf diese Geselsbrücke verzichten. Etwas neues Gutes über das Buch zu sagen, wäre freilich ebenso ungerrecht wie die „gest. Benutzung“. Auch der Reise-Roman „Alles wohl an Bord!“ von E. Wely hat mein hartes Urteil über „Das Fräulein“ (Aprilheft der Gesellschaft) von derselben Verfasserin nicht günstiger beeinflusst. Die Dame hat eine der Gesellschaftsreisen auf dem „Hamburger Hercules“ durchs Mittelmeer mitgemacht. Wenn nun der Roman etwa dazu dienen sollte, für diese Gesellschaftsreisen Propaganda zu machen, so hat er bei mir gerade das Gegenteil bewirkt. Man braucht nur die Scene auf der Akropolis bei Athen zu lesen, um sich vorzustellen, wie unangenehm es sein muß, sich immer mit einer buntzusammengewürfelten, mit geteilten, — aber ohne eigentliche — Interessen reisenden Menschenzapsel da herumtreiben und die albernsten Randbemerkungen anderer mit anhören zu müssen. Der Roman soll ja gewiß kein Reisehandbuch sein, aber was hat uns doch Franz von Löhner für Perlen von seinen „Griechischen Küstenfahrten“ mitgebracht! Um bloß einigen erbärmlichen Liebesepisoden als Folie zu dienen, dazu sind mir jene Stätten klassischer Kultur doch zu wert. Vom Roman als Kunstwert, ich betone das heute wieder,

überhaupt von Künstlerkraft scheint E. Bely keine blasse Ahnung zu haben. Weicher Art dabei E. Belys geistiges Pfund sein muß, kann man aus sojndem Blödsinn ermessen, der auf Seite 188 zwischen anderem Unkraut lieblich erblüht:

„Ich meine, Doktor, wie viel Frist geben Sie ihm noch?“

„Keine vierundzwanzig Stunden!“

Sie schien nachzugählen, welche Tageszeit morgen dann erreicht wäre.“

Mit größerem Behagen liest sich dagegen Werthers Roman „Eine anständige Frau“. Da steckt seines künstlerischen Empfinden darin, unterstützt durch Fleiß und Geist. In der Sprache fällt wohl, zumal am Anfang, eine gewisse künstlich verschlungene Form vielleicht allzu häufig auf, doch wirkt sie sonst immer angenehm und fließend, wohl geschliffen und geglättet. Viele prächtige Ideen, geistreiche, treffliche und treffende Bemerkungen zeugen von guter Beobachtungsgabe und erhöhen den Genuß. Noch angenehmer dürfte sich's wohl mit dem Herrn in schattiger Weinlaube plaudern lassen. Denn gewiß wird dieser Roman allenthalben im deutschen Hause sich Freunde erringen, er gehört in die Reihe guter, sehr guter Bücher. Was mir an ihm nicht völlig behagte, ist nicht die Form, sondern das Sujet. Das allzulange ausgespinnene passive Moment der anständigen Frau vermag auf die Dauer nicht genügend zu interessieren. Immerhin ist diese Gattin eines nicht einmal diensttauglichen Lieutenants, die erst die Liebeswerbungen und dann die Million eines weitenbummelnden Herzogs zurückweist, eine imposante Persönlichkeit, während die anderen Personen mehr als Typen des Romans als des Lebens erscheinen. Wie gesagt, das Sujet war mir nicht sympathisch, aber die Form, die feingeschliffene Sprache und reiche Gedankenfülle täuschen darüber hinweg und lassen uns ein andermal noch vollkommeneren Genuß erhaschen.

Eine ganz meisterliche Arbeit in jeder

Beziehung ist endlich die zweite Novelle des Böggtinschen Buches mit dem Titel: „Sein großer Freund“. Sie allein ist wert, das prächtig ausgestattete, in rot Saffian gebundene Bändchen zu kaufen, so zart und dustig, daß es unsere Besten nicht besser machen können. Will darum auch gar nichts davon verraten. Die anderen drei Beigaben, ein Gedicht und zwei Novellen, wären freilich besser nicht im Zusammenhang mit dieser Arbeit erschienen, es sind frühere Arbeiten des wohl noch jugendlichen Verfassers, die noch bis auf 1888 zurückdatieren.

Johannes Kleinpauf.

Peter Altenberg: „Wie ich es sehe.“ (Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896.)

„Er liebte diese, für die die Sprache Identität mit dem Gesamtorganismus war, ja, der tönend gewordene Gesamtorganismus selbst, nicht ein Instrument, wie die Fiddle, die Klarinette, auf dem man beliebig spielen konnte, so oder so.“ Peter Altenberg spricht da wirklich für sich selbst. Auch seine Sprache ist der Ausdruck seiner Individualität, auch bei ihm trägt jedes Wort den starken Stempel dieser eigenen schwachen und müden Persönlichkeit: Peter Altenberg. So giebt sein Buch „Wie ich es sehe“ das Beste, das er hat: ihn selbst. Mit seiner bleichen und nervösen Hand zerreiht er alle Hüllen seines Lebens, die letzten Regungen der Seele giebt er preis. Aber diese Persönlichkeit Peter Altenberg ist eine gar seltsame, erstaunliche, und ihr sprachlicher Ausdruck darum nicht minder wunderbar.

Man muß dieses blasse, feine Gesicht mit den mattgrauen Augen und dem blondrötlichen, herabhängenden Schnurrbart gesehen, man muß diesen müden und unfähiglich müden Menschen reden gehört haben, um ihn ganz und genau zu bewerten. Jetzt sitzt er stumpf und teilnahmslos mit resignierter Miene da, die ganze Gestalt sinkt in sich zusammen, jeder Zug weist den Dulder, den Armen — dann plötzlich fällt ein Wort, das ihn packt — und

nun recht sein Kopf sich jäh empor, Leben kommt in diesen regungslosen Organismus, die Hände arbeiten, die Augen bliken, und aus dem Munde quellen kurze, wilde Sätze voll tiefer, lebendiger Weisheit.

In solchem Zustand sind auch seine Skizzen geschrieben. Nur darum ist sein Stil so kurz und abgebrochen, weil er noch warm ist vom Leben, weil er in brausender Begeisterung das Licht gewann. Es ist der Stil der Ekstase.

Denn wenn Attenberg schreibt, so sinnt er nicht nach. „Die Muse“ säuselt ihm alles zu. Diese Muse aber ist das Leben. Alle Thore seiner Seele — weit stehen sie offen, er bangt nicht vor der Außenwelt, sondern dankbar nimmt er auf, was immer sie ihm bietet. Seine Muse ist das Leben. . .

Sein Leben! Es ist ein trauriges und stilles auf den ersten Blick. Über das kleine Kaffeehaus, in dem er die Nächte verbringt, und über Gmunden, wo er den Sommer verweilt, ragt es nicht fort. Große Kämpfe und schwere Konflikte haben in dieser kleinen, ruhigen Welt nicht Raum. Man muß schon eine ungeheuer nervöse Natur sein, um auf die fargen Reizungen eines solchen Milieus zu reagieren. Aber für Peter Attenberg, diesen *Déadant par excellence*, reicht jeder schmalste Antag aus. Jeder leiseste Windhauch hebt seine kranke Seele schon in Schwingungen, daß sie leise und zitternd zu tönen beginnt. Was an gefunden und robusten Naturen ganz spurlos noch vorübergeht, wirkt seine Nerven schon ein sicheres Empfinden und einen starken Ausschlag. So ist er der Dichter dieser kranken, bleichen, sehr nervösen Frauen, und dieser jungen, blassen Dichter, die so sind wie sie.

Ich weiß, es wird ihn unendlich freuen, wenn er das liest. Denn er hat eine unfähige Zärtlichkeit für schöne, schlaffe, müde und sensible Frauen. Er geht in ihnen auf. In ihnen sieht er alle Majestät und allen Purpur dieses Lebens. Und es gilt ihm völlig gleich, ob solche hohe Frau dem Adel zugehört

oder der trübten Klasse der Verworfenen: in seinen Skizzen drücken beide Typen in gleicher Weise das für ihn höchste aus: das ewig Weibliche.

Überhaupt ist er ein merkwürdiges Gemisch von Heiligem und von Koué. Er lebt nur des Nachts — aber nur, weil der Tag ihm zu roh ist. Er ist ein Stammgast niederer Lokale — aber nur, um in dem Niedern das Hohe, das Ewige, das wirklich Hehre zu entdecken. Ich bitte! Das ist wörtlich zu nehmen. Lesen Sie seine grandiose Skizze „Die Primitive“, und Sie werden sehen, daß eine Kokotte ihm Ausgangspunkt der tiefsten, reinsten Weisheit werden kann.

Dann ist er wieder heilig, nichts als heilig, und mit langsamen, feierlichen Gesten deutet er alle Symbole des christlichen Ritus. Jesus Christus ist ihm das antiezipierte Ideal von menschlicher Vollkommenheit, und seine Wiederauferstehung das endliche Identischwerden untrer Menschheit mit diesem weiten, prunkend-behagen Musterbild.

So mahnt denn Attenberg sehr stark an jene schimmernden Zeiten der Ritterherrlichkeit, wo Frauen-, Gottes- und Herrendienst das Hauptwert jedes Edlen waren. Nur diesem letzteren, dem Herrendienst, hat er bisher sich stets ver sagt. Nicht, daß er den Männern feindlich gegenübersteht, daß er sie lächerlich macht, ihnen, wenn sie groß sind, sein Anerkennen blind entzieht! Nein! seine Ehemänner sind sogar stets gut, stets tapfer und werden nie betrogen. Aber es ist keine Liebe in dem, wie er sie schildert, keine Ehrfurcht — sondern nur eine unendliche Güte und Milde, und immer stehen sie hinter den Frauen an Geist und an Erfassen weit zurück. In seiner Güte steckt ein Tropfen von Verachtung, und tefse, unmerklich mischt sich die Ironie in seine Farben.

Es ist keine Ironie, die wild verlegt, die blutige Wunden schlägt, sondern eine sehr sanfte, sehr zarte. Es ist auch keine, die von außen gegen das Subjekt ge-

schleudert wird, sondern organisch fast erwächst sie aus dem Innern des Subjektes. Sie besteht darin, daß diese kleinen, lächerlichen Unterstimnungen und Untergeräusche, die uns beim Hören großer Worte oft befangen, mit seiner Sicherheit bedeutet werden. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine unterirdische Ironie der ganz dünnen Nuancen, der fast punktierten Andeutungen.

Denn Peter Altenberg ist ein Meister der Andeutung. Was er von den Japanern sagt: „Sie geben einen Blütenzweig — und es ist ein Frühling“, das gilt mit ebensolchem Rechte von ihm selbst. In dieser Hinsicht ist er direkter Sproßling der Japaner und Prärajastiten. Er giebt ein Wort, und es ist ein Satz. Er giebt einen Satz, und es ist eine Skizze. Er giebt eine kurze, zehn Zeilen lange Skizze, und es ist eine ganze, große, leuchtende Welt.

Dialogue.

Er und Sie sitzen auf der Bank in einer Linden-Allee.

Sie: Möchten Sie mich küssen!?

Er: Ja, Fräulein — — —

Sie: Auf die Hand — — —?

Er: Nein, Fräulein.

Sie: Auf den Mund — — —?

Er: Nein, Fräulein.

Sie: Oh, Sie sind unabhängig.

Er: Ich meinte, auf den Saum „Ires Melles“?

Sie erbleicht — — —

Diese Probe mag genügen

Rudolf Strauß.

Lyril und Epos.

Verse (1892—1896) von Richard Schaukal. (Brünn, Rudolf Rohrer.)

Schon der prunklose Titel und die geschmackvolle Ausstattung nahmen mich für das kleine Buch ein; um so mehr freute ich mich, als mir auch der Inhalt keine der so häufigen unangenehmen Enttäuschungen bereitete. Man trifft Schaukal heute in fast allen modernen Zeitschriften, in der freien Bühne wie im SImplicifimus, und ich hatte bisweilen das Gefühl, als ob er sich durch ein so thätiges Schaffen erschöpfe. In der vorliegenden Sammlung

macht sich noch nichts davon bemerkbar. Es sind die vier letzten schmerzlichen Jahre seines Lebens, die er in diesen Liedern niedergelegt hat, vier Jahre voll seelischer Qual und Zerrissenheit, aufgebraucht in dem vergeblichen Bemühen, das Innenleben in Harmonie mit der Außenwelt zu bringen. Im Grunde ist es der alte urzeitliche Zwiespalt wieder, an dem der Dichter krankt, der Zwiespalt zwischen Wollen und Können, ohne den kein Leben möglich ist, und der es doch gerade heute für viele so wenig lebenswert macht. Schaukal ist eine sehr sensitive Natur, die mit verschmachtender Begierde nach Befriedigung lechzt und immer nur von einer Enttäuschung zur andern eilt; jede neue Enttäuschung macht sein Verlangen nach harmonischer Ruhe nur leidenschaftlicher, nervöser, aber sie macht ihn auch milder, hoffnungsloser. Und er ist schon bedenklich müde; es sind Klänge in dieser Sammlung, die auf ein recht erschüttertes Vertrauen in die eigene Kraft deuten. Wenn verspottet er sich dann selbst, aber es ist ein blutiger Spott, und er kommt meist nicht damit zu Ende; das Gefühl, eine wehe Erinnerung ringen ihn nieder. Die Widersprüche in seiner Natur und eine verwandte Veranlagung sind es, die ihn gerade zu Verlaine, dem „Dichter des Perverts“ hingezogen haben. Der Einfluß dieses Franzosen zeigt sich häufig in diesen Gedichten, nicht nur in den ausgezeichneten Übersetzungen, die zum Teil schon durch die „neue deutsche Rundschau“ bekannt geworden sind. Auch die Lieber des Pierrot Lunaire haben stark auf Schaukal eingewirkt, und er schildert selbst den Eindruck, den diese raffinierte Kunst in ihm hinterlassen hat, in einem kurzen Mysterium, einem sonderbaren dramatisch-lyrischen Misßling, des Titels Pierrot. Bei dem starken Überschuß seines Gefühls über den Willen und nach seiner bisherigen Entwicklung hat er gewisse Aussichten zum deutschen Decadencepoeten; ich möchte es weder dem Dichter, noch

dem Menschen Schaukal wünschen. Vielleicht findet auch er noch die Harmonie, die er den Heiden in seinem Mysterium finden läßt.

Sonnenblumen. Nr. 7—11. Herausgegeben von Karl Hendell. Verlag der fliegenden Schriften in Zürich. (Stuttgart, Carl Malcomé.)

Es müßte wunderbarlich zugehen, wenn diese kleinen vierseitigen Blätter, die in ihrer reizenden Ausstattung den poetischen Namen „Sonnenblumen“ wirklich verdienen, sich nicht rasch die allgemeine Gunst erwerben sollten, und ich meine, Leser wie Dichter könnten Karl Hendell nur dankbar sein für seinen sinnigen Einsatz, die Blüten der neueren Lyrik so zwanglos weiteren Kreisen zu vermitteln. Wer es müde ist, sich aus Gedichtbänden gemischten Inhalts oder aus Anthologien mit lunterbunter Zusammenstellung das Zusagenbe herauszuklauben, dem rate ich, sich einmal diese fliegenden Blätter anzusehen; vielleicht wird er, trotz ihrer noch geringen Zahl, das oder jenes unter ihnen finden, was nach seinem Geschmacke ist. Die letzten fünf Blätter bringen in guter Auswahl Lieder der drei deutschen Dichter Liliencron, Heibel und Mackay, sowie Übersetzungen von Gedichten Ibiens und Verangers, denen früher C. F. Meyer, sowie Proste u. a. vorausgingen. Schon diese Namen widerlegen den Vorwurf der Parteilichkeit. Jedem Dichter ist ein besonderes Blatt gewidmet, auf dem sein Lebenslauf in wenigen, aber formschönen Sätzen angegeben ist, und dessen erste Seite sein Bild, in der gleichen meist dunklen Farbe, wie der Druck gehalten, schmückt.

Karl Credner.

Schattenbilder aus dem Reiche des Sonnenscheins von Benvenuto Sartorius. (Leipzig, Pierson's Verlag.)

Die beiden Erzählungen des Herrn Benvenuto Sartorius, der sich in schlichtem Deutsch Willkomm-Schneider nennt, sind besser, als der phrasenhafte Titel hoffen läßt; sie sind die Früchte einer Reise nach

den Balearen und erinnern, besonders die zweite, stofflich an Paul Hense, der sich ihrer Erfindung nicht zu schämen brauchte. Der Verfasser hat beidemal die metrische Form gewählt, und er handhabt sie nicht ungeschickt, obwohl beidemal richtiger die Prosa an ihrem Plage gewesen wäre. Am meisten leidet die erste Novelle, „Santa Maria del Mar“, unter dem Versmaß, ungereimten fünfsilbigen Jamben: ein junges heißblütiges Weib, das endlich mit dem Geliebten, dem Kapitän eines stolzen Schiffes, vereint, hinaussteuert auf das weite Meer und in ihrem Liebesrausche sich und dem Schiffe den Untergang bringt, indem es in gefährlicher Stunde den Gatten vom Decke fort in ihre Arme lockt — das läßt sich nicht mit dem pathetischen Tragödienvers schildern, dazu gehört die ganze fein-stilifizierte nervöse Prosa oder — die freien Rhythmen. Beides ist gleich schwer und verdirbt im Falle des Mißlingens auch den schönsten Stoff; so wählte der Dichter unter zwei Uebeln das kleinere. Besser harmonierten in der zweiten Erzählung „Sein Jugendtraum“ die Terzinen mit dem Inhalt, wo die Geschichte von der Liebe eines katholischen Priesters behandelt wird. Hier hat der Verfasser die Gelegenheit benützt, dem alten Stoffe manch neuen individuellen Zug zu geben, und der tragische Schluß ist trotz seiner Unwahrscheinlichkeit sehr wirksam. Sollte der Jesuitengeneral wirklich den vielversprechenden Bögling wegen seiner Bußsünde in ein Trappistenkloster verbannen und damit diese Kraft für immer dem Orden entziehen? Das wäre eine neue Jesuitenmoral. Aber auch mit diesem Fehler bleibt der einstige Priester, der in banger Ungewißheit über das Schicksal der Geliebten und ohne alle Hoffnung auf jemalige Kunde, durch die ewig lautlosen Klostergänge irrt, eine tief ergreifende Gestalt.

Dorf Düssel, eine Satire von Emil Hügli. (Leipzig, Pierson's Verlag.)

Hüglis Satire ist ein ganz lustiges Buch; es wäre noch viel lustiger, wenn

sich der Verfasser etwas weniger der Dunkelheit im Ausdrucke befleißigt und sich nicht so sehr auf die Verhältnisse einer bestimmten, an den Grenzen des Reiches gelegenen Stadt beschränkt hätte. Das Gesicht manches braven Düsseldorfers wird sich sicherlich verfinstern, wenn ihm diese losen Verse zu Gesicht kommen, und dazu sind sie ja in erster Linie geschrieben, aber es ist zu bedauern, daß dabei für den, der den berühmten Streit um das Heinedenkmal nur aus der Ferne verfolgt hat und die Einzelheiten nicht kennt, mancher gute Witz und auch mancher Hieb verloren geht. Die dreiteilige Dichtung wandelt in den Spuren Heinrich Heines, sie ist eine Nachahmung des Atta Troll und behandelt die noch immer strittige Stellung Heines in der deutschen Litteratur; dabei fällt mancher treffende Hieb auf deutsche Phylisterköpfe und -bräuche. Bei dem zweiten Teile, einer Reihe lyrischer Gedichte, die sich nicht genug thun können in der breiten Schilderung sinnlicher Lust und Liebe, ist ja die edle Absicht nicht zu verkennen, aber die stete Wiederkehr derselben Gedanken und das Übermaß des Guten — wollte sagen Schlechten — wird auf die Dauer doch langweilig. Karl Credner.

Dramen.

„Um's Recht.“ Trauerspiel in fünf Akten von Richard Zoozmann. (Berlin. E. Knapel, Verlag.)

„Der Menschenfreund.“ Trauerspiel in vier Akten von R. Schuster. (Wolfsenbüttel. J. Zwißlers Verlag.)

„Genie und Arbeit.“ (Soziale Gegensätze.) Ein dramatisches Gedicht von W. Höflein. (Leipzig. Wihl. Friedrich.)

„Gajus Gracchus.“ Drama in fünf Akten von Wilhelm Gerling. (Leipzig. Wihl. Friedrichs Verlag.)

„Die Tochter Salomos.“ Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Conrad von Blumenthal. (Braunschweig. Schwetschke u. Sohn.)

„Marietta.“ Drama in einem Akt,

tragisches Jdyl von Wihl. Krent. Als Manuskript gedruckt.

Diese Dramen, mit Ausnahme nur des „tragischen Jdyls“, das bei einer Aufführung voraussichtlich ein „klassisches Gelächter“ ernten würde, lassen sich alle unter einander in mannigfaltiger Weise in Beziehungen bringen. Zwei davon beweisen schon im Titel die leider unleugbare Thatsache, die schon Ibsen im Volksfeind mit herber Ironie betont, daß sich der Kampf „um's Recht“ und das Warten eines „Menschenfreundes“ oft recht gut mit „Trauerspiel“ bezeichnen lassen. Nicht weniger als vier davon sind, wenn nicht in der Überzeugung, so doch in der Absicht geschrieben, dadurch der Lösung der sozialen Frage näher zu kommen, die einen, indem sich die Verfasser damit degnügten, Erscheinungen des Daseins zu behandeln, während Schuster von der sehr vernünftigen Ansicht ausging, klar zu legen, daß aus einem „Zukunftstaate“, wenn man es dumm anfängt, nichts werden kann. Zwei dieser Dramendichter, Zoozmann und Gerling, flüchten sich dabei ins finstere Mittelalter oder ins graue Altertum. Zwei suchen die soziale Frage mit Versen zu umstricken, W. Höflein und W. Gerling. Gekümpft wird also, wie wir sehen, um die Palme des Erfolgs mit ziemlich gleichen Mitteln. Nun, wenn's denn einmal Palmen geben soll, dann will ich sie dem feinsarbigem Versdrama Gajus Gracchus von Gerling zuerkennen. Die römische Kaiserzeit bietet ja anerkannter Maßen überwältigendes Vergleichsmaterial zu heutigen Kulturzuständen, in so scappierender Ähnlichkeit, daß man selbst ersten Forschern römischer Zustände auf den Leib rückte, weil man in ihnen böswillige, nichtsnutzige Satirenschreiber vermutete. So bietet auch die Gestalt des römischen Volkstribunen Anregung zu ähnlichen Vergleichen und ist darum für unsere Zeitgenossen nicht uninteressant. Freilich, oder leider, ist sie so harmlos geschildert, daß das Buch auch in den Händen von Frauen

und Kindern keinen Schaden wird anrichten können. Über die anderen Dramen hätte ich noch das Recht, wegen verlorener Zeit viel Böses zu sagen, doch — habeam meam pacem. Nur dem Dichter der Marietta möchte ich noch ganz vertraulich mitteilen, daß ich, wenn ich Geld, viel Geld übrig hätte, vielleicht auch, vielleicht auch nicht, tragische Idyllen schreiben, aber niemals drucken und andere lesen lassen würde.

Der Verfasser des dramatischen Gedichtes „Die Tochter Salomos“, E. v. Blumenthal, ist Mitglied der theosophischen Gesellschaft und versucht es, für die religiös-ethischen Bestrebungen dieser Gesellschaft auch einmal in dramatischer Form einzutreten. Der Versuch ist nicht übel gelungen. Jesa, ein indischer Prinz, bringt die Lehre des Buddha in Salomons Reich (Jerusalem, 1000 v. Chr.). Die Juden, wie immer streng exklusiv, verbrennen ihn, nachdem es ihm zuvor gelungen, in Esther, der Lieblingsstochter des Judenkönigs, eine Freundin und Anhängerin seiner Lehre zu gewinnen. Eine Menge Hof- und Priesterintriguen gegen den Thronfolger Zerobeam dienen dieser Hauptidee zur Folie, dem Drama zur Fülle. Dasselbe enthält gewiß, wie es der Stoff mit sich bringt, manchen schönen Gedanken, mit dem Gedankenreichtum, der Farbenpracht und Formenschönheit der alten indischen Originaldramen läßt es sich aber nicht im entferntesten vergleichen.

Johannes Kleinpaul.

„Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens...“, Scene von René Maria Rilke (Selbstverlag des Verfassers, Prag II, Wassergasse 15B, I).

Die kleine dramatische Scene bildet das zweite Heft einer „Wegwarten“ betitelten Sammlung. Es ist ein düsteres Gemälde, das uns der Verfasser entwirft: Ein armes Mädchen wird von dem harten Hausbesitzer gezwungen, sich ihm hinzugeben, während die todkrante Mutter ihren Geist aufgibt. Die Wirkung soll dadurch noch verstärkt

werden, daß sich der rohe Verführer als natürlicher Vater des Mädchens entpuppt. Rilke wollte entschieden eine Scene nach dem Leben zeichnen; doch ist ihm dabei das Laster zu schwarz und die Tugend zu weiß geraten. Die Scene ist nicht beobachtet, sondern konstruiert. Doch ist das Ganze aus einem mitleidigen Herzen heraus geschrieben, das durch die Schilderung des Elends die Not der Ärmsten lindern möchte.

H. M.

Die Schneekönigin. Dramatische Fichtung von Anton Renf. (Znnsbruck, A. Edlinger.)

Der kurze Einakter, der sich in einem Wirtshause auf der Alp abspielt, behandelt die uralte Rätselfrage: was ist Glück? Das Glück wird definiert und analysiert; sie laufen in der Irre umher und suchen es mit „krankhaft-wunschvollen Augen“, und als sie es endlich erkannt und gefunden haben, ist es zu spät; da hat sich die Schuld zwischen sie und das Glück gestellt. Das Stück ist eine eigenartige Mischung von Romantik und Realistik, Wirklichkeit und Allegorie. Die Handlung und der Dialog sind frisch und derb natürlich, aber die Allegorie ist mißlungen. Schon der Gedanke, das Märchen von der Schneekönigin in Form eines Traumes bei besetzter Bühne als Zwischenpiel einzuschleiben, ist nicht glücklich, aber der Verfasser hat überhaupt nicht vermocht, das sinnige Märchen als Allegorie sinnlich klar genug auszugestalten.

Ritter, Tod und Teufel. Ein Drama in Versen von J. J. Windholz. (Berlin, Fischer.)

Am liebsten möchte ich das kleine Drama erst einmal auf dem Theater sehen, ehe ich darüber schreibe; die Handlung ist einfach und lebenswahr, aber die Mittel und die Technik sind so neu und eigenartig, daß ich es darin, freilich aber auch darin allein, nur mit einem Stücke vergleichen könnte, nämlich dem Hannele. Die Fabel ist rasch erzählt; es ist ein Stück Zigeunerleben, ein Stück Lumpengefindel, das

Windholz vorführt, schlücht, ohne alle Umkleidung, vor allem ohne Holzogens Clowns-
späße und Schatzpersonen, aber dafür
wirklicher, getreuer, und durch seine ruhige
Realistik eine viel wirksamere, bitterernste
Satire. Der Schriftsteller Ritter und sein
Lied Erika sind auf dem Punkte des
schlimmsten Elends angekommen. Seit
sieben Tagen haben sie nichts Warmes ge-
essen, der Hausherr hat ihnen gekündigt
und will sie wegen der rückständigen Miete
pfänden lassen; Ritter selbst ist odendrein
noch krank. Die Eltern Ritters wollen
dem verlorren Sohn das Vaterhaus
wieder öffnen, wenn er sich von Erika
trenne; aber sie können nicht von einander
lassen, die beiden Ziegeuer. Sie tragen
gemeinsam ihr Elend und trösten sich mit
dem unerhörtenen Ritter auf Dürers
altem Holzschnitte „Ritter, Tod und Teufel“,
ihrem letzten Besitztum, das ihnen so lieb
geworden ist, daß sie es auch in ihrer
jetzigen Not nicht veräußern mögen. Das
ist der erste Akt. Am andern Morgen,
fährt der dritte Akt fort, kommt die Hilfe;
zunächst Geld für ein Feuilleton, mit dem
sie die Schulden bezahlen können, dann
ein alter Freund, der Ritter eine Stellung
als Redakteur mit 35 Gulden anbietet.
Es ist nicht viel, aber es hilft doch; sie
ziehen ab und drehen dem Wirte „mit
dem käßigen Gesichte“ eine Nase. Die
einzige Begründung für diese unvermutete
Rettung giebt Windholz in den Versen,
mit denen Ritter am Schluß des ersten
Aktes sein Lieb ermuntert:

Das nur seine Angst, da müßt wahrhaftig
der alte Satan bei uns armen Teufeln
die Hand im Spiel nicht so vortrefflich haben,
wenn jetzt grad alle Stricke reißen sollten.
Am traglichsten Rankstücken ist das Leben
verteufelt arm, und wenn's auch alles adperret,
ein Winterpflücker läßt es stets doch offen,
um unsern höhern Mut, den Lebensmut
zu prüfen.

So wird das Drama zu einer etwas
böshafsten, satanisch gewendeten Auslegung
des Bibelverses: Wer ausharrt, wird ge-
krönt. — Ja, und der zweite Akt? Der

spielt in der Nacht zwischen Not und Er-
lösung und hat mit der Handlung selbst
nichts zu thun. Er ist gedacht als ein
Traum Ritters. Der Schriftsteller liegt
schlafend auf dem Bette, Erika sitzt, eden-
falls eingeschlafen, auf dem Bettrande, da
rauscht ein Vorhang hinter den beiden auf,
und auf einer zweiten, erhöhten Bühne
folgen in drei Verwandlungen Szenen
aus dem früheren Leben des Paares, ver-
quickt mit den Gestalten des Dürerschen
Holzschnitts: die Absage Ritters an den
Teufel und das Komplott zwischen Teufel
und Tod; wie sich der Teufel entschließt,
eine große Tageszeitung herauszugeben,
bei der der Tod die Redaktion übernimmt,
und auf deren Geschäftszimmer sich Ritter
und Erika zum ersten Male sehen; wie
Ritter dann Erika wieder trifft, als sie sich
eden voll Verzweiflung ins Wasser stürzen
will, wie er sie zurückreißt, und sie sich
und dem Leben für immer rettet. —

Der zweite Akt stellt technisch die
meisten Anforderungen, da die Verwand-
lungen nach einander folgen müssen,
damit die Traumstimmung im Zuschauer-
raum nicht gebrochen wird; für eine große
Bühne ist das bei unsern heutigen Mitteln
freilich auch ein Kinderspiel. Hoffentlich
wird recht bald einmal ein Versuch ge-
macht. Ich glaube nicht, daß die Auf-
führung dieses durch seinen Inhalt wie
durch seine markigen Verse ausgezeichneten
Stückes irgendwie ein Wagnis wäre.

Karl Credner.

Soziale Litteratur.

Doris Wege, Kellnerin. „Der
soziale Notstand des Kellnerinnen-
Berufs.“ Ein Hilfsruf aus langjährigen
Erfahrungen. — Leipzig, Verlags-Institut
1896. — 18 S. 60 Pf.

Die soziale Wahrung der Gemüter,
welche dem letzten Viertel unseres Jahr-
hunderts sein charakteristisches Gepräge
gibt, entwickelt eine geradezu staunen-
erregende Infektionskraft. Volksschichten,
an deren kultureller Unfähigkeit zum ziel-

bewußten, sozialen Kampf man kaum zweifelte, erwachen plötzlich aus ihrer stumpfergebenen Resignation, beginnen zu fordern, wo sie bisher kaum zu klagen gewagt hatten, und suchen klassenbewußt den Anschluß an jene mit elementarer Wucht einerschreitenden Massen, die unter diesem oder jenem Namen alle das eine Ziel vor Augen haben: die Auslehnung gegen historisch gewordene und allmählich bis zur Unerträglichkeit gesteigerte ökonomische Machtverhältnisse. Erst vor wenig Wochen haben wir ein derartiges Schauspiel erlebt in der großen Einmütigkeit und Kampfesfreudigkeit, welche die von keiner Organisation zusammengehaltene, von keiner Agitation bearbeitete, durch keine politische Parteilichkeit erzeugte Masse der Konfektionsarbeiterinnen in dem — leider erfolglos verlaufenen — allgemeinen Streik gezeigt haben. Ein anderes derartiges Symptom ist das vorliegende Festchen. Nicht als ob man es etwa mit dem schnell bekannt gewordenen Buch von Oda Olberg irgendwie in Vergleich stellen könnte; keine zahlenmäßigen Beweise, kein klarer Einblick in den ökonomischen und kulturellen Entstehungskontext der geschädigten Zustände und die eigentlichen Wurzeln des Übels, keine theoretische Darlegung sozialer Massenerscheinungen, sondern mehr Erzählung der eigenen praktischen Erfahrungen. Und dennoch eine Lektüre, die in wenigen Seiten Wände redet und der wir die weiteste Verbreitung wünschen; denn gerade aus dem unbeholfenen Stil und der schlichten Anlage der Prosa empfängt man die Überzeugung, daß diese Zeilen unübertriebene Wahrheit enthalten, und daß diese persönlichen Erfahrungen allgemeine und typische Bedeutung haben; und in der Klage, der Bitte um Mitgefühl, dem Ruf nach Hilfe klingt leise aber vernehmlich ein Oberton mit: die Forderung der offenen Proteste, und die Forderung der Menschenrechte. — —

Wenn die Zeit der Schulaufsätze vorüber ist, ist es eigentlich nicht mehr chic, mit einer „adhortatio“ zu schließen; aber

wenn irgendwo in einer Rezension, dann ist sie hier angebracht; lassen wir Doris Wege selbst das Wort: „es giebt viele Gäfte unter denen, die in Lokalen mit Damenbedienung verkehren, welche glauben, sie können sich gegen die bedienende Kellnerin alle möglichen Freiheiten herausnehmen. Und leider in sehr wenigen Fällen wird ihnen dies vom Wirte verboten, weil der Besitzer fürchtet, einen Gast zu verlieren. . . . Warum kommt nicht jeder Gast, der in einem Lokale mit Damenbedienung verkehrt, der Kellnerin mit der Achtung entgegen, auf welche ein jedes anständiges Weib berechtigten Anspruch hat? Wie oft ist es mir an einem Tage passiert, daß Gäste, die ich noch nie gesehen, und die mich ebenfalls noch nie gesehen hatten, mich sofort mit „Du“ anredeten: . . . Und das waren nicht etwa nur Arbeiter; am meisten erlaubten das sich die Herren „Studenten“ und junge „Kaufleute“, wenn es auch hier Ausnahmen giebt. Es war für mich stets eine glückliche Stunde, wenn irgend ein Gast mir höflich und mit Achtung entgegen kam und mit mir ein gemüthliches, anständiges Gespräch pflog;“ Das gebildete Publikum steht im allgemeinen den Kämpfen des Proletariats gerade in Deutschland mit großer Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Mißgunst gegenüber. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, den Leserkreis der „Gesellschaft“ darauf aufmerksam zu machen, daß heutzutage jeder, auch der den eigentlichen kapitalistischen Interessenkämpfen fernstehende, eine soziale Mission zu erfüllen hat, und daß man sozial wirken kann und soll auch ohne Parteilanghörigkeit und agitatorische Thätigkeit.

„Bismarck und der Kaiser.“ — Dresden, GÖß, 1895. — 157 S. 1,50 M.

Es giebt eine Reihe von Gefühls-, Gesichts- und Gedankentrichtungen, welche geeignet sind, Menschen von mangelhaft ausgebildeter Logik und Steppis und stark entwickelter Phantasie und Gemüththätigkeit — und das ist die große Mehrzahl —

zu einer Art von Ronomanen zu machen. Wie der echte Wagnerianer außer seinem Meister keine Musik kennt, dafür aber selbst bei den „Feen“ in Entzückungsstauemel gerät, wie der echte Nietzscheaner für wirtschafis- und verfassungspolitische Erörterungen einfach unzugänglich ist, wie der orthodoxe Christ durch die chinesische Mauer seines Glaubens gegen alle Konsequenzen normaler Hirnthätigkeit geschützt ist, so betet der echte Bismarckschwärmer in kritischer Bewunderung sein Allah il Allah, so kennt derjenige, welchen die fixe Idee des Antisemitismus einmal gepackt hat, allen sozialen Problemen gegenüber nur noch die eine Frage: où est le juif? — Der Verfasser that Unrecht anonym zu bleiben; das Buch wird seinen Geistesgenossen ebensoviel Freude bereiten, wie seinen Gegnern, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Besonders imponiert hat uns sein unsehbares Geheimmittel zur Vernichtung der Sozialdemokratie: „Die sozialdemokratische Frage ist zum allergrößten Teil Judenfrage. Man muß sie also in den Juden zur Lösung bringen. Die Ausweisung von 50 bis 100 notorischen Wählern unter den Juden würde eine Panik in der Sozialdemokratie hervorrufen. Sodann ist es notwendig, daß der Kaiser sich die Rabbiner sämtlicher deutschen Großstädte ... (folgt Aufzählung) ... kommen läßt und sie aufs schärfste veranlaßt, daß sie durch Synagogenanschlag ihre Gemeindeglieder vor einer Teilnahme an der Sozialdemokratie warnen.“ Wir hoffen, daß dieser Wunsch bald erfüllt und die feierliche Handlung photographiert werden möge. Die Sozialdemokraten zittern schon — vor Angst natürlich. — Wir empfehlen das Buch Melancholikern dringend zum Ankauf.

Dr. Leo Verkauf. „Sozialreform in Österreich.“ Eine Kritik der jüngsten Gewerbenovelle. — Wien, J. Brand, 1896. — 32 S. 10 Kr.

Die Broschüre bietet eine eingehende und scharfe Kritik der im österreichischen Parlament eingebrachten Neglerungsvorlage „betr. die Abänderung und Ergänzung

der Gewerbeordnung“ und erörtert speziell die Fragen des Befähigungsnachweises, der Gewerbegeossenschaften, des Arbeitsvertrages, der genossenschaftlichen Krankenkassen und des Straßensystems der O. O. Österreich ist bekanntlich das Ideal- und Musterland aller Bünstler. Es würde unseren sehnüchlig dorthin schießenden Znungsschwärmern gut thun, sich mit der klaren Logik des Verfassers einmal bekannt zu machen.

S. Riblinger. „Radikalmittel zur Hebung des Notstandes der bayern. Bauern.“ — München, Selbstverlag, 112 S., 1,00 M. —

Die Schrift zerfällt in drei wesentlich verschiedene Teile, deren erster theoretisch „Die Ursachen des gegenwärtigen Notstandes der Landwirtschaft“ erörtert, deren zweiter historisch einen dankenswerten Überblick giebt über „Die deutsche Agrarbewegung und die bayerischen Bauernbünde.“ Erst der dritte Teil behandelt das Titelproblem: Radikalmittel und natürliches Programm für die bayerischen Bauern.“ Wenn uns auch fraglich erscheint, ob des Verfassers Wünsche und Forderungen bereits ein „Radikalmittel“ zur Beseitigung jedes Notstandes sind, so ist doch anzuerkennen, daß sie an sich sehr vernünftig und beachtenswert sind. Mit Recht tritt er in scharfen Gegensatz zu den Bestrebungen der ost-eibischen Agrarier, deren Interessengemeinschaft mit dem süddeutschen Bauertum in der That verschwindend geringfügig ist. Der mittlere Teil der Broschüre hat als erstmalige historische Darstellung der deutschen agrarischen Bewegung in ihren verschiedenen Erscheinungsformen auch für den der praktischen Sozialpolitik ferner stehenden ein gewisses Interesse.

Dr. P. Laband, Professor. „Der Streit über die Thronfolge im Fürstentum Lippe.“ — Berlin, Liebmann, 1896. — 47 S. 0,80 M.

Die deutsche Juristenwelt beißt sich zur Zeit einmal wieder um eine Doktorfrage

herum, die an Verzmüdtheit nichts zu wünschen übrig läßt und juristischer Sophistik eine Prachtgelegenheit zur Bethätigung ihrer Haarpalsteknik bietet. Verfasser kommt mit Anwendung von viel Scharfsinn zu dem Resultat, daß sowohl die Weihenfelder wie die Westfelder Linie des Hauses Lippe successionsunfähig, und allein der Fürst Schaumburg-Lippe wirklich unantastbar legitimer Thronfolger und „von Gottes Gnaden zu diesem Thron berufen“ sei. Daß „ihn in diesem wohlverordneten angestammten Recht zu schützen, ein gemeinsames Interesse aller deutschen Fürsten, deren Palladium die Legitimität ist“, sei, geben wir dem Autor gern zu; trotzdem haben wir „Demagogen“ vor diesem Palladium der Legitimität und des Gottesgnadentums nicht mehr genügend Ehrfurcht, um nicht dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß man neben jenen idealen Motiven auch die ordinären Utilitätsgründe berücksichtige; mit andern Worten: daß man die Streitigkeit des Falls mit bismarckscher Realpolitik dazu benütze, um die unendliche Zahl unserer Duodez-fürstentümer um eins zu verringern.

Heinz.

Litteraturgeschichte.

Die Schundlitteratur und ihre Bekämpfung von Seiten des Lehrers von Otto Kühle. (Großenhain. Hermann Starke.)

Otto Kühle, der sich durch seine Broschüren über die Behandlung sächsischer Seminaristen einen großen Namen in den letzten Wochen gemacht hat, versucht sich nun lustig weiter auch auf anderen Gebieten. Warum nicht? Im Vorworte die Verhöhnung auf die Bekanntheit mit dem Prinzen Schnaich, der erste Satz ein Citat aus einem „interessanten Schriftchen des Berliner Schriftstellers Heinrich Stümde“, und ein zugkräftiges Titelwort, das muß doch genügen! Und so entstand diese — „Schundlitteratur“. Mit dem Pathos eines Predigers ruft Kühle den

Lehrerstand auf zum Kampfe gegen die gefährlichen Indianergeschichten, die vergiftenden Kolportageromane, die Wankeljängerlieder und die sozialdemokratischen Volkschriften, deren Besprechung allein es ihm ermöglicht, zwei Drittel des Heftes mit Phrasen zu füllen. An die moderne Litteratur wagt er sich nicht offen heraus, er spricht von ihr nur in allgemainen unschönen Redensarten; betreffs Zolas „La Torre“ stellt er die harmlose Behauptung auf, daß das keine Lektüre für junge Mädchen sei. Seine wenigen Verbesserungsvorschläge einzeln zu erörtern, lohnt der Mühe nicht; nur einen möchte ich erwähnen, der allerdings Anspruch auf Eigenart erheben kann. Kühle wünscht, daß der Lehrer den Kindern darlege, „in welches Verderben die von Mordthaten und Unsitlichkeiten oft triefenden Romane den Menschen stürzen können, wie sie ein reines Gemüt in den Pfuhl der Sünde, des Lasters ziehen, und wie Verwahrlosung, Verkommenheit, Elend und Schande das schreckliche Ende sind“, und zwar diese Darlegung anlässlich — des sechsten Gebotes! — Ich hoffe nicht, daß Herr Kühle ein gutes Geschäft machen wird.

Studien zum Don Karlos von Dr. Marg Rölller. Nebst einem Anhange: das Hamburger Theatermanuskript. (Greifswald. Jnl. Abel.)

Don Karlos, das Schmerzenskind der Schillerischen Muse, ist das Lieblingskind der aufstrebenden Schillerforschung geworden. Was dies seltsame, 5370 Verse lange Trauerspiel für den Litteraturhistoriker so anziehend macht, ist vor allem der Einblick, den es in Schillers dichterische Thätigkeit gewährt. Unermüdet, bis in seine letzten Lebensjahre hat Schiller an der Verbesserung des Don Karlos gearbeitet, immer aus neue bald hinzugefügt, bald gestrichen, ohne den tiefen Miß, der zwischen den drei ersten und den beiden letzten Akten liegt, je beseitigen zu können; der Miß erklärt sich aus der langen Zeit der fünfjährigen Arbeit, die der Dichter zur Voll-

endung dieses Dramas brauchte, einer Zeit, in der im Menschen wie im Künstler Schiller ein großer Umschwung stattfand. Von den ersten in der Thalia veröffentlichten Fragmenten bis zu der neu durchgesehenen Auflage von 1801, die meist den heutigen Ausgaben zu Grunde liegt, ist ein gewaltiger Sprung, der nur durch die zahlreichen, dazwischen liegenden Bearbeitungen, den Druck von 1787, den Prostatz und die einzelnen Bühnenaufstellungen ganz begreiflich wird. Möller hat sich daher durch die vorliegende Veröffentlichung der Hamburger Theaterhandschrift wohl ein Verdienst um die Wissenschaft erworben; die Abweichungen dieser Handschrift von den übrigen Redaktionen sind, soweit ich sie vergleichen konnte, ziemlich bedeutend, nur der erste Akt ist im wesentlichen beibehalten. Leider scheint Möller seine Aufgabe nicht mit der nötigen philologischen Gründlichkeit gelöst zu haben, worauf die zahlreichen Druckfehler sowie der Charakter der beigegebenen Studien schließen lassen. Diese Studien sind in ihrer Zusammenstellung ein Zwitterding zwischen Feuilleton und philologischer Abhandlung. Den Laien langweilen sie durch die lange Aufzählung der textlichen Abweichungen, und den Germanisten lassen sie unzufriedigt wegen der Halbheit bei dieser Aufzählung, die den Stoff nicht erschöpft, sondern nur das Größte hervorhebt. Einzelne der Studien sind in ihrer Art gar nicht schlecht, so die erste über Rolle und Charakter Philipps, und weiter der Abschnitt über den Einfluß des Julius von Tarent; im allgemeinen aber scheint mir das Buch eine etwas flüchtige Arbeit zu sein, die kaum ein dankbares Publikum finden wird.

Karl Credner.

Vermischte Schriften.

Religion auf Kommando! Die neuesten Vorgänge in Preußen. Von Curt Scholl. (Bamberg, Verlag und Druck der Handelsdruckerei.)

Die Schrift beschäftigt sich nicht, wie

der Titel vermuten lassen könnte, mit dem bekannten Telegamme, aber sie ist in ihrer Art auch ein Beitrag zur Geschichte des Staatschriftentums. Der Verfasser, der augenscheinlich einer freireligiösen Vereinigung angehört, beklagt sich bitter über den zwangsmäßigen konfessionellen Religionsunterricht und über die ungerechte Verfolgung freireligiöser Lehrer durch preussische Behörden.

A. K.

Johannes. Ein modernes Evangelium. Von Justus Heinrich. (Berlins-Wilhelmshagen, Verlagshaus für Volksliteratur. G. Triffler & Co., 1895.)

Johannes, der Jünger der Liebe, wandelt wieder auf Erden. Er geht zu den Gebildeten, Reichen, Mächtigen und predigt von Liebe, Wahrheit und Freiheit. Aber man hört ihn nicht, höhnt ihn, sezt ihn gefangen. Nichts findet er als Heuchelei und Neid, Eitelkeit und Herrschsucht, Mammonsdienst und wilde Eier. Aber bei den Armen, Unterdrückten wird die weiße Taube der Liebe gehagt, die Zeit wird kommen, das Morgenrot anbricht wie glühendes Gold, wo die Liebe siegt über alle Falschheit.

Das Evangelium, das Justus Heinrich predigt, gehört in die Bibel der Sozialdemokratie, und mancher Volkprediger, manchem Leitartikel hat dieser Text schon zu Grunde gelegen. Ungewöhnlich ist bloß die biblische Sprache. Sie ist zum Teil sehr gut getroffen, manche Stellen zeugen von poetischer Kraft. Diese Form ist sicher ganz geeignet, auf die Masse zu wirken, denn diese wird mehr, als man oft denkt, von biblischer Anschauung und Denkart beherrscht.

A. K.

Unser Theaterpublikum. Von Ludwig Bauer. (Wien, Verlag von A. Bauer.)

Wie andere Leute anderwärts kann auch Ludwig Bauer in dieser Besprechung der Wiener Theaterverhältnisse nicht viel gutes berichten; es ist damit an der blauen Donau nicht besser bestellt als im Reiche, und man braucht nicht erst etwa von Leip-

zig nach Wien zu reisen, um das Theaterelend kennen zu lernen. Die Klagen und Vorschläge Bauers beziehen sich nur auf „wienerische Dinge“ und für den, der mit den Wiener Persönlichkeiten nicht vertraut ist, wird manches dunkel bleiben, da die Nennung von Namen vermieden ist; trotzdem glaube ich, daß die kleine Schrift auch für weitere Kreise manches Interessante bieten wird. Bauer dreht nämlich den Spieß herum, und statt die Theaterleitungen mit wohlfeilen Vorwürfen zu bestärken, betrachtet er sich einmal das Theaterpublikum durch das kritische Opernglas. Das Ergebnis ist ganz lehrreich. Der wohlhabende Kaufmannsstand und das behäbige Bürgerthum sind es, die heute die meisten Plätze der Zuschauerräume einnehmen, die beiden aber verlangen vom Theater nur ihr „Amüsement“ und nichts weiter; keineswegs wollen sie sich ihre kostbaren Köpfe mit schwierigen Problemen zerbrechen, und demgemäß weisen sie alles zurück, was ihnen nicht durch ihr Leibblatt oder den Interessentkreis des täglichen Lebens schon bekannt ist. Ihre Denkfaulheit wird unterstützt durch eine Theaterkritik, der es weniger um eine sachgemäße Besprechung als um ein geistreiches Feuilletton zu thun ist, und die gern bereit ist, einem hübschen Einfalle ihre Überzeugungen zu opfern. Eine Besserung dieser Verhältnisse, meint Bauer, sei nur von einer Verjüngung des jetzigen Theaterpublikums durch das Heranziehen des vierten Standes zu erwarten; mit deredten Worten empfiehlt er daher die Gründung von Volkstheatern und giebt einen knappen Kostenüberschlag, aber er selbst kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob das Wiener Bürgerthum noch Einsicht und Thatkraft genug zur Ausföhrung seines Vorschlags haben wird. So schließt die Schrift mit einem sehr trüben Ausblick in die Zukunft. Merkwürdig ist dabei das unsichere literarische Urtheil Bauers; und wozu denn den göstigen Ausfall gegen den Mann „mit der eisernen Stirne“?

Karl Credner.

Französische Litteratur.

Catulle Mendès, „Gog“, roman contemporain (Paris, Charpentier). — Gog und Nagog ist der Name jenes sabelhaften Fürsten, der nach der Weissagung des Propheten Ezechiel am Ende der Tage nach der Wiederherstellung Israels die Heidenwelt zum letzten Sturm auf das Heilige Land und die Heilige Stadt heranzuföhren wird. In Mendès zweibändigem Zeitroman figurirt Gog als Symbol der lichtfeindlichen Mächte des Bösen, die seit uralter Zeit mit dem Guten um die Weltherrschaft kämpfen und deren Listen und Tücken es an dieser Jahrhundertswende endlich geglückt ist, den hehren Göttern des Lichts den Fuß auf den Nacken zu setzen. Das Laifer hat die Tugend besiegt und rüftet sich siegestrunken, seinen Triumphzug durch die Lande anzutreten. Die Aufgabe, die sich der Autor gestellt hat, den Todeskampf des von der brutalen Macht der unerbittlichen Wirklichkeit bezwungenen Ideallösungs und den Zusammenbruch einer politischen und religiösen Weltanschauung in einem umfassenden Kulturgemälde zu schildern, ist so gewaltig und zeugt von einem so hohen künstlerischen Ernst, daß man mit seiner Anerkennung nicht zurückhalten darf und das Buch, das, wie ich hier gleich vorweg bemerke, mit allen seinen Schwächen und Mängeln ein hochbedeutungsvolles Kunstwerk von bleibendem Wert ist, ersten Lesern nicht eindringlich genug empfehlen kann. Die Schwächen und Mängel, die ihm anhaften, entspringen in der Hauptsache dem heißblütigen Temperament seines Schöpfers, der in seinem vielseitigen Schaffen nie und nirgends den Pyrrhus verleugnen kann. Sein subjektives Empfinden hindert Mendès auch hier daran, sich über die Parteien zu stellen und von der Höhe herab ein sicheres Ziel für seine satirischen Pfeile ins Auge zu fassen, nein, er stürzt sich hier wie immer mitten ins Getümmel und schleubert seine Pfeile wahllos in den Haufen des Irdbel-

den Menschenpaß hinein, das sich nach seiner Schilderung in der Mehrzahl aus Lumpen und Böhewichtern zusammensetzt, die sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, eine Handvoll harmloser Käuze und naiver Phantasten am Narrenseil heranzuführen, um ihnen dann mit besagtem Seile den Garaus zu machen. Und so extrem und impulsiv wie in seiner Auffassung verfährt er auch in der Charakterzeichnung seiner Hauptfigur. Der gute König Robert V., der, den traumverlorenen Blick nach Frankreich gerichtet, bleich aber gefaßt auf seinem östereichischen Schlosse sitzt und den Himmel um ein Wunder anfleht, das ihm Mut und Kraft geben soll, sich auf den verwaisten Thron seiner Väter niederzulassen, wie der schwärmerische Pöre Primice, der sich, unbewußt natürlich, von einem ad hoc gebildeten Konfessorium in Königsstreue, Moral und Religion machender Bieder männer zu zweifelhaften politischen Machenschaften gebrauchen läßt, bis er mit Entsetzen wahrnimmt, daß das begnadete, für das erforderliche Wunder ausserordene Rügbein nichts weiter als eine manns- tolle Dirne ist, sind Engel in Menschen- gestalt, während auf der andern Seite der stattliche Troß der Vertreter des bösen Prinzips aus Menschen gewordenen Teufeln besteht. Der umfangreiche Roman gliedert sich in zwei Teile, die in ziemlich lockerem Zusammenhange stehen und dadurch schon erkennen lassen, daß das Werk im Verlaufe der Ausarbeitung über die ursprünglich gesteckten Grenzen herausgewachsen ist. Von den beiden Teilen enthält der erstere den wüthlichen Bericht der Irrungen und Wirrungen des edlen François de Haubour, des Neffen des vorbemeldeten Schatten- künigs, der in Paris ein recht bewegtes Leben führt, bis er schließlich, aller Mittel entböhrt, genötigt ist, seinen königlichen Titel zu Gelde zu machen, indem er eine berühmte Horizontale zu seiner legitimen Ehefrau macht. Aus dieser Geschichte heraus entwickelt sich dann die Tragikomödie, in deren Mittelpunkt der Don Luigole im

Hermelin und der in der Kutte stehen, die in ihren Nöten beständig die Augen zum Himmel ausschlagen und deshalb nicht sehen, daß sie von Preßbanditen, Hofschatzen und Abenteurern aller Art, die in der Hoffnung nach Wiederherstellung der Monarchie vergnüglich im Trüben fischen zu können, mit Maul und Feder wader für Thron und Altar kämpfen, am Gängelbände geleitet werden. Hätte der Autor seiner Lust am Paradoxen und der Sucht, Menschen und Dinge ins Riesenhafte zu projicieren, besser widerstanden, wäre er vor allem bemüht gewesen, in der Komposition nach einheitlichem Plane zu verfahren, wir hätten statt einer Reihe von gelungenen satirischen Einzelbildern ein Werk erhalten, das auf den Ruhmes- titel eines modernen Don Quixotes An- spruch machen könnte. In jedem Falle aber gehört der Roman zu den wenigen Büchern, die der Erscheinungen Flucht überdauern werden, und verdient schon deshalb Beachtung, weil hier jenen poli- tischen Gauflern und salbungstriebsenden Tugendbolden einmal gehörig ins Gesicht geleuchtet wird, die sich der beschränkte Unterthanenverstand noch immer als untadelige Befechter von Sitte und Ordnung aufschwappen läßt.

Zwischen Catulle Mendès und Pierre Louys, dem Dichter der Bilitislieder, liegt eine ganze Welt. Während jener fest ins volle Menschenleben hineingreift, wendet sich dieser unwirsch von dem frisch pulsieren- den Leben der Gegenwart ab und sucht ins modernen Menschen eine tote Welt und ein verlorenes Schönheitsideal wieder lebendig zu machen. Louys ist den Lesern der „Gesellschaft“ kein Fremder mehr: seine „Chansons de Bilitis“ haben an dieser Stelle begeisterte Anerkennung gefunden und das Aprilheft brachte mit dem Bilde des Dichters einige Bruchstücke aus dieser lyrischen Offenbarung, die uns Richard Dehmel mit seinem Sprachgefühl ver- deutschte, ohne daß es ihm freisich gelungen wäre, den ganzen Zauber und Duft des

Originals in seine Übersetzung hinüber zu retten; denn Louys ist ein Dichter, dessen Sprache im letzten Grunde überhaupt unübersetzbar ist. Sein altgriechischer Hetärenroman „Aphrodite“, den er neuerdings im Verlage des „Mercure de France“ erscheinen ließ, fügt dem Charakterbild des Dichters keinen wesentlichen neuen Zug hinzu. Das Denken und Fühlen, das innere und äußere Leben, die schönheitsstrunkene Liebeseligkeit und die wollusterschauernde Sinnesstumpfheit einer Dienerin der Venus nach nicht schlichter, überzeugender und lebenswahrer geschildert werden, als es in den „Chansons“ geschehen ist. Der Name ist das einzige, was die Hetäre Chrysis von ihrer Schwester in Aphrodite Biktis unterscheidet, und die berückende Schönheit der Sprache, das stimmende Kolorit und die plastische Anschaulichkeit der formvollendeten Darstellung sind Vorzüge, die den „Liedern“ mehr zu eigen sind, als den lyrischen Partien des vorliegenden Buches, das im übrigen als Roman schon wegen der groben Verstöße in psychologischer und physiologischer Hinsicht vor den Forderungen des modernen Geschmacks nicht bestehen kann. Pierre Louys ist eben nur und ausschließlich Lyriker, als solcher allerdings auch ohnegleichen in der neueren französischen Litteratur, und wir wollen wünschen, daß er uns bald ein Werk schenkt, das sich den Biktisliedern würdig an die Seite stellt.

Wie bei dem Edengenannten darf die „Gesellschaft“ auch bei Paul Hervieu das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zuerst auf die Bedeutung dieses lähnen und heiläugigen Gesellschaftspsychologen aufmerksam gemacht zu haben. Hervieu hat seither seinen Weg gemacht und steht heute an der Spitze jener kaltherzigen Analytiker der genußstollen mondo, deren indiscreten und unbequemen Blicken nichts heilig ist, und die dabei so erdarmungslos und unerforschend die Wahrheit zu sagen wagen, daß der ganze Heerban der Gutgesinnten sich ob solcher Lasterer nicht

genug entrüsten kann. In seinem „Petit Duc“, dem neuen Roman, den Hervieu bei Lemerre veröffentlichte, erzählt uns der Autor in seiner sprühenden, satirischen Weise eine recht heikle Geschichte. Sigebert d'Orilly, der kleine Herzog, weiß bei den frischgedelkten Gibrés zu Gäste, die sich nicht wenig darauf zu gute thun, ihren vornehmen Freund öffentlich vor der Gesellschaft ausstellen zu können. Leider aber langweilt sich der verwöhnte Lebemann zum Sterben, und da man in keinem Falle zugeben darf, daß das berühmte Ausstellungsobjekt bei dem großen Gartenfest durch Abwesenheit glänzt, ist Frau Gibré auf den glücklichen Einfall gekommen, sich dem kleinen Herzog hinzugeben, um ein wenig für seine Zerstreuung zu sorgen und ihn so ans Haus zu fesseln. Zum Ruhme der Dame sei es gesagt, daß sie sich im Interesse ihrer Gäste dem Opfer willig und freudig unterzieht. Zur Füllung des Bandes sind dem kleinen Roman eine Reihe von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Figures palotes et figures sombres“ beigegeben.

Jean Richopins „Grandes Amoureuoses“ (Paris, Charpentier) bieten eine Sammlung von Charakterbildern der berühmtesten und berüchtigsten Liebeskünstlerinnen aller Zeiten und Völker, die ein ganz besonderes Interesse deshalb beansprucht, weil sie die litterarischen Erstlinge des Dichters der „Chanson des Lueux“ enthält, die nach langjährigem Todeschlaf hier eine fröhliche Auferstehung feiern. Das launige Vorwort giebt uns ergößlichen Bericht von den merkwürdigen Schicksalen und mühseligen Wanderfahrten des Manuscriptes, das jetzt nach bald fünfundsanzig Jahren in jugendlichem Zustande wieder in die Hände des freudig überraschten Verfassers zurückgelangte. Zum Lohn für die zähe Ausdauer, mit der sich sein Ergeborener ans Leben klammerte, beschloß der gerührte Vater, das verloren geglaubte Kind nachträglich zu Ehren zu bringen, und dieser pietätvollen Regung verdanken wir

die Bekanntschaft mit dieser Jugendarbeit des zwanzigjährigen Richopin, die schon als literarische Kuriosität Anspruch auf unser Interesse hat.

„Un Démoniaque“ nennt Jean Lorrain nach der den Band eröffnenden Spiritistengeschichte sein bei Dentu in Paris erschienenes Novellenbuch, das von der eigenartigen Begabung und dem tüchtigen Können dieses auf Edgar Poes Bahnen wandelnden Schriftstellers aus neue erfreuliche Kunde giebt. Mit Ausnahme der glänzend geschriebenen Städtebilder aus Spanien enthält die Sammlung eine Reihe von psychologischen Verbrecherstudien und Novellen, deren Stoffe dem weiten Gebiet des Okkultismus entnommen sind. Lorrains Neigung zum Exzentrischen und seine ausgesprochene Vorliebe für neue unbekannte Nervensensationen finden hier ein ausgedehntes Betätigungsfeld, und der unruhig flackernde Stil des Autors trägt noch sein Teil dazu bei, das eigenartige Gepräge dieser sonderbaren Geschichten zu vertiefen. Alles in allem ein lesenswertes Buch, das niemand uninteressiert aus der Hand legen wird.

Das Erscheinen einer neuen Auflage von Emile Pouvillons Bauernroman „Cénotte“ (Paris, Lemerre) giebt mir erwünschte Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Lesers auf das treffliche Buch zu lenken, das als das bedeutendste Werk des geschätzten Romanziers und als die beste Dorfgeschichte der modernen französischen Litteratur bezeichnet werden muß.

André Theuriets neuer Roman „Fleur de Nico“ (Paris, Ollendorff) bringt die konventionelle Ehestandsgeschichte mit dem unvermeidlichen Ehebruchproblem, ohne zur psychologischen Vertiefung der oft ventilirten Fragen irgend etwas beizutragen, obwohl ohne weiteres zugegeben werden soll, daß der Autor als geschickter Routinier so anziehend zu erzählen und den Dingen eine so hübsche Wendung zu geben weiß, daß der oberflächlich Lesende ganz überzeugt davon ist, daß die alt-

bekannte Geschichte unter Theuriets Händen ein neues Gesicht bekommen habe. Im übrigen hält „Fleur de Nico“ die Mitte zwischen dem Kunstwert von vielbändigem Bert und dem Unterhaltungsbuch, dessen geistigen Gehalt eine einmalige Lektüre völlig erschöpft.

Mit Georges Ohnets „L'Inutile Richesse“ (Paris, Ollendorff) geraten wir dagegen ganz und gar in das seichte Fahrwasser der banalen Fabulierromäne, die zu keiner kritischen Bemerkung Anlaß bieten. Über Ohnet und seine literarische Handwerkerlei ist Neues nicht mehr zu sagen. Das vorliegende Buch, das die Reihe der Lebensschlachten um eine weitere vermehrt, ist nach dem bewährten Rezept Ohnet'scher Erzählkunst gefertigt und wird zweifellos von den Anhängern dieses Litteraturgenres ebenso beifällig aufgenommen werden wie die früheren Schöpfungen Meister Ohnets.

Künstlerisch noch unbedeutender und wertloser als Ohnets jüngste Großthat ist der Roman, den Henry Gréville, die sorgfältige Pflegerin aller Leihbibliotheken, bei Pion in Paris soeben erschienen ließ. Das trostlose, kienensahme Erzeugnis der schreibseligen Verfasserin trägt die hübsche Aufschrift „Céphiso“ und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von den achtundfünfzig Bänden, die ihm vorangegangen sind.

Gabriel Montoya, einer der sangesfrohen Gewissen des „Chat noir“, bietet uns in seinem bei Ollendorff in Paris erschienenen „Chansons naïves et perverses“ ein buntes Allerlei von ledern Liedern und gepfefferten Couplets, über deren Inhalt der Titel nicht den geringsten Zweifel läßt. Ganz besonderes Lob verdient der illustrative Schmuck des hübschen Buches, zu dem die geschicktesten Zeichner des modernen Paris ihr Bestes beigeleuert haben.

Die Pariser „Librairie illustrée“ hat den glücklichen Gedanken gehabt, von den „Mémoires de M. d'Artagnan, capitaine-lieutenant de la 1. compagnie des Mousquetaires“, einem heute vollständig

vergriffenen Buch, das der ältere Dumas als Quelle für seine „Drei Musketiere“ benützte, einen Neudruck zu veranstalten, der das von Victor Hugo so hoch geschätzte Remoistenwerk einem größeren Publikum zugänglich machen soll. Der Wert dieser Tagebuchaufzeichnungen beruht weniger in dem aus Wahrheit und Dichtung gemischten historischen Teil, der uns von Personen und Ereignissen aus der Zeit der Fronde wenig verlässliche Nachricht gibt, wie in dem frisch und anschaulich geschriebenen Bericht der Abenteuer des rauschlustigen Musketiers, dessen Leben sich zwischen Liebeshändeln und Duellaffären dramatisch genug abspielte. Dem eben erschienenen ersten Bande soll bald ein zweiter folgen, der unter dem Titel „Le Lieutenant. La Fronde. Guerre de ruos, guerre d'alcôves“ von den Abenteuern d'Artagnans weitere Nachricht gibt.

Eine geistvolle Studie Maurice Tal mehrs über das künstlerische Wirken des Meisters der zeitgenössischen Karikatur leitet das bei Plon, Gourrit & Cie. erschienene „Album Forain“ ein, das uns die Laster und Verkehrtheiten der Fin-de-siècle-Pariser in einer lustigen Bilderreihe vor Augen führt. Der Künstler führt uns in die Straßen, in die Salons, in die Verkehrscentren der vornehmen Gesellschaft, hinter die Coulissen der Oper, er zeichnet uns mit gleicher Meisterchaft den Millionär und den Pennbruder, kurz, er entrollt uns ein Gemälde der Schwächen und Thorheiten der modernen Gesellschaft, das den Sittenschilderer und Satiriker Forain aufs neue schätzen und bewundern läßt.

Von der Erwägung geleitet, daß die in jüngster Zeit so beliebt gewordenen Sammelwerke moderner französischer Karikaturisten gemeinhin alle mehr oder weniger an dem Fehler leiden, Darbietungen nur eines Künstlers zu bieten, an dem man sich nur zu schnell satt sieht, haben Charpentier & Fasquelle unter dem Titel „Quelques tranches de vie“ ein Album erscheinen lassen, das eine reiche

Auswahl colorierter Blätter enthält, unter denen Bac, Couturier, Guillaume, Léandre, Lourdey u. a. m. mit trefflichen Sachen vertreten sind. Trotz der prächtigen Ausstattung und der künstlerischen Ausführung der Bilder kostet das Prachtalbum nicht mehr als die Romanbände der Bibliothèque Charpentier.

Im gleichen Verlage erscheint seit kurzem in halbmonatlichen Lieferungen „La Musée galant du XVIII^e siècle“, eine Sammlung, die den aner kennenswerten Zweck verfolgt, eine Auswahl der besten Stücke des 18. Jahrhunderts in guten Holzschnitteproduktionen dem Publikum zu unterbreiten. Das Museum wird aus zehn Lieferungen à 60 Centimes bestehen und soll die Meisterwerke eines Boudouin, Boilly, Boucher, Debucourt, Fragonard, Greuze, Moreau, Neffhaust, St. Audin, Watteau u. a. enthalten. Die vorliegenden vier Hefte lassen erkennen, daß die rührige Verlagsbehandlung nach Kräften demüht ist, den angestrebten Zweck in bester und vollkommenster Weise zu erfüllen. Die Bilder, von denen ein großer Teil in Buntdruck ausgeführt ist, zeugen in Wahl und Reproduktionsmanier von Geschmack und künstlerischem Feingefühl, die beißliche Aufnahme, die das schöne Werk, das auch vor dem strengen Auge des Kunstkenner's mit Ehren bestehen kann, gefunden hat, wird den Herausgebern ein Sporn sein, auf dem so verheißungsvoll beschrifteten Wege weiter zu gehen.

Der zweite Band des „Théâtre vivant“, den Jean Jullien im Verlage von Treffe & Stod veröffentlichte, ist ein weiterer schätzbare Beitrag zu einer modernen Ästhetik des Dramas, deren erster Teil unter dem Titel „Essai theorique et pratique“ bereits früher erschienen ist. Der vorliegenden „Théorie critique“ soll in kurzem ein dritter, die Geschichte und Kritik des Dramas behandelnder Band folgen, der das grundlegende Werk Jean Julliens zum Abschluß bringt.

Die seit dem ersten April d. J. im

Verlage von Juven & Cie. in Paris erscheinende Halbmonatsschrift „Lecturo illustrée“ ist aus der Verschmelzung der bestbekanntesten Zeitschriften „La Lecture“ und „La Lecturo retrospectivo“ hervorgegangen. Wie diese wird auch die neue Revue die hervorragendsten Neuerscheinungen des französischen Büchermarktes ihren Lesern unterbreiten und hat sich der Mitarbeiterkraft der besten Schriftsteller versichert, nur wird sie fortan der Illustration einen breiten Raum einräumen, ohne daß deshalb der wofürfeile Abonnementspreis — 9 Fr. pro Halbjahr für das Ausland — eine Erhöhung erleidet. Die beiden Aprilhefte bringen Ohypé von Léandre illustrierten Roman „Le Journal d'un Philosophe“, eine hübsche Erzählung „Passé l'amour“ von Le Goffie, die Monob mit reizenden Bildern geschmückt hat, und Gustave Geoffroy's langerwarteten sozialpolitischen Roman „L'Enfermé“, der hier zum ersten Mal zur Veröffentlichung gelangt. Von dem weiteren Inhalt nenne ich Bourget's Novelle „L'Amie inconnue“, die reich und ansprechend illustrierten Aufsätze „Les jeux olympiques“ von Ronceaux, „La vie en Abyssinie“ von Laplace, ernste und humoristische Novellen von Octave Mirbeau, Mauriol, Claretie zc. „La Lecturo illustrée“, die sich die bekannten englischen und amerikanischen Zeitschriften zum Muster genommen hat, hat unter den französischen Revuen keine, die mit ihr konkurrieren könnte und ist der wärmsten Empfehlung wert.

A. G-tze.

Italienische Litteratur.

Die Ruhmesfädel hat nicht bald einem Sterblichen so rasch geleuchtet, als der italienischen Poetin Ada Negri. Allerdings hat sie mit verbüßender Kraft auf ein tönend Schild geschlagen, das ein gewaltiges Echo in den heißblütigen italienischen Herzen wahrrufen mußte: an das Elend der Proletarier. Sie ist Tendenzdichterin im wahren Sinne des Wortes, obgleich sie höher steht als die männiglich bekannten

Parteiſchreier; denn ihre Poesie entquillt dem edelsten Born und ist wahrhaftig vom Genius getragen, weshalb sie denn auch hütreichend wirkt in Reim und Bild. Doch um die volle Wirkung ihrer Verse zu erzielen, bedarf es unbedingt des melodischen, süßigen Idioms ihrer eigenen Heimat, da die deutsche Übersetzung des ersten Bandes ihrer Gedichte: „Fatalità“ („Schicksal“) innerhalb unserer deutschen Grenzen nicht so gezündet, wie in Italien, was wohl hauptsächlich an den verschiedenen, ja man möchte beinahe sagen „zaphireren“ sozialen Verhältnissen liegt. Die Übersetzung von Hedwig Jahn läßt nichts zu wünschen übrig und ist wahrhaft bewundernswürdig durchgeführt; dennoch konnte die verdeutschte *Ada Negri* nicht so überwältigend wirken, weil der temperamentvolle Pulsschlag ihrer Verse in keine Übersetzung übertragen werden kann. Bei dem deutschkundigen Italiener müssen ihre übersetzten Gedichte denselben Eindruck hervorrufen, den eine echt italienische Oper auf deutscher Bühne ausübt: Das Tempo ist stets ein gedämpftes, wenn die Vorstellung noch so vorzüglich ist. Der Glutpauch des Südens geht sowohl in Worten als in Tönen verloren und muß demnach auch seines Zaubers volle Macht einbüßen.

Ada Negri's großes Talent kann dies jedoch nicht schmälern, und sie ist und bleibt die gottbegnadete Dichterin, die von den berufensten, maßgebendsten Männern Deutschlands und Italiens bewundernd gepriesen wird. Daß sogar Paul Heyse ihr ein Loblied in der deutschen Rundschau gesungen, begründete ihren Ruf auch in deutschen Kreisen; das Urteil des fehsinnigen Kenners, der Leopardi's herrlichen Gedichten gleichfalls den Weg nach Deutschland geebnet, galt aber der italienischen *Ada Negri*, an deren wunderbaren welschen Sprache und Weise der das Italienische vollkommen beherrschende Dichter sich zu bewahren vermochte.

Die ersten Gedichte der so rasch berühmt gewordenen, bescheidenen Dorfchullehrerin

von Notta Biskonti erschienen in der „Illustrazione Popolare“ und in der „Rivista Italiana“. Die Wirkung war eine zündende, und gar bald vereinten sich die einzeln auftauchenden Publikationen zu einem stattlichen Bande.

Der Firma Treves, und ganz speziell dem geistvollen, verständnisvollen Kunstmäcen Emilio Treves, der selbst die Feder vorzüglich zu führen weiß, gebührt das Verdienst, dem Genius Ada Regris die schwere Bahn der Öffentlichkeit geebnet zu haben. Sie gehört zu den wenigen Geistlichschaffenden, deren Schwingen nicht erlahmten unter der Ducht schänder Abweisungen. Ihren ersten Gedichten: „Fatalità“, die bereits in achter Auflage annonciert werden, folgte nun jüngst ein zweiter Band unter dem Titel: „Tempeste“. Die berühmte Verlagsgesellschaft Fratelli Treves in Mailand hat auch diesen Band in der bekannten schönen Bijou-Ausstattung in die Welt gesandt. Die Wirkung war eine fast noch größere, denn die angesehensten Litteraten Italiens, wie De Amicis, Ferdinando Martini Rovetta u. a., streuten der Dichterin den wohlverdienten Beifpruch. Auswärtlich erscheinen in der prächtig ausgestatteten „Illustrazione Italiana“ von Treves ganze Spalten kritischer Besprechungen über die „Tempeste“ (Stürme), die wahrhaft stürmisch wirkten.

Besonders hervorzuheben sind unter vielen anderen die Gedichte: „Sgombero forzato“, „I Grandi“, „Bacio morto“ und „I Ribelli“. In ersterem schildert die Poetin mit geradezu erschreckender, doch hinreichend wirkender Realistik das Elend einer Arbeiterfamilie, die unbarmherzig aus das Straßenpflaster geworfen wird, weil der Ernährer die Miete nicht bezahlen konnte. Man hört die Kinder jammern, die Mutter klagen, den Mann mit seinem grausamen Gesichte hadern . . . Es ist so gewaltig gesagt, daß man die Augen schließt, um das Bild des Jammers, das im Geiste gigantisch vor uns emporsteigt, nicht zu schauen. Doch Ada Regris Worte

sind so mächtig, daß sie einem überall hin verfolgen, und man begreift, daß die „oberen Zehntausend“ vor der Gewalt ihrer Muse — erschralen. Nicht nur Ruhm und Ehren, auch ein sorgenfreies Leben hat sich Ada Regri erobert und in letzterer Zeit, wie die Fama lüdet, auch einen vornehmen Bräutigam. Ob der Brautstand ihre originelle Lyrik des Eieds in sanfte Liebeshymnen umstimmen wird, bleibt allerdings fraglich. Eine Annäherung bildet aber immerhin ihr idyllisches „Risveglio ai Monti“, worin sie die Schönheit der Natur besingt, von einer rossa fanciulla träumt, die von den steilen Berggalden im strahlenden Morgenlicht lustig herniedererschreitet, und die sie in folgenden Versen einführt:

Ella è serena e al di che sorgo canta:
L'acqua de la fontana
Le risponde qua giù, garulla e piana.
E i terei cieli arridono.

Trop der Hartheit dieser seinsfühligen Verse ist von Ada Regris zum Empathionellen neigenden Natur fast sicherer anzunehmen, daß die allgemeine Trauer, welche ob der barbarischen Kämpfe auf afrikanischem Boden die italienischen Herzen erzittern und erbeben läßt, ein Echo in ihrer Feuerseele finden dürfte; denn wer so fühlt, wie die lombardische Poetin, der vergißt sogar das eigene Glück, ob der Menschheit größter Weh, die da Krieg heißt, und für die die großherzige Friedenskämpferin, Bertha von Suttner, in Rom's ehrwürdigem Kapitol das Erlösungswort: „Die Waffen nieder!“ ausgerufen.

Paul Maria Laeroma.

Vermischtes.

Zwei Dichter sind heimgegangen im Frühling dieses Jahres, deren Stirnen einst ein voreiliges Geschlecht mit dem vergänglichsten Lorbeer kränzte, und deren Nider nun fast alle schon längst verschollen sind im Lärm eines neuen Tages, Otto Roquette und Julius Sturm. Die

Reaktion, die sturmesmüde Zeit nach 1848, die so manches schwache Talent mit ihrem Beifall lohnte, hat auch die Namen dieser beiden groß gemacht; sie haben beide länger unter den Menschen gewelt als der Ruhm ihrer Werke.

Otto Roquette starb am 18. März in Darmstadt, wo er seit 1868 als Professor der deutschen Sprache und Literatur am Polytechnikum wirkte. Er ward am 19. April 1824 zu Krotoschin im Posenischen geboren und verweilte vorübergehend in Halle, Heidelberg und Berlin, bis er nach der stillen heffischen Hauptstadt berufen wurde. Das Werk, das seinen Ruhm begründete, war das Rhein-, Fein- und Wandermärchen von des Prinzen Waldmeisters Brautfahrt und seiner Hochzeit mit König Feuereins Tochter, der lustigen Rebenblüte, das er in seinem 27. Jahre dichtete; es hatte einen beispiellosen Erfolg und liegt heute in der 68. Auflage vor. Seine Mahnung

Lied, wem das Leben lacht!
Geseht den Mal mit ro'ger Wange
Und träumt von goldner Märchenpracht!

kam der mißmutigen zur Thätlosigkeit verurteilten Jugend eben recht; man machte es wie die Studenten des Gedichtes in Rüdelsheim, man berauschte sich an Wein und Liebe und begann damit, daß man ihre munteren, nicht gedankenschweren Vleder sang. Heute thut keins mehr von ihnen. Der Drang eines kräftigeren Geschlechtes hat diese leichte leichte Ware hinweggejagt, und selbst die Studentenschaft achtet nicht mehr des Denkmals, das ihr Roquette in seiner Dichtung gesetzt hat; nur das eine Lied von den Tagen der Rosen, von der blühenden goldenen Zeit, das hat sie noch nicht vergessen. Roquette hat uns später noch eine Reihe anderer dichterischer und gelehrter Werke geschenkt, sie stehen alle fein säuberlich in der Litteraturgeschichte, ins Herz des Volkes sind sie nie gedrungen.

Tiefer und in gewissem Sinne ein Gegenstück ist Julius Sturm, der am 2. Mai in Leipzig gestorben ist. Keins seiner

Werke hat die Woge des zeitgenössischen Beifalls so hoch emporgehoben, dafür ist er aber auch nie so ganz, so tief in Vergessenheit gesunken wie Otto Roquette. Die meiste Zeit seines Lebens hat er in seinem Heimatsort, dem rußischen Marktsteden Köstritz, verbracht, wo er am 21. Juli 1816 zur Welt kam. Nach Beendigung des Studiums ging er auf ein paar Jahre als Erzieher nach Süddeutschland und kam dort mit dem schwäbischen Dichterkreise in Berührung; fortan war er als Pastor in seiner Heimat thätig, der er auch treu blieb, als er 1885 mit dem Titel eines Kirchenraths aus dem Amte schied. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1850, seitdem hat er nicht weniger als 26 Gedichtbände herausgegeben, von denen die „frommen Lieder“ am verbreitetsten sind. Ein starkes Talent verbunden mit seiner, tiefer Empfindung und lauterer, furchtloser Gesinnung kann ihm kein Gerechurtleitender absprechen, aber so ganz unrecht hat doch jene Behauptung nicht, daß er „mehr durch die Quantität als die Qualität seiner anspruchlosen Gedichte bekannt geworden“ sei. Im Gegensatz zu Bodenstedt, Scheffel, Roquette u. a., die den hefteren Lebensgenuß predigten, schloß er sich jener Richtung an, die das entmutigte Volk auf Gott und den Himmel wies und die geistliche Dichtung an Stelle der politischen zu setzen strebte, eine Bewegung, die von Redwizens süßlichem Amaranth eingeleitet und von Männern wie Gerol und Spitta fortgeführt wurde. Sturm reht sich würdig unter diese Namen, und wie Gerol hat auch er später sich im nationalen Liebe mit wechselndem Glücke versucht. Die Rehrheit von Sturms Gedichten ist nie lebenskräftig gewesen und viele, die sich noch heute von einer Anthologie zur andern schleppen, werden das Jahrhundert nicht überdauern, aber eine kleine Anzahl, ausgezeichnet durch ihre schlichte Form und ihre zarte Empfindung, wird Sturms Namen hinüberretten auch in die neue Zeit.

Karl Credner.

Heinrich von Treitschke †. Am 28. April 1896 ist Heinrich von Treitschke gestorben. Obwohl ein hartnäckiges Leiden den vorzeitigen Tod des Gelehrten schon längere Zeit hindurch befürchten ließ, ist doch die Kunde von dem Hinscheiden des nur erst dreißigjährigen Mannes überraschend und unerwartet gekommen, zumal wenn man sich seine bis in die letzten Wochen bewährte frische stattliche Erscheinung vergegenwärtigte. Nicht nur die Historiker von Fach sind es, die Treitschkes Tod beklagen, auch die Presse hat seinen Verlust schmerzlich empfunden, war er doch einer der ersten deutschen Gelehrten, der auch durch die leichter zugänglichen Mittel der Publizität auf breitere Massen zu wirken nicht verschmähte. Über diese hinaus aber beklagt seinen Tod das ganze deutsche Volk. Und Treitschke hat ein Recht auf solche allgemeine Trauer. Denn keiner von den heutigen vermochte wohl wie er dem deutschen Volke seine Geschichte zu schreiben, und keiner vermag mehr die Lücke auszufüllen, die sein Hinweggang in die geschichtliche Überlieferung gerade unseres Jahrhunderts an spätere Geschlechter gerissen. Die Späteren werden es vielleicht herber empfinden, als wir Mitlebenden es heute degreifen. Treitschke ist in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ nicht über das Jahr 1848 hinaus gekommen. Gerade die bedeutungsvollsten Erwartungen, die man an ihn, an sein Werk gestellt, vermochte er so nicht mehr zu erfüllen. Denn eben in dem neu hinzuzufügenden Bande wäre er an die Schilderung jener Jahre, jener geschichtlichen Bewegungen gekommen, die er selbst, mitten innen stehend, mit erlebt. Von den Resultaten der Forschung wollte er gerade dazu übergehen, die Resultate seiner Lebenserfahrung unserem Volke als bleibendes Denkmal niederzulegen. Der Tod hat es ihm verwehrt, und niemand ist da unter den Überlebenden, der seinen Griffel ausnehmen könnte, um sein Werk, so wie er es angelegt und erhofft, zu beschließen.

Ein leitender Gedanke läßt sich in Treitschkes ganzem Leben und Streben deutlich überall erkennen von seinen frühesten Jugendjahren bis in die letzten Tage: der Gedanke an ein einheitliches starkes deutsches Reich. Mit der Betonung dieses Wunsches hat schon der fünfzehnjährige Gymnasiast der Schule zum heiligen Kreuz in seiner Vaterstadt Dresden Aufmerksamkeit erregt und daselbe Ideal hat dann den dreißigjährigen Professor aus Freiburgi. Br. vertrieben, so sehr man es bebauerte, diesen Vorkämpfer allgemein deutscher Bestrebungen aus süddeutschen Landen scheiden zu sehen. Als Mitglied der liberalen Partei des deutschen Reichstags hat er 1871 bis 1888 praktisch seine Kräfte in den Dienst der von ihm immer erstrebten und nun erfüllten Idee Bethätigt und in seinem Lebenswerke ihr und sich ein ehrendes Mal ausgerichtet. Gerade dem Umstande aber, daß er auch außerhalb der Gelehrtenstube seines Volkes Wesen und Vollen zu erkennen strebte, verdanken Treitschkes Schriften die Lebendigkeit, Frische und Klarheit der Auffassung und der Sprache. Vorwiegend hat sich freilich der (nach Ranke's Tod 1888) „Historiograph des preussischen Staates“ mit politischer Geschichte beschäftigt und das „sine ira et studio“ ist dabei wie Sydels, so auch sein Wahlspruch nicht gewesen. Aber als Publizist hat er auch zu Zeitfragen in vielen Aufsätzen seine Ansicht zu äußern sich nicht scheut und mit Nieß's ersten gesellschaftswissenschaftlichen Schriften zugleich, in demselben Jahre 1859, hat auch Treitschke seine Leipziger Habilitationschrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ veröffentlicht. Mit den Jahren hat er sich jedoch, wie gesagt, immer mehr nur der politischen Geschichtsschreibung zugewendet, allgemeinere historische Ideen wird nur geschärfter Blick auch in den späteren Werken noch entdecken.

P—o.

Die ethischen Gesellschaften in Deutschland, Osterreich und der Schweiz beabsichtigen in den Sommer-

ferien des Jahres 1896, und zwar, wenn möglich im Zusammenhang mit der im Anfang September 1896 zu Zürich stattfindenden Internationalen Vereinigung von Freunden der ethischen Bewegung, eine Reihe von Vorlesungen über theoretische und angewandte Ethik zu veranstalten. Diese Vorstellungen sollen in einzelne Kurse gegliedert werden, welche ethische Prinzipienlehre, Entwicklungsgeschichte der Moralität, ethische Pädagogik, und die gegenwärtig wichtigsten Fragen der sozialen Ethik behandeln, und so einzurichten sind, daß sie zwar einen systematischen Zusammenhang bilden, aber auch jeder für sich abgeschlossen ist. Der Zutritt wird gegen ein geringes Entgelt jedermann offen stehen, da die Vorträge keine gelehrte oder akademische Bildung voraussetzen, sondern, so gemeinverständlich als möglich, nur die allgemein verbreiteten Begriffe zu klären und zu vertiefen beabsichtigt sind.

Die Veröffentlichung eines genaueren Programms ist einem späteren Zeitpunkt vorbehalten. Es gilt einen Versuch, der ethischen und sozialen Reformarbeit neue Kräfte zu gewinnen und die vorhandenen zu fördern. X.

Bibliographie.

Vom 15. April bis zum 15. Mai sind folgende Werke bei der Redaktion der „Gesellschaft“ eingelaufen:

Peter Altendörfer: Wie ich es sehe. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 3 Mark.

Kritik der Arbeitslosigkeit. Von einem Fachmanne. — Berlin, Verlag von Karl Georg Wiegandt. 1896. — Preis Mf. 1.20.

Baron de Baye. L'œuvre de Victor Wassnetzoff devant l'école moderne de peinture en Russie. Deuxième édition, accompagné de vingt et une planches hors texte. — Paris, Librairie Nilsson, 338 rue Saint-Honoré. 1896.

A. Berger: Gedanken eines Einzelnen. Apborismen. — Dresden und Leipzig, A. Bierjon's Verlag, 1896. — Preis Mf. 1.50.

Wilhelm Bölsche: Entwicklungs-

geschichte der Natur. 2 Bde. (Hauptsache des Wissens, Bd. 1.) — Neubamm, Verlag von J. Neumann. — Preis 15 Mf.

Ray Breitung: Der Sonnenkaiser. Drama. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis 2 Mark.

Georg Cantor: Resurrectio Divi Quirini Francisci Baconi Baronis de Verulam Vicecomitis sancti Albani. CCLXX annis post obitum ejus IX die aprilis MDCXXVI. (Pro Manuscripto.) — Cura et impensis G. C. Halis Saxonum MDCCCXCVI.

Adolf Damaschke: Soziale Streitfragen auf kommunale Gebiete. I. Vom Gemeinde- Finanzwesen. — Berlin S. 42, Verlag von Wilhelm Völler. — Preis 50 Pf.

Hic. Dr. Aug. Dieckmann: Der evangelisch-soziale Kongress in Ersurt. (Beitragen des christl. Volkslebens, herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Fr. H. Dieb. Band XXI, Heft 2.) — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis Mf. 1.20.

Otto Ernst: Kartäuser Geschichten. Novellen und Skizzen. — Hamburg 1896, Verlag von Konrad Klotz. — Preis Mf. 2.25.

Ludwig Juda: Robinson's Eiland. Komödie in vier Aufzügen. — Stuttgart 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 2 Mark.

Wilhelm Gerling: Cajas Grachus. Drama in 5 Akten. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mf. 1.50.

Edmund Hängel: Der Erkenntnistrieb in einer moralischen Wissenschaft und Weltanschauung. Gemeinverständliche Ideen zur Lösung des Welt rätsels. — Leipzig, 1891, Im Selbstverlag des Verfassers, Nicolaiplatz 1.

Eduard von Hartmann: Tagesfragen. — Leipzig, 1896, Hermann Haude, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Nauck's Verlag). — Preis 6 Mark.

Georg Hirschfeld: Zu Hause. Ein Akt. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 1 Mark.

Korip Helmann: Der Welterfchred. Lustspiel in 3 Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 1 Mf. Humann's: African Spir, ein Philosoph der Neuzeit. — Leipzig, Verlag von J. G. Fintel.

A. Kistner: Späte Helrat. Eine Familiengeschichte. — Berlin, 1896, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. — Preis Mf. 2.40.

Philipp Langmann: Realistische Erzählungen. — Leipzig, Robert Fritze, Sep.-Clo. — Preis 2 Mark.

Helene von Leszczynski: Florentine, die Getreue. Eine Lothringer Sage. — Dresden: N., Verlag von C. Neuenberg, 1896.

Franz Lindheimer: Hagars Liebe. Schauspiel. Zweite Auflage. — Heidelberg, 1896, Druck u. Verlag von J. Horning. — Preis 2 Mark.

Alfred Lombert: Der Glühende. Ein Gedichtwerk. — Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis M. 1.50.

Anton Freiherr von Perfall: Schlichterchen. Roman. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. — Preis brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Viktor von Reisdner: Juraj Dragutinowitsch. Roman aus der kroatischen Gesellschaft. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 4 Mark.

Russische Novellen. Herausgegeben von Alexander Brauner. — Leipzig, Verlag von Hermann Zieger. — Preis 2 M.

Otto Schroeder: Vom papiernen Stil. Vierte durchgesehene Auflage. — Berlin, 1896, Hermann Balthfer. — Preis 2 Mark.

A. Seidel: Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht. — Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund. — Preis 5 M.

A. Spitz: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 3. revidierte und stellenweise umgeänderte Auflage. Erster Band: Die Norm des Denkens. 2. Band: Die Welt der Erfahrung. — Stuttgart, Paul Neff Verlag. — Preis 8 Mark.

— Moralität und Religion (Dritte Auflage). Recht und Unrecht

(Zweite Auflage). — Ebenda. — Preis 4 Mark.

— Philosophische Essays. — Ebenda. — Preis 4 Mark.

Dr. Hermann Stödel und Eduard Walthfer: Die deutschen Volksfeste. Ein Beitrag zur Reform derselben. Vom Zentralausschuss zur Förderung der Jugend- und Volksfeste in Deutschland preisgekrönte Abhandlung. — München, Theodor Ackermann, Igl. Postbuchhändler, 1896. — Preis 60 Pfg.

H. v. Strang: Das internationale Rote Kreuz. — Berlin, Schall und Grund, Verein der Bücherfreunde. — Preis M. 1.—.

Franz Tiefenbacher: In Freud und Leid. Gedichte. — Gießen, 1896, Verlag von Georg Adlers Buchhandlung.

Ersi Volksmann: Vermächtnis eines armen Mädchens. Lebensroman einer Bergmännstochter. — Leipzig, Verlag von Carl Gütlich, 1895. — Preis 3 Mark.

Otto Weddingen: Der Kampf des Geistes und Ideal und Dämon. Zwei Romane in einem Bande. — Leipzig, Verlag von F. A. Berger, 1896. — Preis 3 Mark.

Toris Wege: Der soziale Notstand des Kellerinnen = Berufes. Ein Hilfsruf aus langjährigen Erfahrungen. — Leipzig, Verlags-Institut Richard Kühn. — Preis 60 Pfg.

W. R. Weis: Erlebtes und Erdachtes. Gedichte. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 2 Mark.

G. Widmer: Unser Lebensgesetz. — Frauenfeld, J. Hubers Verlag, 1896. — Preis M. 2.60.

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher u. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.



3 0000 093 399 859